L. an 35
Ma
2

Stadtmuseum Passau
Bücherei
Invent. Nr. Milit.
50
E. 2.

Griesheim
Ma
Mg(b) 142 2
Ma

VORLESUNGEN

ÜBER

DIE TAKTIK.

dtmuseum

VORLESUNGEN

ÜBER

DIE TAKTIK.

HINTERLASSENES WERK DES GENERALS

GUSTAV VON GRIESHEIM.

ZWEITE NEU REDIGIRTE AUFLAGE.

BERLIN, 1860.

VERLAG DER KÖNIGLICHEN GEHEIMEN OBER-HOFBUCHDRUCKEREI
(R. DECKER).

Staatliche
Bibliothek
Passau

Passau

INHALTS-VERZEICHNISS.

Seite

Vorwort des Herausgebers VII

ERSTER THEIL.

Elementar-Taktik.

Einleitung . 3

Historische Entwickelung des heutigen Zustandes der Taktik.

I. Seit Erfindung des Schiesspulvers 16

II. Seit den niederländisch-spanischen Kriegen 23

III. Im dreissigjährigen Kriege 29

IV. In den Feldzügen der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts 37

V. Die Lineartaktik 48

VI. Seit der Revolution 66

I. Abschnitt. Aufbringung und Organisation der bewaffneten Macht.

A. Menschen, Rekrutirung u. s. w. 86

B. Remontirung . 105

C. Material . 113

II. Abschnitt. Die verschiedenen Waffen und ihre Formation als Truppenkörper.

I. Waffengattungen 134

II. Waffenarten . 141

III. Formation der Truppenkörper 152

IV. Formation grösserer Massen 158

Schnelligkeit und Bewegungsfähigkeit 161

III. Abschnitt. Die taktische Formation und die Evolutionen.

A. Taktische Formationen 168

B. Evolutionen, a) Ortsveränderung 178

b) Formationsveränderung 189

c) Frontveränderung 205

d) Zum zerstreuten Gefecht 208

IV. Abschnitt. Gefechts-Verhältnisse der einzelnen Waffen.

A. Infanterie. a) Geschlossene 215

b) Zerstreute . 231

B. Kavallerie. Chok im Allgemeinen 252

Angriffsarten . 268

Direktion des Angriffs 282

Resultate . 287

C. Kavallerie und Infanterie im Gefecht gegen einander.

a) Geschlossene Kavallerie gegen geschlossene Infanterie . . 293

b) Geschlossene Kavallerie gegen Infanterie in zerstreuter Ordnung . 304

c) Aufgelöste Kavallerie gegen Infanterie in zerstreuter Ordnung 306

D. Kavallerie gegen Artillerie 307

Seite

V. Abschnitt.
Gefechts-Verhältnisse grösserer Abtheilungen der einzelnen Waffen.
A. Infanterie 309
B. Kavallerie 321
VI. Abschnitt.
Gefechts-Verhältnisse der kombinirten Waffen.
Im Allgemeinen 343
a) Infanterie und Kavallerie 347
b) Infanterie und Artillerie 350
c) Kavallerie und Artillerie 352
d) Gefechts-Verhältnisse grösserer Abtheilungen . . . 357

ZWEITER THEIL.

Angewandte Taktik.

Einleitung . 375
I. Abschnitt. Lehre vom Marsch.
I. Reisemärsche 379
Aeussere Umstände 380
Unterbringung u. s. w. 391
Schnelligkeit 398
Taktische Ordnung 404
Künstliche Beschleunigung 410
II. Kriegsmärsche. Länge, Unterbringung, taktische Ordnung 413
Sicherheitsmaassregeln 424
II. Abschnitt. Zustand der Ruhe.
Einleitung . 452
A. Kantonnirung 455
B. Gefechtsstellungen, Positionen 460
C. Marschstellungen 473
D. Sicherungsdienst.
I. Vorposten 476
II. Patrouillen 498
III. Abschnitt. Das Gefecht.
I. Natur des Gefechts 517
Momente desselben 531
Zahlenverhältniss, Theilung, Umgehung 548
II. Spezielle Gefechtslehre.
A. Gefecht um Terrain-Gegenstände.
1. Waldgefecht 555
2. Dorfgefecht 578
3. Gefecht um Defileen 601
4. Flussübergangs-Gefecht 614
5. Gefecht im Gebirge 621
6. Gefecht im gemischten Terrain 628
B. Gefecht in Bezug auf den Zweck.
1. Gefecht um Zeitgewinn 633
2. Ueberraschungsgefecht 637
Anmerkungen und Beispiele 653

VORWORT DES HERAUSGEBERS.

Der zweiten Auflage unserer Vorlesungen muss wiederum die Bemerkung vorausgeschickt werden, dass dieses Werk überall den konkreten, praktischen Standpunkt durchblicken lässt, den der Verfasser einnehmen musste; dass es für preussische wie für solche deutsche Offiziere geschrieben ist, deren Armeen in Form und Ursprung der preussischen gleichen, deren Bestimmung es also sein soll, sich einst um Eine Fahne zu schaaren und für dieselben Ideen und Güter zu kämpfen.

Anlage und Ausdehnung des Buches sind ferner auf einen grossen Kreis von Lesern, die sich einer gründlicheren Vorbildung für ihren Beruf erfreuen und denen mit einer peinlichen Erörterung der Elemente nicht gedient sein möchte, berechnet.

Die im Ganzen noch sehr dunkelen Nachrichten über das Taktische der Kämpfe in Italien 1859 haben, wie es scheint, eine grosse Zahl von Militairs dazu verleitet, sich mit ebenso dunkelen Vorstellungen über den Einfluss der neuen Bewaffnungen, des total umgewandelten Artillerie-Materials, und die daraus etwa resultirenden neuen Gefechtsformen herumzutragen. Allerdings hat der Herausgeber diesen Veränderungen bei seiner Durchsicht des Textes Rechnung getragen, so viel es der Raum zuliess; aber bei Manchem möchte die Frage sehr laut werden, ob wir uns nicht mit zu grosser Pietät an die

Lesart der ersten Auflage gehalten hätten. Jedoch abgesehen von dem, was wir unserem verewigten Lehrer und Freunde schuldig sind, abgesehen von unserer eigenen und festen Ueberzeugung, finden wir weder in unserem Nachdenken, noch in den Nachrichten über die neueren kriegerischen Ereignisse und in den durch sie hervorgerufenen literarischen Erscheinungen, einen triftigen Grund, von unserem Verfahren abzugehen. Die alte, durch so viele geprüfte Erfahrungen herangebildete Kunst, die Streitmassen zu einem Zwecke zu leiten, ist kein nichtiges Gewebe von Formeln, an deren Stelle, wie dies schon verlangt worden ist, ein formloses Verschleudern gesetzt werden darf. Dass abwechselnd diese oder jene Fechtart Mode geworden, und dann wieder bei Seite gelegt ist, je nachdem eine isolirte Erfahrung sie augenblicklich zu Ehren gebracht hat, ist kein Grund den bisherigen Regeln überhaupt ihre Geltung zu bestreiten. Auch die Tragweite der neuen Feuerwaffen und die vergrösserte Wirkung der Geschosse wird, im Wesentlichen, nicht viel in den gebräuchlichen Gefechtsmethoden, so wie sie in unserem Text beschrieben werden, ändern. Entfernungen, die durch die eine Rücksicht ausgedehnt werden müssten, finden in einer anderen Rücksicht ihr Maass und vielleicht oft das alte; im Terrain, in der Bewegungsfähigkeit, in der Schwierigkeit der Leitung.

In den meisten Kontroversen unserer Zeit zeigt sich recht deutlich auf jedem Gebiete die Erscheinung, welche schon Baco von Verulam in der Philosophie wahrnahm, „dass oberflächliches Wissen von Gott abwendig mache, tief und mühsam geschöpftes aber zu ihm hinführe." Auch im Kriegswesen ist ein halbes Wissen schlimmer als gar Keines. Den Glauben an die reglementarische Autorität

zersetzt es, ohne etwas an dessen Stelle zu bringen. Allerdings finden wir oft, und nicht ohne Grund, diesen Glauben erschüttert; aber der Offizier soll in seiner Bildung die Mittel finden, die so vielfältigen Erscheinungen des Gefechts sofort unter allgemeine Kategorien aufzufassen und ihr Verständniss *dem ungebildeten Soldaten* zu erleichtern. Des Soldaten wegen muss er das Reglement mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen suchen. Jener ist an Formen gewöhnt, ohne sich immer Rechenschaft darüber geben zu können, wo er sie zweckmässig anwendet; aber der Offizier, welcher ihn mittelst der Form beherrscht, soll das Mittel dem Zweck anpassen können, und dazu verlangt man von ihm taktische Bildung. Der Schlussstein taktischer Bildung (es sei uns erlaubt, hier an passendster Stelle nochmals nachdrücklich daran zu erinnern) ist und war immer nur ein gründliches Studium der Kriegsgeschichte, und zwar vieler Feldzüge aus verschiedenen Zeitaltern: ein *kritisches* Studium, welches uns daran gewöhnt, das Zufällige, Vergängliche vom Wesentlichen und Dauernden zu unterscheiden, die Form nur als ein Mittel zum Zweck anzusehen und nicht als den Zweck selbst; aber auch daran, dass Alles nach Form und Gesetz geschehen muss, um der Führung ihre Erfolge zu sichern.

Wer diese Arbeit sich erspart, sich mit einer gelegentlichen leichten Lektüre befriedigt, der kann bei sonst glücklichen Umständen sicher wohl ein recht guter Soldat sein, wird aber sicher im Kriege öfter in Verlegenheit gerathen, als derjenige, welcher schon im Frieden sich jene Spannkraft und Gewandtheit des Geistes zu schaffen gesucht hat, die allein in den Wechselfällen des Feldzuges durchhilft. Die Mehrzahl solcher Militairs, im dunkelen Gefühl, dass ihnen etwas Wesentliches fehle,

macht sich darauf gefasst, in einem Kriege zuerst mancherlei bittere Erfahrungen zu machen, dann aber, bei zunehmender Kriegsgewohnheit, sich ruhmvoll aus allen Lagen hervorzuarbeiten. Es scheint uns, als litte diese sorglose Ansicht von den kriegerischen Schicksalen des Einzelnen an einigen bedenklichen Mängeln.

Zunächst haben wir heute zu Tage keine Zeit übrig, ein Jahr lang bittere Erfahrungen zu machen in der Hoffnung, dass sie uns die für das folgende Jahr nöthige Weisheit liefern werden. Wir haben Veranlassung, gerade am ersten Tage mit aller nöthigen und möglichen Energie, mit voller Kenntniss des Metiers, mit gesammelter Macht über das Gemüth des leicht beweglichen Menschen, uns die Chancen des Erfolges und ein gutes Auftreten auf der Bühne zu sichern, denn an durchgefallenen Akten fehlt es bei keinem solcher ernsten Schauspiele.

Sodann ist es für den Einzelnen immer ein besonderes Glück gewesen, im Kriege selbst so viele Erfahrungen und Wahrnehmungen zu machen, dass diese ihm als ein genügender Lehrkursus gelten könnten. In dieser Lage sind nur sehr Wenige; die Mehrzahl hat weder Gelegenheit, noch Zeit, noch Glück genug dazu. Und dann selbst, wenn dies Alles zusammentrifft, ist es immer nur eine einzelne Erfahrung. Diese subjektiven Erfahrungen erhalten ihren allgemeinen Werth erst durch Vergleichung, durch später in der Ruhe des Friedens erfolgende historische Beleuchtung, welche allein im Stande ist, die Wechselwirkung von Angriff und Vertheidigung abzuwägen. Was so im Anfange nur Routine war, wird lange nachher erst zur bewussten Regel.

Ein Studium also, welches uns in den Stand setzt, diese vereinzelten Erfahrungen Vieler uns anzueignen und

zu einem sicheren Wissen zu machen, welches uns über die wahre Natur der taktischen Grundsätze aufklärt, dass sie nämlich keine absolute, sondern nur die aus den beiden Momenten des Kampfes, Angriff und Vertheidigung, hervorgehende relative Geltung haben: ein solches Studium bleibt zur Ausbildung des Führers unerlässlich. Warum fänden wir sonst so oft die Thatsache, dass die tapfersten Männer in ungewohnten Kriegslagen die Kaltblütigkeit nicht, aber wohl das sichere Urtheil, das schnelle Urtheil, damit die Zeit und so Alles verloren? Und warum ermahnten Leute, die doch Einiges von der Sache verstanden, wie Friedrich der Grosse und Napoleon, so beständig dazu?

Die erste Wahrnehmung, welche wir Alle im ernsten Moment als Neulinge machen, ist sicher 999mal unter tausend, dass uns das schnelle Verständniss der Lagen, dass uns diese elastische Schnellkraft, die ruhelose Thätigkeit des Geistes fehlt. Wenn wir nicht irren, so bieten schon die Friedensübungen Beweise genug, wie selten und wie nöthig diese Eigenschaften sind, und wie sie geübt werden müssen.

Freilich erschweren mancherlei Rücksichten die Durchführung einer mit unerwarteten Zwischenfällen komplizirten Uebung (hauptsächlich die Schwierigkeit des Schiedsrichteramts); zum Theil aber wird der frische Entschluss in vielen Charakteren durch die pädagogische Weise des ganzen Dienstbetriebes systematisch gelähmt, zum Theil der sachgemässen Verfügung über die Kräfte durch irgend ein mit souverainer Gewissheit gepredigtes absolutes Kriterium Einhalt gethan. Wer dreissig Jahre lang, in allen Gefechtsmomenten der friedlichen Uebung, unter strenger Kritik, die sonst weise Regel des sparsamen Schützengebrauchs fromm befolgte, verliert zuletzt total

das. Bewusstsein derjenigen Lagen, in denen diese Regel nicht mehr zutrifft; und dann, gerade in dem Augenblick, wo er durch einen dichten Kugelregen die ganze Region unsicher machen soll, in welcher die feindlichen Führer ihre Entscheidung treffen, und deren Reserven schon angefressen werden müssen, dann wirft er das Vertrauen auf sich selbst sowohl wie auf sonst sehr brauchbare Grundsätze bei Seite. Und zwar derjenige zuerst, welcher diese Prinzipien nicht durch eigenes Studium in sich aufs Neue erzeugt, sondern sie nur von Aussen her aufgenommen hat.

Noch einmal knüpfen wir an einen oben gethanen Ausspruch an.

Die brandenburgisch-preussische Kriegsmacht, und deutsche Bundesgenossen mit ihr, haben sich schon öfter in der Lage befunden, nach langer Friedenspause kriegsgewohnten und ruhmreichen Heeren gegenüber zu treten. Sie haben oft ohne Zittern den Kelch leeren müssen, dessen bitterer Trank Heilung für vielleicht unverschuldete Leiden enthielt; aber noch öfter ist auch die Hand der Neulinge stark genug gewesen, Reiser von der Lorbeereiche zu brechen. Möchten wir doch in den lehrreichen Büchern unserer Geschichte blättern! Möchten wir uns nach dem Vorbilde des grossen Oraniers erinnern, dass wir in der Nacht ringen und zittern sollen, damit, wenn der Morgen anbricht, wir gefasst und sicher die Tage von Fehrbellin, von Cassano, von Mollwitz und Lowositz, von Eckau und Möckern um Einen vermehren können!

Hamm, den 12. August 1860.

von Horn,
Hauptmann und Compagnie-Chef
im dritten westphälischen Infanterie-Regiment.

ERSTER THEIL.

ELEMENTAR-TAKTIK.

EINLEITUNG.

Diese Vorlesungen sind der Taktik gewidmet.

Taktik ist ein Wort, welches im militairischen Leben und Treiben so vielfach gebraucht wird, welches wir alle gewiss so oft gebraucht haben, dass wir kaum den geringsten Zweifel, die mindeste Unsicherheit darüber haben, was darunter verstanden werde. Wir sind in jedem speziellen Falle fast nie ungewiss, die taktische Seite irgend einer militairischen Handlung zu erkennen und als solche zu bezeichnen (z. B. das Taktische eines Marsches u. s. w.); so dass es kaum nöthig erscheinen kann, hierüber noch etwas zu sagen.

Und doch ist dem so. Es geht uns hier wie mit so vielen andern Dingen. Die Praxis gebraucht nämlich unbefangen die Sache; benutzt sie, verwendet sie, und ist längst damit fertig, während die Theorie noch lange und vielfach sich damit herumschlägt, den Begriff der Sache festzustellen und, wie man sagt, zu definiren.

Wir gebrauchen also überall das Wort taktisch, Taktik, wie wir ebenso auf der andern Seite Strategie, strategisch anwenden, und zwar als Gegensatz.

Diese Begriffe von Taktik und Strategie sind nun aber gerade die, welche in der Kriegswissenschaft, d. h. in der Lehre vom Kriege, nach der Seite der Definition die meiste Verwirrung hervorgebracht und die meiste Schwierigkeit gemacht haben.

Dies ist, wie wir vorläufig bemerken, besonders, und man kann sagen einzig und allein, daraus entstanden, dass man von vorn herein den Fehler gemacht hat, beide als Gegensätze darzustellen, beide aus einander zu halten; während in der Wahrheit beide Begriffe einander ergänzen, und beide, als Wissenschaft, erst die eigentliche Lehre und Wissenschaft vom Kriege bilden. Ihr Unterschied ist nur darin zu suchen, dass die Strategie, als das Höhere, die Taktik als Voraussetzung gebraucht und ihrer bedarf, wenn sie nicht blos theoretisch als Lehre, sondern in der That und

Wirklichkeit vorhanden sein soll; während andererseits die Taktik zwar ohne Strategie existiren kann, aber ihren Werth, ihre Geltung erst durch diese und als deren Grundlage erhält.

Wir müssen nun, um dies Verhältniss zu begründen, hier etwas weiter ausholen. Indem wir Taktik und Strategie zugleich betrachten, haben wir es mit der Wissenschaft des Krieges zu thun.

Die Politik ist die Lenkerin und Ordnerin der Verhältnisse und Beziehungen der Staaten (im Bürgerkriege der Partheien) zu einander; ihre *ultima ratio*, ihr letztes Mittel ist der Krieg, ihr letzter Zweck die Herstellung oder anderweitige Combination jener Verhältnisse, der Friede. Der Krieg ist nun eine Handlung physischer, materieller Gewalt der Völker, der Staaten, der Partheien gegen einander; eine physische Gewalt, deren sich der Eine bedient, um den Andern zur Erfüllung seines Willens zu zwingen, und welche der Andere ergreift, um diesen Zwang von sich abzuwehren. Jenes ist der Zweck des Angriffs, dieses der Zweck der Vertheidigung; zweier Momente, die in gleicher Bedeutung durch alle kriegerischen Ereignisse hindurch gehen und die wir mit demselben innern, d. h. abstrakten Werthe in den Heereszügen der Eroberer, eines Alexander, eines Napoleon, wie in dem Detail des kleinsten Vorpostengefechts wiederfinden, obschon sie in jedem einzelnen Falle einen andern äussern, konkreten Werth haben; der beiden Momente, welche im Verlauf unserer Betrachtung stets wiederkehren werden und um welche sich vielfach alle Betrachtungen kriegerischer Ereignisse drehen.

Der Krieg ist das letzte Mittel der Politik; die letzte Entscheidung in den Streitigkeiten der Völker, in den Verwickelungen der Verhältnisse der Staaten zu einander. Dass diese letzte Entscheidung nur eine der physischen Gewalt sein kann, liegt in der Natur der Sache.

Der Staat hat und erkennt keine höhere weltliche Macht über sich; dies ist eben eine Grundbedingung seiner Existenz, mit der er selbst steht und fällt. Jeder Staat, der kleinste wie der grösseste, ist souverain, d. h. er trägt die letzte Entscheidung, die letzte Entschliessung in sich; denn die Verhältnisse der Staaten-Individuen stehen unter keinem Gesetz, unter keinem Recht.

Völkerrecht und äusseres Staatsrecht besteht wesentlich nur in der Theorie; in der Praxis entwickelt sich beides nur höchst spärlich. So sehen wir vom Völkerrecht nur unter den christlichen Völkern die Anfänge, die einerseits fast nur im Kriege, also während des Aufhebens jedes andern Rechts-

zustandes, zur Sprache kommen, andererseits aber, viel mehr als im eigentlichen Recht, nur in der Moral und Sittigung begründet sind. Wir sehen sie z. B. in der Schonung der Gefangenen, in der Schonung des Privateigenthums, in dem Halten der Verträge und Capitulationen. Bei den nicht christlichen Völkern ist hiervon wenig zu finden. Der Gefangene wird Sklave des Siegers; das Eigenthum des Bürgers wird Beute.

Das Alles ist aber immer noch viel mehr ein Belieben der Moral, als ein Rechtsverhältniss, was sich sofort darin zeigt, dass es verschwindet, sobald ein besonderer Hass die streitenden Völker oder Partheien entzündet. Der Hass gewinnt an intensiver Stärke, je näher sich die Streitenden von Hause aus stehen, je mehr die Verhältnisse verwickelt und mit einander verwachsen sind.

Man kann nur den hassen, den man kennt. Darum sind die Bürgerkriege die blutigsten und die, in welchen am leichtesten jede Spur des Völkerrechts verschwindet. Wir wollen in dieser Hinsicht nur an die Kriege in der Vendée, in Spanien erinnern.

Die Politik ist es also, die den Zweck des Krieges, das, weshalb er geführt wird, bestimmt. Dieser Zweck ist zwar im Allgemeinen, im Abstrakten, der Frieden. Im Einzelnen, im Konkreten ist er dagegen keineswegs kontinuirlich derselbe. Er modifizirt sich im Laufe des Krieges selbst nach den Erfolgen der kriegerischen Ereignisse, und während in dem einen Moment die höchsten Forderungen durch ein scheinbares Uebergewicht begründet und leicht erreichbar erscheinen, kann es sich im nächsten Augenblick vielleicht nur noch um die Fristung der Existenz des Staatslebens handeln (1805, 1806). Oder umgekehrt: während in dem ersten Augenblick nur Abwehr des Todesstreichs der Zweck der Schilderhebung ist, schlägt — sei es plötzlich, sei es langsam — die Waage um, und der Angreifende wird zum Besiegten (Carl der Kühne, 1792, 1812, 1859). In dieser Veränderlichkeit des konkreten Kriegszweckes liegt theilweise das grosse Uebergewicht der Feldherren, welche zugleich Herrscher sind, und mit eigener Hand den Krieg, die Mittel, handhaben, um den selbst vorgesetzten Zweck zu erreichen (Alexander der Grosse, Friedrich der Grosse, Napoleon, Carl der Zwölfte).

Der einfache nächste Zweck des Krieges ist das Niederwerfen, das Zwingen des Feindes, oder das Abwehren dieses Zwanges. Dies müssen wir namentlich als Soldaten stets festhalten, obschon die Politik in den Krieg die wunderlichsten

Veränderungen und Abartungen hineinbringt; sie macht ihn manchmal zu einer blossen Drohung (1778), oder zu einer Art von Exekution (Antwerpen 1832); oder sie will ein Pfand gewinnen. Diesen verschiedenartigen Gebrauch, den die Politik vom Kriege macht, können wir ganz fallen lassen; für uns ist er nur ein Akt der Gewalt, und diese Gewalt kann nicht anders zur Erscheinung kommen, als im Kampfe. Der Krieg ist so für uns, vom Standpunkte des Soldaten aus betrachtet, Kampf.

Im Kampfe messen sich die geistigen und materiellen Kräfte an einander und durch einander ab, und es liegt daher in dem Kampfe selbst, dass er in Angriff und Vertheidigung zerfällt. — Während nun so jeder Krieg in seiner Totalität ein Vertheidigungskrieg und ein Angriffskrieg zugleich ist, fallen beide Seiten, je nachdem man den einen oder den andern streitenden Theil betrachtet, auseinander. Der Eine führt den Angriff, während der Andere sich vertheidigt. Oft aber wechseln die Rollen ganz oder theilweise, und oft ist es bei grossen Kriegen von Hause aus der Plan, auf dem einen Kriegstheater vertheidigungsweise zu verfahren, während auf dem andern der Angriff geführt wird (1813). Es kann auch der Fall eintreten, in welchem beide Theile angriffsweise verfahren wollen. Entweder wird eine kurze, schnelle Entscheidung erfolgen, oder die Wechselfälle des Krieges werden sehr bald den Einen oder den Andern in die Lage der Vertheidigung versetzen. (In dem Falle, wo beide vertheidigungsweise, abwartend, auftreten, kann es gar nicht zum Kampfe kommen.) Den Angriffskrieg unternimmt der physisch oder moralisch Stärkere; der Theil, welcher über die grössern Streitkräfte zu gebieten hat oder zu gebieten glaubt; oder der, der über das kriegstüchtigere Heer verfügt; oder der, welcher mit seinen Rüstungen zuerst fertig ist; oder endlich der, der ein bestimmtes, positives Ziel fest im Auge hat. Er dringt in das Gebiet des Feindes ein; er sucht die Streitkräfte des Gegners auf; er sucht das Gefecht, den Kampf mit ihnen.

Der Schwächere nimmt dagegen die Form der Vertheidigung für sich, und sucht das gestörte Gleichgewicht der materiellen Kräfte durch Zeitgewinn, durch geschickte Benutzung des Terrains, durch kleine Schläge mit stärkern Theilen seiner Macht gegen geringere der feindlichen Macht, herzustellen.

Dieses Doppelverhältniss findet sich auch im Kampfe wieder. Er ist aber niemals nur ein Kampf; sondern er bildet sich aus vielen einzelnen Kämpfen, die oft dicht neben ein-

ander liegen und kurz auf einander folgen; oft aber auch weit auseinander sind in Raum und Zeit.

Diese Kämpfe nun nennen wir im Allgemeinen Gefechte. In dieser Bedeutung umfasst das Gefecht die grössern Kämpfe ganzer Heere, die wir sonst auch Schlachten nennen; so wie die kleinern Kämpfe, welche durch Theile eines Kriegsheeres geführt werden, und die gemeinhin Gefechte genannt werden. Sie sind also das Mittel für das Niederwerfen des Feindes und die Abwehr desselben. Die Lehre nun über die Anwendung dieser Mittel zur Erreichung des allgemeinen Zweckes, nennen wir Strategie.

Es ist aber allerdings etwas Anderes, die Gefechte und die Resultate derselben an einander zu reihen, zu combiniren und diese Combination fortzuführen zur Erreichung des letzten Zweckes, des Krieges, und etwas Anderes, die Truppen, die Theile des Heeres, zu einem Gefechte in Bewegung zu setzen, für ein Gefecht aufzustellen, und sie im Gefecht zu führen, zur Entwickelung ihrer Kräfte zu leiten. Dies Zweite nun ist die Taktik, die man, wie die Strategie die Lehre von der Kriegführung genannt wird, die Lehre von der Gefechtsführung nennen könnte. Taktik tritt überall ein, wo der Krieg als Bewegung, oder als wirkliche kriegerische Handlung, als Kampf sich zeigt.

Wir sehen also, dass die Kriegskunst, abgesehen von den Hülfswissenschaften, zu denen z. B. die Waffenlehre, die Fortifikation, die Militair-Oekonomie u. s. w. gehören, mithin die Kriegskunst in ihrer wesentlichen Bedeutung sich in Strategie und Taktik sondern lässt; in Kriegführung und Gefechtsführung. Beides sind Begriffe, die als solche neu und ein Resultat des vorigen Jahrhunderts sind, während die Worte alt sind und schon von den Griechen gebraucht wurden. (Bei ihnen war ein Taktikos das, was wir einen Exerzirmeister nennen würden, und Strategos zunächst der Anführer einer Phalanx.) Irrig aber ist offenbar der Gegensatz, den man stets zwischen Strategie und Taktik hineingeschoben hat, der durch die Gegensätze von Feldherrn und Truppen, von Anordnung und Ausführung, von höherer und niederer Sphäre entstanden ist, und durch den ein scheinbares Auseinanderfallen beider Seiten der Wissenschaft hervortritt. In der Praxis zeigt sich dies keineswegs; da sind Strategie und Taktik nur zwei verschiedene Seiten der allgemeinen kriegerischen Thätigkeit, die beide an jeder kriegerischen Handlung sich finden und zur Erscheinung kommen, und nur in der Weise aus einander fallen, dass bald die eine, bald die andere mehr und aus-

schliesslicher hervortritt. Das Strategische des Krieges ist die Combination, der Plan, die Abänderung oder Erneuerung desselben; somit mehr ein Geistiges, Intellektuelles, die Erfindung, Erreichung und weitere Benutzung; während das Taktische die ins Leben tretende Ausführung ist. Die Strategie rechnet mit Gefechten, Märschen, Stellungen, und ihren Resultaten, während die Taktik mit Truppen rechnet.

Alle strategischen Verhältnisse, Combinationen u. s. w. können nur taktisch ins Leben treten, zur realen Wirklichkeit werden. Es ist daher schief ausgedrückt, wenn man von strategischen Punkten, Linien, strategischen Märschen, strategischen Aufmärschen spricht; es sollen damit nur bezeichnet werden Punkte, Linien von strategischer Wichtigkeit; oder die strategische Seite des Marsches, des Aufmarsches, der Bewegung. Strategie und Taktik lassen sich also zwar in der denkenden Betrachtung des Krieges, aber nicht im Kriege selbst, trennen.

In dem Gefecht, welches allerdings vorherrschend taktisch ist, haben wir sogleich auch das strategische Element, die strategische Seite; so wie wir dasselbe nach seiner Einleitung, seiner Verknüpfung mit den vorhergehenden, gleichzeitigen, oder nachfolgenden Gefechten oder Kriegsbegebenheiten, nach seiner Nothwendigkeit, betrachten. Eben so ist es mit der Strategie, die, wie bemerkt, vorzugsweise eine geistige Thätigkeit ist, zu ihrer Erscheinung in der Wirklichkeit aber unumgänglich der Taktik bedarf. Jeder Marsch, wesentlich strategisch, kann nur taktisch ausgeführt werden. Man hat dies Verhältniss vielfach durchgefühlt, und daher auch die Strategie höhere Taktik, und das, was wir hier Taktik nennen, die niedere Taktik genannt.

Wir wollen indessen bei den fast überall angenommenen Bezeichnungen bleiben, und die Lehre von der Kriegführung Strategie, die Lehre von der Gefechtsführung aber Taktik nennen, wobei wir uns der Theorie des Generals von Clausewitz anschliessen.

Clausewitz sagt: »Taktik ist die Gefechtslehre, die Lehre vom Schlagen; Strategie die Lehre von der Leitung der Streitkräfte bis zum Eintritt des Gefechts, und von der successiven Aneinanderreihung der Gefechte zur endlichen Ueberwältigung des Feindes.«

Wir müssen hinzufügen, dass die Einschränkung »bis zum Eintritt des Gefechts« ein schiefes Licht auf die Sache werfe; wir wünschen sie fort; denn auch im Gefecht selbst zeigt sich die Strategie.

Es bleibt nothwendig, diese Eintheilung, diese Sonderung festzuhalten, da die Definitionen über Taktik und Strategie so zahlreich und so von einander abweichend sind.

Wir wollen hier einige dieser Definitionen anführen.

Venturini, der am Ende des achtzehnten Jahrhunderts schrieb, sagt: »Taktik hat zum Zweck die Sicherung der Truppen, Strategie die Sicherung des Landes. Taktik ist die Anordnung zur Instandsetzung der Truppen, zum Gebrauch der Waffen und zum Gefecht; Strategie dagegen beschäftigt sich mit der Vertheilung der Truppen und der Magazine zur Sicherung des, ausserhalb des Wirkungskreises der Streitkräfte befindlichen, Landes.«

H. von Bülow sagt: »Taktik ist die Lehre von der Bewegung der Truppen im Kanonenfeuer, oder doch im Gesichtskreise des Feindes. Strategie ist die Lehre von den Bewegungen ausserhalb dieser Grenzen. Das Unterscheidungszeichen der Taktik von der Strategie ist lediglich die vertheidigungs- und angriffsfähige Gestalt der Truppen bei taktischen Operationen, und die reisefähige (Gestalt), — oder der Zustand der vom Gefecht ganz abstrahirenden Reise oder der Ruhe.« —

Man sieht sogleich, dass Venturini mehr den Zustand der Ruhe, des Stillstehens der Heerhaufen, Bülow dagegen den der Bewegung im Sinn hatte. Bei einer oberflächlichen Betrachtung aber springt sogleich ins Auge, dass beide Definitionen den Begriff keineswegs erschöpfen, nicht mit ihm kongruent sind.

Fast noch mehr verliert sich der Begriff bei von Bismark. Er sagt:

> »Taktik ist die Kunst, Truppen mit Vortheil zum Gefecht zu stellen und zu bewegen; Strategie ist die Wissenschaft, den Plan und den Operationsgang eines Krieges zu entwerfen und zu bestimmen.«

Wir würden dies als richtig anerkennen können, wenn nicht schon hier der Gegensatz von Kunst und Wissenschaft, also vom Sinnlichen und Geistigen, hineingespielt wäre, der nun weiter verfolgt wird, und die ganze Definition über den Haufen wirft. Es heisst nämlich weiter:

> »Taktik ist die Kunst, Strategie die Wissenschaft des Krieges; Strategie das Wollen, Taktik das Vollbringen kriegerischer Handlungen; Taktik erfordert hohe und seltene Naturanlagen, Strategie einen scharfen Verstand.«

Was den Gegensatz von Kunst und Wissenschaft betrifft, so folgt von Bismark darin dem Erzherzog Carl. Man sieht

jedoch auch hier sofort, dass der Gegensatz das Höchste ist, wozu gelangt wird; Gegensätze, wie: Kunst und Wissenschaft, Wollen und Können, Talent und Verstand. Ausserdem ist die Definition ganz subjektiv gehalten; es handelt sich bei Bismark nicht um die Sache, sondern um die Art und Weise, wie sich die Sache in dem Subjekt, dem Feldherrn, reflektirt.

Es ist mit solchen Gegensätzen gar nichts gewonnen und ihre Nichtigkeit ergiebt sich sogleich, wenn man den Versuch macht, einen speziellen Fall, hier irgend ein kriegerisches Ereigniss, unter das zu subsumiren, was sich hier als Allgemeines geltend machen will.

Einer der neuesten Schriftsteller der Gegenwart, von Willisen, giebt in seinem Werke: »Theorie des grossen Krieges« folgende Definition:

»Taktik ist die Lehre vom Schlagen, Strategie die Lehre von den Verbindungen.«

Beide leitet er ab von den beiden Haupteigenschaften eines Heeres, der Schlagfertigkeit und der Bedürftigkeit, so dass

»das Ganze der Kriegslehre zerfällt in Strategie, (eine Lehre, welche zeigt, wie die Kunst in Bezug auf die umfassende Eigenschaft der Bedürftigkeit) und in Taktik, (die Lehre, welche entwickelt, wie sie in Bezug auf die eben so umfassende Eigenschaft der Schlagfähigkeit der Armee zu verfahren habe).«

Die Strategie wird damit zur Lehre über die Mittel und Wege, die Existenz des eigenen Heeres nach der Seite ihrer vielfachen Bedürfnisse zu befriedigen, oder dem feindlichen Heere diese Mittel und Wege abzuschneiden.

Die Definition der Taktik ist auch die unsrige, dagegen die der Strategie — nach unserer Ansicht — nicht erschöpfend; sie nimmt vielmehr nur eine Seite der strategischen Verhältnisse für das Ganze. Dies wird sofort klar, wenn wir versuchen, ein kriegerisches Ereigniss unter den so beschränkten Begriff zu subsumiren; z. B. die grossen Kriegsverhältnisse des Jahres 1813 nach dem Waffenstillstand. Das Verhalten Blüchers, sein Ausweichen vor jeder definitiven Entscheidung, sein Nachdrücken, sobald der Gegner wich, waren rein strategisch, und durch das erschwerte Vorrücken der böhmischen Hauptarmee über das sächsische Erzgebirge, so wie durch das beabsichtigte Zusammenwirken aller drei Hauptarmeen in den Ebenen von Sachsen bedingt. Hier ist weder von einer Einwirkung auf die Verbindungen des französischen Heeres, noch von einer besondern Rücksicht auf die eigene die Rede. Dies

tritt ganz besonders heraus in dem Elbübergang von Wartenburg und dem Marsch hinter die Saale. Blücher giebt seine eigenen Verbindungen rücksichtslos auf, und hat keineswegs die Absicht, die Napoleonischen Verbindungen mit dem Rhein zu bedrohen; er will nur den zögernden Kronprinzen von Schweden auf das linke Elbufer hinüberziehen, und später dort festhalten, damit der grosse Zweck, die Vereinigung aller drei Hauptheere zu einer Entscheidungsschlacht, erreicht werde.

Eben so wenig drehen sich die strategischen Bewegungen Napoleons in dieser Zeit um die eigenen Verbindungen, oder die der feindlichen Heere; er hat lediglich die Absicht, eines der drei Hauptheere mit überlegenen Kräften zu schlagen, während er die beiden andern mit geringeren Kräften beschäftigt, um so das Netz zu sprengen, das sich um ihn zusammenzieht. Ueberall ist es auf Schlagen abgesehen, nicht auf die Erhaltung oder Bedrohung von Verbindungen; nichts desto weniger nennen wir alle diese Bewegungen strategische.

Dasselbe gilt von den Bewegungen des Erzherzogs Carl im Jahre 1796. Er zieht seine beiden Gegner Jourdan und Moreau ins Innere von Deutschland herein; wirft sich dann mittelst einiger schnellen Märsche auf den Ersteren, schlägt ihn bei Amberg, bei Würzburg, und wirft ihn so über den Rhein zurück. Wir nennen dies mit Recht strategische Combinationen; und ähnliche finden sich in allen Kriegen. Die Verbindungen sind wichtig, aber hier sind sie nicht das Criterium.

Um daher keine schiefe Vorstellung von vorn herein hervorzurufen, wollen wir dabei bleiben, die Strategie als die Lehre von der Kriegführung, die Taktik als die Lehre von der Gefechtsführung zu bezeichnen.

Ausserdem sei es nochmals gesagt: Strategie und Taktik sind in der That untrennbar, und nur verschiedene Seiten der kriegerischen Handlung.

In unserer Betrachtung aber wird die Trennung, des bessern Verständnisses, so wie der Uebersicht des unendlichen Feldes wegen, welches die Kriegskunst ausfüllt, nothwendig. So abstrahiren wir denn hier von der Strategie, als der eigentlichen Kriegführung, und beschäftigen uns nur mit der Taktik.

Die Kriegführung und die Ansichten darüber haben gleichsam einen Kreislauf gemacht. Alexanders Kriege, die Kriege der Perser, der Römer, der Karthager u. s. w. waren Vernich-

tungskriege. Die besiegten, niedergeworfenen Völker wurden dem siegreichen Lande einverleibt, oder mindestens Bundesgenossen, wie bei den Römern; sie gingen unter in den Weltreichen und verloren mehr oder weniger ihre Nationalität, selbst ihre Sprache. Carl der Grosse liess niederhauen, was sich nicht taufen liess. Die Kriegeszüge der Hunnen vernichteten alles und liessen nur ausgebrannte Schlacken hinter sich. — Die spätere Zeit des Mittelalters gab den Kriegen mehr den Charakter der Fehden, indem die Kriege sich um partikulare Interessen der Fürsten, der Städte u. s. w. drehten, und so nicht mehr der völligen Besiegung, der Vernichtung des Gegners wegen, sondern um ein bestimmtes, oft ganz geringfügiges, Interesse ausgefochten wurden. Mit der allgemeinen Ausbildung der Kriegskunst bildete sich gleichzeitig die Befestigungskunst aus, und so drehten sich denn ganze Feldzüge um einzelne Begebenheiten, um partikulare Zwecke, um eine Belagerung, oder den Entsatz einer belagerten Festung. — Zugleich organisirte sich immer mehr und mehr das europäische Staatensystem, in welchem jedes Glied ein von allen anderen anerkanntes ist, dessen Untergang, wenn er auch in dem Interesse des einen Theils liegt, eben so sehr die Interessen aller anderen Theile des grossen Systems verletzt. Wenn auch nicht auf diese Weise ein Schwert das andere ganz in der Scheide hielt, so wehrte es doch den tödtlichen Stoss ab, und liess unter Umständen nur eine grössere oder geringere Verletzung zu. Die Politik, die Staatskunst, wird absolute Herrscherin und die Kriegskunst erscheint nur als ihre Dienerin. Da sehen wir denn Kriege nur an den Grenzen geführt, Schlachten ohne Erfolge, Kriege, deren Ende oft erst nach langer Dauer eintritt, die fast nichts in den ursprünglichen politischen Verhältnissen der Staaten ändern. Der Friede wird selbst nach grossen Niederlagen durch die Abtretung eines fast unbedeutenden Länderbesitzes, einer Provinz, einer Stadt, von dem Besiegten erkauft. — Dies Verhältniss erreicht seinen Culminationspunkt in dem Kriege 1778, dem Feldzuge ohne Schlacht, selbst ohne Gefecht von einiger Bedeutung; der eigentlich nur eine Drohung, eine Demonstration war. Hier aber schlägt die Sache um. Das natürliche Verhältniss des Krieges, eben das im Kampfe und somit Sieg sein Zweck ist, hat sich in das unnatürliche verkehrt, dass man mit dem Kampfe nur droht, während es um denselben von keiner Seite mehr Ernst ist. Der Kreislauf vollbringt sich, indem sich durch den französischen Revolutionskrieg von neuem der Vernichtungskrieg entwickelt. Hier tritt aber der Unterschied ein, dass der Krieg im Wesent-

lichen, nicht so wie früher, um materielle Interessen und damit nicht gegen Leib, Leben und Eigenthum Aller geführt wird. Es ist dies die Folge der fortgeschrittenen, im Christenthume begründeten Sittigung. Principien, Gedanken sind es, um deren Willen Tausende verbluten und Reiche stürzen. Aber der Druck, den die Uebermacht des einen Princips hervorbringt, ruft hervor und gebiert zugleich den Widerstand. Die Schmach der Unterwerfung, die tödtliche Verletzung der Nationalität lasten stärker, als Kriegssteuern und Erpressungen; und mit der Zunahme jenes Druckes gewinnt endlich der Widerstand die Kraft, vorherrschend die intellektuelle Kraft, die Last von sich zu werfen und sie endlich zu besiegen.

Diese Zeit ist zwar vorüber, sie liegt hinter uns. Aber der Kampf der Principien ist nicht ausgefochten und er wird wieder entbrennen, sobald der vorhandene Gegensatz von einer Seite her zu einer realen Rechtsverletzung führt. — Wenn wir zwar auch wieder als einen Rückschlag ansehen müssen, dass die Kriege seit dem Jahre 1815 den Charakter einer früheren, vergangenen Zeit annehmen oder »sich lokalisiren«, so ist doch vorauszusehen, dass die Spannung der politischen Fädengeflechte, welche jetzt den Krieg entfernt, nicht für immer vorhalten kann, da deren Knotenpunkte in Individualitäten beruhen. Zerreissen sie, finden irgendwo wesentliche Verletzungen statt, taucht auf dem rechten Punkte eine wahrhaft kriegerische Individualität hervor (was freilich kein nachgeäfftes Kraftgenie sein darf), tritt so auf irgend eine Weise ein Kampf zwischen zweien der Grossmächte Europas ein, so wird dieser, bei der tiefen Spaltung der Principien, die jetzt nur äusserlich übertüncht ist, ein heftiger, ein Vernichtungskrieg der Staaten werden. Auf Bundesgenossen wird unter solchen Umständen wenig Verlass sein, und es muss daher jeder der grossen Staaten in der Lage sein, sich kräftig selbst schützen zu können; dies bedingt die Selbstständigkeit, die höchste Ehre der Staaten. Das Mittel hierzu ist das Heer, und dies muss deshalb zum Kriege bereit, ausgebildet sein; die Materialien müssen sich vorräthig finden, deren das Heer zum Kriege bedarf.

Die Kriegsbereitschaft des Heeres beruht, abgesehen von den Vorbereitungen des Terrains, der Festungen u. s. w., in seiner Organisation, seinem Ergänzungswesen, Ausrüstungswesen, in seiner Formation und seiner Ausbildung für den Kriegsgebrauch. Die Kriegskunst, und somit die Taktik als wesentlich integrirender Theil derselben, bedürfen dieser Voraussetzungen und finden darin ihr eigentliches Fundament.

Das Schaffen, Aufstellen und Ausbilden eines Heeres muss dem Gebrauch desselben vorangehen, und dieser letztere wird vielfach durch die Art und Weise, wie jenes geschieht, modifizirt werden. Diese Seiten müssen wir daher als Voraussetzungen der Taktik selbst in unsererer Vorlesung über die Taktik näher betrachten, wobei wir vorzugsweise das vaterländische Heer und seine Einrichtungen zum Grunde legen. Wir werden also zunächst von der Aufbringung der bewaffneten Macht, sodann von ihrer Ausrüstung sprechen.

Wir haben nun die Taktik bezeichnet als die Lehre von der Gefechtsführung. Das Gefecht, der Kampf aber wird mit Truppen geführt, und es leuchtet mithin ein, dass alle diejenigen Vorbereitungen und Einrichtungen der Truppen als Kämpfer, die sich auf das Gefecht beziehen, mit in unsere Betrachtung gehören. Truppen sind geordnete, gegliederte Haufen von Kämpfern, und wir werden daher die Art und Weise zu betrachten haben, wie sie dem jedesmaligen Zweck gemäss zu ordnen, zu verwenden sind. Wir werden dabei ausgehen müssen von der Grundordnung, in welcher die Möglichkeit zu allen anderen nothwendigen Ordnungen liegen muss. Dieses wird die Abschnitte von den Formationen und den Evolutionen geben. Nachdem wir so die verschiedenen Truppenarten, die wir gewöhnlich Waffen nennen, betrachtet haben, gehen wir über zu ihrer gemeinsamen Verwendung, ihrem gleichzeitigen Gebrauch; wir haben also sodann die gemischten Waffen zu betrachten.

Um uns die Uebersicht der Masse des in der Taktik gegebenen Stoffs zu erleichtern, wenn nicht zu erhalten, abstrahiren wir zunächst bei allen diesen Betrachtungen von dem Terrain, von dem Grund und Boden des Gefechts, von seinem Einfluss auf die Taktik und die taktischen Anordnungen; so dass wir uns hier im ersten Theile vorzugsweise nur mit den taktischen Formen beschäftigen. Erst dem zweiten Theile der Vorlesungen muss es vorbehalten bleiben, die Taktik mit Beziehung auf das Terrain zu betrachten.

Nothwendig ist eine solche Zerreissung des Stoffes nicht; sie ist aber das beste Mittel zur Bewältigung desselben, und wir sehen dasselbe in allen Lehrbüchern angewendet. Die getrennten Theile der Taktik heissen bald: formelle — intellektuelle, niedere — höhere, elementare — angewandte Taktik. Wir wollen bei der sehr bezeichnenden Benennung: »elementare und angewandte Taktik« stehen bleiben.

Obschon in dem zweiten Theile das Gefecht den Hauptgegenstand abgiebt, so dürfen wir doch auch dort die taktische

Seite der Momente der Ruhe und Bewegung zu betrachten nicht unterlassen, insofern sie zwischen den Gefechten liegen. Wir werden daher dort die Lehre von den Märschen, Stellungen, von den Vorposten u. s. w. ebenfalls betrachten müssen.

Ehe wir jedoch zu dem eigentlichen Stoff unserer Betrachtungen übergehen, wollen wir noch einen Blick auf die geschichtliche Entwickelung der Taktik werfen.

Die Taktik hatte nämlich in ihrer Entwickelung vielfache Formen zu durchlaufen, und die Geschichte dieser Formen ist der wesentliche Gegenstand der Geschichte der Kriegskunst. Da in unserer Vorlesung häufig historische Momente der Taktik berührt werden, und da es für die Prüfung des Werths taktischer Formen wesentlich nothwendig ist, ihre Entstehung zu kennen, so erscheint ein Blick auf die Geschichte der Taktik hier gerechtfertigt und sogar nothwendig.

Historische Entwickelung des heutigen Zustandes der Taktik.

I. Die Taktik seit der Erfindung des Schiesspulvers bis ins sechszehnte Jahrhundert.

Die Geschichte der Taktik reicht hinauf in das graue Alterthum, denn die Geschichte der Kriegskunst ist so alt wie die Geschichte des Menschengeschlechts; die alte Geschichte ist sogar ausschliesslich fast nur Kriegsgeschichte.

Keine Kunst, keine Wissenschaft, keine Erfindung, überhaupt kein Erzeugniss des menschlichen Geistes steht isolirt da. Selbst wenn dies auf den ersten Anblick so scheinen sollte, so finden sich bei näherer Betrachtung Voraussetzungen und aus diesen Zusammenhänge, oft die engsten, mit den anderen Künsten, Wissenschaften und Produkten des menschlichen Geistes. So hat denn auch der Gang, den die Entwickelung des menschlichen Geistes nach anderen Seiten genommen hat, wesentlich auf die Kriegskunst eingewirkt. Während auf der einen Seite Religion, Sitte, Politik, das Recht, und der Gang, den die Entwickelung der Völker in Bezug auf ihre Staatseinrichtungen genommen haben, wesentlich auf den Geist des Krieges, auf die Art und Weise der Kriegführung einwirkten, waren es auf der anderen Seite vorzugsweise Physik und Chemie, welche auf die Taktik, auf das Wesen derselben, den bedeutendsten und durchgreifendsten Einfluss ausübten. — Die Bearbeitung der Metalle, die Construktion der Waffen und Kriegs-Maschinen zeigen dies; und so sind es diese Wissenschaften gewesen, welche das Wesen der Taktik am Meisten verändert und auf den Standpunkt gebracht haben, auf welchem wir uns jetzt befinden, und den wir nur in Folge irgend einer neuen Erfindung, eines neuen Fortschrittes verlassen können. Ganz besonders ist es die Erfindung des Schiesspulvers und seine Anwendung zum Kriegsgebrauch, die Erfindung der Feuerwaffen gewesen,

welche eine vollkommene, eine totale Umwandlung der Taktik, ihrer Regeln, ihrer Gesetze hervorbrachte. Die ganze Geschichte der Taktik spaltet sich selbst daher in zwei grosse Massen, zwei Perioden. Was in die Periode vor der Einführung der Feuerwaffen fällt, die Taktik der Griechen und Römer, des Ritterthums, des Mittelalters, hat zwar ein hohes historisches Interesse, und es lässt sich daran die Wahrheit und Unwandelbarkeit vieler taktischen, wie strategischen Axiome prüfen und darthun; allein von einem praktischen Werth, von einem direkten Einfluss auf die gegenwärtigen Verhältnisse der Taktik kann nicht wohl die Rede sein. Von unserem Standpunkte aus können wir daher diese ganze Periode übergehen.

Keine Erscheinung im Gebiete menschlicher Erfindungen, Einrichtungen ist aber von Hause aus eine vollendete. Sie entsteht in einzelnen, oft unbedeutenden, oft lange Zeit übersehenen und unbeachteten Punkten; gewinnt nur nach und nach, bald schneller, bald langsamer an Kraft; erhält eine breitere Existenz, und tritt dann erst mit dem Bestehenden in Kampf und damit in die Feuerprobe ihres Werths, ihrer Zeitgemässheit. Das Bestehende aber hat ein grosses Gewicht für sich; es ist das Alte, Hergebrachte, Jedem Bekannte, ihm Vertraute, das Bewährte, was so lange vorgehalten. Dieser Kampf des Alten und des Neuen kann oft längere, oft kürzere Zeit dauern. Ist das Neue das wahrhaft Höherstehende, so wird das Alte endlich, der Kampf mag noch so lange dauern, von ihm besiegt und verdrängt. Die neue Form ist aber das Kind der älteren; sie ist aus ihr hervorgegangen; sie kann sich daher nur schwer und langsam ganz von dieser losmachen. Sie hat noch lange gegen die Mängel zu kämpfen, die ihr davon anhängen, und die sie oft sehr schwer, oft nie los wird. Dies ist der allgemein geltende Entwickelungsgang des menschlichen Geistes. In der Geschichte der Kriegskunst ist er sehr deutlich ausgesprochen, und wir können ihn dort bei der oberflächlichsten Betrachtung erkennen.

Ein naheliegendes Beispiel liefert die Einführung der Perkussionsgewehre. Die Bertholet'sche Entdeckung der Eigenschaft des übersauren salzsauren Kalis, dass dasselbe nämlich durch einen Schlag entzündbar sei, so wie seine Versuche mit dem Knallsilber fallen in die achtziger Jahre. Im Jahre 1807 erhielt Forsyth das erste Patent auf Perkussionsgewehre mit Magazinschlössern; im Jahre 1815 wurde das Perkussionsgewehr, was durch ein Zündhütchen abgefeuert wird, in England erfunden, aber erst 25 Jahre später bei den Armeen allgemein einge-

führt. Aber auch in der Taktik finden wir diese Erscheinung wieder, und es stellen sich während des grossen Zeitraumes von fünf Jahrhunderten nur sechs bedeutende und wesentlich verschiedene Epochen heraus, in welche man den historischen Stoff gliedern kann.

Wie die Legion, diese gegliederte, gelenkige taktische Form der Römer, 200 Jahre gebrauchte, um sich von der tiefen, geschlossenen Form der Phalanx zu befreien, wie sie weitere 180 Jahre bedurfte, um die ältere Gefechtsform ganz zu verdrängen, so bedurfte es auch nach der Erfindung des Schiesspulvers noch Jahrhunderte, ehe die neuen Formen sich von denen des Mittelalters losrissen. —

Ueber die Erfindung des Pulvers ist weder in Bezug auf Zeit, noch in Bezug auf Art etwas mit Bestimmtheit anzugeben. Ziemlich wahrscheinlich ist es, dass die Araber die Erfindung des Schiesspulvers gemacht haben; gewiss aber ist, dass die Wirkung desselben bereits im dreizehnten Jahrhundert bekannt war. Aber schon in einer viel früheren Zeit und namentlich schon im neunten Jahrhundert werden von Schriftstellern dieser Zeit (Marcus Grachus) Zusammensetzungen von Salpeter, Schwefel und Kohle erwähnt, die in ihren Mischungsverhältnissen denen des jetzigen Schiesspulvers sehr ähnlich sind. Auch das sogenannte griechische Feuer mag theilweise eine ganz ähnliche Zusammensetzung gehabt haben, wie aus seinen Wirkungen zu vermuthen ist.

Eben so ungewiss ist die Zeit, wo man die Erfindung machte, durch Pulver schwere Körper in einer bestimmten Richtung fortzuschleudern, was dann zur Erfindung der Schiesswaffen führen musste. Wahrscheinlich ist auch nach dieser Seite, dass diese Anwendung des Pulvers früher bei den Arabern und Mauren, als bei den europäischen Heeren eintrat; denn zuerst und bereits im Jahre 1342 finden wir Geschütze bei den Mauren, welche Algeziras gegen die Castilianer vertheidigten. Ja schon 11 Jahre früher, 1331, führten die Mauren bei der Belagerung von Alicante eine Maschine mit sich, welche eiserne Kugeln durch Feuer und unter Hervorbringung eines starken Knalles fortschleuderte.

Von den Europäern wurden so zuerst die Spanier mit den Feuergeschützen bekannt; erst später die Italiener, Engländer, Franzosen und Deutschen, so dass erst um das Jahr 1360 das Vorhandensein von Feuergeschützen bei den Kriegsheeren dieser Völker nachweisbar wird. Indessen besass 1372 die Stadt Augsburg bereits 20 metallene Steinbüchsen.

Obwohl die erste Erfindung zunächst nur auf das grobe

Geschütz angewendet wurde, so blieb sie doch nicht lange bei den grossen, schweren, aus geschmiedeten Eisenstäben gefertigten, später aus Metall gegossenen Steinbüchsen stehen, sondern ging sehr bald, und zwar mit einem wunderlichen Sprung von den grössten zu den kleinsten Feuerwaffen über. Der Gebrauch dieser unförmlichen Geschütze war im freien Felde unmöglich. Schon 1364 liess die Stadt Perugia 500 Handbüchsen anfertigen, die nur eine Spanne lang waren, aber doch durch jeden Harnisch schossen, und die später zur Erfindung der Pistolen (wahrscheinlich von Pistoja in Toscana) führten. Bald darauf machte man längere, leichte Schiessgewehre, Handbüchsen, Handröhre genannt. 1381 stellte Augsburg bei dem Städtekrieg gegen den Adel bereits 30 solcher Büchsenschützen. Besonders aber wurde diese Erfindung in Italien ausgebildet und verbreitet. Ueberhaupt verallgemeinerte sich der Gebrauch der kleinen Feuergewehre viel schneller, als der der grossen Steinbüchsen, da die Anschaffung weniger kostete, sie einer geringen Ladung bedurften, und doch den Vortheil gewährten, dass kein Harnisch, keine Rüstung ihnen widerstand. Die allgemeine Einführung aber dauerte dennoch sehr lange. Schon 1447 waren die Bürger von Erfurt mit Handbüchsen bewaffnet, welche man Anfangs Bombardellen nannte.

Die ersten Feuergeschütze waren sehr unbehülfliche, schwere, grosse Maschinen, die auf hölzernen Gerüsten lagen, mit grossen Steinkugeln geladen wurden, und deren Bestimmung anfänglich nur die war, Mauern und Befestigungswerke einzustürzen. Um diesen Zweck sicher zu erreichen, mussten daher die Geschütze vor Einführung e i s e r n e r Kugeln ein sehr starkes Kaliber und damit eine sehr bedeutende Grösse haben. So liess Augsburg 1378 drei Kanonen giessen, welche Steinkugeln von 127, 60 und 50 Pfund schossen. 1381 hatten die Bürger von Gent eine Steinbüchse, welche mit dem Gestell 50 Fuss lang war; Ludwig XII. liess Geschütze giessen, welche 20 Fuss lange Röhren hatten und 100 Pfund Stein schossen. Zwar gab man bald auf, die Röhre aus eisernen Stäben wie anfangs zu schmieden; man goss sie vielmehr von Metall über einem Korn. Die Laffetten auf Rädern wurden jedoch erst gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts eingeführt, und damit erst die Möglichkeit des Gebrauchs und der Wirksamkeit der Artillerie in Feldschlachten und Gefechten gegeben, während sie bis dahin fast nur zum Angriff und zur Vertheidigung befestigter Städte diente. Die Franzosen waren die ersten, welche auf diese Erleichterung und Verbesserung der

Geschütze verfielen. Das Heer Carls VIII., mit dem er 1494 nach Italien zog, hatte 36 von Pferden gezogene Kanonen bei sich. Diese waren so leicht und so gewandt, dass sie den anderen Waffen in allen Bewegungen folgen konnten, was indessen bei alle dem nicht sehr für die Beweglichkeit der anderen Truppen zu sprechen scheint. Die Kanonenröhre waren von Bronze, und wurden mit eisernen Kugeln geladen. Die Bedienung war vortrefflich exerzirt und gut eingeschossen; sie nahm schnell Position und feuerte rasch, d. h. für jene Verhältnisse rasch, wo mit losem Pulver geladen wurde und das Richten noch mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Die grössten dieser Geschütze hatten 8 Fuss lange Röhre, wogen 6000 Pfund und schossen Kugeln von der Grösse unserer Zwölfpfünder. Diese Artillerie Carls VIII. ist das erste taktisch gebildete Corps von Feldartillerie, welches in der Geschichte auftritt, obschon über seine eigentlich taktischen Verhältnisse, seine Eintheilung, Formation etc. nichts bekannt ist.

Zu bemerken bleibt indessen, dass auch schon früher Artillerie mit ins Feld geführt wurde, ohne jedoch so beweglich, noch so gut bedient und bespannt zu sein. So hatte Carl der Kühne in seinen Kriegen mit den Schweizern 1476 eine zahlreiche Artillerie, während die Schweizer anfangs nicht einmal Handröhre besassen. Diese Handröhre waren zu jener Zeit noch sehr schwer und von grosser Eisenstärke; sie konnten daher nur kurz gemacht werden und hatten deshalb nur eine geringe Schussweite. Sie wurden ihrer Schwere wegen auf einer Gabel abgefeuert, und zwar mit einer Lunte, die man jedoch bald in einen Hahn einschraubte.

150 Jahre waren nöthig, um den Gebrauch der Feuergeschütze allgemeiner zu verbreiten; ein Zeitraum, in welchem jedoch nur wenig oder doch nur wenig Wesentliches zur Vervollkommnung und weiteren Ausbildung der neuen Erfindung geschehen ist, während dieselbe doch, wie die spätere Zeit lehrt, so unendlicher Verbesserungen fähig war und noch ist.

Während die neuere Zeit bemüht gewesen ist, die Zahl der Geschützarten möglicht zu vermindern, war man in den älteren Zeiten bemüht, die Arten nach Möglichkeit zu vervielfältigen. Es mangelte lange an der wissenschaftlichen Behandlung der ballistischen Probleme, an einer genauen Beobachtung der einzelnen Wirkungen von Pulverkraft, Geschoss, Länge des Laufs. Carl V. ist der erste, welcher wenigstens bestimmte Versuche anstellen lässt; mehr noch thaten die freien Reichsstädte in dieser Beziehung. Die Praxis tappte

daher umher und war bemüht, auf empirischem Wege, durch Versuche und Erfahrungen praktischer Natur, das günstigste Verhältniss jener Grössen aufzufinden, indem das Vorhandene nicht genügen konnte. Man kam jedoch bald darauf, die Geschütze nach ihrem Kugelgewicht zu unterscheiden. So finden wir denn Kanonen, die 120 Pfd. schiessen und ein Gewicht von 13000 Pfd. haben; Doppelkanonen. Die einfache Kanone wog 4000 Pfd. und schoss 50 Pfd. bei einer Rohrlänge von 8 Fuss; die halbe Kanone hatte eine Rohrlänge von 7—8 Fuss, wog 2500 Pfd. und schoss 20 Pfd. Eisen, während das scharfe Tindlein nur etwa 100 Pfd. wog und ½ Pfd. Blei schoss. So finden wir denn Geschütze von den verschiedenartigsten Längen, Gewichten und Geschossschweren.

Aehnlich ging es mit dem Handfeuergewehr. Die ersten Gewehre der Art wurden von den Deutschen Handbüchsen oder halbe Haken genannt und schossen 2 Loth Blei. Sie hatten Luntenschlösser, und obschon 1517 in Nürnberg die Radschlösser erfunden wurden, so fanden diese doch bis in das siebzehnte Jahrhundert bei dem Fussvolk wenig Beifall; die Steine wurden leicht stumpf, was dann Ursache des Versagens ward. Die Luntengewehre blieben daher noch lange im Gebrauch, und sind zum Theil erst durch die Feuerschlossgewehre verdrängt worden. Das Radschloss findet sich daher vorzugsweise an den Pistolen und den Gewehren der Reiterei bis zum Ende des sechszehnten Jahrhunderts. Ausser den Handröhren hatte man Doppelhaken, Streubüchsen und Zielbüchsen. Erstere, 4 Fuss lang, schossen 8 Loth Blei und konnten daher nur auf einem Gerüst mit drei Füssen abgefeuert werden. Die Streubüchsen hatten 1½ Fuss lange Röhre mit 2 Zoll weiten Mündungen und schossen 12 bis 15 Laufkugeln. Die Zielbüchsen endlich waren gezogen; ihre Erfindung scheint um 1498 in Leipzig gemacht zu sein.

Am Allgemeinsten aber verbreitete sich die Einführung der Muskete (die Entstehung des Namens ist unbekannt*), schwere Handgewehre, die in der Folge die allgemeine Waffe des Fussvolks wurden. Sie wurde zuerst im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts und namentlich bei der spanischen Infanterie, im Heere des Herzogs Alba, eingeführt, und es ist wahrscheinlich, dass die, seit Erfindung und Anwendung der Handfeuerwaffen immer schwerer und stärker werdenden Brustharnische der schweren Reiter und Pikeniere darauf führten, ein Gewehr zu construiren, dessen Kugel eine grössere Perkussionskraft hatte, um so diese schweren Harnische

*) Ob von *Mosca*, Fliege, Bremse?

zu durchbohren. Die Röhre wurden daher länger gemacht und das Gewehr, die Muskete, erhielt eine stärkere Ladung, so dass ihre Kugeln nunmehr jeden Harnisch durchdrangen. Frundsberg sagt von ihnen in Bezug auf die Schlacht von Pavia 1525:

»Die Hispanier hätten nicht gemeine Handrohr wie vor dem Brauch, sondern lange Rohr, die man Haken nennet, und haben in einem Schuss etlich Mann und Pferd erschossen.«

Ihrer Schwere wegen aber konnten auch diese Musketen nur auf einer Gabel, dem Haken, abgefeuert werden, den der Musketier mit sich führte. Diese Musketiere vertheilte man zu 10 — 15 Mann bei den Compagnien der Pikeniere; die Pike war nämlich immer noch die Hauptwaffe des Fussvolks.

Obschon nun das Feuergewehr allgemein bekannt und vielfach bei allen Heeren eingeführt wurde, so gewann dasselbe doch in dieser Zeit noch keinen wesentlichen Einfluss auf die Taktik und die Kriegskunst überhaupt.

Die Artillerie schoss langsam, brauchte viel Zeit zum Laden, Richten, hatte geringe Schussweiten, was besonders in der mangelhaften Anfertigung des Pulvers lag, und war schwer beweglich, daher eigentlich nur zur Defensive verwendbar und konnte raschen Angriffen wenig entgegensetzen. Aehnliches gilt von den Handröhren, obgleich diese Erfindung an die Stelle der Waffe treten musste, welche bis in die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts diejenige des zerstreuten Gefechts war, nämlich der Armbrust. Wir wissen, wie das Mittelalter die Kunst der Bogenschützen ehrte, wie die Kriegsherren sich die Bogenschützen aus fernen Ländern in Sold nahmen oder im eignen Lande einen Stamm fertiger Besitzer dieser Waffe zu bilden suchten. So hatten z. B. die genuesischen Bogenschützen einen weit verbreiteten Ruf; die Städte pflegten diese Geschicklichkeit mit allen Kräften; der Rang des Schützen war nächst dem Ritter ein ehrenvoller; nichtsdestoweniger verschwand diese wahre leichte Infanterie in dem Maasse, als es gelang, in den Landsknechten, den compagnies d'armes oder den Schweizern eine mit Piken bewaffnete schwere Infanterie zu erschaffen. Merkwürdigerweise behielten die Franzosen am längsten die Bogenschützen — 1520 etwa — während die Spanier und Deutschen diese Waffe schon lange aufgegeben haben, ohne sie, in gleicher Zahl, durch Musketiere zu ersetzen. Die Musketiere sind anfangs nur wenig zahlreich, die Waffe ist noch lange unbehülflich, das Laden ist eine langsame Arbeit (Wallhausen giebt 91 Tempos an in seinem Buche von der Kriegskunst) und das Treffen bei dem Lunten-

schloss ein Kunststück. Neben der neuen Erfindung bleibt daher die ältere Bewaffnungsart in voller Geltung, und wenn auch auf den blutigen Feldern von Pavia und Marignano die ritterliche Fechtweise des Mittelalters ihr Ende erreicht, so finden wir doch neben den Haufen der Landsknechte und Schweizer bis zum sechszehnten Jahrhundert die Reiterei — schwere bewaffnete, gepanzerte Reiter — als die Hauptwaffe. In der aristokratischen Stellung der Waffen war durch die spanischen Schützen nichts geändert; der Halt der Heere ruhte auf den Reitern, wenn auch einzelne Feldherren der Zeit, wie Pescara, Carl von Bourbon, schon die Entscheidungen durch das Fussvolk versuchen, und zwar sowohl durch die Masse desselben, wie durch die Anwendung der zerstreuten Fechter. Das eigentliche Fussvolk ficht und zieht in dichten tiefen Haufen, bewaffnet mit Brustharnisch, Pickelhaube und Pike; nur die Armbrust und der Bogen werden zunächst durch die Hakenschützen und Musketiere verdrängt. Das Feuergewehr erscheint so zuerst als die Waffe für die zerstreuten Fechter.

Die einzigen Veränderungen, die die Feuerwaffen im Laufe der beiden ersten Jahrhunderte hervorriefen, waren die Verstärkung der Schutzwaffen und die Eröffnung des Gefechts aus einer grösseren Entfernung, so dass auch die Aufmärsche zum Gefecht in grösserer Entfernung vom Feinde gemacht werden mussten *).

II. Die Taktik seit den niederländisch-spanischen Kriegen.

Erst mit dem sechszehnten Jahrhundert und im Verlauf desselben tritt der Einfluss der neuen Bewaffnungsart mehr, wenn auch immer noch nicht das Alte besiegend, hervor. Es ist dies die Zeit der Superiorität der Spanier, welche auf fast allen Kriegsschauplätzen Europas auftreten und überall für die Anderen die Lehrmeister sind. Zu diesem Rang schwingen sie sich nicht allein durch die intelligentere Benutzung der Feuerwaffen, sondern auch, und fast noch mehr, durch die Schöpfung der eigentlichen militairischen Disciplin auf; den ersterbenden Geist des Mittelalters in den zunftmässig zusammenhaltenden Kriegsvölkern Europas ersetzen sie durch den römischen Kitt der schulmässigen Zucht.

*) Siehe Barthold, »Georg von Frundsberg und seine Zeit.«

Ihnen gegenüber zwingt die Noth der Selbsterhaltung auch germanische Völker zu einem ähnlichen Wechsel. Moritz von Oranien, an der Spitze der holländischen Truppen, ist es hier, welcher in schöpferischer Weise diese für den Krieg sonst wenig geeigneten Naturen einschult, um den Kampf für die politische Unabhängigkeit bestehen zu können. Für ein Jahrhundert haben so Holländer und Spanier dem gesammten Europa das Vorbild für kriegerische Thätigkeit gegeben.

Der Gebrauch der Feuerwaffen ist das Hauptziel aller Organisatoren. Obschon sie während dieser Zeit in taktischer Beziehung geringe, man kann sagen, fast gar keine Fortschritte machten, so bildeten sich dieselben doch in dieser Zeit und besonders in den Kriegen der Niederländer und Spanier von 1568—1609 technisch aus. Es sind besonders zwei Erfindungen, welche dieser Waffe und ihrer Wirkung auf geringeren Schussweiten, so wie in Bezug auf die Schnelligkeit des Feuers eine grosse Ueberlegenheit geben, und die in dieser Zeit gemacht wurden. Dies ist die Erfindung der Kartätschen, die 1602 zuerst gebraucht werden, und die der Cartouchen. Auch die Erfindung, Granaten aus Feldgeschützen zu werfen, fällt in diese Zeit. Durch diese kleinen Verbesserungen ward es aber doch möglich, in der Zusammensetzung der Heere einen entscheidenden Umschwung herbeizuführen. Diese Epoche ist im Ganzen als diejenige zu bezeichnen, in welcher die Heere den Kern ihrer Kraft in Schöpfung einer guten Infanterie suchten. Diese Waffe tritt fortan in den Rang ein, welchen früher die Reiterei hatte, um denselben bis zum heutigen Tage zu behaupten. Es ist daher die Epoche, welche die Ritterzeit von der neuen Zeit scharf abschliesst. Der Grund dieser Erscheinung liegt mehr als in allem Andern in dem Auftreten der Spanier auf allen Schlachtfeldern. Die armen spanischen Edelleute, welche, vom Glauben und Ruhmsucht getrieben, in die Infanterie traten und nicht verschmähten, als gemeine Soldaten eine harte Schule zu machen, sind so die Werkzeuge zur Veredlung des Fussvolks geworden.

Zugleich ändert sich während dieser Epoche die Formation der Infanterie. Es wurden der Unterabtheilungen mehr und diese dafür schwächer an Mannschaft. Während bis dahin die Fähnlein in der Regel 4—500 Mann stark waren (also schwache Bataillone neuer Zeit), werden sie von jetzt an nur 150—200 Mann stark gemacht; ein Verhältniss, welches sich bis jetzt erhalten hat und daher in der Natur der Sache begründet zu sein scheint.

Zehn solcher Fähnlein, Compagnien, bildeten gewönlich ein Regiment. Das Heer des Prinzen Alexander von Parma, im Jahre 1582, war 56,500 Mann stark und bestand aus 304 Compagnien, die also im Durchschnitt 186 Mann gezählt haben.

Die Infanterie führte zweierlei Waffen, die Muskete und den Spiess. Beide Waffen blieben in der engsten Verbindung, so dass eine Compagnie aus Musketieren und Pikenieren bestand — oder, wie bei deutschen Truppen es hiess, aus Schützen und Spiessen.

Anfangs waren die Spiesse vorherrschend; dann beide Waffen zu gleichen Theilen; nach und nach vermehrt sich die Zahl der Feuergewehre. In dieser Beziehung ist es Moritz von Oranien, welcher zuerst Feuergewehre in das vorderste Glied stellt, während man sie vorher auf den Flügeln der Schlachthaufen vertheilte. Die Compagnien erhalten, je nach dem Vorherrschen der einen Waffe, die Namen Musketier- oder Pikeniercompagnien; jene bestanden dann in der Regel aus 100 bis 150 Schützen und 50 bis 100 Spiessen; diese aus 100 Spiessen und bis zu 100 Schützen.

Die Pikeniere behielten noch längere Zeit und bis in das siebzehnte Jahrhundert den Brustharnisch, die eisernen Handschuh und Pickelhauben bei, was aus der Art ihrer Verwendung, ihres Gefechts hervorging. Die Musketiere dagegen legten bald alle Schutzwaffen ab, so dass sie um 1598 nur noch Sturmhüte mit eisernen Kreuzen trugen.

Eine ganz neue Schöpfung dieser Zeit ist aber das eigentliche Exerziren, eine bis dahin den neuern Heeren völlig unbekannte Sache.

Wir finden allerdings schon bei den Römern das Exerziren, das Ueben der Truppen im Ganzen und in ihren einzelnen Gliedern. In der späteren Zeit bei den germanischen Völkern, und im Mittelalter war aber der Kriegsdienst, das Waffenhandwerk, die Beschäftigung und Pflicht jedes wehrhaften Mannes. Es verschwanden jene Arten von Uebungen; man betrieb sie nur mit den Knappen oder für Turniere.

Mit dem Auftreten der Söldnerheere trat aber das Verhältniss ein, dass jeder Angeworbene, durch sich selbst bewaffnet, ausgerüstet, und im Gebrauch der Waffen unterrichtet, eintreten musste. Fehlte ihm der Unterricht, so musste er bei seinen Gefährten ihn suchen; der Kriegsherr nahm ihn nicht anders an, als vollständig ausgebildet.

Der blutige, 41 Jahre dauernde niederländische Krieg, der während dieser Zeit auf einem Herde brannte, verzehrte

bald die ausgebildeten Soldaten; man musste zufrieden sein, immer noch Menschen zu finden, um die Compagnien vollzählig zu machen, abgesehen davon, ob sie ausgebildet waren oder nicht.

So entstand das Bedürfniss, die Soldaten abzurichten, und zwar durch die Offiziere, die Führer ausbilden, exerziren zu lassen.

Hierzu war eine gleichförmige Weise nothwendig, und wir verdanken dieser Nothwendigkeit und dem Genie des Prinzen Moritz von Oranien das erste Exerzir-Reglement (zunächst aber nur für die Pikeniere, nicht die Musketiere), womit denn auch zuerst der Gleichschritt bei der Infanterie eingeführt ward.

Einen ganz besondern Einfluss hatte jedoch der niederländische Krieg auf die Bewaffnung der Reiterei. Die Niederländer waren nämlich ausser Stande, Lanzenreiter in vollem Harnisch, wie sie bis dahin gebräuchlich waren, in hinreichender Zahl zu stellen. Sie suchten daher Reiter zu werben und, obschon diese Werbungen in Deutschland sehr ergiebig ausfielen, so hatten diese geworbenen Reiter doch weder volle Rüstungen, noch Streitrosse, noch waren sie im Gebrauch der Lanze, des Streitkolbens und des Ritterschwerts geübt. Man bewaffnete sie daher mit Degen und Pistolen, und sie führten den Namen deutsche Reiter, unter welchem sie jetzt überall vorkommen. Die Franzosen nannten sie *Reitres*. — In diese Zeit fällt auch die Erfindung der Dragoner, einer reitenden Infanterie. Der Zufall führte zuerst darauf, Infanterie beritten zu machen, um sie schnell von einem Orte zum andern zu bringen und den Bewegungen der Reiter folgen zu können. Bald traten die Vortheile hervor; besonders bei der damaligen Kriegführung in kleinen Heeren, deren Zwecke oft nur Expeditionen gegen einzelne Orte, feindliche Quartiere etc. waren, und da sie dabei zugleich oft in die Lage kamen, als Kavallerie zu fechten, so gab man ihnen eine für beide Zwecke, Fuss- und Reitergefecht, bestimmte Ausrüstung und Bewaffnung: Musketen mit Luntenschloss, Seitengewehr, auch wohl Spiess, jedoch keine Schutzwaffen, keine schweren Reiterstiefel. Unter dem Namen Dragoner kommen sie zuerst in Frankreich unter Heinrich IV. um das Jahr 1570 vor. Er führt Büchsenschützen, zu 25, zuerst in seine Eskadrons ein (bei Coutras, als *arquebusiers de l'estrier*). Bekanntlich hat in einer späteren Zeit diese Waffe die eine Seite ihrer Bestimmung, als berittene Infanterie zu dienen, ganz aufgegeben; allein der Name hatte sich erhalten, und in neuester Zeit ist man wieder dahin zurückge-

kehrt, sie mehr für das Schussgefecht auszubilden. Besonders sehen wir in der grossartigen Schöpfung des russischen Dragonerkorps sie wieder aufleben.

Eine weitere Veränderung war die Abschaffung der Lanzen bei der Kavallerie, welche ebenfalls von Moritz von Oranien ausging. Mangel an tauglichen Pferden, an geübten Leuten, da nur der Adel in dem Gebrauch der Lanze geübt war, führten dahin. 1596 im Treffen bei Tornhout war die ganze niederländische Reiterei ohne Lanzen; es waren Kürassiere mit Helm, Ring- und Halskragen, Brust- und Rückenstück, Armschienen und eisernen Handschuhen, langen Pistolen und dem Reiterschwert. Diese Kürassiere zeigten sich bald den spanischen schwachen Lanzenreitern überlegen, indem sie deren Pferde niederschossen, ehe diese wirklich einbrechen konnten. Die Franzosen und die Deutschen folgten den Niederländern bald nach; nur die Spanier behielten die Lanze noch längere Zeit. Endlich aber verschwindet sie auch hier, und so wird diese Waffe der Reiterei, — die ihr Jahrtausende gedient, die eben so lange für die erste und vorzüglichste Waffe derselben gehalten worden, — die erste, welche vor der Gewalt der neueren Waffe, dem Feuergewehr, verschwindet. Bei der Infanterie bleibt sie noch längere Zeit im Gebrauch. Bei der Kavallerie erscheint sie beinahe 200 Jahre später wieder; aber nicht als Waffe der schwergerüsteten, zum Einbruch und Durchbruch der feindlichen Massen bestimmten Reiterei, sondern als die Waffe der leichten Reiterei, und zwar erscheint sie in den deutschen Heeren wieder, als diese mit den Russen in Berührung kommen.

Gleichzeitig mit der Bewaffnung gingen aber auch in der Formation und Ausbildung der Reiterei grosse Veränderungen vor. Alba und Moritz von Oranien sind es, denen wir auch diese zu verdanken haben. Alba formirte die leichte Reiterei in geschlossenen Schwadronen und brachte diese Truppe, die bis dahin nur zum Plänkern und Einzelgefecht zu brauchen war, dahin, geschlossen in Schwadronen, wie vordem die Gensdarmen, zu chokiren. Vorzüglich aber war es Moritz, der die Reiterei ausbildete. Er brachte sie erst dahin, im Treffen Evolutionen, Schwenkungen mit Schwadronen und kleinen Abtheilungen auszuführen; in den Gliedern und Rotten geschlossen zu bleiben, sowohl bei den Abmärschen, als beim Chok. Dennoch aber blieb die Stellung der Reiterei immer noch unnöthigerweise tief, und zwar in der Regel in 5 Gliedern.

Wichtig ist in der Anordnung der Streitmassen zur Schlacht in jener Zeit vor Allem die Absicht, die schwerfälligen ge-

vierten Haufen zu vermeiden und statt ihrer kleinere, gefügigere Bataillone zu bilden. Demgemäss ist Moritz von Oranien als der Erste anzusehen, welcher die Aufstellungen im Sinne der Tiefe gliedert, d. h. so, dass er eine Normalschlachtordnung vorschreibt, welche das Heer in Vorhut, mittlerer Zug, uud Nachzug — und jede der 3 Abtheilungen wieder in sich nach 3 Treffen zerlegt. Ein ähnliches Bestreben findet sich bei den Kaiserlichen, oder Spaniern, welche zu dem Ende die Brigade einführen, welche in 4 Bataillonen sich ebenfalls in 3 Treffen formiren kann. Bei letzteren ist jedoch nicht so vollständig mit der alten Form der grossen Haufen gebrochen, da die Brigade sich in einem solchen soll zusammensetzen können.

Die Infanterie formirte sich in der Regel in Haufen von 8—10 Mann Tiefe; die Pikeniere geschlossen, — die Musketiere mit 3 Fuss Distance zwischen Gliedern und Rotten.

Die Musketiere waren mindestens in 5 Gliedern, da so viel nöthig waren, das Feuer zu unterhalten; denn das Glied, welches abgefeuert hatte, ging zurück, um zu laden.

In der Schlachtordnung nahm von jetzt an meistentheils die Infanterie die Mitte ein, während die Kavallerie auf die Flügel gestellt wurde. Doch finden sich auch Ausnahmen. Die Infanterie wurde dann gewöhnlich in grossen, 4—5000 Mann starken Bataillonen aufgestellt, bei denen dann die Musketiere vorgeschoben und auf die Flügel gestellt waren. Die Artillerie befand sich gewöhnlich vor der Infanterie aufgefahren.

Die eigentliche Kriegskunst, die Strategie sowohl, als die Taktik in Bezug auf die Bewegung der Heere und auf das Gefecht im Grossen, hat in diesen lange dauernden, blutigen Kämpfen wenig oder nichts gewonnen. Ein Fortschritt nach dieser Seite ist nirgend zu erkennen. Die Lokalverhältnisse und die politischen Umstände brachten dies hervor; es sind immer nur einzelne Kriegszüge, die sich gewöhnlich um die Belagerung, die Einnahme irgend einer befestigten Stadt, um den Ueberfall eines Quartiers des Feindes drehen. Einige Male füllt eine Belagerung, wie z. B. die von Antwerpen, einen ganzen Feldzug aus. Dazu kommt, dass die Heere beider Theile in der Regel wenig zahlreich sind. Ist dies in einzelnen Fällen auch nicht, so zersplittern sie sich doch sofort in mehrfache Unternehmungen und sinken hierdurch, so wie durch den Mangel an Disciplin, bald wieder auf eine Zahl herab, die sie für grosse umfassende Unternehmungen unfähig machten.

Die kriegerischen Glanzpunkte in dieser ganzen Zeit sind

immer Belagerungen, Seeschlachten und Ueberfälle; demnächst einige Treffen, die aber nur Interesse haben würden, wenn wir ganz genau den taktischen Hergang wüssten, was jedoch keineswegs der Fall ist. Man sieht, dass die Kräfte sich nicht so sehr auf offenem Felde als beim Angriff oder Vertheidigung örtlicher Gegenstände maassen, dass also das taktische Element unselbstständig, roh erscheint*).

III. Entwickelung der Taktik im dreissigjährigen Kriege. Gustav Adolf und seine Zeit.

Dieser Krieg, reich an Thaten, wie an hochbegabten Individuen, ist von dem höchsten Einfluss sowohl auf die Bewaffnung, Formation und Taktik der Truppen, als auch auf die höhere Krieg- und Gefechtsführung gewesen. Diese gewinnt von nun an einen wissenschaftlicheren Charakter.

Es scheint nicht ohne Bedeutung zu sein, dass in der vorigen Periode, wie in der des dreissigjährigen Krieges, die wahren Schöpfer des Fortschritts auch zugleich die Führer des Protestantismus in seinem Kampfe um Unabhängigkeit waren. Moritz von Oranien und Gustav Adolf begründeten sicherlich den kühnen Sprung von der tiefen zur entwickelten Aufstellung der Infanterie, zur Brigade, nicht ohne in neuen moralischen Elementen ein Fundament zu erblicken, wenn dieses auch im Laufe des Krieges von den Schlingpflanzen allgemeiner Zerrüttung verdeckt ward. Das spricht sich deutlich in den Kriegsartikeln Gustav Adolfs aus, welche eine festere Mannszucht, ein sittlicheres Leben der Truppen bezweckten, während seine Gegner diese Seite wenig berücksichtigten.

Vorzugsweise sind es aber die schwedischen Heerführer, denen die Ehre dieser Fortschritte bleibt: Gustav Adolf, Torstenson, Herzog Bernhard, Bannier, und Andere. Ihrem schöpferischen Geiste hatten sie hauptsächlich die glücklichen Erfolge zu verdanken, welche sie beinahe stets gegen die weit zahlreicheren, ihren Hülfsquellen näheren feindlichen Heere erlangten. Es ist an ihnen zu rühmen die Elasticität, mit der sie die Mittel und Formen, welche ihnen zu Gebote standen, den Verhältnissen in mannigfachster Weise anpassten; die geistige Freiheit, in welcher sie sich dabei bewegen, sowohl in taktischer, als strategischer und organisatorischer Hinsicht.

*) Vergl. Rüstow, »Geschichte der Infanterie,« Th. I. und II.

Beim Beginn des dreissigjährigen Krieges bestanden alle Heere, dem Fussvolk nach, noch aus Musketieren und Pikenieren (Spiessen), und zwar in dem Verhältniss von ein Drittel zu zwei Dritteln und bald von 1 zu 1, indem die letzteren, der theuren Rüstung wegen, selten vollzählig zu erhalten waren. Die Kaiserlichen Heere bestanden aus Regimentern von circa 3000 Mann in 10 Compagnien, halb Pikeniere, halb Musketiere. Gustav Adolf setzte seine Regimenter auf 8 Compagnien, deren jede aus 12 Unteroffizieren, 18 Gefreiten (Rottenmeistern) und 144 Gemeinen bestand; zwei Drittel Musketiere und ein Drittel Pikeniere.

Die Aufbringung der Heere geschah durch Stellung vom Lande, vorzugsweise aber durch Werbung. Die schwedischen National-Regimenter, zuerst gleichförmig gekleidet, wurden stets durch Rekruten vom Lande vollzählig erhalten, und niemals Ausländer in dieselben eingestellt, was unstreitig auf den Geist derselben von den vorzüglichsten Folgen war. Ausserdem aber waren seine 20 Infanterie- und 8 Kavallerie-Regimenter nach den Provinzen getrennt, und jedes wurde aus einem besonderen Distrikt rekrutirt. Die schwedischen Regimenter bildeten so den eigentlichen Kern des Heeres Gustav Adolfs; indessen hatte er auch eine grosse Anzahl geworbener Truppen im Sold, auf welche er die strenge Disciplin und Dienstordnung übertrug. Er schuf in dieser Beziehung ein Heer, wie es bisher noch nicht vorgekommen.

a) Die Infanterie.

Die Muskete hatte, wie schon bemerkt, mit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts den Haken verdrängt; jetzt verdrängte sie auch die Pike, wenn auch nicht ganz, doch so, dass sie die vorherrschende Waffe ward. Schon 1630 errichtete Gustav Adolf Musketier-Regimenter, die gar keinen Pikenier mehr enthielten. Die 18 Fuss langen Piken aber, wo er sie noch beibehielt, liess er verkürzen und gab den Pikenieren 11 Fuss lange Partisanen, deren 2 Fuss langes Eisen unten 4½ Zoll breit und zweischneidig war. Die Musketen aber hatte er bereits 1626 so viel leichter gemacht, dass die Gabeln zum Abfeuern unnöthig wurden und abgeschafft werden konnten. Diese Musketen aber hatten immer noch das unbequeme Luntenschloss, und das Radschloss fand, theils wohl wegen der complizirten Construktion, theils wegen des Mangels guter Steine, wenig Eingang. In der That hat es auch nur geringe Vorzüge vor dem Luntenschloss, da bei beiden die Zündung offen liegt. Gustav Adolf gab zwar einigen Truppen Musketen

mit Radschlössern; allein diese Veränderung war nicht durchgreifend. Wichtiger und erfolgreicher war dagegen die Einführung der papiernen Patronen, die in eigenen Taschen mitgeführt wurden, wodurch das Laden sehr erleichtert ward. Erst 1644 nahmen die Franzosen diese Erfindung an. In Frankreich war es übrigens, dass in dieser Zeit das Bajonett und das Feuerschloss, wie wir es noch haben, erfunden wurde. 1640 wurde das letztere schon bei einzelnen Regimentern eingeführt, und die damit versehenen Truppen Füsiliere genannt. Das Bajonett wurde mit einem hölzernen Stiel auf das Gewehr gesteckt. Beide Erfindungen gaben der Pike den letzten Stoss. — Endlich finden wir auch im dreissigjährigen Kriege zuerst Jäger-Compagnien, aber nicht bei den schwedischen Truppen, sondern bei den Hessen, wo Landgraf Wilhelm 1631 drei Compagnien formirte, und in Baiern, wo 1645 bereits 3 Regimenter Jäger bestanden, die vorzüglich zum Vorpostendienst und zum kleinen Kriege gebraucht wurden.

Bei alle dem war aber die Muskete immer noch eine unbehülfliche Waffe, deren Handhabung eine Menge von Griffen und so viel Zeit kostete, dass der Musketier lange Zeit widerstandslos war, wenn er abgefeuert hatte. Es wird erzählt, dass 1636 im Gefecht von Winzingen, welches von Mittag bis Abend dauerte, der langsamste Musketier siebenmal gefeuert habe, weil die Truppen dreimal zum Treffen kamen. Dennoch war die Muskete wirksamer als die Pike!

Der grösste Fortschritt, den die Taktik der Infanterie Gustav Adolfs machte, war indessen das Aufgeben der nutzlosen tiefen Stellung. Gustav Adolf nämlich erkannte klar die Nachtheile dieser Stellung, die einerseits die Verluste durch das Geschützfeuer verdoppelte, andererseits aber verhinderte, die Kräfte der Truppen zu entwickeln. Er war es, der daher zuerst die Infanterie nur 6 Mann tief stellte, und die Musketiere die Glieder zum Feuern doubliren liess, so dass sie also dann in 3 Gliedern stand und feuern konnte, ohne dass die vordern Glieder sich zurückzogen. Es standen im ersten Gliede Pikeniere, mit 3 Fuss Zwischenraum. Im zweiten Gliede standen Musketiere, im dritten wieder Pikeniere, und so fort; so dass die Musketiere sich bequem in den von den Pikenieren gelassenen Räumen bewegen konnten. Das erste Glied schoss knieend, das zweite und dritte gleichzeitig stehend, pelotonweise oder gliederweise. Die Pikeniere blieben 6 Mann tief, da es hier auf den Nachdruck der Masse ankam. Wie langsam aber solche neue Einrichtungen angenommen werden, sieht man daraus, dass, nachdem Gustav Adolf 1631 diese einge-

führt hatte, 30 Jahre verliefen, ehe diese Stellungsart allgemein ward.

Das Pelotonfeuer, welches späterhin besonders bei der preussischen Infanterie ausgebildet ward, wurde zuerst von den Schweden in der Schlacht von Leipzig 1631 angewendet. Indessen dauerte es sehr lange, ehe diese neue Einrichtung allgemein wurde.

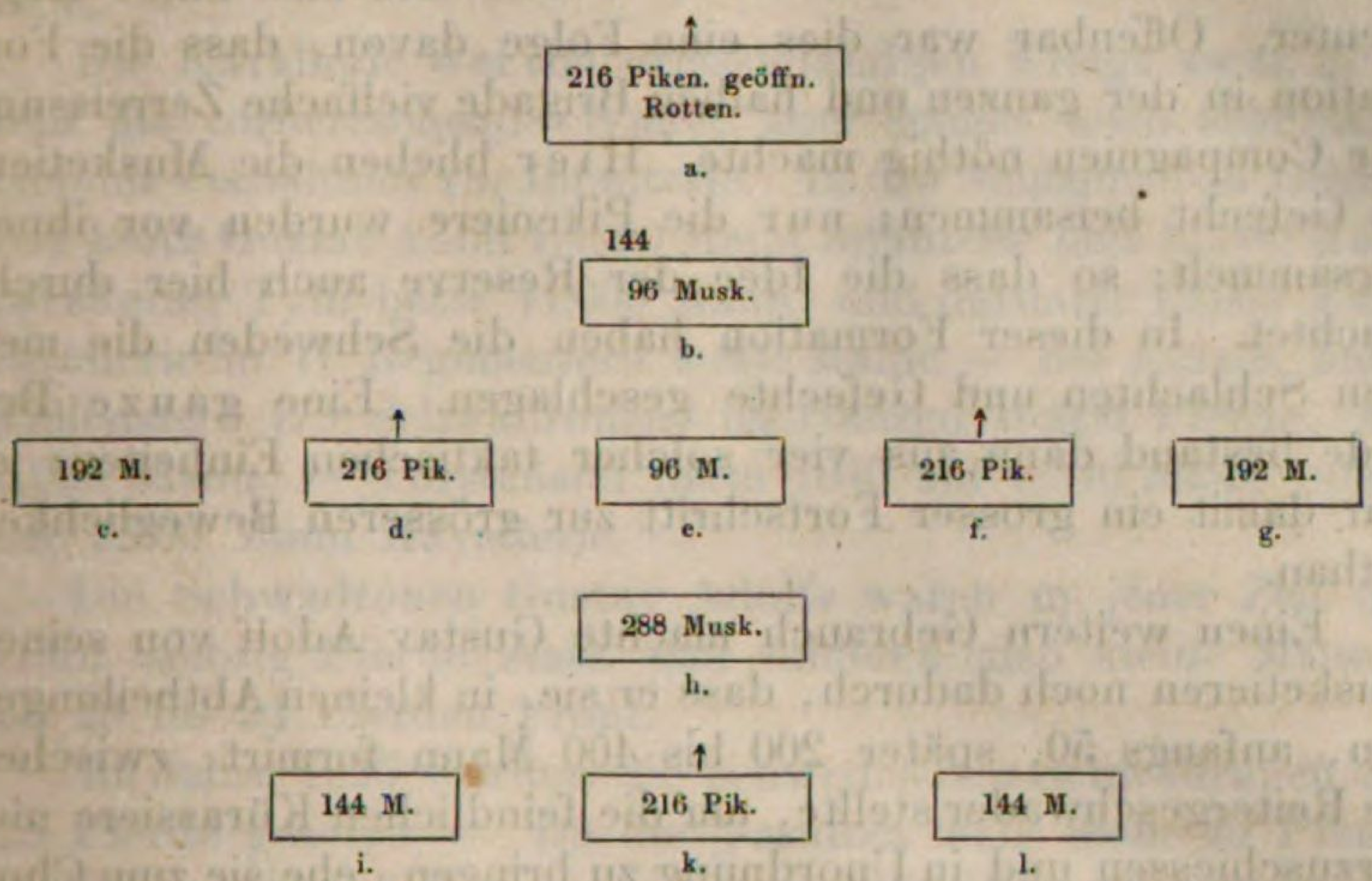
Gegenüber der schwedischen Ordonanz oder Schlachtordnung steht im Anfange noch die spanisch-wallonische der Kaiserlichen, welche die Infanterie meist noch in tiefen Bataillonen formirt. In der Regel findet man die Pikeniere in dichter Masse im Viereck, auf dessen 4 Flügeln die Musketiere vertheilt sind. So war die Infanterie Wallensteins *) noch in der Schlacht von Lützen in Haufen formirt, die Quadrate bildeten, die Musketiere auf den Ecken. Oder sie stand compagnieweise, so dass Pikeniere und Musketiere mit einander abwechselten. Auf diese Art hatten die Schweden auch ihre Gefechte in den Feldzügen mit den Polen, und anfangs in Deutschland, geschlagen. Jeder grössere Haufen dieser Art hiess Battaglia, Bataillon, ein Name, der von dieser Zeit an beibehalten ist. Bei den Deutschen und Spaniern waren diese Bataillone oft sehr stark. So bei Leipzig Tilly's Infanterie: im ersten Treffen 8000 Mann in 4 Bataillonen, im zweiten Treffen 10,000 Mann in 6 Bataillonen. Bei den Franzosen sind sie jedoch bedeutend schwächer und selten über 500—600 Mann stark. Waren die französischen Regimenter stärker, so bildeten sie 2 Bataillone. Allerdings sehen wir Wallenstein auch mitunter die spanische Brigade in seinen Schlachten anwenden, wie z. B. bei Lützen, wo er eine solche im Centrum seiner Aufstellung hat.

Dieser, nach innen sehr unbeholfenen, unbeweglichen und ungelenkigen Masse gegenüber, führte nun Gustav Adolf eine neue Aufstellung der Infanterie ein, indem er 1631 aus 2 Regimentern eine Brigade bildete, und den Brigaden eine feststehende Normal-Gefechtsstellung gab.

Zwei vollständige Infanterie-Regimenter hatten damals im schwedischen Heere eine Stärke von 2016 Mann, nämlich 864 Pikeniere und 1152 Musketiere, während die Compagnie 54 Pikeniere und 72 Musketiere zählte.

*) Wallenstein, obgleich sein Name viele Söldner anzog, ist doch nicht als Heeresorganisator zu betrachten, da ihm keine legislatorische Macht beiwohnte. Gross ist er daher besonders als Stratege und in der taktischen Benutzung des Terrains; es ist in diesem Betracht etwas Napoleonisches in ihm.

Er stellte sie nun so:



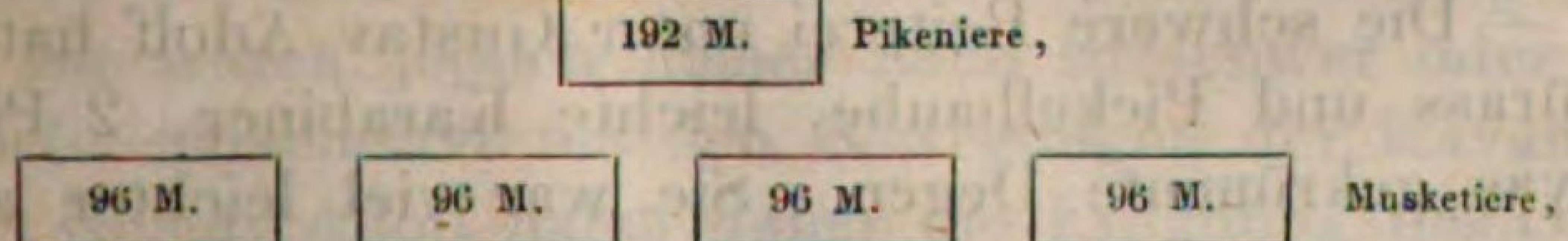
Vorherrschend ist hier die Vermischung beider Waffen, ihre gegenseitige Unterstützung und die Gliederung in mehrere Treffen, so dass jede solche Brigade eine starke Reserve in sich hatte.

Man sieht jedoch, dass vor dem Treffen die organisatorischen Verbände der Compagnien aufhörten, und neue taktische Formen eintraten; eine sehr künstliche Formation. Zur eigentlichen praktischen Anwendung derselben im Grossen kam es jedoch nicht.

Im Verlaufe des Krieges ändern sich bei beiden Partheien die Ordonanzen. Wallenstein geht zur Brigadeaufstellung über und verlässt die tiefen Bataillone; die Schweden ihrerseits modifiziren ihre Aufstellung in Folge der Erfahrungen, welche sie an der künstlichen frühern Formation gemacht haben.

Die Verluste, welche die schwedischen Regimenter erlitten hatten, und welche schwer und spät zu ersetzen waren, so wie die Rücksicht, dass so sehr viel Feuergewehr dem Gefecht entzogen ward, führte auf die zweite Formation, die Halbbrigade, bei welcher die Abtheilungen *h, i, k, l* fortblieben. In dieser Formation fochten die Schweden 1631 bei Leipzig; die Halbbrigaden waren ungefähr 1500 Mann stark.

Ausserdem aber hatte man noch die Viertelbrigaden, und zwar in dieser Form:



so dass jede Viertelbrigade aus 4 Compagnien zu 48 Pikenieren und 96 Musketieren bestand. Es waren dies also halbe Regimenter. Offenbar war dies eine Folge davon, dass die Formation in der ganzen und halben Brigade vielfache Zerreissung der Compagnien nöthig machte. Hier blieben die Musketiere im Gefecht beisammen; nur die Pikeniere wurden vor ihnen versammelt; so dass die Idee der Reserve auch hier durchleuchtet. In dieser Formation haben die Schweden die meisten Schlachten und Gefechte geschlagen. Eine ganze Brigade bestand dann aus vier solcher taktischen Einheiten; es war damit ein grosser Fortschritt zur grösseren Beweglichkeit gethan.

Einen weitern Gebrauch machte Gustav Adolf von seinen Musketieren noch dadurch, dass er sie, in kleinen Abtheilungen von, anfangs 50, später 200 bis 400 Mann formirt, zwischen die Reitergeschwader stellte, um die feindlichen Kürassiere niederzuschiessen und in Unordnung zu bringen, ehe sie zum Chok kamen. Die Schweden behielten dies auch nach seinem Tode bei, Wallenstein und Türenne ahmten es nach.

Besonders wichtige Dienste mussten von commandirten, aus den Compagnien ausgewählten Leuten geleistet werden.

b) Die Reiterei.

Die Reiterei war beim Beginn dieser Periode meist noch in tiefen Haufen geordnet; wo man wagte, hiervon abzugehen, hatte man sie immer noch 5 bis 8 Mann tief gestellt. Gustav Adolf machte auch hier einen grossen Fortschritt, indem er festsetzte, dass sie immer nur in drei Gliedern stehen sollte. Dies ist die Formation, die man noch über 100 Jahre nach ihm beibehalten hat. Zugleich bestimmte er, dass sie sich nicht mit Schiessen aufhalten, sondern mit dem Degen in der Faust einbrechen solle; während bei allen andern Heeren die Pistole die Hauptwaffe der Reiterei war. Die Panzer hatte Gustav Adolf bei der Reiterei ganz abgeschafft, und diejenige Reiterei, welche er aus Schweden mit nach Deutschland nahm, so wie die welche er daselbst anwarb, bestand nur aus Kürassieren und Dragonern; letztere schon nicht mehr als berittene Infanterie, sondern vielfach zu Pferde fechtend und nur im Nothfall absitzend um einen Posten zu besetzen, oder zur Unterstützung der übrigen Reiterei im durchschnittenen Terrain zu dienen. — Die schwere Reiterei unter Gustav Adolf hatte nur noch Kürass und Pickelhaube, leichte Karabiner, 2 Pistolen und etwas gekrümmte Degen. Sie war viel leichter als die

kaiserliche, und gewann bald ein entschiedenes Uebergewicht. —

Die Kavallerie war im dreissigjährigen Kriege zwar nicht mehr die vorherrschende Waffe, aber immer noch sehr zahlreich im Verhältniss zur Infanterie. In der Schlacht von Leipzig 1631 hatte Gustav Adolf 19,000 Mann Infanterie und 11,000 Mann Kavallerie; Tylli hatte 44,000 Mann, und darunter 13,000 Mann Kavallerie in 17 Regimentern à 800 Mann. — Bei Lützen hatte Wallenstein 170 Schwadronen, im Ganzen 16,000 Pferde, auf 40,000 Mann. — Torstenson hatte 1645 auf 6,540 Mann Infanterie 9,000 Mann Kavallerie.

Die Schwadronen Gustav Adolfs waren in jener Zeit ungefähr siebzig Pferde stark und bildeten also kleine Massen, von 20 bis 24 Pferden Front.

Im Jahre 1626 wurden die schwedischen Schwadronen auf 125 Pferde gesetzt. — Da die Vasallen nicht mehr zu Pferde erschienen, und lieber es vorzogen, als Offiziere bei der Infanterie zu dienen, so bestand die Reiterei fast ganz aus Angeworbenen.

Man sieht aber auch hier, wie Gustav Adolf den richtigen Grundsatz ins Leben rief, möglichst alle Kräfte wirksam zu machen und ihnen dies zu erleichtern; zu gleicher Zeit aber auch nicht alle Kraft mit einem Schlage zu verschwenden, sondern sie nach und nach, in zähem Widerstand oder Angriff, zu verbrauchen.

c) Die Artillerie.

Seitdem man die Geschütze im Felde angewendet, war das Bedürfniss immer lebhafter hervorgetreten sie leichter zu machen. Dies musste sich natürlich immer bemerklicher machen, je mehr die andern Waffen an Beweglichkeit und Manövrirfähigkeit gewannen.

Das Bestreben aller denkenden Artilleristen des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts ging mithin darauf, die Geschütze leichter und damit fähig zu machen, im Felde gebraucht zu werden.

Nachdem hierin schon sehr viel, aber eigentlich doch immer noch nichts Durchgreifendes gethan war, war es Gustav Adolf, der auch diesen Uebelstand in das Auge fasste. Er liess anfangs metallene Kanonen giessen, die so leicht waren, dass die Sechspfünder durch vier Pferde bewegt werden konnten, während man bisher dazu immer acht Pferde gebraucht hatte. Sie waren jedoch immer noch zu schwer oder zu unbehülflich, namentlich um den Bewegungen der Kavallerie zu folgen. Gustav Adolf nahm daher die Erfindung des Obersten

Wurmbrand auf, die ledernen Kanonen. Es waren dies Röhren, welche aus Eisenstäben — oder Blechröhren — bestanden, welche mit Seilen bewickelt, mit Leder überzogen und von eisernen Ringen zusammengehalten waren. Sie waren funfzehn Kaliber lang, wogen mit den Laffeten 90 Pfund und konnten daher von 2 Mann leicht gezogen und ins Gefecht gebracht werden. Sie waren 1 bis 4℔dig, schossen aber nur Kartätschen. Sie erhitzten sich jedoch sehr schnell, hatten eine sehr geringe Schussweite und Gustav Adolf war deshalb veranlasst, sie nach Beendigung des polnischen Krieges 1629 wieder abzuschaffen. Dagegen führte er eiserne Kanonen ein, die 4 Pfund schossen und deren Rohr 4 Fuss lang war. Die ganze Kanone wog 625 Pfund, und man konnte dreimal damit feuern, ehe ein Musketier feuern und wieder laden konnte. Sie wurden von 2 Pferden gezogen, und Regimentsstücke genannt, indem jedem Regiment 2 dergleichen zugetheilt wurden. Ueberhaupt findet sich diese Zutheilung eines Theils der Artillerie und namentlich der leichten, zu den Abtheilungen der Infanterie vom Beginn des siebzehnten Jahrhunderts an, so dass sich gleichsam eine doppelte Artillerie bei den Heeren befindet: die Regiments- oder Bataillons-Kanonen, und die grosse Artillerie, Reserve-Artillerie. Eine Einrichtung, die sich in der preussischen Armee bis zum Jahre 1806 erhalten hat.

Mit der grössern Beweglichkeit nahm denn natürlich auch die Zahl der Geschütze bedeutend zu. So hatte Gustav Adolf 1631 bei Frankfurt a. O. auf 18,000 Mann 200 Geschütze. Beim Uebergang über den Lech hatte er allein 72 schwere Geschütze in Batterien. Torstenson hatte, als er 1645 mitten im Winter aus Sachsen nach Böhmen einbrach, (was zur Schlacht von Jankowitz führte), auf 16,000 Mann 80 Kanonen *).

Es bleibt uns noch übrig, eine

Charakteristik der Schlacht

in dieser Periode zu geben. Es ist hierbei fest im Auge zu behalten, dass selten die Armeen mehr als 20,000 Mann am

*) Zu bemerken ist, dass der General-Inspektor der schwedischen Artillerie, Torstenson, der sie zur besten in Europa machte, früher Infanterie-Oberst war. Unter Baner war er späterhin der beste, kühnste und schnellste Reiter-General.

Vergl. über diese Epoche Rüstow, »Geschichte der Infanterie,« Th. II. und Gustav Freitag, »Bilder aus der deutschen Vergangenheit.« In das Urtheil des sonst sehr gründlichen Rüstow über Gustav Adolf und das schwedische Heer vermögen wir nicht vollständig einzustimmen.

Vergl. auch Barthold, »der grosse Krieg« u. s. w.

Tage der Schlacht zählten. Der Vertheidiger suchte eine Stellung hinter einem Fronthinderniss zu nehmen, dessen Zugänge oder Flanken von auserlesenen kommandirten Musketieren geschützt wurden, wobei er aber sorgsam die bewohnten Ortschaften vermied und sie nöthigenfalls in Brand steckte. Auf besonders günstige Punkte vor der Front stellte man einige oder mehrere Stücke in Batterie; allemal aber war die Hauptmasse der Reiterei auf den Flügeln vertheilt, um den Angreifer in der Flanke anzufallen. Die Vorhut zog sich bei Annäherung des Angreifers nach einem der Flügel zurück. Dieser hatte einen Theil seiner Kavallerie vorausgesendet, um seinen Aufmarsch zu bewerkstelligen. Einige Geschütze suchen aus weiter Entfernung die feindlichen zum Schweigen zu bringen; wenn der Aufmarsch vollendet ist, rückt die Armee ohne weitere Einleitung des Gefechts vor. Die Reiterei des einen Flügels sucht die ihr gegenüberstehende zu werfen, und wenn ihr Angriff glückt, beginnt der Sturm der zunächst stehenden Infanterie. Eines der Bataillone wirft sich auf den Feind; ihm folgt zu einem Flankenangriff auf dessen erste Masse ein zweites, ein drittes — in kurzer Zeit entbrennt das wüthendste Gefecht, welches dann durch den Ausfall des Angriffs der noch disponibeln Cavallerie entschieden wird. Oft auch kommt es gar nicht zum Infanterie-Gefecht. Die Reiterschaaren ringen in einem stürmischen, lange hin- und herwogenden Kampf um die Palme; und der Feldherr, der die Seinen wanken sieht, will das Schicksal des Feldzugs nicht durch eine Niederlage auch seiner Infanterie kompromittiren. Er befiehlt den Rückzug. So sehr auch die Reiterei zur Entscheidung beiträgt — der endliche Ausgang der Schlacht des Feldzugs beruht auf der Infanterie. —

IV. Die Entwickelung der Taktik in den Feldzügen der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.

Mit dem westphälischen Frieden 1648 trat indessen kein lange dauernder Friedenszustand für die grösseren Staaten Europas und so kein Stillstand für die Ausbildung der Kriegskunst ein. Einerseits dauert der Krieg zwischen Frankreich und Spanien noch bis 1659, bis zum pyrenäischen Frieden fort; andererseits bricht 1653 der Krieg zwischen Schweden und Polen und Russland aus, der bis 1660 dauert. In den letztern

fällt die Schlacht vor Warschau, 18. Juli 1656, die wir hier nur nennen wollen, weil sie die erste That der brandenburgischen Waffen ist, die den Namen der Brandenburger in die Weltgeschichte einführt. Von 1658—59 dauert der erste schwedisch-brandenburgische Krieg (Belagerung von Stettin und Sturm von Greifswald). Oesterreich wird bereits 1661 wieder mit der Türkei in einen Krieg verwickelt, der bis 1664 dauert. 1667 beginnt der Krieg der Franzosen in Flandern mit den Spaniern; 1670 der der Oesterreicher, Holländer und des deutschen Reichs mit Frankreich, der am Rhein bis 1697 geführt wurde, und als dessen Episode der Feldzug von 1675 der Brandenburger gegen die Schweden erscheint. (Fehrbellin 18. Juni. Belagerung von Stettin 6. Juni — 14. Dezember.) Bis zum Jahre 1698 dauerte gleichzeitig der Krieg mit den Türken, in welchem diese 1683 zum letzten Male bis vor Wien gelangten. Endlich von 1701 bis 1715 der spanische Successionskrieg.

In diesem beinahe siebzigjährigen (mit dem dreissigjährigen Kriege hundertjährigen) Zeitraum fast unausgesetzter Kriege im Herzen Europas, bildeten sich nun überall stehende Heere aus, deren erstes Erscheinen allerdings in einen viel frühern Zeitraum fällt. (Compagnies d'ordonnance 1445 von Carl VII. und Francs archers 1448.) *) Für die deutschen Fürsten gab hierzu besonders der Umstand Veranlassung, dass sie, als Mitstände des deutschen Reiches, in den Reichskriegen mit den Türken und Franzosen Hülfstruppen zu stellen hatten, daher stets Truppen unterhalten oder für jeden Fall von Neuem durch Werbung oder Aufgebote errichten mussten, wo sich denn bald zeigte, dass Ersteres leichter und mit geringeren Kosten auszuführen sei, als die fast jährlich eintretende neue Werbung. In dieser Lage befand sich auch Brandenburg. Während aber die andern Reichsstände kaum, und jedenfalls nur schläfrig, ihren Pflichten nachkamen, gaben diese schnell auf einander folgenden Kriege Brandenburgs grossem Kurfürsten Gelegenheit, während seiner 48jährigen Regierung den Grund zu den vortrefflichen Kriegs-Einrichtungen, zu dem ächt militairischen Geiste zu legen, welcher, fortgebildet in einer consequent verfolgten Richtung, das preussische Heer funfzig Jahre später zum

*) Compagnies d'ordonnance: 15 Compagnien à 100 Lanzen à 6 Mann; 1 Gendarm, 3 Archers, 1 Knappe, 1 Page. Also 9000 Mann Kavallerie in die Städte vertheilt, besoldet und stets bereit.

Francs archers: 4 General-Capitanate à 8 Compagnien à 500 Mann = 16,000 Mann; von den Kirchspielen gestellt und bewaffnet und von allen Abgaben frei, daher der Name.

Sie waren das Auskunftsmittel gegen die Banden der Soldtruppen.

unerreichten Muster und Vorbilde aller europäischen Heere machte. — Bei dem Tode seines Vaters Georg Wilhelm, 1640, bestand das brandenburgische Heer in 5 Regimentern Infanterie und 2 Regimentern Kavallerie; aus 4000 Mann Fussvolk und 2000 Reitern. Dies unbedeutende, schlecht bewaffnete und noch schlechter disziplinirte Heer musste ganz umgebildet oder vielmehr neu geschaffen werden. — Bis dahin hatte noch bei diesem Heere die Werbung auf das Risiko des Obersten bestanden, wie sich dies bei den deutschen Landsknechten ausgebildet hatte. Der Oberst hatte Contrakt mit dem Fürsten; er überliess grösstentheils die Werbung den Hauptleuten, die dann wieder zu ihm in einem Contraktsverhältniss standen, und hieraus folgte dann, dass das ganze Regiment von dem Obersten abhängig war, namentlich aber auch die Offiziere, die der Oberst anstellte. Das Regiment stand und fiel daher mit dem Contraktsverhältniss, dem Artikelsbriefe zwischen dem Obersten und dem Fürsten, welcher Letztere nur das, von den früher zum Aufgebot verpflichteten Städten und Ständen anstatt der Gestellung von Mannschaften gezahlte Geld hergab; obschon bei ausserordentlichen Gelegenheiten, wie z. B. bei dem Einfall der Schweden in Brandenburg 1675, in Preussen 1679 wieder auf das allgemeine Aufgebot zurückgegangen werden musste. Jenes Verhältniss also, das die Regimenter in völlige Abhängigkeit von den Obersten und diese zu einer Macht dem Fürsten gegenüber brachte, die sich auf die bewaffnete Schaar unter ihrem Befehl stützte, hob der Kurfürst bald nach seiner Thronbesteigung auf. Die Werbung geschah fortan auf den Namen des Kurfürsten; die Regimenter traten in seinen unmittelbaren Dienst, in direkte Beziehung zum Landesherrn, der den Obersten ernannte, ihm die Führung und das Commando des Regiments übergab, der ihn aber auch entlassen konnte, ohne dass damit das Regiment aufhörte. Das Verhältniss zum Obersten wurde damit ein vorübergehendes, und sein früheres Eigenthumsrecht verwandelte sich in das Recht der Verwaltung nach den ihm gegebenen Bestimmungen; während ein festeres, inniges Band die Truppen an den Landesherrn knüpfte. Ausserdem aber behielt sich bald auch der Kurfürst die Ernennung aller Offiziere in den Regimentern vor, die bis dahin den Obersten zustand, womit dann zugleich auch die Käuflichkeit dieser Stellen wegfiel. Dadurch ward die Macht der Obersten gebrochen, denen es bis dahin leicht war sich mit ganz ergebenen Creaturen zu umgeben; es wurde dadurch der nachtheiligen Willkühr der Befehlshaber ein Ziel gesetzt und bei strenger Aufsicht über die Befolgung der erlassenen Vorschriften

der Grund zu der Mannszucht gelegt, durch welche die brandenburgischen Truppen sich bald auszeichneten. Hierzu kam gleichförmige Bekleidung, Bewaffnung und Ausrüstung, stete Vollzähligkeit der Truppen durch sorgfältige und stets wiederholte Musterungen erhalten; bestimmte Eintheilung der Infanterie-Regimenter in 2 Bataillone zu 4 Compagnien zu 150 Mann; der Reiter-Regimenter zu 3 Schwadronen zu 120 Pferden (1676); strenge Kriegsgesetze und grosse taktische Ausbildung — welches alles diesen Truppen einen hohen Werth gab. Die Zahl derselben wuchs von Jahr zu Jahr, und bei dem Tode des grossen Kurfürsten bestand das Heer aus

35 Bataillonen in 17 Regimentern Infanterie,*)
32 Schwadronen in 12 Regimentern Kavallerie,
8 Schwadronen Dragoner in 2 Regimentern,
20 Compagnien Garnison-Truppen in den Festungen,
300 Mann Artillerie;

im Ganzen 28 — 30,000 Mann wohlbewaffnete, kriegstüchtige und kriegserfahrene Truppen, die bereits vielfach die Feuerprobe bestanden hatten. Denn auf die 30 Jahre von 1656 bis 1686 kamen 20 Feldzüge, an welchen, wenn auch nicht die ganze Armee, doch bedeutende Theile derselben Theil genommen haben.

Im Allgemeinen kann man diese Epoche als das monarchische Zeitalter auch in militairischer Hinsicht charakterisiren. Die Gründung stehender Armeen ging von der Eroberungssucht Ludwigs XIV. aus, unter dem dann auch mit Vauban eine neue Aera der Fortifikation, des Belagerungskrieges und der Ansichten über allgemeine Landesvertheidigung beginnt. Merkwürdiger Weise schritt die Artillerie nicht mit der Fortifikation vor, wie denn überhaupt die wirklich ausgeführten Verbesserungen erst später der einen die der andern hervorriefen.

In ebenso kriegerischer Bewegung blieb dies Heer unter Friedrich I. Unter dieser Regierung bildete es sich nach allen Seiten hin weiter aus. 1689 wurde die Bajonettflinte und das Steinschloss eingeführt, nachdem schon 1670 durch Vauban's Einfluss ein französisches Regiment mit Bajonettflinten bewaffnet worden war — das Gewehr der Infanterie ward nach seinem

*) Es ist zu bemerken, dass das Bataillon noch nicht diejenige Unterabtheilung des Regiments war, welche sie später wurde. Von einem Regiment entsendete man einen Theil der Compagnien, welche auf einem entfernten Kriegsschauplatz gebraucht wurden, als Bataillon, während der Rest vielleicht mit dem Regimentsstabe zurückblieb. Siehe hierüber die Werke von Hennert, von Gansauge und von Courbière. Die Eintheilung eines Regiments in 2 Bataillonen wurde erst nach und nach unter Friedrich I. vollzogen.

Ausdruck *une arme d'hast et de jet.* Nichts desto weniger erhielten sich bei den Franzosen die Luntenschlösser noch lange; sie empfanden den Nachtheil davon noch 1697 bei Steenkerken. Es wurde die Infanterie in 4, die Kavallerie in 3 Glieder gestellt, während erstere bis dahin bei den Brandenburgern in 6 Gliedern, (die 2 ersten Musketiere, die 4 hintern Pikeniere), focht. Waren die Waffen getrennt, so standen bis dahin dessenungeachtet die Musketiere in 6 Gliedern und feuerten gliederweise mit Durchziehen.

Trotz der Steinschlösser war doch das Feuer selbst noch langsam; der Mann erhielt 24 — 36 Patronen und man glaubte nicht, dass er mehr verbrauchen könne.

In solcher Verfassung nahm die brandenburgische Armee auch am Successionskriege Theil, und zwar in der Stärke von 28,000 Mann mit 71 Geschützen. Er war reich an Gefechten und Belagerungen. Wir nennen: Schlacht bei Fleurus (1. Juli 1690), Neerwinden (19. Juli 1693), Steenkerken (3. August 1692), Belagerung von Bonn 14. Juli bis 21. Oktober 1689, Namur 1692 und 1695, Casale 1695 u. s. w.

1691 — 1699 focht ein Hülfscorps von 6000 Mann gegen die Türken (bei Salankemen 1691, Zeuta 1697) und machte die Belagerungen von Belgrad 1693, Peterwardein 1694 und Temeswar 1697 mit.

Endlich fochten im spanischen Erbfolge-Kriege von 1701 bis 1713 die preussischen Truppen, 30,000 Mann stark, am Rhein und in Italien in vielen Schlachten, Gefechten und Belagerungen, von denen ich hier nur Höchstedt 1704, Cassano 1705, Turin 1706, Ramillies 1705, Oudenarde 1708 und Malplaquet 1709, so wie die Belagerung von Kaiserswerth 1702 (3 Monat), Venloo 1702, Lille 1708 (22. August bis 8. December) nennen will.

Es kamen so wiederum auf 25 Jahre, von 1688 — 1713, 24 Feldzüge, und daher im Ganzen, von 1656 an, auf 55 Jahre 44 Campagnejahre, oft fochten gleichzeitig brandenburgische Truppen in Ungarn und den Niederlanden, in Italien und am Rhein.

Beim Tode Friedrichs I. war die preussische Armee stark:

38 Bataillone in 19 Regimentern,
32 Eskadrons Kürassiere in 10 Regimentern,
24 Compagnien Dragoner in 6 Regimentern,
20 Compagnien Artillerie.
18 Garnison-Compagnien.

Im Ganzen 40,000 Mann.

Obgleich unter der folgenden Regierung Friedrich Wilhelms I. eine langdauernde Ruhe eintrat (nach dem Feld-

zuge 1715 gegen Schweden, Belagerung von Stralsund und Landung auf Rügen), so wurde doch ununterbrochen und mit eiserner Consequenz auf dem vorhandenen Fundament fortgebaut und so ein Heer gebildet, welches bald darauf fähig war, in der Hand des grössten militairischen Geistes die wunderbarsten Thaten zu verrichten und so das Muster für alle militairischen Einrichtungen in Europa zu werden.

Formation und Bewaffnung der Truppen erlitten gegen den Schluss dieser Periode fast durchgängig in allen Armeen folgende Veränderung:

Die Infanterie wird nach und nach überall in Bataillone von 4, 5, 6 und 8 Compagnien getheilt. Zu den Musketieren und Pikenieren kommen die Grenadiere, eine mit Musketen bewaffnete Truppe, die anfangs bestimmt war, Handgranaten zu werfen. 1670 wurden in Frankreich die ersten Grenadier-Compagnien gebildet, deren man bald, als eine Elite, jedem Bataillon eine gab. Friedrich I. formirte 1689 das erste Grenadier-Bataillon von 5 Compagnien zu 100 Mann. Diese Formation besonderer Grenadier-Bataillone gab man bald wieder auf und bildete dagegen Grenadier-Compagnien bei den Musketier-Bataillonen, die dann im Felde in Bataillone vereinigt wurden. Schon früher, 1674, hatte der grosse Kurfürst bei der Infanterie Schützen eingeführt, deren jede Compagnie einige erhielt; sie führten Büchsen; eine Einrichtung, die später wieder hervorgesucht ward und dann bis 1806 in der preussischen Armee bestanden hat. — Die brandenburgische Infanterie war per Regiment 1500 Mann stark. Bei den Franzosen findet sich schon früher die Neigung, schwache Bataillone von 4—500 Mann zu formiren; sie behalten diese Stärke auch in dieser Periode bei, höchst wahrscheinlich weil die Administration eine betrügerische war. — Ausserdem finden wir in dieser Zeit ein leichtes Fussvolk, bei den Kaiserlichen die Panduren, bei den Niederländern und Franzosen Freicompagnien; im Allgemeinen aber ficht das Fussvolk überall geschlossen, und die frühere grosse Tiefe entwickelt sich nach und nach in grössere Breite. In der Schlacht von Fleurus stand die französische Infanterie 6 Mann hoch, die Pikeniere in der Mitte jedes Bataillons. Die Zwischenräume zwischen den Bataillonsfronten waren gleich der Front eines Bataillons. Die Kavallerie stand in 3 Gliedern.

Wie schon bemerkt, verschwinden nun die Pikeniere und gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts legen die Oesterreicher die Spiesse zuerst ganz ab, indem sie in den Türkenkriegen die Erfahrung machten, dass die Türken diese Waffe nicht, wohl aber das Infanteriefeuer fürchteten. In Deutschland folgten

alle Heere dem bald nach, und so war bei den deutschen Heeren mit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts die Pike ganz durch die Bajonettflinte verdrängt (Brandenburg 1689). Dies musste auch von Einfluss auf die taktische Formation sein, denn um die Flinte zu gebrauchen, kann man sich nicht mehr tief stellen.

Die Franzosen schafften die Pike erst 1703 ganz ab, die Russen sogar erst 1721. Bei den Franzosen behielt sie noch längere Zeit eifrige Vertheidiger; Folard Puysegür und der Marschall von Sachsen*) hielten sie für die Königin der Waffen und dem Fussvolk unentbehrlich. Zugleich wurde statt des Luntenschlosses überall in der Zeit von 1680—1700 der Uebergang zum Feuerschloss, wie wir es noch bis in unsere Zeit führten, gemacht.

Die Stärke der Infanterie bestand bei dieser Art von Bewaffnung nicht mehr in dem Stoss, in dem Niederrennen des Gegners, worin die Landsknechte so sehr excellirten; sie bestand nunmehr darin, den Gegner in der Entfernung niederzuschiessen. Ein schnelles, wohlunterhaltenes Feuer trat hierbei bald als ein Bedürfniss hervor, und alle Veränderungen in der Bewaffnung, wie in der taktischen Ausbildung und dem Exerziren haben fast nur den Zweck, die Schnelligkeit des Feuers zu vermehren. So wurde durch den Herzog Leopold von Dessau der eiserne Ladestock erfunden, den Friedrich Wilhelm I. bei seiner Infanterie einführte (1730), während die Oesterreicher noch im ersten schlesischen Kriege hölzerne Ladestöcke führten. Friedrich Wilhelm I., dieser grosse Haushalter, liess es seine unausgesetzte Sorge sein, das Heer zu vermehren und zu bilden. Bald aber fühlte er, dass das immer stärker werdende Heer nicht mehr allein durch Werbung zu komplettiren war, daher 1738 Kantoneinrichtung und System der Beurlaubten.

Ueber die Ausbildung der preussischen Infanterie in dieser Periode, und namentlich durch den Herzog Leopold, bemerkt Behrenhorst:

»Die Infanterie war in 3 Glieder formirt, und führte alle Bewegungen im Gleichschritt aus. Die Uebungen wurden mit einer solchen Genauigkeit gemacht, dass die Bewegungen eines Bataillons dem besten Uhrwerk gleich kamen. Der König konnte bei seinen Revüen die sämmtlichen Feuerarten,

*) Es ist von Interesse hiebei zu bemerken, dass der Marschall von Sachsen der Erste war, welcher für die Infanterie ein von hinten zu ladendes Gewehr wünschte. Er liess zu dem Ende auch Versuche anstellen, welche natürlich damals verunglücken mussten.

und deren waren nicht wenige, mit einer Schnelligkeit und Präzision durchmachen lassen, welche alles bisher für möglich Gehaltene übertraf, und nicht anders war, als wäre das Ganze ein Klavier, auf dessen Tasten er spielte.«

Die Taktik der Infanterie bestand, je länger je mehr, darin, sich schiessend dem Feinde in Ordnung zu nähern oder ihn schiessend zu erwarten. Dies spricht sich noch später aus.

In dem Reglement von 1743 sagt Friedrich II. sehr bezeichnend:

»Es muss jeder Offizier, Unteroffizier und Gemeine sich die feste Impression machen, dass es weiter auf nichts ankomme, als wie den Feind zu zwingen, von dem Platze, wo er steht, zu weichen. Deshalb die ganze Gewinnung der Bataille darauf ankommt, dass man nicht sonder Ordre stille haltet, sondern ordentlich und geschlossen gegen den Feind avancirt und chargiret. Und weilen die Stärke der Leute und die gute Ordnung die preussische Infanterie unüberwindlich machet, so muss den Leuten wohl imprimiret werden, dass, wenn der Feind wider Alles Vermuthen stehen bleiben sollte, ihr sicherster und gewissester Vortheil wäre, mit gefälltem Bajonett in selbigen herein zu drängen — alsdann der König davor repondiret, dass keiner wieder stechen wird.«

Auch bei der Kavallerie gingen in dieser Periode einige wesentliche Veränderungen vor, besonders in Bezug auf ihre Bewaffnung und Fechtart.

Gleich der Infanterie wurde auch die Kavallerie in Hinsicht der Rüstung immer mehr erleichtert, und daher beweglicher. Schon 1675 hatte die französische Kavallerie den Harnisch ganz abgelegt. Die deutsche Reiterei behielt meist den Brustharnisch bei, so die österreichische und preussische. Carl XII. dagegen nahm seiner Kavallerie alle Schutzwaffen und formirte sie ganz als Dragoner in Regimenter von 1250 Mann.

Die Ueberzeugung von der Ueberlegenheit des Feuers war es, welche dahin führte, dass das Einbrechen der Kavallerie mit dem Degen in der Faust als etwas Ungewöhnliches angesehen wurde. Die Oesterreicher und ihre Bundesgenossen hatten sich vorzüglich in den Kriegen mit den Türken daran gewöhnt, den Feind stehend mit dem Karabiner, den jeder Reiter führte, im Anschlage zu erwarten. Man setzte so den wüthenden Angriffen der Türken die grösstmöglichste Ordnung, ungetrennte Glieder und ein lebhaftes Feuer entgegen; während im Einzelgefecht, der jedesmaligen Folge des Choks, die grosse Beweglichkeit von Mann und Pferd, so wie die Ge-

schicklichkeit im Gebrauch des Säbels den Türken eine grosse Ueberlegenheit gab.

Es kam so in dieser Periode dazu, dass der Gebrauch des Feuergewehrs die vorzugsweise, ja einzige Uebung der Kavallerie wurde. Man exerzirte sehr viel zu Fuss, wenig zu Pferde, um diese nicht anzugreifen, und schoss zuletzt zu Pferde, wie zu Fuss, Glieder- und Pelotonweise, wie man in den Reglements der Zeit dies auch findet. Das Gefecht der Kavallerie war also ein ähnliches Feuergefecht, wie das der Infanterie, und man glaubte viel zu thun, wenn man bis auf 25 Schritt an den Feind herantrabte, hier schoss, und dann mit dem Degen im Trabe angriff.

Die Franzosen waren die ersten, welche hiervon abgingen und mit dem Degen in der Faust, ohne zu schiessen, attakirten. Carl XII., dessen Kühnheit unbegrenzt war, liess seine Reiterei stets in voller Carriere, mit dem Degen und ohne zu feuern, angreifen. Er griff so nicht blos Kavallerie, sondern auch Infanterie, Batterien und selbst Feldschanzen an, und stets mit Erfolg. Dies war jedoch eine vorübergehende Erscheinung.

Die preussische Kavallerie hatte damals noch ganz die Eigenthümlichkeiten der österreichischen und sie war in Bezug auf ihre Ausbildung weit hinter der Infanterie zurückgeblieben.

Friedrich II. sagt selbst von ihr, wie er sie bei seiner Thronbesteigung fand:

»Die Reiterei kultivirte Niemand. Sowohl der König (Friedrich Wilhelm I.) als Leopold von Dessau hielten nicht viel von dieser Waffe. Der Erstere hatte in der Schlacht von Malplaquet die kaiserliche Reiterei dreimal zurückwerfen sehen, und in den Belagerungen von Menin, Tournay und Stralsund, denen er beiwohnte, hatte sie keine Gelegenheit gefunden, sich auszuzeichnen. Leopold von Dessau konnte seinerseits es der Kavallerie des österreichischen Generals von Styrum nicht vergeben, dass durch sie das erste Treffen bei Höchstedt verloren gegangen war. Er bildete sich daher ein, dass diese Waffengattung variable sei, dass man gar keine Rechnung auf sie machen könne. Dies unglückliche Vorurtheil war unserer Reiterei so schädlich, dass sie ohne Mannszucht blieb und folglich, als man sie in der Folge nöthig hatte, nicht gebraucht werden konnte. Sie bestand, wie das Fussvolk, aus sehr grossen Leuten und ritt sehr grosse Pferde. Es waren Kolosse auf Elephanten, die weder sich gehörig zu bewegen, noch zu fechten wussten. Es ging kein Exerziren vorbei, bei dem nicht Reiter aus Ungeschicklichkeit stürzten. Sie waren nicht Herr ihrer Pferde;

wurden auch mehr zu Fuss als zu Pferde exerzirt; feuerten aber auf beide Arten vortrefflich. Ihre Offiziere hatten keinen Begriff von dem Dienst zu Pferde, und waren von dem, was die Reiterei am Tage des Gefechts zu thun hat, weder durch Theorie noch durch Praxis belehrt.«

Bis zur Zeit des General Seydlitz aber war die Kavallerie im Allgemeinen dennoch sehr zurückgekommen; während sie in den früheren Perioden die Hauptwaffe war, hatte sie jetzt diese Stelle der Infanterie eingeräumt, der sie diesen Rang fortan auch zur Zeit ihrer glänzendsten Thaten, ihrer grossartigsten Erfolge doch nicht wieder hat streitig machen können.

Wie Friedrich II. namentlich in den ersten Jahren seiner kriegerischen Laufbahn von der feindlichen Kavallerie dachte, geht schlagend aus dem Infanterie-Reglement von 1743 hervor. Dort heisst es:

»Wenn ein Offizier was zu eskortiren hat, oder mit einem kleinen Commando nach einem abgelegenen Orte von der Armee marschiret, so muss er, wenn er auf das flache Feld kommt, sich gut umsehen, ob er von dem Feind etwas gewahr wird. Wird er ein Corps Kavallerie gewahr, was ihm süperieure ist, so muss er suchen, den ersten Kirchhof in der Nähe zu gewinnen, dasjenige, was er zu eskortiren hat, bei sich auffahren lassen und ist alsdann im Stande, dem Feind zu resistiren, wenn selbiger ihm auch viermal überlegen ist. Kann er keinen Kirchhof erreichen, so muss er suchen einen Busch oder einen Graben zu gewinnen, oder sich dergestalt postiren, dass er den Rücken frei habe. Bei Annäherung des Feindes muss er sein Feuer wohl menagiren, und es ist ihm nicht erlaubt, sich eher gefangen zu geben, bis er seine Patronen fast verfeuert und ihm von dem Feind so zugesetzet wird, dass es ihm nicht möglich ist, durchzuschlagen und kein Sukkurs zu hoffen ist.

NB. Dieses ist nur von kleinen Commando's, welche aus 30 bis 40 Mann bestehen zu versehen. Ein preussisches Grenadier- oder Musketier-Bataillon kann aber, wenn selbiges ein Quarrée formirt hat, durch feindliche Husaren oder Kavallerie, welche ihnen den Marsch verhindern wollten, nur grade darauf marschiren, solche wegjagen und, ohngeachtet der Attacken vom Feinde, hinmarschiren, wohin ihre Ordre ist.«

Bei der Artillerie fallen die allgemeine Einführung der Kartuschen, bei denen aber noch die Kugel von dem Pulver getrennt war, so wie die der Kartätschen in diese Periode. — Was ihre Formation anbetrifft, so waren es die Franzosen,

bei denen die Artillerie zuerst in Compagnien und 1695 in Regimenter formirt ward. Im Jahre 1740 bestand die französische Artillerie aus 5 Bataillonen zu 7 Artillerie- und 1 Train-Compagnie. Die preussische Artillerie war 1697 neun Compagnien stark; man pflegte also damals auf 1000 Mann ein Geschütz zu rechnen, obwohl die Zahl der Geschütze in der Regel grösser war. So war bei dem brandenburgischen Heere am Rhein 1688 ein Artillerie-Train von 60 Kanonen, 5 Haubitzen und 6 Mörsern auf 28,000 Mann. Die schwere Artillerie wurde immer mehr, in grössere Batterien vereinigt, ins Gefecht gebracht. So sahen wir 1691 bei Peterwardein 80 Kanonen in eine Batterie vereinigt, was an die ungeheuren Artilleriemassen Napoleons erinnert.

Die eigentliche Heer- und Kriegsführung bildete sich nun in dieser Zeit vorzugsweise in den Kriegen der Franzosen mit den Deutschen, Niederländern und Engländern aus. Es genügt, in dieser Beziehung die Namen eines Türenne, Eugen von Savoyen, Marlbrough, Ludwig von Baden und der Marschälle von Luxemburg und de Saxe zu nennen. — Künstliche Märsche, Ueberlistung des Gegners durch die Bewegungen, Wahl der Stellungen, Belagerungen, und festen Fuss auf dem Kriegstheater zu fassen, und Schlachten und Gefechte, weniger um damit die Niederwerfung des Gegners und damit den Frieden, als allgemeinen Zweck des Krieges, zu erreichen, als vielmehr zur Erreichung partieller kleiner Zwecke im Laufe der Operationen. In ähnlicher Weise lässt sich auch die Schlacht dieser Zeit charakterisiren. Die Reiterei verliert immer mehr ihren entscheidenden Charakter, nur Carl XII. gebraucht sie ihrer Eigenthümlichkeit gemäss; überall sonst aber legt man den Nachdruck auf das Infanteriegefecht und gewinnt mehr Geschicklichkeit in Benutzung des Terrains. Aber die Schlachten werden nicht entscheidend, weil der Gedanke der Gliederung in die Tiefe fehlt und die Reiterei die Früchte der Arbeit des Fussvolks nicht zu ernten versteht. So sind denn auch die langdauernden Kriege erklärlich, die dessenungeachtet nicht thatenlos sind, aber eigentlich erfolglos bleiben. Der Krieg geht den Staaten nicht an das Leben, er ist mehr nur an der Grenze, gleichsam an der Oberfläche, ohne tief einzugreifen, und namentlich ohne die Existenz zu bedrohen; höchstens geht er auf den Besitz einiger Landestheile. Erst später haben die Kriege diesen staatenvernichtenden Charakter angenommen und damit an Intensität, an Lebhaftigkeit gewonnen.

V. Die Taktik unter dem Einflusse Friedrichs des Grossen, — Lineartaktik, 1740 bis 1792.

Wir treten nunmehr in die Periode ein, welche die Zeit der höchsten Ausbildung des Infanteriefeuers grösserer Abtheilungen, aber auch zugleich die der grössten Thaten der Kavallerie gewesen ist. —

Beinahe 400 Jahre kann man von der Erfindung des ersten Feuergewehrs her als verflossen annehmen. So lange Zeit hatte die neue Waffe gebraucht, um allgemein anerkannt, eingeführt, und ausgebildet zu werden. Wir haben gesehen, wie im Ende des siebzehnten und Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die Pike als Infanteriewaffe ganz verschwand und wir haben auch bemerkt, wie sehr von nun an das Feuer die Seite der Infanterietaktik wurde, welche sich ausbildete und vervollkommnete. Diese Seite der Taktik war es nun, welche, je länger je mehr, einen Einfluss auf die ganze Kriegs- und Gefechtsführung gewann, und die Umwälzungen veranlasste, welche seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Gefechtsführung eingetreten sind.

Der Glanz der Reiterei, ihre vorherrschende Wichtigkeit verschwand vor dem Infanteriefeuer. Allein die Waffe war im Ganzen schlecht, ohne rationelle Einsicht konstruirt und mangelhaft gefertigt; der Soldat im Allgemeinen ungeschickt, — so zeigte sich denn, in der Hand des ungeschickten Schützen von einer schlechten Waffe ein sehr geringes Resultat. —

Um nun dies Resultat — also die Zahl der Treffer — zu verbessern und zu vermehren, verfiel man auf die Idee, es durch die Quantität der Schüsse, ihre Schnelligkeit innerhalb kurzer Zeit, zu erreichen und zugleich von möglich Vielen zugleich Feuer geben zu lassen. Dies führte auf natürlichem Wege auf das Feuer geschlossener grösserer Linien und auf die Einübung der Ladungshandgriffe.

Alle Veränderungen der Waffe wurden ausschliesslich auf das schnelle Feuer gerichtet; demgemäss sehen wir auch Sachen vorkommen, die uns heute unglaublich erscheinen: der grade Kolben zum Beispiel. Indessen im Allgemeinen hat man wesentliche Vorzüge des Gewehrs, wie es als Steinschlossgewehr bis in die neueste Zeit bestand, dieser Periode zu danken: der eiserne Ladestock; das trichterförmige Zündloch.

Wie sehr Friedrich II. selbst auf das schnellere Feuer hinwirkte, zeigt das Reglement von 1743 (Seite 73):

»Es muss einem jeden Kerl recht gelernt werden, wie er geschwinde laden und sein Gewehr im Chargiren recht

brauchen soll; absonderlich, dass er nicht mehr oder weniger Tempo's mache, als wie nöthig sind, und es muss geladen werden, wie folgt:

Die Kerls müssen sehr geschwinde, indem das Gewehr an die rechte Seite flach gebracht wird, den Hahn in die Ruh bringen, hernach sehr geschwinde die Patrone ergreifen, und die Patrone muss kurz und recht zusammengedreht, auch umgekehrt, in die Tasche gesteckt sein. Sobald die Patrone ergriffen, müssen die Bursche selbige sehr geschwind kurz abbeissen, so dass sie Pulver ins Maul bekommen, darauf geschwinde Pulver auf die Pfanne schütten, die Pfanne geschwinde schliessen, das Gewehr hurtig zur Ladung herumwerfen, im Herumwerfen die Patrone nicht verschütten, worauf man wohl acht haben muss. — Nach diesem muss die Patrone geschwinde in den Lauf gebracht und rein ausgeschüttet, der Ladestock mit zweimahl auf das Allergeschwindeste herausgezogen, geschwinde verkürzt, geschwinde in den Lauf gestecket und stark heruntergeschmissen werden, dass die Ladung fest angesetzt wird. Worauf sämmtliche Offiziers gute Achtung haben und wohl observiren sollen, wann ein Kerl seinen Ladestock nicht stark herunterschmeisset. Hernach muss der Ladestock mit einem Ruck geschwinde herausgerissen, geschwinde verkürzt und geschwinde mit einem Mal an seinen Ort, und das Gewehr sogleich, ohne dass Einer auf den Andern wartet, in die Höhe gebracht werden. Es muss auf das Allergeschwindeste wie immer möglich geladen werden.«

So wurde denn in einer Minute fünf Mal geschossen. Im vollen Kontrast steht dagegen die Anleitung zum Zielen (Seite 72 ebendaselbst):

»Die Pelotons und Divisionen müssen sich im Anschlagen wohl nach der rechten Hand richten, das erste Glied (welches auf das Knie niederfiel) muss ganz grade aus und die zwei hintersten Glieder ein wenig vorne niedriger anschlagen, wobei die Kerls längs dem Lauf nach dem Korn und ins Feuer dreist hineinsehen müssen, denn ein Soldat wissen muss, wo er hinschiesset, nemlich nicht in die Luft oder in die Erde schiessen, worauf die Offiziers wohl Achtung haben müssen. Die Kolbe muss gleich der Schulter angesetzet werden und die Kerls sollen auch den Kopf sinken lassen um zu sehen, wo sie hinschiessen.«

Das Beispiel von Mollwitz zeigt, in welcher Weise sich die Infanterie bereits beim Beginn der schlesischen Kriege ausgebildet hatte. Der österreichische General Römer, der

die Kavallerie des linken Flügels kommandirte, geht mit 36 Eskadrons Kürassiere zum Angriff vor, wirft die preussische Kavallerie vom rechten Flügel, welche mit Eskadrons rechts geschwenkt hatte, um ihm in die Flanke zu kommen, schlägt sie aus dem Felde, und greift nun die Infanterie an. Aber alle Anstrengungen der braven Kavallerie sind vergeblich, Flanken- und selbst Rücken-Angriffe gelingen nicht; das dritte Glied der preussischen Infanterie macht Kehrt, Römer wird erschossen, seine Eskadrons müssen in Unordnung zurück. Schwerin lässt die Infanterie antreten und geht bis auf 150 Schritt an die feindliche heran; es entsteht ein heftiges Gewehrfeuer, — bei den Preussen in der grössten Ordnung Pelotonweise —, die österreichische Infanterie kommt in Unordnung und wirbelt um die Fahnen. Die österreichische Kavallerie vom rechten Flügel will das Gefecht herstellen. Berlichingen greift die preussische Kavallerie vom linken Flügel an, wirft sie und attakirt nun die Infanterie. Aber alle Versuche sind vergeblich, er wird zurückgeschlagen, — oder vielmehr zurückgeschossen. Als auch dieser Angriff abgeschlagen ist, geht die preussische Infanterie zum Bajonettangriff vor; die österreichische Infanterie macht Kehrt, als die preussische auf 60 Schritt heran ist. Damit ist die Schlacht entschieden.

Bis zum Beginn der Revolutionskriege ist diese Linienstellung der Infanterie, mit gänzlichem Aufgeben des Einzelgefechts für die eigentliche Infanterie, (d. h. abgesehen von Kroaten, Panduren, Jägern) das Geltende geblieben, und hat so natürlich einen ganz entscheidenden Einfluss auf die Formation der Truppen zum Gefecht, ihre Aufstellung während desselben und endlich auf den Gang des Gefechts gewinnen müssen. Vorzugsweise ist es aber das preussische Heer gewesen, welches während dieser ganzen Zeit unter seinem grossen König das Musterbild für ganz Europa abgegeben hat, und welches näher zu betrachten hier angemessen ist.*)

Wir führen zunächst an, dass Friedrich der Grosse das ihm von seinem Vater in einer Stärke von circa 80,000 Mann hinterlassene Heer bis zu seinem Tode um das Doppelte vermehrt hatte. Die Stärke des stehenden Heeres war im siebenjährigen Kriege noch viel bedeutender gewesen. Friedrich hinterliess etwa 100,000 Mann Infanterie, 42,000 Mann Kavallerie, 10,000 Mann Artillerie und Pioniere, 30,000 Mann

*) Wir empfehlen zur näheren Kenntniss die Werke von Behrenhorst, die Geschichte des siebenjährigen Krieges durch den General Tempelhof und diejenige, welche der preussische Generalstab herausgegeben hat.

Garnisontruppen. Den Feldzug von 1757 hatte er aber eröffnet mit 152,000 Mann Infanterie und Kavallerie, 58,000 Mann in Besatzungen. — Die Infanterie war bereits seit 1730 in drei Gliedern aufgestellt, und geübt alle Evolutionen im Gleichschritt zu machen, d. h. im langsamen Schritt unseres Exerzir-Reglements von 1812.

Ein Bataillon bestand aus 1 Grenadier- und 5 Musketier-Compagnien. Aus den 4 Grenadier-Compagnien zweier Regimenter wurde 1 Grenadier-Bataillon gebildet; unter Friedrich II. nur für den Gebrauch im Felde; erst späterhin (1800) als eine auch im Frieden bestehende Formation. Jede Compagnie war 150 Mann stark, 5 Compagnien mit 750 Mann; 1 Grenadier-Bataillon hatte nur 600 Mann.

Ein Bataillon zerfiel in 8 Pelotons; so dass dies die Formation sehr erschwerte, da 8 nicht durch 5 rational getheilt wird. Es hatte dies zur Folge, dass man öfter — wie z. B. in der Schlacht bei Prag — auch 10 Züge bildete. Das Bataillon hatte verschiedene Arten, das Feuer abzugeben. Der Einzelne lud in 23 Tempo's, nach dem Reglement von 1743. Das Bataillon gab Salven, oder feuerte mit Pelotons überspringend von den Flügeln nach der Mitte zu, oder von Flügel zu Flügel; endlich feuerte man auch in Divisionen, deren das Bataillon zwei hatte. — Ferner war für das Feuer im Avanciren oder im Retiriren das Heckenfeuer vorgeschrieben.

Die Evolutionen waren grösstentheils denen ähnlich, welche wir noch heute auf den Exerzirplätzen sehen, nur mit Hinweglassung Alles dessen, was einer geschlossenen Kolonne ähnlich ist. Es wurde bei allen Gelegenheiten mit Distancen marschirt, die Aufmärsche waren also grösstentheils Alignementsmärsche mit Einschwenken oder Evantailliren. Deployements, obschon häufig geübt, wurden fast nie angewendet. Alignementsmärsche wurden fast in allen Schlachten des siebenjährigen Krieges — Prag, Rossbach, Leuthen, Kunersdorf, Zorndorf u. s. w. — ausgeführt. Das Deployiren kam nur bei Jägerndorf, Lowositz und Reichenberg vor. Vorzugsweise merkwürdig ist das Avanciren in langen Linien und die Echelonangriffe.

Gegen Kavallerie wurden hohle Karrees formirt, jedoch auch nur, wenn Infanterie ohne Kavallerie marschirte, und befürchtete, von allen Seiten sich von solcher angefallen zu sehen. In der Schlachtlinie erwarteten die Bataillone den Angriff in Linie und schlugen ihn gewöhnlich in dieser Formation durch ihr Feuer ab. Von der Bildung eines vollen Karrees, oder von der Bildung eines hohlen in der Schlachtlinie selbst, wie es die Engländer noch 1815 zeigten, war niemals die Rede.

Allenfalls schwenkten einige Flügelzüge in einen Haken rückwärts, oder es wurden dem Flügel der Linie zum Schutz gegen Kavallerie ein oder zwei Grenadier-Bataillone angehängt, die dann beim Avanciren der Linie mit rechts- oder linksum in Reihen marschirten.

Da die Infanterie in der Schlachtordnung stets in zwei Treffen stand, so bekam das Ganze dadurch die Form eines hohlen, sehr langen Quarrées. Jedoch war das zweite Treffen gewöhnlich etwas schwächer als das erste; in seltenen Fällen bestand es auch nur aus Kavallerie, so z. B. bei Breslau. Ein Ablösen der Treffen kommt selten vor; das zweite Treffen ist mehr dazu da, dem ersten den Rücken zu decken, und einzelne Lücken auszufüllen.

Für diese Formation war nun die preussische Infanterie auf das Trefflichste geübt, und diese, wie das schnelle Feuer, wurden in den Gefechten mit nie wieder erreichter Ordnung exekutirt. Für das Einzelgefecht fehlte jedoch jede Ausbildung; Friedrich II. vermied es, und hielt es eigentlich der preussischen Infanterie nicht für würdig. So bestimmt er in der Instruction für seine Generals 1748:

»Die Infanterie kann gebraucht werden, wie man will, nur verbiete Ich auf das Allerernstlichste, dass solche niemals in Häuser gesteckt werde, oder woraus nichts Anderes als Unglück erfolgen kann; dieselbe hinter Zäune zu legen, solches gehet an. Im Uebrigen ist das Genie von unsern Soldaten, zu attakiren; es ist solches auch schon ganz recht.«

Um jedoch den zerstreut fechtenden leichten Truppen des Feindes, den österreichischen Kroaten, etwas entgegensetzen zu können, — denn man war zuweilen genöthigt, sie mit ganzen Bataillonen anzugreifen — wurden einzelne Züge, in einem Gliede formirt gegen sie entsendet. Als dieses seine Unwirksamkeit gezeigt hatte, formirte der König 1756 vier Freibataillone, die zur Vertheidigung der Dörfer, der Wälder, für den Vorpostendienst im koupirten Terrain und für den kleinen Krieg im Allgemeinen dienen sollten. Sie bewährten sich bald und ihre Zahl wuchs bis 1762 auf 24 Freibataillone und 30 Freieskadrons. Der König, der indessen niemals etwas von diesen Truppen hielt, erachtete sie auch der Beibehaltung im Frieden nicht werth, und löste sie 1763 wieder auf. In der Schlachtlinie zählte er niemals besonders auf sie, und gewöhnlich finden wir sie mit einiger leichten Kavallerie in Reserve. In den Schlachten selbst kommt überhaupt ein zerstreutes Gefecht der Infanterie nicht vor, und wo es erscheint,

ist es die aus mörderischen Gefechten immer nothwendig erfolgende Unordnung.

Bemerkt muss noch werden, dass 1774 die cylindrischen Ladestöcke und 1781 die conischen Zündlöcher eingeführt wurden, was dem Laden noch mehr Schnelligkeit gab; so wie dass schon in den ersten schlesischen Kriegen jedes Bataillon zwei dreipfündige Kanonen mit sich führte, welche in der Bataillonsintervalle standen. Im Jahre 1778 hatte man sogar zwei Kanonen und eine Haubitze bei jedem Bataillon.

Die Taktik der Infanterie blieb also in ihren Elementen während der langen und an Feldzügen reichen Periode Friedrichs II. unverändert; die Veränderungen, von denen sie berührt ward, betrafen mehr die höhere Taktik, die eigentliche Gefechtsführung. Die österreichische Infanterie focht bei Kollin zum letztenmal in vier Gliedern und hatte sich fast ganz nach der preussischen gemodelt. Indessen hatte sie nur die Nebendinge treu kopirt, sie schoss in vier verschiedenen Arten, allein das Wesentliche, die Schnelligkeit, mit der bei der preussischen Infanterie jeder Unterbefehlshaber gewöhnt war in die Ausführung des Befehls einzugreifen, diese vollkommene Harmonie in der Ausführung der Bewegungen, gingen ihr noch ab. Dagegen war sie im kleinen Kriege, im Vorpostendienst und im zerstreuten Gefecht den Preussen überlegen und hatte vortreffliche Führer für diese Seite des Krieges, z. B. Laudon. Dies waren aber damals Nebendinge, die auf den Gang des Krieges fast gar keinen Einfluss hatten.

Was nun die Kavallerie anbetrifft, so haben wir gesehen, in welchem Zustande Friedrich II. sie vorfand, und wie richtig er ihre Mängel sogleich erkannte. Während bei der Infanterie fast nichts geändert wurde, fand bei der Kavallerie eine vollkommene Umwälzung statt, durch die denn in der Folge die preussische Kavallerie die erste Stelle unter den Reitereien aller Zeiten eingenommen hat. Die preussische Reiterei des siebenjährigen Krieges steht noch heute unübertroffen da und wird in ihren Thaten schwerlich jemals wieder von irgend einer Reiterei der Welt erreicht werden. Besonders zeichnete sie sich aus durch treffliche Mannszucht, kühnes und schnelles Reiten, geschlossenes rasches Attakiren und schnelles Sammeln.

Seydlitz formirte zuerst bei Rossbach die Kavallerie in zwei Gliedern, was seitdem unverändert beibehalten worden ist. Bis dahin stand sie in drei Gliedern, die Glieder Schenkel an Schenkel geschlossen. Die Schwadronen, fast immer in der Normalstärke von 150 Pferden, hatten 12 Schritt Intervalle,

und waren in vier Züge getheilt. Ueber ihr Exerziren sagt das Reglement von 1745 Seite 19:

»Alle Evolutions und Mouvements bei der Kavallerie müssen mit der grössten Geschwindigkeit, alle Schwenkungen im Galopp gemacht werden. Se. Majestät befehlen allen Kommandörs der Kürassier-Regimenter aufs Schärfste, dass ihr einziges Arbeiten, Tichten und Trachten dahin gehen soll, aus dem gemeinen Mann gute und tüchtige Reuters zu machen. Es sollen selbige zu Pferde so adroit wie die Husaren sein, ihre Pferde wohl kennen und mit dem Degen recht umzugehen wissen.«

So ist der König, nachdem er die Mängel seiner Reiterei einmal erkannt hat, auf alle Weise bemüht, diesen abzuhelfen, und seine Reiterei kriegstüchtig, kühn, dreist und schnell zu machen. Zunächst verlangt er vollkommenes Reiten und dringt auf alle Weise darauf; dann aber das Fechten zu Pferde. Alle Tage, Winter und Sommer, muss geritten werden; jedem Reiter ist gestattet, sein Pferd einzeln zu reiten und zu tummeln, um ganz darauf zu Hause zu sein. In der Exerzirzeit — des Sommers — wird wöchentlich fünfmal zu Pferde und einmal zu Fuss exerzirt; am letzten Tage muss aber doch, so wie den Sonntag, ausgeritten werden. Der Reiter soll mit seinem Pferde gleichsam verwachsen und stets bereit sein, zu Pferde zu erscheinen. Wenn ein Regiment in einer Stadt oder im Kantonnirungsquartier steht und Allarm geblasen wird, so muss das ganze Regiment, ohne dass Jemand fehlt, in 20 Minuten formirt vor dem Thore stehen.

»Wenn ein Regiment kampiret und Boutesellе geblasen, oder befohlen wird, dass die Reiters aufsitzen sollen, so muss in 12 Minuten das Regiment in Eskadrons formirt stehen.«

Das Feuern der Reiterei verbot der König aufs Strengste, und es wurde nur bei der Verfolgung gestattet.

Er sagt im Reglement:

»Den Reuters muss wohl imprimirt werden, dass das Schiessen, welches ihnen beim Exerziren gewiesen, nicht anders müsse gebrauchet werden, als wenn sie das erste Treffen und das zweite Treffen vom Feinde mit dem Degen in der Faust übern Haufen geschmissen hätten, alsdann sie nachschiessen könnten, um den Feind, welcher schon in Confusion, dadurch in desto mehr Confusion und Consternation zu bringen.«

Weiter:

»Alle Eskadrons sollen, sobald sie avanciren, den Feind zu

attakiren, mit aufgenommenem Gewehr und fliegenden Estandarten gegen den Feind marschiren und alle Trompeters sollen Marche blasen. Daher kein Commandör von einer Eskadron bei Ehre und Reputation sich unterstehen soll zu schiessen, sondern die Eskadrons sollen den Feind mit dem Degen in der Faust attakiren. Wovor die Generals von den Brigaden repondiren sollen. Wann der Feind attakirt wird, so soll solches geschehen, wie es in denen Evolutions vorgeschrieben ist, nämlich zuerst im starken Trabe und zuletzt im vollen Galopp, jedoch recht geschlossen. Wenn man solchergestalt attakiret, so sind seine Königl. Majestät versichert, dass der Feind allezeit geschmissen werden wird.«

Endlich Seite 204:

»Bei der Attake vom Feinde müssen die Offiziers allezeit dahin trachten, dass sie zum ersten attakiren und sich nicht attakiren lassen. Imgleichen müssen sie ihren Leuten wohl imprimiren und recht einschärfen gute Contenance zu halten, auch ihnen beibringen, dass sie sich den Feind viel schlechter, als wir sind, vorstellen. Ferner müssen die Offiziers den Leuten aufs Schärfste befehlen, den Feind nicht zu schonen, sondern so viel todt und nieder zu machen wie nur möglich ist, und wenn der Feind übern Haufen geworfen ist, ihn nicht so hitzig zu verfolgen, sondern gleich wenn Appell geblasen wird, sich hurtig an ihre Esquadrons anschliessen sollen, weilen einzelne Reiters nichts, hingegen eine formirte Esquadron vieles ausrichten kann.«

»Sobald das erste Treffen vom Feinde übern Haufen geworfen ist, so müssen die Kommandeurs der Eskadrons Appell blasen lassen, die Esquadrons so geschwinde wie möglich wieder formiren, und ohne Zeit zu verlieren das zweite Treffen vom Feinde attakiren.«

»Das zweite Treffen muss grade auf die Interwallen vom ersten gerichtet stehen und wenn etwa eine Eskadron aus dem ersten Treffen sollte repussirt werden, so muss die nächste Eskadron aus dem zweiten Treffen hurtig vorrücken, den Feind attakiren, sich mit ihm meliren und standhaft zurücktreiben. Wenn aber das ganze erste Treffen viel gelitten hätte, so muss sogleich das zweite vorrücken.«

»Es muss aber ein jeder Offizier von der Kavallerie sich fest imprimiren, dass es nur auf zwei Sachen ankomme, den Feind zu schlagen: Nemlich vor's Erste, ihn mit der grössten Geschwindigkeit und Force zu attakiren, und Zweitens zu suchen, selbigen zu überflügeln. Ein jeder Offizier von der Kavallerie muss auch sich niemals aus dem Gedanken

kommen lassen, dass er suche den Feind in die Flanke zu attakiren, um ihn desto eher über den Haufen zu werfen.« —

Dies war das einfache Rezept, was wir denn auch so häufig im Kleinen wie im Grossen, und mit so herrlichen Erfolgen angewendet sehen von Seydlitz bei Rossbach und Zorndorf, von Ziethen bei Prag, von Driesen bei Leuthen. Der Angriff der preussischen Kavallerie war stets en muraille.

Der König sagt in der Instruktion für seine Generale: »Wenn nicht recht geschlossen attakirt wird, so können sich die Eskadrons meliren, und alsdann decidirt der gemeine Mann die Sache, weilen solches aber journalier ist, so müssen die Eskadrons so geschlossen attakiren, als es sich nur immer thun lässt, weshalb das erste Treffen fast ohne Intervalle bleiben muss.«

In dieser Formation machte das Dragoner-Regiment Baireuth (das jetzige 2. preussische Kürassier-Regiment), damals freilich zehn Schwadronen stark, am 4. Juni 1745 jene berühmte Attake auf die österreichische Infanterie des linken Flügels, ritt 21 Bataillone nieder, nahm 66 Fahnen und 5 Kanonen, und machte 4000 Gefangene. Von Kolonnen-Attaken, diesem Erzeugniss der Napoleonischen Kriegführung, war nie die Rede, und Seydlitz würde sich wundern, wenn er Kavallerie in einer Formation anreiten sähe, die drei Viertel der ganzen Stärke nicht zur Entwickelung kommen lässt.

Die Vorbereitung der Kavallerie-Angriffe durch Artillerie geschah selten, und dann meist nur zufällig; so bei Rossbach. Die reitende Artillerie war noch in ihrer ersten Kindheit. Wir werden später hierauf zurückkommen.

Ausser der Veränderung in der inneren Ausbildung geschahen nun auch grosse Veränderungen in der Formation, besonders nach dem ersten und zweiten schlesischen Kriege; wir führen hier nur summarisch an:

1741 — 43 werden alle Dragoner-Regimenter auf 10 Schwadronen gesetzt, und neue Regimenter formirt.

1741 werden 4 neue Husaren-Regimenter formirt.

1743 werden neue Reglements für alle Waffen gegeben.

1771 wird das Bosniaken-Regiment — mit Lanzen — aus 10 Schwadronen gebildet.

Ueber das Nähere in dieser Beziehung muss auf die betreffenden Werke von Canitz, von Schöning, von Courbière verwiesen werden. Es sei jedoch gestattet, hier noch daran zu erinnern, dass in dieser Periode zum ersten Male der Säbel, und zuletzt auch die Lanze, als Reiterwaffe erscheinen, nachdem so lange der gerade Degen allein dazu gedient hatte.

Der Säbel wurde durch die ungarischen Husaren eingeschleppt und von den preussischen nachgeahmt.

Die Kavallerie hatte nun in der Schlachtordnung ihre Stelle gewöhnlich auf beiden Flügeln, indessen werden wir sie auch zuweilen hinter der Mitte als drittes Treffen, oder wie bei Breslau als zweites Treffen finden. Das erste Treffen bestand stets aus Kürassieren, das zweite Treffen in der Regel aus Dragonern; die Husaren standen zuweilen als drittes Treffen in einer Art von Reserve. Manchmal wurden die Husaren auch zur Eröffnung des Gefechts benutzt, wie bei Leuthen; dies ist jedoch eine Ausnahme. Das zweite Treffen musste dabei das erste stets überflügeln, selbst wenn es schwächer war, wogegen dann in der Mitte eine Lücke blieb; es wurde dadurch die Flanke des ersten Treffens gesichert. 1756 bei Lowositz standen so im ersten Treffen 41 Eskadrons Kürassiere, im zweiten 20 Eskadrons Dragoner, im dritten 10 Eskadrons Husaren. Wir werden hierauf noch später, bei der Erörterung der Formation und des Gefechts der grösseren Kavalleriemassen, zurückkommen und enthalten uns deshalb des weiteren Details.

Die Infanterie wie die Kavallerie wurde zu jener Zeit in Brigaden getheilt, die gewöhnlich aus 4 bis 8 Bataillonen oder 10 bis 12 Eskadronen bestanden. Zwei solcher Brigaden bildeten eine Division. Beide Formationen hatten indessen keine Aehnlichkeit mit denen der neuen Zeit; sie waren eigentlich nur ein Mittel, die Einheit des inneren Dienstes und die Genauigkeit in der Ausführung der Befehle zu sichern und nebenher die Generale in einem ihrem Range entsprechenden Wirkungskreise zu verwenden. Diese Eintheilung ging aber nicht durch die Treffen hindurch, sondern die Truppen einer Brigade und einer Division standen neben einander in einem Treffen. Dies entspricht ganz der Ansicht, die Truppen nicht im Sinne der Tiefe, sondern zur Entwickelung ihrer Feuerwirkung zu gliedern; es lässt sich aber auch nicht leugnen, dass die Aktion des Treffens leichter zu übersehen war und die Gesammtwirkung gesichert ward. Wir finden merkwürdiger Weise noch heute bei den Franzosen eine ähnliche Anordnung in so fern, als die Divisionen und Brigaden eines Corps sich in einem Treffen aufstellen, d. h. dass jedes Treffen von einer solchen Einheit gebildet wird und nicht diese sich in Treffen sondert. Ausserdem ist auch keine Mischung der Waffen vorhanden, das Charakteristische der Division unserer Zeit; jede Division besteht nur aus einer Waffe. Detaschements und kleinere Corps wurden für den jedesmaligen Zweck aus beiden Truppenarten zusammengesetzt. Jedoch finden wir, dass gegen das Ende

des Krieges die Noth zu der Eintheilung in diskrete Haufen hindrängt. Am deutlichsten zeigt sich dies nämlich bei der Armee des Erbprinzen von Braunschweig, welche in einem schwierigern Terrain zu operiren hatte und in den letzten Feldzügen immer in Divisionen gegliedert ist, welche aus allen Waffen gebildet werden. Dieser wesentliche Fortschritt hatte wohl eine Nachwirkung in den ersten Revolutionsfeldzügen; er war aber in einer aus verschiedenen Contingenten combinirten Armee gemacht worden und konnte sich deshalb im folgenden langen Frieden nicht deutlich fortpflanzen. — Ausser den Brigade- und Divisions-Commandeuren hatte jedes Treffen für jede Waffe noch einen besonderen Oberbefehlshaber, einen General der Infanterie oder der Kavallerie. Es lässt sich über die Wirksamkeit dieser Generale als solcher in taktischer Beziehung, der Natur jener Schlachten gemäss, nicht viel sagen. Sie haben hauptsächlich durch ihr persönliches Beispiel und in der Fortpflanzung des Befehls, der immer nur von dem Einen Punkte, dem König, ausging, gewirkt.

Die Artillerie ist während dieser Periode in einem beständigen Schwanken in Bezug auf Stärke und Gattung gewesen. In allen Wechseln behielt man aber das Eine bestimmt bei, die Geschütze in Bataillons- und Positionsgeschütze einzutheilen und beide Arten in grosser Zahl mitzuführen. Das allgemeine Streben nach Verstärkung des Infanteriefeuers führte zu dieser beständigen Zutheilung von 2 bis 3 leichten Geschützen zu jedem Bataillon. So geschah es bei den Preussen, wie bei den Oestreichern, Franzosen und Russen. Friedrich II. vermehrte im Laufe der Kriege seine Artillerie in demselben Maasse, wie die innere Güte seiner Infanterie natürlich abnehmen musste. 1762 hatte er auf 67,000 Mann 275 Geschütze, also schon 4 Geschütze auf 1,000 Mann. Noch höher stieg diese Zahl im Feldzuge von 1778, in welchem sie freilich wenig oder gar nicht gebraucht wurde.

Die Epoche ist aber dadurch ausgezeichnet, dass man anfängt, über die Artillerie wissenschaftlich nachzudenken und die Theorien in Systeme zu bringen; man suchte nach Kräften die Fortschritte der Mathematik seit Leibnitz und Newton zu nutzen. Allerdings schwanken die Theorien, selbst in derselben Armee, noch bedenklich hin und her. So in Frankreich, wo erst nach längerem Tasten das System von Gribeauval, auf Beweglichkeit der Geschütze gerichtet, den Sieg über das von la Vallière davon trägt; so in Oesterreich, wo es erst dem Fürsten Wenzel Lichtenstein gelingt, bestimmte Grundsätze in Laffetirung und Rohrstärke durchzuführen. In Preussen sehen

wir dasselbe Schauspiel. Friedrich II. musste seine Erfahrungen auf dem Schlachtfelde machen und war vielleicht auch zu wenig geneigt, wahrhaft wissenschaftlichen Erörterungen Gehör zu geben. Deshalb versucht auch er die verschiedenartigsten Mittel, ohne zu einem Abschluss gelangen zu können.

Die taktische Eintheilung der Artillerie und ihre Verwendung in den verschiedenen Schlachten lässt kein bestimmtes Princip durchblicken, wenn auch hier Friedrich der Grosse zu einer wesentlichen Verbesserung gelangte. Dies war die allmählig eintretende Zutheilung der Artillerie nach Batterien zu 10 Geschützen (meist schwere 12℔der) zu den Infanterie-Brigaden. Der Wunsch, in der Bedienungsmannschaft und den Stückknechten (Fahrern) die gehörige Disciplin zu erhalten, und der schweren Artillerie eben so wie den Bataillonsstücken gleich beim Aufmarsch der Linie ihren Platz anzuweisen, führte zu dieser Maassregel, welche dann später zu der auch organisatorischen Eintheilung in Batterien verhalf. So sehr auch Friedrich im Allgemeinen das Terrain zu benutzen suchte, so gelang dies doch nicht für die Artillerie. Es fehlte den Offizieren derselben noch an der dazu nöthigen taktischen Bildung; sie waren nur Geschützmeister. Die Batterien waren nicht als solche emanzipirt, sondern an ihre Stelle in der Ordre de bataille gefesselt. Endlich war die Bespannung nicht genügend und die Fahrbarkeit der Geschütze eine höchst geringe. In den verschiedensten Grössen finden wir Batterien, von 6 bis zu 20 Stück; in der Regel 10. Eigentliche Artillerie-Manöver finden sich fast gar nicht. Die Bataillons-Geschütze mussten beim Vorgehen wenigstens 50 Schritt vor den Intervallen bleiben und wurden dabei durch die Artilleristen gezogen. Erst auf 350 Schritt sollten sie mit Kartätschen feuern, welche damals noch bei den Preussen aus Musketenkugeln bestanden; dann gingen sie vor bis ins kleine Gewehrfeuer. Eine Folge davon war dann aber auch, dass bei einem unglücklichen Ausgang des Gefechts sehr viel Geschütz verloren ging. Das Positions-Geschütz suchte sich beim Beginn des Gefechts günstige Aufstellungspunkte, beschoss von da aus den Feind, avancirte beim Vorrücken des Infanterietreffens auch wohl in eine zweite Stellung, blieb dann aber in der Regel ziemlich unbeweglich, obschon die Geschütze für die Schwere ihrer Geschosse nur leicht waren. So wogen im siebenjährigen Kriege die schweren 12℔der 2,092 Pfund, die leichten 12℔der 780 Pfund, die 6℔der 668 Pfund. Die im Jahre 1759 abgeschafften leichten 24℔der wogen nur 1563 Pfund. In der Schlacht von Kunersdorf konnte

die schwere Artillerie der Infanterie nicht folgen, was wesentlich zum Verlust der Schlacht beitrug.

So wurden denn die Batterien nicht etwa nach dem Terrain aufgestellt, sondern sie blieben an ihre Stelle im Treffen gefesselt. Mitunter, wie bei Leuthen, Rossbach, Zorndorf, Kunersdorf, bildete der König eine grössere Batterie, um seinen Aufmarsch zu decken und auch den Angriff vorzubereiten, und stellte diese Batterie gewiss sehr vortheilhaft auf, um die erste Erschütterung hervorzubringen. Alles übrige Geschütz aber blieb an seiner Stelle, gleichviel ob das Terrain zufällig seine Wirkung begünstigte oder nicht.

In die Zeit des siebenjährigen Krieges fällt die Einführung der reitenden Artillerie. Schon bei dem Zuge des grossen Kurfürsten gegen die Schweden waren der brandenburgischen Kavallerie Geschütze beigegeben, welche durch doppelte Bespannung in Stand gesetzt wurden, den Bewegungen der Kavallerie zu folgen. In ähnlicher Art war bei den Russen mehrfach der Kavallerie leichte Artillerie beigegeben. Friedrich war indessen der Erste, welcher die Bedienungsmannschaften beritten machte, was sehr bald der ganzen Waffe eine charakteristische Eigenthümlichkeit gab, die jeder leichten oder fahrenden Artillerie abgeht. 1759 wurde die erste Batterie berittener Artillerie im Lager zu Landshut in Schlesien, 1760 schon eine zweite errichtet. Bis zum Jahre 1778 war die reitende Artillerie bereits auf sieben Batterien vermehrt.

Die Oesterreicher hatten im Gegensatz zu Friedrich II. das Prinzip der stehenden Vertheidigung. Sie mussten damit nothwendig auf die Wahl und Behauptung fester günstiger Stellungen und Positionen einen Hauptwerth legen, wobei denn natürlich die Artillerie eine grosse Rolle spielte, und gleichsam die Hauptwaffe ward. Aber von einem eigentlichen Manöver der Artillerie im Gefecht findet sich auch bei ihnen keine Spur. —

Die Beweglichkeit der Heere nahm bei Preussen und Oesterreichern in dieser Epoche zu, trotzdem dass sich von ihr die Einrichtung datirt, die Soldaten ihr Gepäck tragen zu lassen — was früher nie geschah und deshalb zu jenem ungeheuern Trossgefolge Anlass gab, durch welches sich die Heere an die Scholle so leicht banden. Ebenso finden wir auch hier zuerst, dass man die Pferde der Reiterei belastet. Für eilige Märsche sehen wir jedoch öfters die preussische Infanterie das Gepäck ablegen. Daher die Langsamkeit der Oesterreicher und Franzosen, und eben daher die beständige Jagd der leichten Truppen auf die Bagagen.

Die Märsche der Heere zur Schlacht, zum Gefecht, also die eigentlichen Aufmärsche, wurden entweder Treffenweise oder Flügelweise, im ersten Falle in zwei, höchstens drei Kolonnen, im andern in vier bis fünf Kolonnen, ausgeführt. Alles war dann in Zügen abmarschirt.

Der Treffenabmarsch geschah durch rechts oder links Abschwenken der Treffen in sich, worauf beide dann in derselben Reihenfolge der Truppentheile, wie sie in dem Treffen standen, abmarschirten. Beide so gebildete Kolonnen marschirten, unter Benutzung der Wege, sehr nahe neben einander, so dass sie höchstens $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Meile von einander entfernt waren. Die Husaren und Freibataillons deckten die dem Feinde zugekehrte Seite, wenn man in dieser Formation, wie es gewöhnlich geschah, einen Flankenmarsch machte, während die schwere Artillerie dem Heere folgte, und ihm eine aus einigen Grenadier-Bataillonen und Husaren gebildete Avantgarde vorausgeschickt war. Diese Art des Abmarsches fand in der Regel statt, wenn man den Feind umgehen wollte und Flankenmärsche machte. Ging man dagegen gerade auf den Feind zu, oder vor ihm zurück, so wurde der Flügelabmarsch gewählt. Er wurde so ausgeführt, dass die Infanterie des rechten Flügels links, die des linken Flügels rechts abmarschirte, und beide so in zwei Kolonnen, die Treffen hinter einander, abmarschirten, während die Kavallerie des rechten Flügels die äusserste rechte, und die des linken Flügels die äusserste linke der so gebildeten vier Kolonnen ausmachten. Eine Modifikation konnte hierin so angebracht werden, dass die Kavallerie, ganz vorgezogen, entweder die Avant- oder Arrière-Garde bildete, und nun die Infanterie des linken Flügels die beiden linken Marschkolonen, die des rechten Flügels die beiden rechten Marschkolonnen, jede Kolonne aus einem Treffen gebildet, formirten.

Dieser Flügelabmarsch konnte durch eine einfache Rechts- oder Linksschwenkung jeder Kolonnen-Tete zum Treffenabmarsch gemacht werden, wie wir dies bei Leuthen sahen, wo man aus einem Frontabmarsch in einen Flankenmarsch überging. Die Aufstellung des Heeres wurde beim Treffenabmarsch durch einen Alignementsmarsch und successives oder resp. gleichzeitiges Einschwenken, beim Flügelabmarsch hingegen durch Herausziehen, manchmal auch durch Deployiren, bewerkstelligt.

Die Kolonnen marschirten in der Nähe des Feindes nie weiter als $\frac{1}{4}$ Meile von einander; gab es keine Wege, so musste man querfeldein gehen. Die Armee war auf diese Weise stets

bereit, zum Gefecht aufzumarschiren, sich schnell zu entwikkeln. Sie konnte wie eine Brigade unserer Zeit kommandirt und geführt werden, da das Ganze stets im engsten Zusammenhange blieb. Es ist hiebei aber nicht zu übersehen, dass nur in den weiten Ebenen Sachsens und Schlesiens sich eine solche Ordnung durchführen liess, und dass ein schwierigeres Kriegstheater, wie der Westen Deutschlands, unfehlbar auch den König zum Aufgeben dieser Formen gezwungen haben würde. Wir haben oben schon des Fortschritts erwähnt, welchen der Erbprinz von Braunschweig in dieser Beziehung that.

Charakteristik der Schlacht in dieser Periode.

Avantgarden wurden in der Regel gebildet, jedoch weder in der Stärke noch in der Formation wie heute. Sie hatten den Zweck, die leichten Truppen des Feindes zu verjagen, die Aufstellung desselben blos zu legen und der dicht nachfolgenden Armee so den Raum und die Zeit zum Aufmarsch sicher zu stellen; eine Einleitung des Gefechts, eine Verbergung der eigenen Maassregeln wurde nur zum Theil beabsichtigt und bewerkstelligt. Sie bestand sogar bei den Märschen oft nur aus Husaren und ging nur dem Flügel voraus, der den Hauptangriff machen sollte.

Fast allen Schlachten Friedrichs des Grossen lag nämlich die Absicht zum Grunde, den Feind in der sogenannten schiefen Schlachtordnung anzugreifen: den einen der feindlichen Flügel zu umgehen, zu umfassen, mit Ueberlegenheit anzugreifen und zu schlagen, bevor er gehörig unterstützt werden konnte. Die Möglichkeit eines Gelingens lag einerseits in der ungemein ausgebildeten Manövrirfähigkeit der preussischen Truppen, andererseits in der Schwerfälligkeit der Gegner und der Unfähigkeit der feindlichen Generale, den Punkt zu erkennen, gegen welchen der Stoss des Königs gerichtet war. Um einem solchen Angriff (den die Infanterie gewöhnlich in Echelons mit 50 bis 100 Schritt Abständen ziehend ausführte) zu begegnen, musste die gemeinhin schon mit Mühe eingenommene Stellung des Feindes ihre Front ändern, was dann in der Regel nur durch Entziehung von Truppen aus den nicht bedrohten Theilen und in Eile und Hast geschah. Dieser Moment wurde dann der verderbliche. Gegen die zusammengeschobenen Massen richtete sich der Angriff des preussischen Feuers, ohne dass sie dieses hätten erwiedern können, und die Folge davon war, dass die Schlachten in dieser Zeit keine lange Dauer hatten. Dies schloss jedoch nicht aus, dass sie nicht äusserst blutig waren, denn

die Entscheidung musste fast immer durch das Infanteriefeuer gegeben werden; und jedes Gefecht wird um so blutiger sein, je mehr das Feuer der geschlossenen Infanterie zur Entscheidung beigetragen hat. Die Artillerie hatte — auf grössere Entfernung als die des Kartätschschusses — nicht so bedeutende Wirkung; ihr Ziel war nicht tief genug, die Treffen standen zu weit von einander ab; und nur der rücksichtslose Angriff der Infanterie, wie bei Prag, Torgau, Kunersdorf, verschaffte der Artillerie Gelegenheiten, sich wirksamer zu zeigen; Gelegenheiten, die sie selbst nicht so sehr aufsuchen konnte. War der Angriff in der schiefen Schlachtordnung geglückt, wie z. B. bei Leuthen, selbst bei Rossbach, so fand die preussische Artillerie ein wirksames Feld in der durch die Ueberraschung herbeigeführten Anhäufung von tiefen Massen an der bedrohten Stelle; man hatte keine Zeit mehr, auch keinen Raum, die herbeigeführten, aber in der Regel zu spät anlangenden Verstärkungen regelrecht zu entwickeln. Auf der andern Seite, wenn der Angriff des Königs missglückte, d. h. wenn der Feind, durch das Terrain unterstützt, sich vor seinem Feuer verbarg, in festester Stellung stand, so blieb den Preussen nichts als Rückzug im Angesicht des Feindes, und zwar gewöhnlich noch bei Tageslicht unter der vollen Wirkung seines Feuers, übrig. Deshalb kann man dreist behaupten, dass alle vom grossen Könige gewonnenen Schlachten auch *entscheidende Siege*, die von ihm verlornen aber nur *abgeschlagene Angriffe* und nicht eigentlich Schlachtverluste waren. Denn der *Nachstoss* folgte nicht; der Feind begnügte sich in der Regel mit dem passiven Widerstande. Wenn man so bedenkt, dass die Heere jener Zeit nicht sehr zahlreich waren, so wird man finden, dass der durch dieses *Niederschiessen* durch Infanterie und gelegentlich durch das *Niederreiten* herbeigeführte Verlust ungeheuer ist, und dass die Schlachten dieser Zeit die blutigsten sind, welche je geliefert wurden.

Die Schlacht von Kollin dauerte nur vier Stunden; die preussische Infanterie verlor von 18,000 Mann 12,000. Die Schlacht von Kunersdorf dauerte nicht ganz acht Stunden; die Infanterie verlor in dieser Zeit und in der Verfolgung 17,000 Mann von 30,000. Beide Male also ist über die Hälfte verloren gegangen.

Man kennt eben so die entsetzlichen Verluste, welche die siegreichen Schlachten von Prag, Torgau, Zorndorf kosteten. Wenngleich sich wohlfeilere Siege finden, so rührt dies von Zufällen her, die, wie bei Rossbach, der Schlacht eine leich-

tere Wendung gegeben haben. Dort versuchten die Franzosen nämlich zum ersten Male den Angriff mit den Colonnen des Folard, welche, eben erst in die Armee eingeführt und gegen die gäng und gäbe Ansicht streitend, vielleicht auch mangelhaft eingeübt, nicht gegen den überraschenden Angriff von Seydlitz Stand hielten, in Unordnung geriethen und so die Ursache des Verlustes der Schlacht ohne Infanteriegefecht wurden.

Die Schlachten der neueren Zeit sind dagegen im Vergleich zu den genannten weniger verlustreich; die blutigsten waren z. B. Aspern, wo die Oestreicher 22,000 Mann von 75,000, und die Franzosen etwa die Hälfte ihrer Armee, aber in anderthalb Tagen, verloren; ferner Borodino, wo in zwei Tagen die Russen fünf Dreizehntel ihrer Stärke, und Waterloo, wo die Engländer in neun Stunden nicht ganz ein Viertel einbüssten.

Dahingegen fehlt eben den Schlachten jener Zeit das, was die heutigen erst erfolgreich macht, die Verfolgung. Allerdings hat Friedrich der Grosse seine Siege verfolgt, wogegen die Oestreicher oder Russen fast immer auf dem Schlachtfelde stehen blieben. Aber diese Verfolgung war keine an sich wirksame, und die Trophäen des Sieges bestanden entweder in dem, was unmittelbar auf dem Schlachtfelde gefunden wurde, oder in dem, was strategische Verhältnisse, ohne Hinzuthun der Verfolgung, mit sich brachten. —

Ein Hauptmoment bei den Operationen war in dieser Periode die eigenthümliche Verpflegungsweise der Armeen, welche sie von ihren Magazinen abhängig machte und bis in ihre taktischen Funktionen wirkte. Es ist hier indessen nicht der Ort, näher auf diese Verhältnisse einzugehen; wir begnügen uns, darauf hingewiesen zu haben. —

Wir wollen zu mehrerer Uebersicht nochmals das Ergebniss der historischen Entwickelung der Taktik in dieser Periode zusammenfassen.

Die Infanterie hat die tiefe Stellung aufgegeben und die Linienstellung in drei Gliedern angenommen, möglichste Ausbildung des Feuers in diesen Linien erzielt, das zerstreute Gefecht als einen Missbrauch aus der Schlacht verbannt und auf das feste Zusammenhalten der Mannschaft, auf die grösstmöglichste Exerzir- und Evolutionsfähigkeit hingearbeitet.

Die Kavallerie, die eigentlich der Infanterie in solcher Stellung überlegen sein sollte, ist dies nur da, wo überlegenes Talent, wahres Genie des Führers sie fortreisst; wo mit scharfem Blick der rechte Moment erspäht und mit Blitzesschnelligkeit benutzt wird. Die Reiterei ficht im Ganzen mehr

mit der Reiterei, und wird bei Versuchen auf die dünnen langen Linien der Infanterie oft von dieser durch das regelmässige Feuer, durch die eiserne Haltung zurückgewiesen. Sie hat ihre Präponderanz verloren, obschon sie gerade in dieser Zeit die herlichsten Siege erfochten hat. Die Infanterie schlägt fortan die Schlachten.

Die Artillerie gewinnt immer mehr an Einfluss auf den Gang der Gefechte; sie fängt an, sich im Gefecht zu bewegen, sie wird mehr und mehr leichter, und ihre wissenschaftlichen Grundsätze beginnen ihre Entwickelung. Es darf nur an die Namen Wenzels von Liechtenstein, Robins, Hutton, Gribeauvals und Tempelhofs erinnert werden.

In der Verbindung der drei Waffen sehen wir die ersten, äusserlichen, schwachen Anfänge, jedoch ohne dass sie dem Bewusstsein als solche klar wird. Noch immer sehen wir die ganze Armee als ein grosses Corps de bataille, dem die Kavallerie in Masse einfach angereiht wird; die Armeen sind noch nicht in taktische Körper, Organismen, gegliedert.

Dies abstrakte Resultat wurde denn auch in der langen Friedensperiode bis zum Jahre 1792 in jener andern Erfindung Friedrichs des Grossen dargestellt, welche dazu diente, die Erfahrungen des Krieges auch im Frieden festzuhalten und weiter zu lehren. In der preussischen Armee sehen wir nämlich schon unter Friedrich Wilhelm I. alljährlich regelmässige Revüen über den Zustand der Truppen abhalten; eine Pflichterfüllung eines in jedem Betracht ordnungsliebenden, gegen sich selbst strengen Monarchen, welche ihm in dem Grade Keiner seiner Zeitgenossen, merkwürdig genug, nachahmte, da sie doch schon im Frieden den Kriegsherrn und die höhern Führer mit der Armee aufs Genaueste bekannt machte.

Diese Pflicht übernahm Friedrich der Grosse im vollsten Maasse auch auf sich; er that aber darin den Schritt weiter, dass er auch alljährlich grössere Truppen-Abtheilungen nicht zu Lustlagern, sondern zu anstrengenden Uebungen, Manövern, versammelte, bei denen Führer und Truppen von ihm systematisch geschult wurden. Allerdings lag es in der Natur der damaligen Taktik, dass in solchen Manövern leicht über der Form der wahre Inhalt, das Wesen vergessen ward und die Führer den Formen mehr Werth beizulegen anfingen als gut war.

VI. Periode der Revolutionskriege, Entwickelung der Taktik in der Zeit Napoleons.

Mit geringen Abweichungen war der taktische Zustand aller europäischen Armeen beim Beginn der Kriege mit der französischen Republik so, wie wir ihn eben schilderten. Alle hatten die preussische Form ganz und strenge angenommen, nur in der französischen Armee hatte sie, wie schon früher durch den Marschall von Sachsen, so jetzt durch Folard und Menil-Durand entschiedene Gegner gefunden. Diese Gegner stützten ihre Vorschläge zum Theil auf gelehrte Studien der alten Schriftsteller und wollten theils die Legionseinrichtung, theils die tiefe Kolonne bei der Infanterie wieder einführen. Leider war eine gelehrte Form den Franzosen nicht angemessen — so viel Gutes ihr auch an Gedanken zu Grunde lag; es kam nach langem und lebhaften Streit endlich 1773 zur Annahme der preussischen Taktik.

Nichtsdestoweniger brachten die bekannten historischen Ereignisse es dort auch zu taktischen Fortschritten, welche den französischen Heeren ein Uebergewicht gaben. Gleichwie wir also in der vorigen Periode die preussische Armee vorzugsweise betrachteten, weil sie das Muster der übrigen in vielen Dingen war, so werden wir jetzt aus demselben Grunde vorzugsweise in unseren Betrachtungen von der französischen ausgehen.

Zunächst sehen wir die Wiedergeburt des Grundsatzes, dass jedem Bürger des Staats die Verpflichtung zu der Vertheidigung desselben als eine persönliche Pflicht aufliegt, dass somit die Gesammtbevölkerung die grosse, fast unerschöpfliche Quelle an Menschen für jenes Gefecht wird; und endlich sehen wir das Wiederaufnehmen des uralten Lehrsatzes, dass der Krieg den Krieg ernähren muss, womit denn alle die lästigen, beengenden Rücksichten auf die Verpflegung fortfallen. Diesen Umständen, und demnächst dem Hervortreten grosser kriegerischer Geister, die eben nur in Revolutionen sich jung hervorarbeiten können, so wie dem längeren Festhalten der Gegner an dem Alten und der grossen Mittelmässigkeit aller der Heerführer, die ihnen gegenübergestellt wurden, hatten die Franzosen lange Zeit hindurch ihre überraschenden und Alles zertrümmernden Siege zu verdanken. Von dem Augenblick an, wo ihre Gegner sich ihre Fechtart, ihre Art der Kriegführung angeeignet hatten, sank ihre Waage nach und nach. Ihr Uebergewicht lag, von da an, nur noch in dem Genie des einen Mannes, der alleinherrschend an ihrer Spitze stand, dessen grosser Geist sich nie durch Nebendinge ablenken liess,

sondern der unaufhaltsam auf ein grosses Ziel hinstrebte, gegen welches er, auf nie geahnte Weise, alle Kräfte in Bewegung und Thätigkeit zu setzen wusste.

Vor dem Beginn der Revolutionskriege bestand die französische Armee, und zwar 1789 nach Dammartins Angaben, aus

131,620	Mann	Infanterie,
10,000	»	Artillerie,
32,270	»	Kavallerie,
in Summa aus 173,890	Mann.	

Hierunter waren 4000 Garden und 12,000 Schweizer, welche auswanderten oder aufgelöst wurden, so dass das stehende Heer, nach Jomini, 1792 nur 114,000 Mann Infanterie und 27,000 Mann Kavallerie stark war. Diese Truppen waren demoralisirt durch die Entfernung der meisten Offiziere, und durch die überall ausgesprochenen Grundsätze von Freiheit und Gleichheit alle Bande der Subordination und Dienstordnung erschlafft.

Dass ein solches Heer, weder nach Aussen noch nach Innen, zur Abwehr des Feindes wie zur Erhaltung des Gehorsams gegen die Obrigkeit nicht ausreichen konnte, wurde von den Machthabern bald erkannt. Bereits 1790, also schon zwei Jahre vor dem Ausbruch des Krieges, wurde eine Nationalgarde, ein in Frankreich noch bestehendes Institut, errichtet, was jedoch gegenwärtig nichts mit unserer Landwehr gemein hat, obschon die erste Formation sehr ähnlich war. — Die Landwehr geht aus dem stehenden Heere hervor und hat in diesem ihre Wurzeln; die Nationalgarde dagegen besteht aus den begüterten Bürgern, von denen die wenigsten je Soldat waren. Sie steht und stand häufig dem Linienmilitair schroff gegenüber. Dieses ist das Heer der Krone, die Nationalgarde war oft das Heer des souverainen Volks.

Jene erste Nationalgarde vom Jahre 1790 bestand aus drei Klassen. Die erste umfasste alle unverheiratheten Männer von 18 bis 45 Jahren und sollte jährlich einen Monat zusammen sein; sie bildete etwa 600 Bataillone, jedes von 6 Compagnien, und eine halbe Compagnie Artillerie mit 2 Geschützen; zusammen etwa 550,000 Mann. Die zweite Klasse begriff die verheiratheten Männer dieses Alters in Compagnien von 100 Mann; die dritte Klasse wurde aus den 45 bis 60jährigen Männern gebildet, die nur innerhalb des Landes dienen sollten. Ursprünglich sollte die Nationalgarde nur im Lande selbst dienen; man zog daher diejenigen aus ihr heraus, welche freiwillig dem stehenden Heere sich beigesellen und in Feindes Land dienen wollten,

und bildete aus ihnen Nationalvolontair-Bataillone; 1791 schon 83, 1792 120 Bataillone.

Diese Freiwilligen-Bataillone, durch ihre Organisation von den Linientruppen getrennt, ohne alle Disciplin und Ausbildung, erlagen vielfach den Ereignissen des Krieges; sie wurden 1794 den Linientruppen einverleibt und zwar so, dass man 1 Bataillon Linie und 2 Bataillons National-Freiwillige zusammenwarf und dem neuen Körper den Namen Halb-Brigade gab; sie erhielt als Beigabe 6 vierpfündige Kanonen. Das Bataillon hatte 800 Mann. Auf diese Weise wurden 196 Halb-Brigaden Linien- und 14 Halb-Brigaden leichte Infanterie gebildet, mit 630 Bataillonen, in der Stärke von 500,000 Mann; isolirte Bataillone hatte man 230, ferner 440 Eskadrons Kavallerie und 20,000 Mann Artillerie. Frankreich konnte 799,000 Mann ins Feld stellen, wenngleich diese Zahl aus leicht begreiflichen Gründen nie, zu derselben Zeit, erreicht wurde.

So zeigten sich denn, von Jahr zu Jahr steigend, die Wirkungen sehr bald, welche die allgemeine Verpflichtung zum Dienst, die Conscription, hervorbringen kann. Gleiche Ursachen haben unter gleichen Umständen gleiche Wirkungen hervorgebracht.

Nach dem Frieden von Tilsit durfte Preussen nur 12 Infanterie-Regimenter zu 3 Bataillons und 19 Kavallerie-Regimenter — in Summa 40,000 Mann unterhalten. Nach dem 1. März 1813, und besonders im Waffenstillstand, war das Heer, ohne die Reserve- und Garnisontruppen, auf 230 Bataillons und 214 Eskadrons mit 54 Batterien, zusammen 230,000 Mann im Felde angewachsen.

Jene Stärke des französischen Heeres ist sehr wechselnd. Im Jahre 1796 soll es gehabt haben: 991 Bataillons à 800 Mann, 501 Eskadrons à 140 Pferde; 1797 bestanden hiervon nur noch 107 Halb-Brigaden mobiler Infanterie. Dagegen hatte man 1799 wieder

110 Halb-Brigaden	Linien-	Infanterie à 3200 Mann,
30 »	leichte	

76 Regimenter Kavallerie à 800 Pferde,

also 448,000 Mann Infanterie und 60,800 Mann Kavallerie.

Im Jahre 1802 hatte man

Linien-Infanterie	79	Halb-Brigaden	à 3 Bat.	299 Bat.
	31	»	à 2 »	à 1067 Mann.
Leichte Infanterie	20	»	à 3 Bat.	80 Bat.
	10	»	à 2 »	

In Summa 408,000 Mann Infanterie; die Bataillone zu 8 Compagnien.

Kavallerie:	2 Regt.	Karabiniers	à 3 Esk.	— 78	Eskadrons
	25 »	Kürassiere			
	21 »	Dragoner	à 4 »	— 84	»
	23 »	Chasseurs	à 4 »	— 92	»
	12 »	Husaren	à 4 »	— 48	»
			Summa	302	Eskadrons

à 150 Pferde oder im Ganzen 45,000 Pferde.

Die Artillerie war in 8 Regimenter à 20 Compagnien zu Fuss und 6 reitende Regimenter à 6 Compagnien formirt.

Die Etats sind sich in keinem Jahre gleich geblieben.

Beim Beginn des Krieges von 1792 bestand das französische Heer also aus den alten, aber völlig demoralisirten Linientruppen und einer Masse ungeübter, eben aufgebotener Truppen, Nationalgarden, Auxiliar-Bataillone, Volontair-Bataillone u. s. w. Die Ober-Offiziere waren grösstentheils entweder frühere Subaltern-Offiziere, Unteroffiziere und Gemeine, oder Leute, die bis dahin sich in bürgerlichen Verhältnissen befunden und gebildet hatten, nun aber dem Rufe des Vaterlandes folgten. Beiläufig ist zu bemerken, dass die Zahl der letzteren, welche im Militair ihr Glück gemacht haben, kleiner ist, als man glaubt. Die bei weitem grössere Mehrzahl der Generale sind Personen, die, von Hause aus dem Soldatenstande gewidmet, sich beim Beginn der Revolution aber allerdings noch in ganz niederen Sphären befanden, oder aber eine gute Erziehung und Bildung besassen, und dann das Avancement vom Lieutenant bis zum Brigade- und Divisions-General in 2 bis 4 Jahren machten. Dies wurde nur möglich, indem man die Unfähigeren nicht etwa in ihrer Stellung verbrauchte, sondern sofort wegjagte. So wurden 1794 4000 Subaltern-Offiziere und Stabs-Offiziere reduzirt, d. h. ohne Weiteres entlassen, und zwar vorzugsweise die, welche zu jung, zu unerfahren, oder ohne Talent waren. Dennoch waren 1795 wieder 74 Generale und 217 Stabs-Offiziere zu viel, so dass Ende 1795 noch 300 entlassen wurden.

Neulinge, mit wenigen Ausnahmen, waren die Führer, und Rekruten die grosse Masse des Heeres. So waren denn die ersten kriegerischen Thaten des französischen Heeres, wo sie mit den alten geübten Truppen ihrer Gegner zusammentrafen, Niederlagen und fluchtähnliche Rückzüge. So flohen unaufhaltsam 10,000 Mann unter General Biron, als sie bei Jemappes, am 29. April 1792, von 3500 Mann unter Beaulieu angegriffen wurden. An demselben Tage rückte General Dillon aus Lille mit 3000 Mann gegen die österreichischen Vorposten

vor; er stiess auf 2 Bataillons und 4 Eskadrons, und seine Truppen liessen ihre Artillerie im Stich, flohen bis Lille zurück, und ermordeten ihn. Die Nothwendigkeit, den taktisch geübten und ausgebildeten Gegnern eine neue Gefechtsweise entgegenzusetzen, trat unabweisbar hervor, und so kam man denn französischer Seits zunächst darauf, jede entscheidende und regelmässige Schlacht, die nach damaliger taktischer Sitte in aufmarschirten Treffen geliefert wurde, zu vermeiden, und dagegen den Krieg auf das Lebhafteste durch vielfache, einzelne kleine Gefechte, die ohne wesentliche Nachtheile täglich wiederholt werden konnten, zu führen.

Eine solche Kriegführung setzt, wenn sie mit Aussicht auf Erfolg getrieben werden soll, einmal einen Ueberfluss an Menschenmaterial voraus; denn der Verbrauch desselben ist bei vielfach wiederholten kleinen Gefechten und den damit verbundenen Märschen und Bivouaks viel grösser, als der Verbrauch in grossen entscheidenden Schlachten. Zweitens erfordert sie ein geeignetes, durchschnittenes Terrain. Menschen aber lieferte Frankreich genügend, theils Freiwillige, theils solche, die den Tod im Felde dem unter der Guillotine vorzogen. So flossen also dem Heere Massen auf Massen aus dem Innern zu, und es kam nur darauf an, diese Massen zweckmässig zu verwenden. Diese Massen waren für den Dienst in der Linie, für taktische Evolutionen völlig unvorbereitet. Es bildete sich eine Art von System der Gefechtsführung, der die Ueberzahl und rücksichtslose Verwendung der Truppen zum Grunde liegt.

Dieses System beruhte nun vorzugsweise darauf, den Feind unaufhörlich zu beschäftigen, zu necken, ihn in einzelnen Gefechten zu bestürmen, täglich zu tirailliren und durch zerstreute Truppen ihn in steter Beschäftigung zu erhalten; während die Ueberzahl erlaubte, immer von Neuem das Gefecht mit frischen Truppen zu eröffnen.

Aber es war durch zwei sehr wesentliche Umstände auch schon seit langer Zeit vorbereitet.

Zunächst hatte die französische Infanterie schon 1777 ein neues Gewehr erhalten; dasjenige, welches später bei den andern Armeen eingeführt und bis in die neuesten Zeiten beibehalten wurde, wenigstens in seinen charakteristischen Eigenschaften. Diese sind: geringeres Kaliber, geringerer Spielraum, geschweifte Kolbe, so dass man damit zielen, ja sogar auf einzelne Menschen schiessen und sie treffen konnte. Eine solche Waffe war daher das erste Mittel, das zerstreute Gefecht zu führen; sie liegt ihm als erste Voraussetzung zu Grunde.

Sodann hatte der nordamerikanische Freiheitskrieg auch französischen Truppen Gelegenheit gegeben, sich, der Lineartaktik der Engländer gegenüber, der Vortheile der zerstreuten Fechtart bewusst zu werden, wie sie von den Amerikanern gebraucht wurde. Unter Rochambeau's Führung hatten sich viele strebsame und aufgeweckte Offiziere versucht und bei ihrer Rückkehr die Lehren und Erfahrungen dieses Krieges populair zu machen gesucht. Die politischen Sympathien fehlten ihnen nicht, und so kam es denn, dass bald in dem so praktischen Volke solche Lehren Wurzel schlugen.

Der erste Sieg der Ueberzahl war der in der Schlacht von Jemappes bei Mons. 80,000 Franzosen unter Dumouriez fochten gegen 20,000 Oestreicher unter dem Herzog von Sachsen-Teschen. Das, worauf im Jahre 1792 das Bedürfniss gleichsam unbewusst geführt hatte, kam ein Jahr später zum vollen Bewusstsein, und zwar durch Carnot. In seinem Bericht an den Wohlfahrtsausschuss über das in der Kriegführung zu befolgende System sagte er:

»Die Zahl der Soldaten muss verdoppelt werden, so dass man, ohne die wahrscheinlichen Verluste in Rechnung zu bringen, oder ohne genöthigt zu sein, auf ihren sofortigen Ersatz zu denken, allen Anstrengungen der Kriegskunst unserer Gegner die Masse entgegensetzen kann. Das einfachste Mittel ist also, den Krieg in Masse zu führen, d. h. wir müssen auf allen Angriffspunkten die grösstmöglichste Menge Mannschaften und Artillerie aufstellen; wir müssen aber den Krieg stets angriffsweise führen. Den Generalen ist als die heiligste Pflicht vorzuschreiben, stets an der Spitze der Kolonnen zu fechten, um den Soldaten ein Vorbild von Muth und Hingebung zu sein; diese gewöhne man, niemals die Zahl der Feinde zu berechnen, sondern sie mit dem Bajonett lebhaft anzugreifen, ohne sich lange bei dem Schiessen und Manövriren aufzuhalten. Denn unsere Soldaten, wie sie gegenwärtig sind, sind darauf nicht genug exerzirt, ja sie sind nicht im mindesten darauf vorbereitet. Diese Art Krieg zu führen, ist ganz dem Charakter, der Gewandtheit und Lebhaftigkeit des französischen Volks angemessen und muss uns den Sieg verschaffen, schon weil sie die fremden Heere durch ihre Neuheit aus der Fassung bringen wird.« —

Es kam hier darauf an, sich bei der Gefechtsführung alles taktischen Details, wie es bis dahin in den Heeren gebräuchlich war, und die eigentliche Kraft der Gegner ausmachte, zu entschlagen, da man dasselbe selbst nicht besass, und keine

Zeit hatte es zu erlernen. Denn statt zu üben, musste hier sofort gehandelt werden.

Eine weitere Folge der sich drängenden Ereignisse war dann die völlige Umwandlung, welche mit dem Verpflegungssystem des Heeres, so wie mit seiner Ausrüstung vor sich ging.

Bataillone, die entstanden, wie aus dem Boden gestampft, hatten natürlich weder Wagen, noch Gepäck, noch alle die grösstentheils zur eigentlichen Kriegsführung unnöthigen Impedimente. Gewehre, Patronen und Patrontaschen, das war das einzig Nöthige. Alles Uebrige schafften glückliche Ereignisse, oder versagten Unglücksfälle. Ohne Zelte, ohne Kochgeschirr und Gepäck, ohne Lebensmittel, oft ohne Kleidung, musste dem französischen Soldaten das Land, auf dem er Krieg führte, Alles gewähren, was nicht zu entbehren war. Die schwere Kunst, die Armee aus Magazinen zu ernähren, und Lebensmittel, Fourage u. s. w. auf Wochen mit sich zu führen, hatte sich in den leichten Behelf verwandelt, zu nehmen wo man etwas fand, zu entbehren wo nichts war.

Die Wirkung gerade dieses Fortschritts gegenüber einem Gegner, der beim alten System stehen bleibt, oder doch stehen bleiben möchte, ist unberechenbar. Denn während dieser sich schwächt, je weiter er sich von seinen Hülfsquellen entfernt, wird jener stärker, je weiter er in des Feindes Land vordringt, und dessen Hülfsmittel und Magazine kommen ihm zu Gute. Die Folge von der Leichtigkeit der französischen Heere, in Bezug auf Belastung und Verpflegung, war dann die mögliche Beschleunigung ihrer Bewegungen. Eine weitere Folge war die Möglichkeit von Bewegungen und Operationen in und durch Terrain-Formationen, welche man bis dahin grösseren Heeren, und selbst grösseren Abtheilungen von Truppen für völlig unzugänglich hielt, die eben nur dadurch möglich wurde, dass nicht, wie wir zu sagen pflegen, Gepäck u. s. w. auf das Nothwendigste beschränkt waren, sondern dadurch, dass selbst das Nothwendigste nicht gegeben wurde.

Der Krieg gewann so im Grossen wie im Kleinen an Beweglichkeit; und das Gefecht selbst, das in der Lineartaktik wesentlich ein stehendes war, wurde beweglich. Man sieht in diesen Gefechten der Republikaner ganze Bataillone oder Halb-Brigaden sich in Tirailleurschwärmen auflösen; Kolonnen ziehen als dichte Haufen dahinterher, und die ganze Infanterie ficht in der Weise der leichten Infanterie, unterstützt durch leichte Artillerie, die die Franzosen *artillerie volante* nennen. Ebenso verwandelt sich die ganze Kavallerie in leichte Ka-

vallerie, und die etwa noch vorhandenen schweren Regimenter wurden wie leichte Kavallerie verwendet.

Obschon also das Gefecht vorzugsweise in der zerstreuten Ordnung geführt wird, treten doch schon früh die geschlossenen Massen, die Kolonnen, als entscheidend darin auf. Ist der Feind durch stundenlanges Tirailliren mürbe gemacht, so sehen wir plötzlich Infanterie in dichten Haufen, in lebhaftestem Marsch, sich auf die schwachen Punkte der feindlichen Stellung werfen, und durch den Druck der Menge, oder durch das Bajonett den Gegner durchbrechen. Oder dichte Massen bewegen sich gegen die Flanken und den Rücken der feindlichen Stellung und drohen mit gänzlicher Umwickelung, was dann den Rückzug zur Folge hat.

Also Durchbrechen der feindlichen Stellung mit Kolonnen, oder Umgehen, das ist das taktische Rezept der Kriege der Franzosen gewesen, und fast alle ihre Schlachten, von Jemappes bis Belle-Alliance, sind auf das Eine oder das Andere, oder auf Beides gerichtet gewesen. Die Kräfte stossen aufeinander, messen sich; während des Gefechts der Vortruppen sucht man die schwachen und starken Punkte des Feindes zu erkennen; es werden mehr Truppen ins Gefecht gebracht, um den Widerstand des Feindes auf einzelnen Punkten zu besiegen. Er verstärkt die Vertheidigung. Neue Angriffe erfolgen; der schwächere Gegner bringt endlich seine letzten Kräfte in Thätigkeit; und nachdem auch diese in das Gefecht verwickelt, nachdem auch sie aus der Hand des Oberbefehlshabers gegeben sind, erscheinen die starken Reserven der Franzosen, sich gegen den längst erkannten schwachen Punkt der Stellung dirigirend. Die dünn und locker gewordenen Bataillone des Gegners weichen; die Massen dringen durch, und das Gefecht wird durch die nacheilende starke Reiter-Reserve vollendet. Oder aber es dirigiren sich, nachdem des Gegners Truppen alle, oder doch der grössere Theil, engagirt sind, die starken Reserven gegen die Flügel der feindlichen Stellung, diese umfassend. So ist die Anlage fast aller siegreichen Gefechte der Franzosen; es ist das natürliche Benehmen des Stärkern gegen den Schwächern; d. h. da, wo die Ueberlegenheit aus der Zahl der Streiter entspringt. Man kann jede Stellung, und zwar ohne Gefahr, umgehen, sobald man stark genug ist, um gleichzeitig die Front derselben hinlänglich zu beschäftigen. Man wird fast jede Stellung durchbrechen können, wenn man Kräfte genug daran setzen kann, dieselbe auf vielen Punkten zu attakiren, so dass der Gegner über Zeit und Ort des entscheidenden Angriffs in

Zweifel bleibt, bis es zu spät ist, dagegen noch wirksame Maassregeln zu ergreifen. Beides kann so nur der an Zahl Ueberlegene. Der Schwächere, wenn er dergleichen unternimmt, würde bald in die übelste Lage gerathen. Auf seine Umgehungen passt vollkommen die alte Regel, dass, wer umgeht, umgangen ist; und sein Durchbrechen würde ihn dahin bringen, dass seine Durchbruchs-Kolonnen in der Situation wären, als seien sie von beiden Seiten umgangen; sie würden zwischen zwei Feuer genommen werden.

Für diese von den Franzosen angenommene Art der Gefechtsführung passt nun die taktische Form der innigen Verbindung der Kolonne und des zerstreuten Gefechts auf das Vortrefflichste, und man kann sagen, jene wird erst durch diese Form möglich. Die Erfolge aber mussten um so grösser sein, je länger ihre Gegner bei der alten Form beharrten, und die Franzosen daher mit Tirailleurs und Kolonnen gegen Linien fechten konnten. Als ihre Gegner die Lineartaktik aufgaben und das neue System ebenfalls annahmen, blieb ihnen nur noch der Vortheil des günstigeren Zahlenverhältnisses, der allerdings immer noch ein grosser und meistens entscheidender ist. Als aber endlich das Zahlenverhältniss gleich ward, da wurde die Zahl ihrer Niederlagen so gross, wie die ihrer Siege; und als zuletzt die Ueberzahl auf die Seite ihrer Gegner trat, da war der Sieg von den französischen Adlern gewichen.

Das eigentliche Schulexerzitium, das Reglementarische, blieb in dieser ganzen Zeit der Revolutionskriege unverändert, und die Tirailleurbanden wurden, wo Zeit dazu war, nach dem Reglement von 1791 exerzirt. Aber gerade so, wie wir noch heute auf unsern Exerzirplätzen in langen Linien avanciren, mit angefasstem Gewehr, wie zur Zeit der Schlacht von Mollwitz, oder evantailliren und auf der Axe mit Bataillonen schwenken, Alles nur zur Uebung, nie zum wirklichen Gebrauch; so wurden die französischen Rekruten und Compagnien nach allen Formen und Forderungen der Lineartaktik gedrillt. Natürlich blieb aber fast niemals Zeit dazu, das Exerziren, als solches, zum Zweck der Uebung zu machen; es war nur ein Mittel zur Aufrechterhaltung der Ordnung, Hervorbringung einiger Uebereinstimmung in den Bewegungen der Truppen, und um den Soldaten an Gehorsam und gleichmässige und gleichzeitige Bewegungen und Gebrauch seiner Waffe zu gewöhnen.

Bei der Infanterie reichte dies für die neue Gefechtsform ziemlich aus. — Schlimmer war es bei der Kavallerie, wo zu den taktischen Forderungen noch das Reiten als eine Kunst hinzukommt, die erlernt, und zwar gründlich erlernt sein will. Die Kavallerie lässt sich nicht improvisiren, wie die Franzosen sagen, und zwar in Frankreich um so weniger, als der dortige Pferdeschlag wenig oder fast gar nicht zum Reiten geeignet ist, und der Bauer — die Masse des Volkes überhaupt — kein Reiter ist, wie z. B. in Preussen, England, Russland, Ungarn. Die Kavallerie war daher in den ersten Revolutionskriegen sehr schlecht; wo sie sich zeigte, wurde sie geworfen. Dies führte zunächst dahin, sie in Reserve zu halten. So finden wir eine Kavallerie-Reserve zuerst 1794 bei der Sambre- und Maas-Armee, in der fast alle Kavallerie der Franzosen sich befand. Späterhin, namentlich seit dem Jahre 1796, wo zuerst Divisionen aus gemischten Waffen als taktische selbstständige Körper vorkommen, wird der grösste Theil der Reiterei den Divisionen zugetheilt, und nur einige schwere Kavallerie focht in der Reserve.

Später wurde sie besser; durch die Siege der Infanterie, die ihr gute Pferde verschafften, und dadurch, dass der Abgang an Mannschaften bei der Kavallerie geringer ist, also nach und nach mehr alte Soldaten dabei vorhanden waren, endlich dadurch, dass die jungen Leute von guter Familie es vorzogen, bei der Kavallerie zu dienen. Die eigentliche Taktik der Kavallerie änderte sich durch die ersten Revolutionskriege gar nicht.

Die französische Artillerie stand schon beim Beginn der französischen Revolution auf einer hohen Stufe der wissenschaftlichen Ausbildung; die eigenthümlichen Forderungen, welche diese Waffe an das Individuum macht, bildeten auch zugleich ein festeres Band des Zusammenhanges. Die eigentlichen revolutionairen Elemente drangen nie in der Weise in die Artillerie ein, wie in die anderen Waffen, obschon sie selbst vorzugsweise der Revolution anhing. Sie behielt daher auch fast ganz ihre Formation, Organisation und Taktik bei.

Die Zahl der Geschütze stieg mit jedem Jahre. Man hatte 6—4℔dige Kanonen bei jeder Halb-Brigade. Die 6℔der, 8℔der, 12℔der bildeten die Positions-Batterien von 12 Geschützen; 1803 hatte man im Ganzen 160 Fuss-Batterien. — Bald nahm man auch die Erfindung der preussischen reitenden Artillerie auf, und schon 1791 formirte man in Douai 9 Compagnien reitendender Artillerie; 1802 hatte man 6 Regimenter à 6 Compagnien; sie führten 8℔ge Kanonen. — In der Kriegsgeschichte

kommt die Regiments-Artillerie der Franzosen unter dem Namen der *artillerie légère*, die reitende als *artillerie volante* vor. Eine Verbindung der letzteren mit der Kavallerie fand nicht in der Formation, sondern nur zufällig statt.

Das Fundament der meisten organisatorischen Einrichtungen hat so eigentlich Napoleon vorgefunden und an ihnen auch anfänglich nichts geändert. Die wichtigste derselben war offenbar die Eintheilung der Armee in selbstständige, diskrete Haufen aus allen drei Waffen (wenn auch Kavallerie und Artillerie nur schwach vertreten) unter einem Führer; die Divisionen, in der Stärke wie wir sie noch heute sehen. Die Eintheilung in Corps war keine kriegsministerielle; sie machte sich aber auf manchen Kriegstheatern der Republik von selbst; so 1795 und 1796 am Unterrhein, wo unter Jourdan fast beständig 2 Divisionen unter einen Commandeur gestellt wurden. Napoleon that dies in Italien nicht, aber er adoptirte es später in praktischer Art.

Wesentliche Veränderungen konnte er erst nach seiner Thronbesteigung vornehmen; dass solche aber nöthig waren, hatte er längst erkannt. Der General Foy sagt darüber sehr treffend:

»Napoleon war nicht der Mann, um sich über die Ursachen des Erfolges unserer Waffen zu täuschen. Sein Geist blieb nicht auf der Oberfläche der Dinge; er kannte zu gut das menschliche Herz und war sich seiner eigenen Pläne zu gut bewusst, um fernerhin auf die Wunder zu rechnen, welche bisher der republikanische Aufschwung hervorgebracht hatte. Die absolute Macht musste bald die Vaterlandsliebe ersticken, die Hingebung sich abnutzen; die Muthigsten und Tüchtigsten gehen zuerst darauf; die, welche nach ihnen kommen, sind schwächer an Energie, wie an Talent; denn die Revolution war vorbei, und geregelte Verhältnisse bringen keine ausserordentlichen Menschen hervor. Zugleich war es einleuchtend, dass, ohne Nachlass Kriege führend, die Gegner, wenn auch heute geschlagen, vom Sieger selbst lernen mussten, morgen zu widerstehen. So musste denn Napoleon selbst den Sieg abhängig machen von dem vorausberechneten Gebrauch der Kräfte, und Frankreich musste zur Feststellung von Formen und Methoden zurückkehren, um das Glück ferner an seine Fahnen zu fesseln.« —

Die Ordonnance vom Jahre 1805 gab die nöthigen Zusätze und Veränderungen zum Reglement von 1791, und vorzugsweise die Küstenläger, namentlich das von Boulogne-sur-mer und Ostende, waren es, in welchen die taktischen Formen

festgestellt und unter den Augen des Kaisers vom Morgen bis zum Abend geübt wurden. Hier wurde die Formation des Karrees, der Angriffskolonne (nur auf die Flügel-Compagnie), wie wir sie haben, das Gliederfeuer, das geordnete Feuer deployirter Linien, die allmählige Verwendung der Tirailleurs, das Gefecht der Linie in zwei Gliedern geübt, aber zugleich auch viel unnützes Zeug, z. B. alle möglichen Evolutionen in der Inversion. Wie denn Napoleon selbst ein grosser Freund vom Detail-Exerziren war und seine Truppen an jedem Ruhetage exerziren mussten.

Napoleon schaffte ferner die republikanische Bezeichnung der Halbbrigade sofort ab und nannte sie, nach der monarchischen Bezeichnung, wieder Regimenter. Die Bataillone waren damals 9 Compagnien stark (1 Grenadier-, 8 Füsilier-Compagnien, Grenadier-Compagnien 83 Köpfe, Füsilier-Compagnien 123 Köpfe, 1 Bataillon 27 Offiziere, 126 Unteroffiziere, 18 Spielleute, 896 Gemeine, 1067 Köpfe). Napoleon gab ihnen eine zweite Eliten-Compagnie, Voltigeur-Compagnie. Es war, wie Foy sagt, eine glückliche Idee, in der allgemeinen Meinung die kleinen Leute zu heben, die in der Regel die gescheutesten und die aufgewecktesten sind. Diese Voltigeurs wurden bald die eigentliche leichte Infanterie der Franzosen; in der Art, dass man sie vorzugsweise zum Tirailliren gebrauchte. Die leichten Infanterie-Regimenter hatten nur den Namen, in der That waren sie ebenso gebildet, bewaffnet und exerzirt, wie die andere Infanterie, und Napoleon hob sie daher auf, da überdies, wie Foy sagt, dieselbe Infanterie für jeden Dienst gut ist. (Ein Satz, den wir in dieser Ausdehnung nicht unterschreiben.) Im Jahre 1808 änderte Napoleon diese Formation in der Weise, dass 6 Compagnien 1 Bataillon ausmachten und 5 Bataillone ein Regiment. Die Zahl der Compagnien wurde also nicht vermehrt, wohl aber die Zahl der Eliten-Compagnien, denn während bis dahin bei einem Regiment 6 Eliten-Compagnien waren, wurden es nun ihrer 10, und sie verloren an innerem Werth, zugleich aber noch mehr die Füsilier-Compagnien, die ihre besten Leute stets an die Eliten-Compagnie abgeben mussten. Sein Zweck war jedoch, mehr Cadres zu bekommen, und dieser wurde erreicht.

Bei der Kavallerie liess er dagegen die alte Eintheilung und bildete nur aus den Regimentern Brigaden, und aus diesen Divisionen; endlich vereinigte er mehrere Divisionen in ganze Kavallerie-Corps, von denen er sich zwar Ausserordentliches versprach, für die auch noch gar viele Meinungen sind, die aber nicht viel geleistet haben. Wir werden später auf diese

unglückliche Idee der Verwendung der Kavallerie zurückkommen. Den Infanterie-Divisionen wurden Brigaden leichter Kavallerie beigegeben, die fest dazu gehörten. Die innige Verbindung beider Waffen tritt hier zuerst hervor, aber sie leidet späterhin durch die Formation der Kavallerie-Corps. Denn um möglichst starke Kavallerie-Corps zu haben, konnte nur möglichst wenig Kavallerie den Divisionen beigegeben werden. Wir sehen Aehnliches häufig bei unsern Manövern, wo, um eine starke Reserve-Kavallerie zu haben, die Divisions-Kavallerie ganz verschwindet. So sehen wir 1812 bei den Infanterie-Corps nur sehr unzulängliche Kavallerie eingetheilt; z. B. bei dem vierten Corps des Vice-Königs von Italien, welches aus 4 Divisionen in Stärke von 38,000 Mann Infanterie bestand, finden wir nur 2 leichte Kavallerie-Brigaden von 2400 Pferden, und noch unverhältnissmässiger ist dies beim ersten Corps von Davoust, wo auf 5 Divisionen, 65,000 Mann Infanterie, nur 2 leichte Kavallerie-Brigaden, 2400 Pferde. Das hatte dann zur Folge, dass ganze Kavallerie-Corps aus der Reserve den Armee-Corps zugegeben werden mussten, wenn diese selbstständig auftreten sollten. In derselben Zeit, wo in der französischen Armee immer mehr und mehr das Prinzip des Gebrauchs der Kavallerie in grossen Massen sich ausbildete, verfiel man bei ihren Gegnern auf das Entgegengesetzte. Bei den Oesterreichern ist es in der Schlacht von Würzburg (3. September 1796) das letzte Mal, dass eine imponirende Kavallerie-Masse, als solche vereinigt, auftritt; indessen sind es von 120 Eskadrons doch nur 59, die zusammen fechten und deren Wirkung gegen ein Ziel gerichtet ist, und in letzter Instanz sind es sogar nur 12 Kürassier-Eskadrons, die das Kavallerie-Gefecht, von dem das Schicksal des Tages hauptsächlich abhing, entscheiden. Dagegen ist in diesem Feldzuge, und schon früher, eine überall sichtbare Mischung der Waffen bei den Oesterreichern eingetreten. Diese Mischung geht dann aber so weit, dass eine Reserve-Kavallerie bei ihnen ganz verschwindet. Erst im Jahre 1809 treten Reserve-Corps auf, die aber auch aus gemischten Waffen bestehen. Das erste Reserve-Corps bestand aus 12 Bataillons, 36 Eskadrons; das zweite aus 5 Bataillons, 24 Eskadrons, während die 6 Armee-Corps in Deutschland jedes aus 27 bis 31 Bataillons und 16 bis 24 Eskadrons bestehen. Eine sachgemässe und vernünftige Eintheilung, deren Folgen denn auch sich bald darin zeigten, dass jedes dieser Corps eine grosse Widerstandsfähigkeit zeigt, so dass aus einer ganzen Reihe von unglücklichen Gefechten, von Abensberg bis Wien, keine eigentliche Nieder-

lage wird. Dies muss um so mehr als eine Folge dieser Formation, der innigen Verbindung beider Waffen, angesehen werden, als die Mehrzahl der österreichischen Truppen aus neuen Organisationen bestand.

Die Zersplitterung der Reiterei bei den Preussen ging in dieser Periode, von der wir sprechen, noch viel weiter, was um so unbegreiflicher ist, als man die Ueberlegenheit der feindlichen Infanterie-Taktik fühlte, wenn auch nicht erkannt hatte, und gerade in der Reiterei das Mittel gefunden zu haben glaubte, das Gleichgewicht im Kampfe wieder herzustellen. Man vergass, dass die französische Infanterie ihre Taktik hatte, um in jedem Terrain fechten zu können, wo selbst an das Manövriren e i n e r Schwadron nicht zu denken ist. Nicht allein, dass man die Kavallerie ganz bei der Infanterie eintheilte, man ging auch von der Aufstellung in geschlossener Linie ab und stellte die Kavallerie in Eskadrons mit grossen Intervallen. Die Idee, den schwachen Schützen-Linien dadurch eine Unterstützung zu gewähren, die sonst nicht im Stande sein würden, den Tirailleurschwärmen der Franzosen zu widerstehen, scheint hierauf geführt zu haben. Sie hatte dann aber auch zur Folge, dass die schwächere feindliche Kavallerie diese, in Eskadrons zersplitterte preussische mehrfach über den Haufen warf. So hatte das unglückliche Gefecht von Saalfeld einen so schmähligen Ausgang, weil 8 Eskadrons französischer Husaren, in zwei dicht aufeinanderfolgenden Treffen (nachdem sie von einem sächsischen Infanterie-Regiment zurückgeschlagen worden waren), 10 vereinzelte Eskadrons preussische und sächsische Husaren über den Haufen warfen. — Diese Nachtheile einer solchen Zersplitterung traten indessen so fühlbar hervor, dass man in der Nacht vor der Schlacht von Auerstädt 20 Eskadrons wieder zusammenwarf und unter den Befehl des Generals von Blücher stellte. Freilich war aber damit wenig gewonnen, da eine solche Formation nicht im Augenblick des Gebrauchs vor sich gehen kann.

In Bezug auf die A r t i l l e r i e ist nur zu erwähnen, dass sich ihre Manövrirfähigkeit immer mehr entwickelte, was besonders von der reitenden Artillerie ausging, der dann die Fussartillerie nacheifert. So trugen z. B. im Gefecht von Castiglione am 5. August 1796 4 reitende Batterien, welche Bonaparte im Centrum vereinigte, entschieden zum Siege für ihn bei. Es ist wesentlich die taktische und organisatorische Gliederung in Batterien und die Eintheilung der Batterien bei den Divisionen, die ihre Entwickelung und ihren Gebrauch nach dem Terrain erleichtert und worin die Franzosen allen

übrigen Nationen Beispiele geben. Vorzugsweise ist es ferner aber die Kunst, Artilleriemassen vereinigt zu einem Schlage zu führen, welche sich in dieser Zeit besonders durch Napoleon bemerklich macht. In dieser Beziehung ist besonders lehrreich das Studium der Schlachten von Austerlitz, Aspern, Friedland und Borodino. Die Verbindung der Fussartillerie mit den Infanterie-Divisionen und der reitenden Artillerie mit Kavallerie-Divisionen, endlich die Bildung einer Reserve-Artillerie, zu entscheidenden Schlägen, sind ein Resultat dieser Zeit.

Wir müssen der Kürze wegen uns beeilen, unsere historische Betrachtung zu schliessen. Werfen wir daher noch einen Blick auf die Veränderungen der Taktik seit Napoleon, um seinen Einfluss und den jetzigen Zustand der Wissenschaft recht begreifen zu können. Wir haben gesehen, in wie fern die einzelnen Waffen fortgeschritten sind. Am wesentlichsten aber erscheint uns die Mischung der drei Waffen in organisatorischer und taktischer Beziehung, wie sie seit Napoleon in fast allen Armeen aufgenommen ist.

Es entstehen feste Abtheilungen gemischter Waffen, in denen sich gleichsam das Bild der Armee im Kleinen wiederholt und die eine möglichst grosse — allerdings relative — Widerstandsfähigkeit und Angriffskraft besitzen.

Nach v. Clausewitz kann man annehmen, dass der Widerstand einer gewöhnlichen Division von 8 bis 12 Bataillonen, 6 bis 8 Eskadrons und der hinreichenden Artillerie, also 8 bis 10,000 Mann, selbst gegen einen bedeutend überlegenen Feind in nicht ganz vortheilhaftem Terrain, drei bis vier Stunden dauert; und ist der Feind wenig oder gar nicht überlegen, so kann eine solche Division wohl das Gefecht einen halben Tag und länger hinhalten.

Dies Verhältniss der gemischten Waffen gestattet also das Gefecht mit solchen Abtheilungen zu führen, ohne dass diese letzteren, wie bei der Lineartaktik, in unmittelbarem Zusammenhang zu sein brauchen.

Man hat hiervon die Bezeichnung für diese neue Taktik angenommen und sie die Taktik der diskreten Haufen genannt. In dieser Taktik ist nun die Kolonne die eigentliche Fundamentalstellung aller drei Waffen, die entweder selbst zum Gefecht gebraucht wird, oder aus der die andern Gefechtsformen hervorgehen.

Die Kolonne gestattet die Marschbewegungen in geschlossenen, kompakten Massen; die Zeit der Heranbringung

der Massen zum Gefecht wird daher unendlich abgekürzt. Die Truppen sind daher während der Marschbewegung viel mehr in der Hand des Führers. Sodann gestattet die Kolonne selbst den grösseren Massen, den möglichsten Vortheil aus dem Terrain und seinen Zufälligkeiten zu ziehen. Verdeckte Aufstellung, Abmärsche und Aufmärsche werden dadurch unendlich erleichtert, in vielen Fällen dadurch allein möglich gemacht. Abgesehen von diesen grossen Vortheilen, dient nun die Kolonne im Gefecht selbst:

a) als Reservoir, aus dem die Fechter für die zerstreute Fechtart geschöpft werden, und in welches sie zurückkehren; sei es dass sie bedroht sind, oder ein anderer Gebrauch von ihnen gemacht werden soll;
b) als Block, als Masse, um einen Stoss gegen die feindlichen Truppen auszuführen, oder ihren Stoss aufzufangen;
c) endlich als Mittel, um geschlossen nahe an den Feind heranzukommen und sich in Linie zu entwickeln, wenn auf das Feuergefecht der Linien eingegangen werden soll, oder wenn, bezüglich der Kavallerie und Artillerie, jene zum Kampf mit der blanken Waffe, diese zu einem kurzen entscheidenden Schlage übergehen sollte.

Diese doppelte Verbindung:

1. der drei Waffen, Infanterie, Kavallerie und Artillerie, in der Division,
2. der drei Gefechtsarten, der Linie, Kolonne und des zerstreuten Gefechts,

ist der Culminationspunkt der Napoleonischen Taktik, der neuen Taktik überhaupt, und somit der Standpunkt, welchen diese jetzt einnimmt, und von dem wir bei unsern weitern Betrachtungen ausgehen.

Interessant ist es hier, noch einen Blick auf das historische Zusammentreffen der alten und der neuen Form zu werfen, auf den Zusammenstoss, der die alte Form für immer zertrümmerte. Wir haben schon früher einmal berührt, wie stets das Neue sich aus dem Alten entwickelt, mit diesem in Kampf kommt, und es langsamer oder schneller besiegt. In der Geschichte der Kriegskunst zeigt sich dieses Verhältniss nirgend so schlagend, so von allen Nebendingen entkleidet, wie gerade hier.

Während nämlich in der französischen Armee die neue Taktik ausgebildet und bei den gegebenen Mitteln den höchsten erreichbaren Punkt der Vollendung erlangt hatte, war die preussische Armee, als der Repräsentant der Lineartaktik, bei

dieser einseitigen, sterilen Form, völlig blind gegen jeden Fortschritt, der anderswo gemacht wurde, stehen geblieben. Dass man 1787 Schützen eingeführt hatte (bei der Infanterie 10 per Compagnie, bei den Füsilier-Bataillonen 20 per Compagnie, mit gezogenen Gewehren, grösstentheils alte Leute); dass man bei einigen Regimentern auch angefangen hatte, das dritte Glied ausschwärmen zu lassen; dass man endlich von 1787 bis 1802 24 Füsilier-Bataillone in 8 Brigaden formirt hatte, änderte in der eigentlichen Lineartaktik wenig oder nichts. Der Gebrauch der Tirailleurs im Terrain, ihre successive Verwendung, der Gebrauch der Kolonne waren ganz unbekannte Dinge. Bei Saalfeld war es nicht möglich, ein vorgezogenes Peloton vor der Front des Bataillons aufzulösen, man musste den Versuch aufgeben; und bei Jena schoss man mit Pelotons auf die feindlichen Tirailleurs, deren man sich auf keine Weise erwehren konnte.

Das Zusammentreffen der alten und der neuen Form der Taktik, der Feldzug 1806, war dann so, wie jeder Unbefangene voraussehen konnte, zermalmend für jene. Es ist gerade darin, dass eine einseitige, veraltete Form der neuen, die bereits vielfach ihre Bewährung gefunden, deren Ausbildung den höchsten Gipfel erreicht hatte, entgegentreten wollte, vorzugsweise der Grund zu der ungeheuren und fast beispiellosen Niederlage, welche die preussische Armee in den Schlachten von Auerstädt und Jena erlitt, zu suchen. Wir sprechen hier lediglich von taktischen Ereignissen des Gefechts selbst, und von den taktischen Ergebnissen desselben, wobei wir allerdings den Mangel einer tauglichen Generalität, eines zureichenden Generalstabes, die numerische Schwäche der Armee, die strategischen Fehler ausser der Betrachtung lassen. Die Truppen schlugen sich fast überall mit der grössten Hingebung und einer Tapferkeit, die eines besseren Erfolges werth gewesen wäre. Ihre Verluste, die theilweise ganz enorm waren, beweisen das. Allein sie erlagen bei Jena der Mehrzahl und bei Auerstädt der neuen Fechtart, und da sie unbehülflich und nach der Lineartaktik von Hause aus fast sämmtlich den Angriffen des Gegners blossgestellt waren, so wurde ein Abbrechen des Gefechts unmöglich, und daraus folgte denn die völlige Auflösung. Die Lineartaktik macht den Rückzug aus dem Gefecht unmöglich, aber eben so unmöglich auch die Verfolgung. Dies zeigen die entscheidendsten Schlachten des siebenjährigen Krieges: Kollin, Hochkirch, Kunersdorf, Rossbach, Leuthen, wo einerseits die tüchtigsten Truppen des Königs sich fliehend zurückzogen, oder der König siegend

doch keine Verfolgung anordnete. Ganz anders die neue Taktik, wo von dem Fortbewegen in zusammenhängenden Linien nicht mehr die Rede ist, sondern es nur darauf ankommt, die Truppen bei der Verfolgung in dichter Kolonne auf der Strasse vorzuschieben.

So unterlag denn die Lineartaktik gänzlich und für immer auf den Schlachtfeldern von Auerstädt und Jena. So schmählich die Niederlage der preussischen Waffen hier aber war, so ehrenvoll ist es auch, dass von jenem Augenblick das Bestreben aller Kräfte des Staats dahin ging, die Mängel, die so schwer gebüsst waren, abzuwerfen. Das Neue wurde aufgenommen, man bemächtigte sich desselben, um sich daraus eine Waffe gegen den Ueberwinder zu schmieden. Dies ist in einer ausserordentlich kurzen Zeit, unter den allerungünstigsten Verhältnissen und auf das Vollständigste gelungen. Und, was das Merkwürdigste ist, es ist theoretisch und praktisch zugleich gelungen. Praktisch haben es wenige Jahre später die zahlreichen, eben erst gebildeten Bataillone und Schwadronen den Franzosen gezeigt, und theoretisch sehen wir es noch heute aus dem preussischen Exerzir-Reglement vom Jahre 1812, welches jetzt nach mehr als vierzig Jahren unübertroffen ist in Klarheit, Einfachheit und Gediegenheit.

Die innige Verbindung des zerstreuten Gefechts mit dem Gefecht der Kolonne und der Linie, wodurch erst das Gefecht in jedem Terrain möglich wird, so wie die Verbindung der verschiedenen Waffen zu mehr oder weniger selbstständigen Theilen eines grossen Ganzen, dies Beides hat nun dem Gefecht der neuen Taktik eine ganz andere Gestalt, eine ganz andere Physiognomie gegeben.

Im Gefecht der Lineartaktik ist die Art des Aufmarsches, seine Form, seine Richtung, dann die Richtung des Angriffs selbst, vorher festgestellt. Die ganze Anlage des Gefechts muss gleichsam kalkulirt werden. Nach diesen Künstlichkeiten hatte dann das eigentliche Gefecht mehr den Charakter eines Stosses, oder der Abwehr eines solchen, wobei dann die Waffe aus der Hand des Fechters glitt (oder ihm aus der Hand geschlagen wurde), oder wobei der Gegner über den Haufen geworfen wurde. Das Resultat ergab sich unmittelbar aus dem Verlauf des Gefechts *von selbst*, und war fast immer ein entscheidendes, Sieg oder Niederlage.

Ganz anders ist dies im Gefecht der neuen Taktik. Hier ist in der Regel das *Gefecht* in Bezug auf das *Terrain* ein *unbeabsichtigtes*; die feinere Berechnung hört auf, bei der Anlage desselben das Maass zu geben, und der Führer

muss in raschem Entschluss, mit scharfem Blick seine Kräfte dem Terrain und den Umständen anpassen oder allmählig, während des Gefechts, sich in sie finden. Er darf nicht sogleich, sondern erst nach kalter Prüfung, seine Kräfte verwenden; er muss, in den meisten Fällen, seine Truppen im Sinne der Tiefe gliedern. Ebenso ist es in der Schlacht. Wir können zur kurzen Charakterisirung der Schlacht unserer Zeit — um so gewissermaassen, wie früher, am Ende der Periode ihre Frucht zu zeigen — nichts Besseres geben, als die Schilderung des Generals Carl von Clausewitz. Er sagt:

»Was thut man jetzt gewöhnlich in einer Schlacht? Man stellt sich in Massen neben und hinter einander geordnet, ruhig hin, entwickelt verhältnissmässig nur einen geringen Theil des Ganzen und lässt sich diesen in einem stundenlangen Feuergefecht ausringen, welches durch einzelne kleine Stösse von Sturmschritt, Bajonett- und Kavallerie-Anfall hin und wieder unterbrochen und etwas hin und her geschoben wird. Hat dieser eine Theil sein kriegerisches Feuer auf diese Weise nach und nach ausgeströmt, und es bleiben nichts als die Schlacken übrig, so wird er zurückgezogen und von einem andern ersetzt. Auf diese Weise brennt die Schlacht, mit gemässigtem Element, wie nasses Pulver, langsam ab, und wenn der Schleier der Nacht Ruhe gebietet, weil Niemand mehr sehen kann und sich Niemand dem blinden Zufall Preis geben will, so wird geschätzt, was dem Einen und dem Andern übrig bleiben mag, an Massen die noch brauchbar genannt werden können, d. h. die noch nicht ganz, wie ausgebrannte Vulkane, in sich zusammengefallen sind; es wird geschätzt, was man an Raum gewonnen und verloren hat und wie es mit der Sicherheit des Rückens steht; es ziehen sich diese Resultate mit den einzelnen Eindrücken von Muth und Feigheit, Klugheit und Dummheit, die man bei sich und seinem Gegner wahrgenommen zu haben glaubt, in einen einzigen Haupteindruck zusammen, aus welchem dann der Entschluss entspringt, das Schlachtfeld zu räumen, oder das Gefecht am andern Morgen zu erneuern.«

»Diese Schilderung, die den Ton der heutigen Schlacht angeben soll, passt auf Angreifende und Vertheidiger, und man kann in dieselbe die einzelnen Züge, welche der vorgesetzte Zweck, die Gegend u. s. w. an die Hand geben, hinein tragen, ohne diesen Ton wesentlich zu ändern.«

»Es sind aber die heutigen Schlachten nicht zufällig so, sondern sie sind es, weil die Partheien sich ungefähr

auf demselben Punkt der kriegerischen Einrichtungen und der Kriegskunst befinden, und weil das kriegerische Element, angefacht durch grosse Volksinteressen, durchgebrochen ist und in seine natürliche Bahnen geleitet. Unter diesen beiden Bedingungen werden die Schlachten diesen Charakter immer behalten.«

Diese Schilderung des Gefechts passt auch auf die Erfahrungen, die wir heute gemacht haben. Die Feldzüge in der Krimm und in Italien ändern trotz allen Reflexionen nichts darin; das stundenlange Feuergefecht ist auch dort der Typus des Kampfes gewesen. In dichten Schwärmen von Schützen entwickelt, sehen wir die Franzosen ihre Gegner angreifen, und nach und nach ihnen einen Vortheil der Stellung nach dem andern abringen. In dieser Geschicklichkeit hat ihr Uebergewicht beruht und nicht in der »schrecklichen Waffe des Bajonetts«; in der Fähigkeit, sich in die Umstände zu finden, und die Truppen danach zu disponiren; in der Freiheit die taktischen Formen zu gebrauchen, wie sie der Entwickelung des Feuers am besten zusagen.

Diese allgemeine Vorstellung von dem Gefecht der neuen Taktik ist es nun, die wir im ferneren Verlauf unserer Vorlesung festhalten müssen, um zu sehen und zu beurtheilen, auf welche Weise das Heer am zweckmässigsten für dieses Gefecht gerüstet, organisirt, formirt und taktisch ausgebildet sein muss.

ERSTER ABSCHNITT.

Aufbringen und Organisation der bewaffneten Macht.

A. Aufbringen der Menschen.

I. Die Rekrutirung und ihre Bedingungen.

Die Aufbringung des Heeres findet ihre Vorbedingungen in den Staatsmitteln, und zwar nicht bloss in den Geldmitteln, sondern in dem lebendigen Material an Menschen und Pferden, über welche er gesetzlich verfügen kann. Denn dass die Geldkräfte für den Mangel an diesem Material keinen genügenden, ja unter Umständen gar keinen Ersatz leisten können, sehen wir heute an England.

Das Hauptbedürfniss sind also die Menschen.

Dieses bestimmt sich nun sogleich näher dahin, dass nur solche Menschen dem Bedürfniss genügen, welche nach Grösse und Stärke geeignet sind, die Waffen zu handhaben und die Beschwerden des Kriegsdienstes zu ertragen.

Diese körperliche Tüchtigkeit kann in einzelnen Fällen früh eintreten im noch jugendlichen Alter, und kann in andern Fällen lange dauern, bis ins Greisenalter hinein. In der Regel aber ist sie eine Eigenschaft des eigentlichen Mannesalters, bei uns Nordländern des Alters von 25 bis 50 Jahren. Die früheren Heere konnten älter sein. Friedrich II. hat seine Schlachten, namentlich die der beiden ersten schlesischen Kriege und der ersten Feldzüge des siebenjährigen Krieges, grösstentheils mit Soldaten geschlagen, die wir jetzt sämmtlich für Halbinvalide erklären würden; die Art der Kriegführung gestattete dies. Die Franzosen konnten die ersten Jahre der Revolutionskriege die Jugend von Frankreich für das Heer nehmen; der unerschöpfliche Reichthum an Menschen gestattete, auf den Verbrauch der grossen Massen, die durch die grössere Reibung einer schnelleren Kriegführung entstehen, nicht die mindeste Rücksicht zu nehmen.

Nun haben wir gesehen, wie die neuere Kriegsführung eine solche ist, welche zu schnellen entscheidenden Schlägen drängt. Kein Staat befindet sich in der Lage, seine Armee lange auf dem Kriegsfuss zu halten; es muss daher ein Jeder sogleich die möglichst grösste Kraftentwickelung nach jeder Richtung hin sich zum Gesetz machen. Für eine solche Kriegsführung, die an die Beweglichkeit der Truppen die höchsten Ansprüche stellt, passt nur ein Heer, welches hauptsächlich aus körperlich völlig entwickelten Individuen gebildet ist, oder aus solchen, bei denen die Körperkräfte auch noch nicht durch schwere Arbeit und das Alter zum besten Theile verbraucht sind; und endlich aus solchen, welche nicht durch die bürgerlichen Verhältnisse in der Entwickelung des kriegerischen Sinnes gelähmt werden.

Die Dienstpflicht für das stehende Heer beginnt in Preussen mit dem 20sten Jahre (in Westphalen im 21sten); es ist dies ein Opfer, welches bei der Einführung der allgemeinen Dienstpflicht den Rücksichten des bürgerlichen Lebens gebracht wurde und gebracht werden musste, wenn die Ableistung der Dienstpflicht nicht zu einer schweren Last werden sollte, zu einem grossen und oft unübersteiglichen Hinderniss für die Begründung und Fixirung der bürgerlichen Existenz. (Sie dauerte acht Jahre, erstreckt sich also nur bis auf das Alter, in welchem der Regel nach junge Männer sich verheirathen und ein eigenes Haus gründen können. Allerdings wäre es vortheilhafter, die Dienstpflicht später beginnen zu lassen, wo der Körper des Mannes mehr entwickelt ist; indessen ist dieses Verhältniss fast bei allen Armeen dasselbe. Der Mensch muss frühzeitiger darin geübt werden, seinen Willen zu beugen.)

Das Alter der französischen Soldaten liegt in den Jahren vom 20sten bis 27sten und vertheilt sich gleich auf alle sieben Jahrgänge; indessen befinden sich die 20jährigen und die 27jährigen nicht bei der Fahne und bilden die Kriegsreserve der Truppe, die mithin zur Hälfte aus rohen Rekruten besteht.

Je länger nun die Dienstzeit im Heere normirt wird, je günstiger wird bis auf einen gewissen Punkt das Verhältniss für das relative Alter des Heeres, da in Folge dessen immer weniger junge Rekruten eingestellt zu werden brauchen; und umgekehrt, je kürzer die Dienstzeit, je mehr Rekruten. Russland hat eine 15jährige Dienstzeit und bedarf daher, abgesehen von allen ausserordentlichen Verlusten und Abgängen, nur jährlich ein Funfzehntel Rekruten. Abstrahiren wir dagegen von unserer Landwehr, so brauchen wir bei achtjähriger Dienstzeit jährlich ein Achtel Rekruten, was, die Landwehr

mitgerechnet, auf ein Zwölftel sinkt. Die Franzosen brauchen effektiv ein Fünftel. Man sieht daher, dass, obschon bei uns dies Verhältniss (wenn man bloss das stehende Heer berücksichtigt) sehr ungünstig erscheint, dasselbe doch mit Hinzuziehung der Landwehr sehr günstig wird.

Die Heere bilden sich also überall aus Männern zwischen 20 und 40 Jahren, und werden fast überall ergänzt durch 20- und 21jährige.

In Oesterreich sind die deutschen, galizischen, illyrischen und italienischen Provinzen vom 19ten bis 29sten Jahre dienstpflichtig; die ungarischen und siebenbürgischen Regimenter rekrutiren sich durch Werbung. In Russland dauert die Dienstpflicht vom 18ten bis zum 40sten Jahre. In den deutschen Armeen fängt die Einstellung mit dem 20sten und 21sten Lebensjahre an, und es ist daher nicht ohne Interesse, zu sehen, wie sich die gesammte Zahl solcher Individuen zur ganzen Summe der Bevölkerung verhält, und wieviel sich unter ihnen finden, welche kriegstüchtig sind.

Preussen, das von dem verschiedenartigsten Menschenschlage bewohnt wird, kann hierin wohl ein Verhältniss darbieten, wie es im Durchschnitt in Deutschland sich stellt. Man muss hierbei im Auge behalten, dass die Hälfte der ganzen Bevölkerung weiblichen Geschlechts ist, namentlich aber im Alter von 20 bis 40 Jahren die weibliche Hälfte etwas grösser ist, und von der männlichen Hälfte wieder zwei Drittel Kinder und Greise, wenn es nicht überraschen soll, dass sich in Preussen auf 100 Seelen nur 4 Männer von 20 bis 24 Jahren finden, und nur 1 von 20 Jahren. Auf 13,750,000 Seelen fanden sich 1838 580,000 Männer von 20 bis 24 Jahren, darunter 151,000 20jährige. Im Jahre 1841 fanden sich auf 14,316,000 Einwohner, 630,000 Menschen von 20 bis 24 Jahren, darunter 165,170 20jährige. Im Jahre 1855 kamen bei 17,200,000 Einwohnern, 738,000 von 20 bis 24 Jahren; und 1859 gab es bei einem verhältnissmässigen Zuwachs der gesammten Bevölkerung 778,400 dieses Alters. Davon waren 1855: 147,600 und 1859: 155,600 20jährige.

Es würde indessen zu einem ganz falschen Schluss führen, wenn man glauben wollte, dass der 24ste Mensch für den Ersatz des Heeres benutzt werden könnte. Der Ausfall an körperlich Unfähigen ist sehr gross. Im Jahre 1838 waren von jenen 580,000 Männern 444,000 für die Aushebung disponibel; der Rest hatte gedient, oder diente eben. Von diesen waren nun 20 Prozent, 90,000, wirklich kriegsdienstfähig, 80 Prozent waren ganz oder doch vorläufig unbrauchbar, oder sie fielen auf andere Weise aus; hierunter 132,000 wegen Schwäche und

Gebrechen, und 115,000 wegen Kleinheit. Im Jahre 1841 waren 487,500 disponibel, davon waren zu schwach 154,500 Mann, zu klein 124,290, also kriegsdiensttüchtig 87,510. Man kann immer ein Drittel der 20jährigen als zu schwach oder sonst unbrauchbar annehmen; rechnet man die sonst zu Befreienden hierzu, so bleiben 40 Prozent der dienstpflichtigen Mannschaft zur Aushebung disponibel, oder heute etwas mehr als 62,000 Mann. Rechnet man den Ueberschuss der 21- und 22jährigen noch hinzu, so steigt natürlich diese Summe. Bis vor wenigen Jahren nämlich war das Criterium der Kleinheit sehr ausgedehnt. Wer nicht 5 Fuss 2 Zoll maass, wurde zurückgestellt. Dies war als Minimum der Grösse festgesetzt, welches neben der vollständigen körperlichen Gesundheit erforderlich erachtet wird, um den Leistungen des Soldatendienstes zu entsprechen. Die eine Seite dieser Bedingung ist offenbar ganz richtig, indem bis zu einer gewissen Grenze allerdings der grössere Mensch auch in der Regel der kräftigere, stärkere ist, und ausserdem für gewisse militairische Zwecke eine gewisse Körpergrösse nothwendig wird (Laden und Bedienen der Geschütze). Die andere Seite streift aber allerdings an die eigenthümliche Vorliebe für grosse Soldaten, die nun seit 120 Jahren in der preussischen Armee herrscht, die immer noch nicht aufgegeben werden kann, und der wir noch manches Opfer bringen.*) Man hat jedoch gesehen, dass ein kleiner, untersetzter Mann die Beschwerden des Dienstes in der Regel leichter erträgt, als ein sehr grosser, und es lässt sich sogar behaupten, dass es besser wäre, lieber die Leute über 10 Zoll wenigstens aus der Infanterie wegzulassen, als die unter 2 Zoll. Daher greift man seit einigen Jahren auch bis zu 5 Fuss herunter, wenn solche Leute besonders kräftig sind. Die Franzosen gehen gesetzlich bis auf 4 Fuss 9 Zoll zurück. Allerdings ist ihre Armee auffallend klein. Im Jahre 1836 waren von 79,877 Mann

*) Diese Vorliebe ist offenbar durch die Liebhaberei Königs Friedrich Wilhelm I. entstanden, und es ist allgemein bekannt, mit welcher Rücksichtslosigkeit und welcher Geldverschwendung er der Befriedigung dieser Liebhaberei nachstrebte. Weniger bekannt möchte es sein, wie gross noch 1806 der Werth war, den man auf lange Menschen legte. Der Herzog Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, in seiner Jugend ein tüchtiger Mann, im Alter ein schwacher Geist, trieb bei seinem Regiment in Halberstadt einen unausgesetzten Menschenhandel, um nur lange Leute zu bekommen. So war denn seine Leib-Compagnie so gross, dass der kleinste Mann 9 Zoll hatte. Das erste Glied ging mit 6 Fuss aus; es standen noch 14 sechsfüssige im dritten Gliede, welches mit 10 Zoll ausging. Die Compagnie bestand beinahe aus lauter Ausländern. Alle Compagnien waren grösser, als jetzt die des ersten Garde-Regiments.

	7	Mann	5	Fuss	10	Zoll	gross,	
	15	»	5	»	9	»	»	
	48	»	5	»	8	»	»	
	161	»	5	»	7	»	»	
	512	»	5	»	6	»	»	
also:	743	Mann;						
ferner	15,394	»	5	»	—	»	»	
und	22,560	»	4	»	9	»	bis 5 Fuss.	

Indessen hindert dies nicht, dass die kleinen Leute ihren Dienst eben so gut thun, wie die grossen, ja wie gesagt, oft ausdauernder sind und das von hinten zu ladende Gewehr frühere Rücksichten unnütz gemacht hat. Jedenfalls ist es eine wunderliche Maassregel, im Frieden grössere Rekruten zu verlangen, als im Kriege, wo man mit den kleineren und schwächeren vorlieb nehmen muss. Dies ist gerade so, als ob man die schlechtesten Waffen, die zum Schiessen unbrauchbaren Gewehre, für den Krieg aufbewahrte. Leider sind bei allen Erörterungen über diesen Punkt persönliche Rücksichten, und alter Schematismus zu sehr maassgebend. Die Franzosen rangiren viel praktischer, indem sie immer 3 Mann gleicher Grösse in eine Rotte stellen. Bei uns kommt oft ein dreizölliger hinter einen zehnzölligen, ein zweizölliger hinter einen sechszölligen Mann. Auf solche Weise rangirt, wird es natürlich nicht möglich sein, die Grössenverhältnisse glücklich auszugleichen.

II. Von der Dienstpflicht; Conscriptionssystem, Landwehrsystem.

Das einfachste Verhältniss ist nun dieses, dass das durch Rekrutirung gebildete Heer stets in der numerischen Stärke erhalten wird, in der es im Kriege gebraucht werden soll; dass der Ersatz eintritt für die Ausgedienten, die damit der Militairpflicht los und ledig sind. So ist es jetzt in Frankreich, in Russland.

So einfach aber ist diese Sache nicht; es kommt nämlich ein Moment hinzu, welches zu den vielfachsten Modificationen und Aushülfen gezwungen hat, nämlich das Geld.

Kein Staat Europa's war je so reich, dass er im Frieden sein Heer in der Stärke unterhalten konnte, in der er es im Kriege gebrauchte, wenn er seine Unabhängigkeit bewahren wollte. Dies ist ein Verhältniss, welches bald nach der all-

gemeinen Einführung der stehenden Heere hervortrat, im Verlauf der Zeiten immer stärker hervorgetreten ist, und in neuester Zeit einen entscheidenden Einfluss auf die ganze Organisation der Heere gewonnen hat, namentlich auf die des preussischen.

Anfänglich suchte man sich durch Reduktionen zu helfen, indem man Offiziere, Unteroffiziere und eine Anzahl Soldaten beibehielt und die Formation bewahrte. Diese Art der Verminderung war aber eben so leicht, als die Wiederaufbringung der früheren Stärke im Fall des neuen Gebrauchs schwer war.

Friedrich Wilhem I. führte zuerst 1733 das neue System der Beurlaubungen ein, welches mit unwesentlichen Abänderungen bis 1806 beibehalten wurde, und worin offenbar der Keim zum Landwehrsystem liegt. Aber auch das auf diese Weise gebildete Heer, in welchem die Hälfte der Soldaten während einer zwanzigjährigen Dienstzeit jährlich nur etwa vier Wochen zur Uebung bei der Fahne war, während die andere Hälfte, Geworbene und Ausländer, so wie die Landeskinder als Cantonnisten im ersten Jahre ihrer Dienstzeit, sich immer bei der Fahne befand, reichte für den Krieg selten aus, so dass dann gewöhnlich im Laufe des Krieges neue Formationen nöthig wurden, welche im Frieden wieder aufgelöst wurden.

Es trat hierbei schon hervor, dass die Befugniss der Regierung, die Soldaten aus den Söhnen des Volkes zu wählen, zu beschränkt war, obgleich Preussen hierin einen Haupthebel der im siebenjährigen Kriege gezeigten Kraft sieht. Noch immer waren die Ausnahmen von der allgemeinen Verpflichtung zum Militairdienst zu vielfältig, als dass man nicht zu dem kostspieligen Mittel der Werbung hätte greifen müssen, welche dann schliesslich noch nicht den Ersatz der Verluste sicher stellte, und heute noch, wie in England, ein höchst unzuverlässiges Mittel der Heereserzeugung ist. Die Revolution in Frankreich erst hat den Grundsatz wiedergeboren, dass jedem Bürger die Vertheidigung des Staates obliegt, und diese Verpflichtung allen gleichmässig aufgelegt; ebenso wie dieser Grundsatz später auch in Deutschland, besonders aber in Preussen, durchgriff. Man war so aller Bedenken und Zwischenfälle enthoben, die einer Regierung, welche ihr Heer zum grossen Theil werben muss oder die in den Rechten verschiedener Volksklassen Hindernisse sieht, entgegen stehen. Es war dies ein Fortschritt, insofern dadurch die Regierung über die gesammte kriegsfähige Bevölkerung im Fall der Noth ge-

bieten kann, sofern sie nur Waffen und Ausrüstungs-Gegenstände genug hat, um daraus ein Heer zu bilden. Jedoch trat bald in Frankreich die Exemtion des Reichthums ein. Es dürfen Stellvertreter, *Remplaçants,* gestellt werden, die natürlich nur für Geld zu haben sind; so dass nur der Wohlhabendere sich von dem persönlichen Dienste im Heere befreien kann, und jene ehrende Pflicht nur als eine Last erscheint, die der Armuth aufgebürdet ist. Man fühlt das Drückende und Schiefe dieses Verhältnisses in Frankreich selbst tief, wie sich das noch im Jahre 1848 in den Verhandlungen der National-Versammlung gezeigt hat. Man fühlt das um so mehr, als der Geist des Heeres sehr unter einer Maassregel leiden muss, welche in ein Heer von etwa 300,000 Mann über 60 bis 70,000 Menschen bringt, welche für Geld die persönliche Pflicht Anderer leisten, und den wenigst guten Klassen des Volkes angehören.

Die Stellvertreter wurden grösstentheils durch Entrepreneurs geliefert, denen man in der Armee allgemein den Namen *Marchands de chair humaine* gegeben hatte. Es sind hochgestellte Personen bei diesen höchst einträglichen Unternehmungen betheiligt gewesen. Die Agenten ziehen zur Zeit der Aushebung mit ihren Leuten umher, um sie nach Bedarf einzustellen; sie werden wie Mastvieh eingestallt und gemästet, um ihnen ein gutes Aussehen zu geben; viele Elsasser und Lothringer werden, da sie nicht französisch verstehen, dabei betrogen. Die Remplaçants waren ihrer schlechten Führung wegen lange Zeit verachtet; sie lieferten drei Viertel aller kriegsrechtlich Verurtheilten. Die Regierung kann unter den gewöhnlichen Umständen dies Verhältniss nicht ändern, da die gesammte Geldaristokratie bei der Aufrechthaltung desselben betheiligt ist; nur ein längerer Krieg kann ihr das Mittel in die Hand geben, hierin etwas zu ändern. Vorläufig hat sie aber die Stellung der Remplaçants selbst in die Hand genommen, indem sie alljährlich den Preis der Stellvertretung bestimmt, aus den eingezahlten Geldern eine allgemeine Kasse bildet und die Stellvertreter sich selbst schafft.

Dieses System der Conscription also erhält die Dienstpflichtigen fast immer bei der Fahne und nimmt aus ihrer Gesammtzahl so viel Leute, wie sie brauchen will; sie bildet aber nicht alle, oder einmal die Mehrzahl derselben, für den Dienst aus, und entlässt die Uebrigen ganz ihrer Pflicht. —

Während in Frankreich die Exemption des Reichthums einen Stoss in die allgemeine Pflicht der Vertheidigung des Vaterlandes macht, ist es in Russland der Standesunterschied, das Rangverhältniss, welches dieselbe Folge hervorbringt. Für

die höheren Stände, den Adel und die Geistlichkeit, ist nämlich dort nur ein moralischer Zwang vorhanden, sich dem Kriegsdienste zu widmen, so dass, abgesehen von allen anderen Uebelständen, die bei der Aushebung selbst stattfinden, gesetzlich auch hier nur den niederen Volksklassen die Pflicht des Militairdienstes aufgelegt ist; wozu denn noch kommt, dass die Bürger, die freien Künstler und freien Bauern sich loskaufen und Stellvertreter stellen können, und die Leibeigenen schliesslich allein den Militairdienst zu leisten haben. Wie dies auf den moralischen Zustand des Heeres und die Zuverlässigkeit des Individuums wirkt, und wie schwierig dadurch in der That die Rekrutirung wird, das braucht nicht erwähnt zu werden.

Auch in Oesterreich finden mehr oder weniger Ausnahmen statt, die theils in Rangverhältnissen, theils in Berücksichtigung lokaler Umstände, bürgerlicher Rechte, selbst im Unterschied der Nationalitäten und ihrer verschiedenen Brauchbarkeit zu den verschiedenen Waffen begründet sind. So ist in Ungarn der Adel, in Oesterreich selbst einzelne Stände eximirt, während die Artillerie sich nicht durch den allgemeinen dienstpflichtigen Ersatz, sondern durch Werbung rekrutirt.

Die kleineren deutschen Staaten haben sich zwar der allgemeinen Dienstpflicht zugewendet; bei ihnen herrschte theilweise aber, oder herrscht noch, die Stellvertretung und damit die Befreiung vom persönlichen Kriegsdienst für Geld, von allen Exemptionen die verwerflichste; welches auch ihre Form sei. Es würde hier zu weit führen, ins Detail zu gehen. Der einzige Staat, bei dem nur die wirklich nothwendigen Exemptionen, die durch die bürgerlichen Verhältnisse des Staates nothwendig gebotenen Ausnahmen von der Dienstpflicht stattfinden dürfen, und der die Dienstzeit in ein den Kräften des Einzelnen so wie des Ganzen entsprechendes System gebracht hat, ist Preussen.

Das Bedürfniss, was allerdings in der neuesten Zeit sich am fühlbarsten machte, mit gegebenen Mitteln ein möglichst zahlreiches Heer in einem gewissen Grade stets disponibel zu erhalten, so wie die Rücksicht, einen möglichst geringen Theil der Bevölkerung auf längere Zeit dem bürgerlichen Leben zu entziehen, führte bei Preussen zunächst, und zwar nach dem Jahre 1808, auf das sogenannte Krümpersystem, und später auf das Landwehrsystem, welches sich indessen erst nach dem Kriege 1814 vollständig ausgebildet hat und in die engste Wechselbeziehung zu dem System des stehenden Heeres getreten ist.

Das Krümpersystem war ein vorübergehendes Auskunftsmittel, um, ohne Aufsehen zu erregen, ohne den Franzosen gegenüber den Schein von Rüstungen, Vorbereitungen und Formationen zum Kriege zu gewinnen, eine möglichst grosse Masse einigermaassen ausexerzirter, im Gebrauch der Waffen geübter Leute im Lande aufzuhäufen. Preussen durfte gemäss des Tilsiter Friedens nur ein stehendes Heer von 40,000 Mann unterhalten, und in der That konnten bei der Finanznoth, die durch den unglücklichen Krieg entstanden war, nicht viel mehr, ohne unerträgliche Steigerung der Abgaben des hartgedrückten Landes, unterhalten werden. Die Ueberzeugung aber, dass es nothwendig sei, sich auf den Kampf auf Leben und Tod vorzubereiten, alle Kräfte für den Kampf disponibel zu machen und einzuüben, der über kurz oder lang, auf dem einen oder dem anderen Wege eintreten musste, durfte aber nicht laut werden. — Die Regierung musste ihre Maassregeln nicht offen, sondern geheim im Stillen treffen, um die Aufmerksamkeit des übermächtigen Feindes und Siegers nicht zu erregen, unter dessen Augen man die Waffen schmieden musste, die gegen ihn gebraucht werden und endlich ihn besiegen sollten. Es blieb also nichts übrig, als nur einen grossen Theil der kriegstüchtigen Bevölkerung des Landes zum Kampfe vorzubereiten. Man entliess daher die Soldaten, sobald sie nur einigermaassen ausgebildet waren, und stellte dafür neue ein. Die unausgesetzte Thätigkeit der Truppen während der Jahre 1810 bis 12 machte es so möglich, im Jahre 1813 einundfunfzig Bataillone aus exerzirten Leuten zu formiren. Es leuchtet ein, dass indessen eine solche Einrichtung immer nur ein Nothbehelf ist, der sogar nur unter eigenthümlichen Verhältnissen möglich wird. Es ist dabei z. B. gar nicht für die nothwendige Zahl von Offizieren gesorgt und kann in solcher Weise auch nicht gesorgt werden. Das war aber auch nicht nöthig, denn Tausende von inaktiven Offizieren waren im Lande vorhanden und warteten sehnsuchtsvoll auf den Wink, um wieder einzutreten. Man gab daher im Jahre 1813 diesen Nothbehelf, der eigentlich gar kein System ist, auf, indem man zu dem Landwehrsystem überging.

Das Charakteristische des Landwehrsystems tritt erst in dem Gesetz vom 3. September 1814 hervor und entwickelt sich besonders in der Landwehr-Ordnung vom 21. November 1815. Die Landwehr-Formationen im Kriege selbst, während der Jahre 1813 und 1814, unterscheiden sich nur dadurch von allen ähnlichen Formationen neuer Truppen im Kriege, dass sie von

den Kreisen und Ständen betrieben und ausgeführt wurden. Diese gaben Offiziere, Mannschaften, Kleidung und Pferde; der König gab nur Kommandeure und die Waffen. Die Provinzen stellten so, je nachdem Eifer und Kräfte, die Masse der Menschen und des Geldes grösser oder kleiner war, mehr oder weniger Bataillone, nach keinem durchgreifenden Prinzip, keinem gleichen Maassstabe *).

Das Charakteristische des Landwehrsystems in Bezug auf die Organisation beruht besonders darin, dass sich im Frieden nur ein verhältnissmässig kleiner Theil des ganzen Kriegsheeres dauernd bei den Fahnen befindet; ein Theil, der aber doch gross genug sein muss, um so viel Mannschaften auszubilden, als zur Komplettirung des Heeres bei ausbrechendem Kriege nothwendig sind. Es müssen zweitens die im stehenden Heere ausgebildeten Mannschaften in ein zweites Heer, die Landwehr, übertreten, indem sie während des Friedens in die Heimath beurlaubt sind, so dass sie nur zu jährlich sich wiederholenden Uebungen eingezogen werden. Das Wesentliche dabei aber ist, dass dieses zweite Heer, die Landwehr, ebenso vollständig organisirt, formirt, bekleidet, bewaffnet und ausgerüstet ist, als das stehende Heer selbst.

Man sieht, dass bei dieser Einrichtung die Dienstzeit in beiden Abtheilungen des Heeres in einem richtigen Verhältniss stehen muss. Ist die Dienstzeit im stehenden Heere von langer Dauer, so entlässt dasselbe jährlich verhältnissmässig nur wenig ausgebildte Mannschaften; der Zufluss zur Landwehr ist daher nur spärlich. Zu kurz aber darf die Dienstzeit im stehenden Heere auch nicht sein, da in demselben die gründliche Ausbildung des Soldaten nach allen Richtungen hin erreicht werden soll, wozu mehr oder weniger immer auch Gewohnheit gehört; besonders aber, weil das stehende Heer, als solches, im Kriege zugleich den eigentlichen Kern der Kriegsmacht bilden soll, wozu dasselbe vorzugsweise durch seine Offiziere und Unteroffiziere befähigt wird. Dasselbe darf daher nicht aus Rekruten bestehen.

Die ursprünglichen Anordnungen des Gesetzes vom 3. September 1814 schienen das richtigste Verhältniss getroffen zu haben. Der Soldat erfüllte eine fünfjährige Dienstzeit im stehenden Heere, war davon drei Jahr bei der Fahne, zwei Jahr als Reserve beurlaubt, dann sieben Jahr in der Landwehr ersten Aufgebots, sieben Jahr im zweiten Aufgebot. Beim

*) Siehe v. Courbière, »Geschichte der brandenburgisch-preussischen Heeresverfassung; und die Aufsätze im Militair-Wochenblatt von 1857 und 1858.«

Beginn der Dienstpflicht, mit dem 20sten Lebensjahre, fiel also die Dienstpflicht für das stehende Heer in die Zeit vom 20sten bis 25sten Jahre, die für die Landwehr vom 25sten bis 39sten Jahre, während jüngere und ältere dem Landsturme zugehörten. Im Verlaufe von 46 Jahren jedoch änderte sich das Verhältniss des einzelnen Staatsangehörigen zur allgemeinen Wehrpflicht auf eine für die Wehrhaftigkeit bedenkliche Weise. Die Bevölkerung stieg um etwa 70 Prozent und wenigstens ein Drittel der Wehrpflichtigen gelangten nicht zum Dienste, während in der Landwehr ein Umstand erschwerend wirkte, welcher in den sich allmählig entwickelten bürgerlichen Verhältnissen seine Ursache fand. Die Landwehren nämlich konnten und sollten in der Begründung ihrer bürgerlichen Existenz nicht gehindert werden; es war daher natürlich, dass sie, nachdem dies einmal geschehen, bei jeder Einberufung, mit ihrer Familie diese Existenz aufgaben. Es fand sich so, dass im ersten Aufgebot über 50,000 Verheirathete waren, welche zugleich bis dahin nicht bloss ihre Familien, sondern als Steuerzahler auch dieselben Kassen ernährt hatten, welche jetzt für sie sorgen sollten. Gründe der Gerechtigkeit, der Staatsökonomie und andere mehr militairischer Natur führten daher zu dem Vorschlag, nach welchem alle Wehrpflichtigen zum Dienst herangezogen werden, acht Jahr dem stehenden Heer verpflichtet sein und die Stämme der bisherigen Landwehr-Bataillone so weit ergänzt werden sollten, dass die Ausbildung des Mehrbedarfs an jungen Leuten auszuführen möglich wurde. Man hoffte mit Grund, dass die Armee so in der frühern Stärke und um ein Bedeutendes jünger auftreten werde, während zugleich die Landwehren ersten Aufgebots schwächer wurden und nicht unmittelbar für die Feldarmee bestimmt sind. — Rechnet man also, dass die 243 Stämme der Infanterie (excl. Jäger) alle Jahre 200 Mann ausbilden, so haben sie in fünf Jahren 1000 Mann von 20 bis 25 Jahren vorräthig und es bleiben als Reserve und für die Landwehr ersten Aufgebots alle Mannschaften vom 26sten bis 32sten Jahre.

In Oesterreich ist die Landwehr seit mehreren Jahren ganz abgeschafft und dafür ein Reservesystem eingeführt. Jeder Mann hat eine Dienstzeit von acht Jahren zu absolviren, von der seit einiger Zeit nur etwa drei bis vier Jahre bei der Fahne zugebracht wurden. Es trat dann noch eine zweijährige Reserve-Verpflichtung ein. Ausserdem existirte noch die Werbung mit einem bestimmten Handgelde und die Stellvertretung nach einer Befreiungstaxe durch gediente Soldaten. Der ganze Staat ist daher in Werbebezirke getheilt

und erhält in diesen zugleich die Controlle über die Beurlaubten und Reserven.

Bayern will zwar für jedes seiner 16 Infanterie-Regimenter 2 Landwehr-Bataillone bilden, zu welchen alle Mannschaften gehören, die nicht zum stehenden Heer oder zur Reserve gehören (wobei die Infanterie aber nur 1 bis 1¼ Jahr bei der Fahne ist); allein die Landwehr ist nicht taktisch formirt und organisirt und hat mit dem Heere gar keinen Connex. Von Württemberg gilt genau dasselbe. Sachsen, Hessen, Baden und Nassau haben nur eine Reserve, keine Landwehr, oder wie Hannover, ein Urlaubssystem. Ein solches Urlaubssystem hat gegenwärtig auch Frankreich. Der Soldat hat sieben Jahr zu dienen, und ist das erste Jahr, und dann späterhin nochmals neun Monat, beurlaubt. Wir sehen also, dass die Stellvertretung und das Landwehrsystem sich nicht vertragen, da letzteres durch jene jedes Mittel verliert, sich die grosse Zahl der Offiziere zu verschaffen. Zugleich aber ist das Landwehrsystem mit einer relativ kurzen Dienstzeit und dem Cantonsystem eng verbunden. An der Stellvertretung hauptsächlich sind alle Versuche, das Landwehrsystem zu andern Staaten zu organisiren, gescheitert. Merkwürdiger Weise hat Russland noch verhältnissmässig die meisten Fortschritte in dieser Beziehung gemacht.

Das Landwehrsystem hatte, in seiner ursprünglichen Reinheit durchgeführt, den grossen Fehler aber noch, dass dabei von allen Verwickelungen europäischer Politik abstrahirt war: Preussen wurde dabei als ein Staat betrachtet, welcher lediglich nach dem Belieben seiner Regierung in diesen Verwickelungen Theil zu nehmen habe. Bewährte sich diese Abstraktion als eine solche und als ein Nachtheil, so that es auch das aus ihr Geschaffene. Alle übrigen Staaten, insofern sie überhaupt etwas gelten und leisten, suchten für solche Epochen der Verwickelung eine freie Verfügbarkeit über ihre Truppen zu erhalten und bewahrten sich wenigstens gute, verhältnissmässig zahlreiche Stämme, in denen die Reserve-Mannschaften das erste Element einer guten Truppe, den Corpsgeist, vorfanden. Die preussische Landwehr aber hatte weder Stämme noch Corpsgeist, d. h. ein bestimmtes, historisch vererbtes Gefühl für die eigne Truppe und ihre militairischen Eigenschaften. Die kurze Dienstzeit war weder zur Erzeugung dieses Geistes im Soldaten noch zur Erziehung wenigstens eines kleinen Stammes alter Soldaten geeignet, welche diesen Geist wie ein heiliges Feuer bewahrten.

Sie war nur eben genügend, das Nothwendigste zu lehren und zu wiederholen.

Das Cantonsystem besteht darin, dass jedem grösseren Truppentheil ein bestimmter Bezirk des Landes zugetheilt ist, aus welchem er sich ergänzt. Dies ist für das Landwehrsystem unabweisbar, wenn Ordnung, Gleichmässigkeit und Controlle stattfinden sollen. Höchst wünschenswerth ist es, dass diese Eintheilung der militairischen Bezirke zusammenfällt mit der politischen Landeseintheilung; im Grossen mit den Provinzen, im Kleineren mit den Regierungsbezirken und Kreisen.

Bei der neuen Landwehrbezirks-Eintheilung von 1843 war es eine Hauptaufgabe, dies möglichst hervorzubringen. Natürlich aber ist dies abhängig von der Dichtigkeit der Bevölkerung, denn das wesentlichste Hauptserforderniss ist, dass der Bezirk so viel Bewohner habe, um die nöthige Anzahl kriegstüchtiger Mannschaften liefern zu können. Man rechnet in Preussen 120,000 bis 130,000 Seelen auf den Bezirk eines Bataillons. Indessen könnte derselbe in den meisten Fällen kleiner sein, aber nicht wohl unter 90,000 Seelen, wenn die Uebungen nicht eine sehr drückende Last werden sollen. Wünschenswerth und den Uebergang vom Friedenszustand in den Kriegszustand sehr erleichternd ist es, wenn die Linien-Regimenter sich in der Nähe ihres Ergänzungs-Bezirks befinden; in der Nähe des Bezirks, aus welchem sie ihre Rekruten nehmen und in welchem sich ihre Reserve für den Krieg befindet. Je weiter sie sich von diesem Bezirk entfernen, je länger dauert es, bis sie schlagfertig sind. Dies führt dann darauf, die Armee provinziell einzutheilen. Die Gleichheit dieser Eintheilungen ist dann einerseits eine grosse Erleichterung für alle militairischen Verhältnisse, andererseits aber auch eine nothwendige Gerechtigkeit gegen das Land.

Das stehende Heer besteht nun aus allen Waffen. Jede derselben bildet ihre Mannschaften für ihren besonderen Dienst aus; der Rekrut wird im stehenden Heere Soldat, aber zugleich für eine besondere Waffe: Infanterist, Kavallerist, Artillerist, Pionier. Er geht so mit besonderen Qualifikationen in die Reserve und später in die Landwehr über; diese Qualifikationen müssen dort zur Geltung kommen. So ist es denn auch in der That; die preussische Landwehr besteht aus allen Waffen. Ein Landwehr-Bataillons-Bezirk enthält die Elemente, um zwei Bataillone Infanterie und ein Bataillon Landwehr auf die Kriegsstärke zu bringen, ferner für mehr als zwei Eskadrons Kavallerie, eine Landwehr-Artillerie-Compagnie, sowie

kleinere Abtheilungen Pioniere, Jäger, selbst Seesoldaten. Die letzteren Abtheilungen sind zu wenig zahlreich, um daraus taktische und ökonomische Einheiten zu bilden; sie werden im Falle der Mobilmachung direkt erst gebildet oder den Linientruppen einverleibt.

Wir sehen so, in welcher steten Wechselbeziehung stehendes Heer und Landwehr zu einander stehen. Das stehende Heer ist die Grundbedingung für eine waffengeübte, zum Soldatenstande ausgebildete Landwehr, welche für den Kriegsdienst erzogen ist. Die Landwehr wurzelt im stehenden Heere und ist nach der Seite ihrer steten Kriegstüchtigkeit auf dasselbe basirt. Nach der Seite ihrer Stärke und nach Länge der Dienstzeit müssen daher beide in einem richtigen Verhältniss zu einander stehen. Ein schwaches stehendes Heer kann keine zahlreiche Landwehr-Mannschaft liefern, wenn die Dienstzeit im stehenden Heere nicht über Gebühr abgekürzt, und die in der Landwehr nicht unverhältnissmässig verlängert werden soll.

Ein Infanterie-Bataillon bildet nun bei zweijähriger Dienstzeit und einem jährlichen Ersatz von 200 Mann, — welches als das Minimum von Dienstzeit, so wie als das Minimum der jährlichen Erneuerung angesehen werden muss, — in acht Jahren 1600 Mann aus, was die Kriegsstärke des Bataillons und ausserdem noch den genügenden Prozentsatz für den Abgang und die sonstigen Hindernisse der Mobilmachung giebt. Ausserdem aber bleiben diese Mannschaften noch bis zum 39sten Jahre in der Landwehr. Rechnet man nur vier Jahrgänge als disponibel, so bleiben noch 800 Mann für die Formirung von Landwehr-Bataillonen, deren Abgang leicht aus den ältern Jahrgängen ersetzt werden kann.

Bei der Kavallerie ist dies Verhältniss noch günstiger. Ein Regiment bildet jährlich 130 Mann aus; bedarf selbst nur etwa 20 Mann, um sich auf Kriegsstärke zu setzen, und stellt in acht Jahren 1000 Mann für den Krieg zur Verfügung.

Ein Artillerie-Regiment braucht, um sich auf die Kriegsstärke zu setzen, etwa 800 Mann; es bildet jährlich etwa 500 Mann aus, was in acht Jahren (incl. Reservezeit) eine disponible Summe von 4000 Mann circa giebt.

Noch vortheilhafter stellt sich das Verhältniss bei den Jägern und Pionieren.

Obschon nun allerdings sich während des Verlaufs der Jahre im Reserve- und Landwehr-Verhältniss ein sehr bedeutender Ausfall ergiebt, durch Todesfälle, Invalidität u. s. w., der auf etwa 12 bis 13 Prozent angenommen wird, und ein

Staatliche
Bibliothek
Passau

ähnlicher Ausfall schon bei der Aushebung eintritt, so zeigt sich doch, dass durch das bestehende System, insofern nur die Zahl der bei den Fahnen befindlichen Leute in ein richtiges Verhältniss zur Dienstzeit gebracht wird, eine hinreichende Zahl von Mannschaften ausgebildet wird, um die Truppen jeder Waffe von der Friedensstärke auf die Kriegsstärke zu erhöhen.

Das Landwehrsystem gewährt also ein zahlreiches, geübtes und stets disponibles Heer. Nichtsdestoweniger werden wir, so wie jedes der andern europäischen Heere, bei einem ausbrechenden Kriege zahlreiche neue Formationen nöthig haben; denn um mit einem starken Heere im Felde auftreten, und es stark erhalten zu können, braucht man, abgesehen von Festungen u. s. w., Abtheilungen, welche den Ersatz der Abgänge jeder Art vorbereiten.

Wie gross dieser Abgang ist, haben wir schon früher erwähnt; selbst abgesehen von den Gefechten. Bei der früheren Art der Kriegsführung, wo man jedesmal Winterquartiere bezog, waren solche Ersatz-Abtheilungen mehr oder weniger unnütz. Die Truppen blieben bis zum Beginn der Winterquartiere incomplett, oder wurden im schlimmsten Falle, wenn sie zu sehr gelitten hatten, in ihre Garnisonen zurückgeschickt, (so z. B. 1757 nach der Schlacht von Kollin), zogen dann Rekruten aus den Cantons an sich und bildeten sie während des Winters aus. Jetzt nimmt der Krieg auf keine Jahreszeit Rücksicht; und wenn in demselben Pausen entstehen, so sind sie die Folge eines zufällig auf beiden Seiten eintretenden Bedürfnisses nach einiger Erholung, auf welches also nicht zu rechnen ist. Hierin liegt die unabweisbare Nothwendigkeit von Ersatz-Abtheilungen, die dann auch zum Theil für Besatzung der Festungen verwendet werden.

Die Ersatz-Abtheilungen müssen sogleich in einer verhältnissmässigen Stärke aufgestellt werden. Preussen formirt für jede Infanterie-Brigade 1 Bataillon von 1000 Mann, für jedes Kavallerie-Regiment von 4 Schwadronen eine Reserve-Schwadron, für jedes Artillerie-Regiment eine Abtheilung von 600 Mann etwa, u. s. f. Es werden im Ganzen gegen 100,000 Mann zur Formation der verschiedenen Ersatz-Abtheilungen nöthig. Hierzu werden natürlich alle Ueberschüsse an Reserven und Landwehrmannschaften ersten Aufgebots verwendet, der Rest wird durch Rekruten gebildet.

Die anderen Heere werden natürlich zu ähnlichen Maassregeln gezwungen sein und sie nach Maassgabe ihrer Organisation treffen.

Russland verwendet die fünften und sechsten Bataillone der Infanterie-Regimenter, von denen im Frieden nur die Stämme vorhanden sind, während die Mannschaft beurlaubt ist oder erst aus Rekruten gebildet wird. Bei der Kavallerie, deren Regimenter aus verschiedenen Rücksichten sehr stark gemacht werden, befinden sich mehr als eine Reserve-Eskadron für das Regiment, je nach der verschiedenen Stärke der Regimenter.

Die Oesterreicher formiren für jedes Regiment eine Depot-Division und ein zweites Landwehr-Bataillon, letztere natürlich nur bei den Regimentern, die überhaupt eine Landwehr haben, also nur bei den deutschen, galizischen und illyrischen. Die Kavallerie-Regimenter formiren Reserve-Eskadrons.

Die Franzosen beabsichtigen die dritten Bataillons ihrer Infanterie-Regimenter als Depot zu benutzen; bei der Kavallerie wird die sechste Eskadron jedes Regiments Reserve-Eskadron.

Wir müssen des Raumes wegen uns des weitern Details enthalten, da sich hierüber in andern Schriften das Nöthige findet.

Auf diese Weise also wird durch das Landwehrsystem in einem verhältnissmässig kleineren Staate, als die anderen Grossmächte sind, und mit verhältnissmässig geringen Mitteln ein bedeutendes Heer erhalten. Stellt man eine Vergleichung mit anderen Staaten an, so ergiebt sich z. B., dass in Frankreich 1000 Mann etwa 217,000 Thlr. kosten, während Preussen dafür (die Landwehr natürlich eingerechnet) etwa 66,000 bis 70,000 Thlr. ausgiebt, wenn man die Kosten des gesammten Heeres nach diesem Verhältniss ermittelt. Für Oesterreich und Russland lassen sich keine genauen Zahlen geben; jedenfalls aber geht aus Allem, was bekannt ist, hervor, dass auch dort die Kosten verhältnissmässig bedeutender sind, als in Preussen.

III. Von der Bildung des Offizier- und Unteroffizier-Personals.

Bei einem Heere, welches sich durch Werbung ergänzt, oder bei welchem Stellvertretung stattfindet, und wo endlich die Sitten und Ansichten des Volkes der Bildung des Offizier-Corps keine Schranken setzen, wird es nicht leicht an Individuen fehlen, welche aus den niederen Ständen stammend, den Soldatenstand zu ihrem Lebenslauf, zu ihrem besonderen

Stand machen. Es wird nicht an solchen fehlen, die entweder die für die unteren Grade, den Unteroffizierstand, nöthige Bildung mitbringen, oder sich dieselbe im Laufe der Dienstzeit früher oder später erwerben. Es wird in einem solchen Heere am Ende, bei einer grösseren Anzahl alter Soldaten, mit wenigen Unteroffizieren der Dienst betrieben werden können.

Anders ist dies bei dem Landwehrsystem, wo gerade das Entgegengesetzte stattfindet, und eigentlich im Prinzip beruht. Es dürfen nicht viel alte Soldaten bei den Truppen sein, weil dadurch die Zahl der jährlich auszubildenden Mannschaft beschränkt wird. Bei kurzer Dienstzeit finden auch nur Wenige Geschmack daran, sich dem Dienste für immer zu widmen, schon weil mit der Kürze der Dienstzeit die Beschwerden des Dienstbetriebes, des Uebens u. s. w. in gleichem Verhältniss wachsen. Noch Wenigere können sich in kurzer Dienstzeit die besonderen Fähigkeiten und Kenntnisse erwerben. Endlich, und dies ist in Preussen wesentlich, die Fäden, welche das Individuum mit der Heimath verbinden, bleiben fast ganz intakt, sie zerreissen nicht, es fühlt sich fort und fort wieder dahin gezogen, in so fern sie nur einigermaassen eine sichere Aussicht für die Zukunft bietet. Bei der grossen Zunahme der Industrie jeder Art, welche jeden nur einigermaassen tüchtigen Arm und Kopf in Beschlag nimmt, werden daher auch alle Individuen, die sich zum Unteroffizierstand eignen, durch sie absorbirt werden; da die Mittel des Staates nicht erlauben werden, ihre Verhältnisse glänzender zu stellen. Es muss daher bei dem Landwehrsystem bald ein fühlbarer Mangel an Unteroffizieren eintreten, und bei diesem um so mehr, als durch den forcirten Gang der jährlichen Ausbildung und die Schwierigkeit des Dienstes gerade ein recht zahlreiches Unteroffizier-Corps gebraucht wird.

Diesem Uebelstande hat man, auf eine bis jetzt meistentheils ausreichende Weise, dadurch zu begegnen gewusst, dass den Unteroffizieren nach einer längeren Dienstzeit die vorzügliche und in vielen Fällen ausschliessliche Berechtigung zu Civil-Anstellungen beigelegt ist, so dass mithin die grosse Anzahl der mit einigen Vorkenntnissen ausgerüsteten Individuen, welche sich eine solche Anstellung als Lebenszweck vorsetzt, gezwungen ist, eine Reihe von Jahren im Heere als Unteroffiziere zu dienen. Natürlich stellt sich dies anders in den verschiedenen Provinzen und selbst bei den verschiedenen Waffen. Im Allgemeinen hat sich dies Auskunftsmittel so bewährt, dass es in anderen Staaten nachgeahmt ist. — Wir müssen jedoch bemerken, dass ein zahlreiches Corps soge-

nannter alter Unteroffiziere für uns kein unabweisbares Bedürfniss zu sein scheint. Der schnelle, sich alljährlich wiederholende Gang unserer Ausbildungsart braucht frische Kräfte, jugendlichen Muth, und bedarf desjenigen Feuers, und jener lebhaften, energischen Thätigkeit, die namentlich in unseren niederen Ständen, aus denen sich das Unteroffizier-Corps ergänzt, nur dem jüngeren Mannesalter eigenthümlich zu sein pflegt. Eine Armee die, wie die preussische, aus alten Offizieren und jungen Soldaten besteht, bedarf keiner so grossen Anzahl von alten Unteroffizieren. Anders ist dies in einem Heere, das, wie das russische oder österreichische, aus alten Soldaten resp. jungen Offizieren besteht. Man legt vielfach einen grossen Werth auf eine grosse Zahl alter Unteroffiziere, indem man in ihnen die Muster, das Vorbild, die wahren Erzieher der Soldaten sieht; aber man versetzt sich dabei in Zeiten und Verhältnisse, die nicht mehr sind und gelten; wo der Soldat zwanzig Jahre diente und auch in seinen Gewohnheiten, Sitten, in allen seinen Lebensansichten durch das Soldatenleben ein Anderer wurde, wo er ein anderer werden musste, wenn er ein zuverlässiger Soldat werden sollte; in Zeiten, wo der Soldatenstand noch als Gegensatz zum Bürgerstand existirte.

Betrachtet man unpartheiisch und bei vollem Lichte, was gegenwärtig der junge Soldat vom alten Unteroffizier lernt, so ist dies, abgesehen von der Uebung und Instruktion, meist sehr wenig, was er nicht auch vom jungen Unteroffizier lernen könnte, und dann vieles nicht Wünschenswerthe. Es ist von Interesse hier zu sehen, dass die französische Armee ebenfalls keine alten Soldaten im eigentlichen Unteroffizierstande besitzt, sondern diesen meist aus jüngern aber besser erzogenen und vornämlich solchen Leuten ergänzt, welche im Heere auf Avancement dienen wollen und nicht zu den Fachschulen gelangen können. Viele junge Leute treten auf diese Weise aus den Gymnasien ins Heer ein, dienen 4 bis 5 Jahre im Stande der Gemeinen und Unteroffiziers und gelangen nach Umständen und einem Examen zum Offizierrange. Der Stamm der alten Soldaten findet sich in den Corporalen, und denen, welche eben 6 bis 7 Jahr dienen; jene oft als Stellvertreter. Auch ist zu bemerken, dass die Truppen selbst sich nicht mit dem Ausbilden der Rekruten befassen, sondern dass dies im Depot geschieht.

Bemerkenswerth ist aber ferner, dass die preussische Armee, nächst der englischen, die einzige der grossen Armeen ist, wo eine fast unübersteigliche Kluft das Unteroffizier-Corps vom

Offizier-Corps trennt. Es zeigt sich hierin recht deutlich, wie unmöglich es ist, durch gesetzliche Bestimmungen Verhältnisse zu ändern, die sich durch Jahrhunderte gebildet haben und tief in der Sitte, den Gewohnheiten und Ansichten des Volkes Wurzel geschlagen haben.

So lange die preussische Armee als solche besteht, ist die Forderung gemacht worden, dass der Offizier ein Mann von Ehre sei. Alle Könige Preussens waren Offiziere ihrer Armee; sie hatten in der Armee selbst gedient, und meistens von unten auf; eben so alle Königlichen Prinzen, sie waren und sind Kameraden aller Offiziere. Ein Jahrhundert hindurch waren fast alle Offiziere Edelleute, indem nach den Ansichten der Zeit der Adel das Prädikat der Ehre vorzugsweise und in der besonderen Bedeutung der militairischen Ehre fast ausschliesslich für sich in Anspruch nahm. Obschon sich dies Verhältniss bis zum Jahre 1806 einigermaassen modifizirt hatte, so war es doch noch im Allgemeinen dasselbe geblieben, als man im Jahre 1808 auch allen Unteroffizieren und Gemeinen die Aussicht eröffnete, zu Offizieren befördert zu werden, indem man ihnen das Recht beilegte, sich zum Portepéefähnrichs-Examen zu melden. Man machte dabei die Beförderung selbst nur abhängig von einigen in der That nur nothwendigen Elementar-Kenntnissen und tadelloser Aufführung. Dies Gesetz gilt heute noch im Allgemeinen; wie wenig es aber Platz gegriffen hat, ist allgemein bekannt; es ist dabei geblieben, dass das Offizier-Corps sich aus allen gebildeten Ständen der Nation, ohne weitere Rücksicht auf Geburt, ergänzt. Die Kluft zwischen Offizieren und Unteroffizieren ist noch die alte. Es wird immer nothwendig sein, dass der Offizier auch da, wo er mit der Mannschaft nicht im streng dienstlichen Verkehr zu thun hat, seine Autorität behält; und dies ist nur da der Fall, wo er durch Geburt oder Erziehung und Bildung schon die Elemente zu dieser Autorität mitbringt. Anders ist das in der französischen, russischen, und selbst in der österreichischen Armee, wo ein grosser Theil des Offizier-Corps aus ehemaligen Unteroffizieren besteht, die ihre Qualität durch Quantität der Dienstjahre und einige Applikation erworben haben. Aber alle diese Armeen haben auch die Nothwendigkeit obiger Ansicht durchgefühlt und deshalb die Institute bedeutend vermehrt, in denen die Offiziere als solche erzogen werden.

Was nun die Offiziere und Unteroffiziere der Landwehr anbetrifft, so konnte von ihnen bei den obwaltenden Umständen nicht das verlangt werden, was man von denen der Linie zu verlangen berechtigt ist, und dies war eben der schwache

Punkt des Landwehrsystems. Jene Gewohnheit der Dienstformen, das augenblickliche Sichzurechtfinden in den verschiedenen Lagen, in die der Vorgesetzte geräth, ging der Mehrzahl der Offiziere und Unteroffiziere der Landwehr ab, und sie ist doch gerade ein Haupterforderniss, da der gemeine Mann zwar die Kenntniss des Dienstes, aber nicht immer die militairische, strenge Gesinnung mitbringt, aus welchen beiden Elementen sich erst der wahre Soldat bildet. Dass man ebenso gut erst lernen muss zu befehlen, wie man gehorchen lernte, ist eine Seite, die bei der Ausbildung der Landwehroffiziere nur höchst ungenügend zur Sprache kam und auch ihre Erledigung bei den thatsächlichen Verhältnissen nicht finden konnte. Deshalb hat man auch die Modifikationen des Gesetzes von 1814 eingeleitet; weil die Einführung eines neuen Gewehrs bei der Infanterie, die genaue erfahrungsmässige Kenntniss des Dienstes bei Kavallerie und Artillerie sichere Offiziere und Unteroffiziere gebieterisch verlangten. Deshalb ist man im Laufe der Zeit von der Idee des für sich bestehenden Landwehrheeres abgegangen, und man hat die Landwehr und das stehende Heer inniger vereinigt und von einander abhängiger gemacht.

B. Von der Aufbringung der Pferde.

Das zweite, bei der Aufbringung und Organisation des Heeres nothwendige Element, sind nun die Pferde. Die Pferde sind schwieriger zu schaffen, als die Menschen; denn ihnen kann kein moralischer Zwang auferlegt werden; auch sind sie nicht so zahlreich vorhanden, wie die Menschen, und von ihrer Qualifikation gilt fast noch mehr, was hierüber schon bei der Gestellung der ersteren erwähnt wurde. Preussen hatte 1840

circa 1,400,000 Pferde, davon gehen aber sofort ab:
243,500 Füllen bis zum vollendeten dritten Jahre,
86,000 vierjährige Pferde, und
573,000 über zehn Jahr alt,
Summa 902,500,

so dass etwa nur eine halbe Million in dem für den Kriegsgebrauch tüchtigen Alter sich befindet. 1856 besass man unter 1,550,844 Pferden 253,712 Füllen und 613,372 Pferde über zehn Jahre; es blieben also 683,760 Pferde im kriegsdienstfähigen Alter.

Das Alter der kriegsbrauchbaren Pferde reicht vom fünften bis zum zehnten Jahre, von denen aber ausserdem noch viel-

leicht ein Drittel bis ein Halb ausfällt, weil sie zu klein sind, Fehler haben, oder dem Karrengaulschlage angehören. Zu allen Zeiten hat die Remontirung des Heeres daher besondere Maassregeln nöthig gemacht, die natürlich andere waren, als die Pferdezucht im Inlande noch in ihrer Kindheit sich befand, und die anders sind, seitdem die Züchtung durch die Landgestüte einen höheren Grad der Entwickelung erreicht hat. Dieser ist bereits so weit gediehen, dass das Inland allen Forderungen des Heeres in Bezug auf die Pferde genügen kann. — Bis zum Jahre 1806 stand die Kavallerie im Frieden auf derselben Etatsstärke, wie im Kriege; höchstens fanden für den beginnenden Krieg, oder im Laufe desselben, einige Augmentationen statt; neue Formationen lagen nicht in der Organisation. Der Pferdebestand wurde mithin im Allgemeinen im Frieden komplett erhalten, und es durften nur bei der Mobilmachung die Pferde für die Trains, die Artillerie und die Bagage geschafft werden; also Zugpferde oder Packpferde, die sich im Lande fanden.

Die Kavallerie remontirte sich nun in dieser Zeit durch Kauf aus dem Auslande. Es wurde jährlich ein Zehntel der Pferde ersetzt. Die schwere Kavallerie bezog ihre Pferde durch Lieferanten, die sie in den Gränzorten der Priegnitz und Altmark an die Remonte-Kommando's übergaben, aus Holstein und Mecklenburg. Die Kürassier-Pferde mussten 5 Fuss bis 5 Fuss 3 Zoll gross, darunter nur ein Drittel Stuten und zwei Drittel Wallachen, vierjährig, endlich lauter Rappen sein, und wurden 1753 mit 61 Thlr. pro Stück bezahlt, 1806 mit 14 Frd'or = 77 Thlr. *). Die Husaren und Dragoner kauften dagegen ihre Pferde in den wilden Gestüten der Ukraine, in Podolien und Volhynien; sie wurden mit 15 bis 20 Dukaten bezahlt und mussten 4 Fuss 10 Zoll bis 5 Fuss gross sein. Sie wurden getrieben und erst bei den Regimentern aufgestellt. Natürlich gingen auf dem weiten Marsch, und durch die Dressur dieser wilden Pferde sehr viele verloren. Im Jahre 1804 oder 1805 ist es vorgekommen, dass sich ein ganzer Transport in die Weichsel stürzte und zum grössten Theil darin ertrank.

Dieses Verhältniss hat sich total umgewandelt. Preussen war damals, in Bezug auf seine Kavallerie-Pferde, vollkommen abhängig vom Auslande. Jetzt ist es nicht allein völlig unabhängig, sondern im Stande, selbst noch Pferde auszuführen. Dies ist allein als die Frucht der Landgestüte anzusehen, eines Ergebnisses der Regierung Friedrich Wilhelms II., der

*) Wir finden hierüber eine sehr detaillirte Vorschrift in dem Oekonomie-Reglement, welches der König den Kavallerie-Regimentern 1753 gab.

zuerst drei Hauptgestüte in Neustadt, Trakehnen und Friesdorf im Anspachschen, und dann vier Landgestüte (das Kurmärkische, Litthauische, Westpreussische und Anspachsche) anlegen liess. In diesen wurden jährlich von 800 Hengsten 24,000 Stuten gedeckt. Wir ärndten jetzt von einer Saat, die bis zum Jahre 1806 wenig oder noch gar keine Früchte getragen hatte.

Gegenwärtig haben wir eine doppelte Art der Remontirung, die des Friedens und die des Krieges.

Während des Friedens wird nur die Kavallerie und die Artillerie auf die Friedensstärke remontirt, und zwar zu ein Neuntel jährlich. Mit der Veredlung der Pferdezucht stiegen auch sehr bald die Preise, und während man im Jahre 1806 noch für vierjährige Pferde 77 Thlr. bezahlte, steigt jetzt der Preis für dreijährige auf 90 Thlr. und mehr. Dieser Umstand, mehr aber noch die üble Gewohnheit der kleinen Pferdezüchter, ihre jungen Pferde schon drei- und vierjährig einzuspannen und zu gebrauchen, so wie der enorme Preis, der für volljährige ungebrauchte Pferde gefordert wird, führte auf die Errichtung der Remonte-Depots, deren jetzt sieben vorhanden sind. Diese Depots fassen den einjährigen Bedarf der Armee an Pferden (3500) im Frieden, und werden jährlich mit dreijährigen, auf den Remontemärkten gekauften, Pferden besetzt. Die Pferde bleiben ein Jahr in denselben (die für die schwere Garde-Kavallerie und Artillerie zwei Jahre), und werden dann im Herbst resp. als 4½ und 5½jährige Pferde den Truppen überwiesen. Hieran nehmen jedoch nur Theil die Kavallerie und die Artillerie; die Landwehr-Kavallerie wird Behufs der Uebungen auf Kosten der Kreise beritten gemacht, die die Pferde entweder von den Besitzern stellen lassen, oder ausnahmsweise auch durch Lieferanten stellen lassen können. Da sich jedoch allmählig der Preis der Pferde ausserordentlich gesteigert und der Verkauf ins Ausland sehr zugenommen hat, so ist es nöthig geworden, die Remonte-Depots und auch die Stämme der Kavallerie-Regimenter zu vermehren, um die Mobilmachung der Kavallerie überhaupt möglich zu machen. Es wird daher in einigen Jahren so weit sein, dass die ganze Kavallerie schon im Frieden präsent ist, und künftig keine Landwehr-Kavallerie für sich mehr existirt.

Diese Remonte-Depots sind grosse Domainengüter, welche dabei Landwirthschaft in einem ausgedehnten Maassstabe betreiben. Natürlich reicht diese Einrichtung für den Krieg nicht zu. Während jetzt nämlich das Heer auf dem Friedensfuss jährlich etwa 3000 Pferde bedarf, welcher Bedarf sich

natürlich jetzt allmählig steigert, werden zur Erreichung des Bedarfs im Felde bei einer Mobilmachung, ausser den vorhandenen, auf einmal noch über 90,000 Pferde nothwendig, also vielleicht die Hälfte, mindestens aber ein Drittel aller im Lande befindlichen dienstbrauchbaren Pferde, nämlich die für die Artillerie und die Trains erforderlichen. Von dem Ankauf aus freier Hand, oder durch Lieferung kann da natürlich nicht die Rede sein, da sich auf diesem Wege die Preise sofort auf das Unerschwingliche steigern würden. Es ist daher nichts übrig geblieben, als die allgemeine Verpflichtung zum persönlichen Kriegsdienst, die für die Unterthanen besteht, auch auf die Pferde auszudehnen. Da diese Verpflichtung natürlich aber nur die Pferdebesitzer trifft, und also den Charakter einer allgemeinen, gleichgerechten verlieren würde, so tritt hier Entschädigung ein. Brauchbare Pferde muss also bei einer Mobilmachung jedermann, der nicht selbst und mit seinen Pferden im Heere dient, hergeben; er erhält dafür aber eine billige, bis zu 100 Thlrn. steigende, baare Entschädigung die durch Taxatoren festgesetzt wird. Hierbei tritt dann wieder der Unterschied ein, dass die Entschädigung für die Pferde der Landwehr von den Kreisen aufgebracht wird, während sie in Bezug auf die anderen Truppen aus der allgemeinen Staatskasse fliesst.

Obschon nun der Pferdebestand in den einzelnen Provinzen höchst verschieden ist, so ist dennoch der Pferdebedarf des Heeres auf diesem Wege vollständig gesichert, und stets disponibel, ohne dass der Staat im Frieden mehr als etwas über ein Fünftel der ganzen Pferdemasse zu erhalten hat. Bedenkt man, dass ein Pferd dieses Schlages in einem Jahre an Unterhaltungskosten beinahe so viel bedarf, als es werth ist, so leuchtet die Unmöglichkeit ein, mehr zu thun.

Werfen wir nun einen Blick auf das Remontirungswesen der anderen grossen Armeen.

England, das geldreiche und pferdezüchtende Land, hat alle Ressourcen, deren es in dieser Beziehung bedarf, in sich; es braucht weder im Kriege noch im Frieden ausserordentlicher Mittel. Die Pferde werden von den Züchtern oder Händlern im Lande nach Bedarf gekauft, und dies kann um so leichter geschehen, als England bei seinen Kontinental-Kriegen immer nur mit einer wenig zahlreichen Kavallerie aufgetreten ist. So z. B. betrug die ganze Reiterei der englischen

Armee im Jahre 1815 (excl. der niederländischen) 81 Eskadrons, 9841 Pferde. Hiervon waren:

8 Eskadrons, 2274 Pferde deutscher Legion,
12 » 1135 » der hannoverschen Kav. Brigade,
20 Eskadrons, 3409 Pferde,

von denen die ersteren nur theilweise, die letzteren gar nicht mit englischen Pferden beritten waren. Es waren mithin nur 61 Eskadrons mit circa 6400 Pferden englischer Truppen, und die Eskadrons nicht stärker, als 100 Pferde, die Regimenter circa 300 Pferde.

Aehnlich, wie in England, sind die Verhältnisse in Russland; der Ueberfluss an Pferden ist derselbe, und was an Geldreichthum fehlt, ersetzt der allmächtige Wille des Kaisers. Die Pferde werden Seitens der Regimenter in den pferdereichsten Provinzen des südlichen und westlichen Russlands grösstentheils von jüdischen Händlern en bloc gekauft, die schlechten wieder verkauft, und da bei den Russen die Spielerei herrscht, nach der Farbe die Regimenter beritten zu machen, nach diesem Umstande Seitens der Regimenter umgetauscht. Die Pferde sind gleichsam Eigenthum des Regiments-Commandeurs, er erhält Remontegelder, hat allerhand Vortheile durch die Fouragegelder, muss aber die Truppen gut beritten erhalten. Er hält sich dann wieder an die Remonte-Offiziere, zu denen deshalb in der Regel die wohlhabendsten ausgesucht werden, und die gleichsam in die Stelle eines Lieferanten treten. Die Dauer der Pferde ist auf acht Jahre angenommen. Die Remontirung aus den wilden Gestüten hat man, der Schwierigkeit der Abrichtung wegen, ganz aufgegeben. Vorbereitungen für eine allgemeine Mobilmachung sind nicht getroffen. So mussten z. B. im Jahre 1837 die Linien-Eskadrons jede 22 Pferde leihweise hergeben, um bei der Revue zu Wosnessensk die 53 Eskadrons Beurlaubten à 116 Pferde beritten zu machen. Dieses liess sich thun, da man hier 292 Eskadrons Linien-Kavallerie zusammengezogen hatte. Wo man das kann, wo man im Frieden 41,000 Mann Kavallerie auf einen Punkt zusammenziehen kann, da findet sich dann schon im Kriege das Uebrige.

Ganz verschieden sind nun die Verhältnisse in Frankreich. Bis zu den Revolutionskriegen zog Frankreich, welches bei der geringen Zahl brauchbarer Pferde im Inlande wohlfeilere Preise im Auslande fand, einen grossen Theil seiner Remonten aus Deutschland im Wege des Handels. Es fand damals Pferde genug, da die vielen kleinen deutschen Staaten überall mehr hatten, als sie gebrauchten. In den ersten Re-

volutionskriegen remontirte sich das Heer, ohne alle Rücksicht, aus dem Lande, selbst die Zuchtstuten wurden genommen und somit der Mangel für die Folge noch vergrössert. Nichtsdestoweniger war die französische Kavallerie schlecht, oft regimenterweise gar nicht beritten, z. B. 1797 beim Beginn des Feldzugs in Italien mehrere Dragoner- und Chasseur-Regimenter. Vom Jahre 1795 bis 1812 war jedoch ganz Deutschland mehrmals von den französischen Heeren überzogen, und Italien von ihnen unausgesetzt besetzt. Deutschland und Italien lieferten dem französischen Heere, was es brauchte. In dieser Zeit verschlang dasselbe ausserdem fast dreimal die gesammte Masse der Pferde der österreichischen Kavallerie, einmal die der preussischen Kavallerie und eben so die Pferde der ganzen spanischen, hessischen, hannoverschen, sardinischen, sächsischen Armee, und es konnte daher nicht fehlen, dass bis zum Jahre 1812 die französische Armee ohne andere künstliche Mittel und ohne Geldaufwand gut beritten war. Die Kaiserlichen Garde-Dragoner tauschten so 1806 massenweise ihre schlechten Pferde in Potsdam gegen die guten um, die durch das Gefecht von Zehdenick und die Capitulation von Prenzlau den Franzosen in die Hände gefallen waren. Mit dem Rest wurden mehrere Dragoner-Regimenter beritten gemacht, die zu Fusse bis dahin der Armee gefolgt waren. Nichtsdestoweniger liess Napoleon, dessen scharfem Blick so leicht kein Verhältniss entging, im Jahre 1805 Gestüte anlegen, wohin er die auserlesensten Beschäler aus den eroberten Ländern sandte. Aber die Feldzüge von 1812 bis 1815 vernichteten nicht allein das ganze Pferde-Material des Heeres dreimal hinter einander, sondern kosteten Frankreich auch ausserdem noch 60,000 Pferde, und beschränkten dasselbe ganz auf seine eigenen Hülfsquellen.

Frankreich ist ein verhältnissmässig an Pferden armes Land, es hatte 1840 auf 33 Millionen Einwohner 2,200,000 Pferde, so dass auf 15 Einwohner ein Pferd kommt, während in Preussen dies Verhältniss wie Zehn zu Eins sich stellt. Ausserdem aber ist der Schlag der französischen Pferde so wenig für den Dienst geeignet, dass Laroche-Aymon unter der Masse der vier bis siebenjährigen nur auf etwa 21,000 dienstbrauchbare Pferde rechnete. Frankreich hat daher zuerst zu dem Mittel der Remonte-Depots gegriffen. Man hat acht Haupt-Remonte-Depots und sechzehn Hülfs-Depots. Sie sind jedoch anders organisirt, als die unsrigen, indem sie mit Gestüten verbunden sind, und ihre Einrichtung war noch bis vor Kurzem so unpraktisch, dass sie z. B. 1838 nur 970 Pferde liefern konnten,

während etwa 7000 Pferde gebraucht wurden. Die französische Armee bezieht daher ihren Bedarf an Pferden im Wege des Handels, grösstentheils von Lieferanten und immer noch viele aus Deutschland. Die ausrangirten Pferde der preussischen Kavallerie haben häufig den Weg nach Frankreich und in die französische Kavallerie gefunden. Frankreich muss seine Pferde theuer bezahlen; so wurden 1839 4870 Pferde mit 2,716,000 Fl. bezahlt, so dass das Pferd im Durchschnitt 166 Thlr. gleich 580 Frcs. kostete. Jetzt wird im Durchschnitt das Pferd mit über 600 Frcs. bezahlt. Dennoch waren diese Pferde im Ganzen mangelhaft. Der General-Lieutenant Laroche-Aymon sagte in seinen »Observations historiques et critiques sur les remontes«:

»In den Kavallerie-Regimentern sind auf 540 Pferde im Durchschnitt nicht 300 leidlich tüchtige Pferde, die im Stande wären, Campagnen zu machen; und in einem thätigen Kriege wird unsere Kavallerie bald zu Fusse sein.« —

Der Verlust an Pferden war und ist noch sehr gross. Obschon jährlich ein Achtel ersetzt wird, so sind die Regimenter doch niemals an Pferden komplett; sie erhalten daher effektiv ein Siebentel Rekruten. Im Jahre 1838 erhielt die französische Kavallerie noch 2400 Pferde extraordinair; dennoch fehlten im Jahre 1840 an 3000 Stück; und von den 24,000 im Jahre 1840 vorhandenen Kavalleriepferden waren höchstens 15,000 dienstfähig. Im Lager bei Fontainebleau 1839 waren die fünf Eskadrons starken Regimenter zu drei Eskadrons à 100 Pferde formirt, konnten aber in der vierten Woche nur noch mit 90 Pferden ausrücken. Neuerlich ist allerdings durch Einführung des arabischen Blutes ein bedeutender Fortschritt geschehen, und man schmeichelt sich nicht bloss, dass man das Ausland nur in sehr geringem Maasse künftig zu Hülfe zu nehmen braucht, sondern dass die neue Züchtung in den Gestüten ein höchst brauchbarer Schlag für die Kavallerie sein wird.

Wegen des vermehrten Verbrauchs an Pferden im Kriege ist keine Bestimmung öffentlich bekannt geworden; es wird überhaupt aber ausserordentlich schwierig für die Franzosen sein, eine grössere Armee vollständig mit allen Pferden auszurüsten. Man wird es nur mit ausserordentlichen Kosten thun können.

Was nun endlich Oesterreich betrifft, so gleichen die dortigen Einrichtungen den preussischen, insofern durch Beschäl- und Remontirungs-Kommissionen die Pferde für die ganze Armee angekauft und an die Truppen vertheilt werden.

Der bei weitem grössere Theil der Pferde wird indessen von den grossen Militairgestüten gezogen. Solcher Remonte-Departements giebt es gegenwärtig sieben, unter denen zugleich die grossen Gestüte stehen. Die bedeutendsten sind von solchem Umfange (Mycheghies und Babolna in Ungarn und Radautz in der Bukowina), dass der erstgenannte Ort 1000 Mutterstuten enthält, und Radautz ein Areal von 29 Quadratmeilen einnimmt. Neben der eigentlichen Gestütswirthschaft, welche den Zweck hat, die Pferdezucht des Landes zu heben, haben die Remontirungs-Kommissionen zugleich die Remonte für das Heer zu beschaffen. Die Kavallerie erhält jährlich ein Achtel aller Pferde ersetzt, was etwa 5600 Stück macht, die in den Jahren von 1848 fast ganz aus Staatsgestüten entnommen worden sind. Für den Fall einer Mobilmachung ist der Kauf vorzugsweise durch Lieferanten vorbehalten, und dies ist in Oesterreich ausführbar, da dort ein bedeutender Reichthum an Pferden vorhanden ist, und die Armee ihren Pferdestand nicht so bedeutend vermehren muss, wie z. B. Frankreich und Preussen.

C. Von der Vorbereitung und Aufbringung des Kriegsmaterials.

Wir müssen in Bezug auf Vollständigkeit dieses Abschnitts auf die artilleristische und Ingenieur-Literatur verweisen, da der Raum nicht gestattet, ausführlich auf die einzelnen interessanten Zweige einzugehen. Wir werden nur das schärfer ins Auge fassen, was unmittelbar auf die Taktik selbst einen Einfluss haben kann.

Ausser Menschen und Pferden sind also noch Sachen für die Aufstellung des Heeres erforderlich.

Dies dritte Erforderniss für das Heer umfasst eine unendliche Masse Materials und die vielfachsten Gegenstände. Es lässt sich indessen in drei verschiedene Gruppen zusammenfassen:

a) Vorbereitungen der Lokalität des Landes, Behufs der Vertheidigung desselben, Festungen, verschanzte Läger, Sperrpunkte.

b) Aufhäufung derjenigen Gegenstände, welche zur Führung des Krieges nothwendig sind: Munition, Pulver, Geschütze, Waffen, Trains, Fahrzeuge aller Art, Pontons u. s. w.

c) Endlich Bewaffnung, Bekleidung und Ausrüstung der Truppen selbst.

Man sieht sofort, dass dieser Stoff so unendlich, so vielfacher Art ist, dass sich eine ganze Literatur darüber schreiben liesse; es kann daher hier nur auf einige aphoristische Bemerkungen ankommen.

a. Vertheidigungs-Anstalten in Bezug auf die Lokalität. Hierher gehören die Anlegung und der Bau von Festungen, Brückenköpfen, verschanzten Lägern, Sperrpunkten u. s. w. Die Art der Kriegführung hat in dieser Beziehung in den letzten hundert Jahren unendlich viel verändert. Bei kleinen Heeren, bei einer trägeren Kriegführung, und bei der Weise, die Heere während des ganzen Krieges aus Magazinen zu verpflegen, mussten die Festungen eine eigenthümliche und sehr hohe Wichtigkeit haben. Sie wurden so das Objekt, um dessen Besitz sich ganze Feldzüge drehten. Anders musste dies Verhältniss werden, sobald man mit allen vorhandenen Mitteln, wenn auch nur von einer Seite, die absoluteste Entscheidung des Krieges in der Schlacht, im freien Felde suchte. Die Festungen hatten von da an nur noch einen relativen Werth; ja dieser Werth konnte unter Umständen sogar in einen Nachtheil umschlagen, indem sie Zersplitterung der Streitkräfte veranlassten und nach ihrem oft schnellen Fall den Feind in den Besitz zahlreicher Kriegsvorräthe brachten.

Vorzugsweise sind es Frankreich und Preussen, welche, man kann sagen, an einem Ueberfluss von Festungen leiden.

Frankreich hat 6 Festungen ersten Ranges: Paris, Toulon, Strassburg, Metz, Lille, Brest, 10 zweiten, 24 dritten und 68 vierten Ranges, zusammen 107 feste Plätze, wovon allein 43 auf der Nordgränze von Strassburg bis Boulogne liegen; der grösste Theil davon verfällt und die ganze jetzige französische Armee würde kaum ausreichen, sie kriegsmässig zu besetzen.

Preussen hat 29 Festungen, also beinahe ebensoviel als Frankreich, wenn man die 68 befestigten Orte und Forts desselben ausser Veranschlagung lässt.

In Frankreich hat die Idee, durch Festungen das Land schützen zu wollen, zu dem Bau derselben verführt. Bekannt ist in dieser Beziehung der dreifache Gürtel von Festungen an der Nordgrenze. In Preussen sind die meisten Festungen Erbstücke, die als solche mit der Acquisition der Provinz an dasselbe fielen und die man beibehalten hat, weil sie einmal vorhanden waren und man der Ansicht war, eine Festung sei immer besser wie keine. Solcher Erbstücke, die Preussen überkommen hat, sind z. B. Saarlouis, Minden, Jülich, Erfurt,

Torgau, Wittenberg, Glogau, Stettin, Danzig, Stralsund etc. — Es hat gegen Frankreich wenigstens den Vortheil, dass die Mehrzahl seiner Festungen an schiffbaren Strömen liegt, also Brückenköpfe bildet, die das Operiren auf beiden Ufern begünstigen und das Umgehen, das Beiseiteliegenlassen mithin erschweren; so wie, dass es verhältnissmässig mehr grosse Festungen hat, die zugleich grosse Städte sind. Denn hierauf kommt es sowohl bei der jetzigen Art der Kriegführung, als auch vorzugsweise bei unserer Organisation des ganzen Heeres und der Formation in Armee-Corps, die über das ganze Land vertheilt sind, an.

In den grossen Städten nämlich finden sich von selbst grosse Hülfsquellen von alle dem, was das Heer im Kriege gebraucht: Leder, Eisen, Leinwand, Lebensmittel etc. Grosse Städte können nur da entstehen, wo solche Produkte im Ueberfluss in der Nähe vorhanden sind oder doch mit Leichtigkeit zusammenfliessen können.

Grosse Festungen aber gewähren die Möglichkeit, bedeutende Heerestheile in sich aufzunehmen, um dem überwältigenden Stosse eines stärkeren Gegners für eine Zeit, und bis zum Eintreffen der Reserven, sich zu entziehen. Und zwar so bedeutende Heerestheile, dass der selbst bedeutend stärkere Gegner an ihnen nicht ungestraft und ungefährdet vorbeigehen kann. Bei der geographischen Configuration des preussischen Staats leuchtet ein, dass solcher grossen Festungen wir besonders auf den Punkten bedürfen, die zuerst dem feindlichen Angriff starker überlegener Kräfte ausgesetzt sein können. Wir brauchen Zeit, um aus dem Friedenszustand in den des Krieges überzugehen, und brauchen Zeit, um mit grossen Heeren an unseren Grenzen auftreten zu können; es muss daher die Hauptbestimmung unserer Festungen sein, den Heerestheilen der Grenzprovinzen als ein festes, unangreifbares Lager zu dienen.

An solchen grossen Plätzen sind wir reich, obschon für Schlesien noch immer zu wünschen sein dürfte. Danzig, Posen, Magdeburg, Coblenz und Cöln, in gewisser Beziehung auch Erfurt und Neisse, bilden solche Hauptpunkte.

Alle Festungen, die diesen Zweck nicht haben, ihm nicht dienen, sind bei der neueren Kriegführung von untergeordneter Wichtigkeit und können nur als Brückenköpfe oder zur Aufbewahrung von Kriegsmaterial dienen. Sperrpunkte lassen sich nur im Gebirge oder in Niederungen anlegen, welche nur auf Dämmen zu überschreiten sind. In beiden Fällen haben sie keine offensive Kraft, die Lokalität bedingt schon ihre Be-

schränktheit, und in den meisten Fällen werden sie ausserdem zu umgehen oder durch brüsken Angriff zu überwältigen sein. Das Fort Bard schliesst das Thal der Dora, in welchem die Strasse über den grossen Bernhard führt. Es hielt sich im Mai 1800 brav; die französische Infanterie und Kavallerie umging dasselbe aber auf Fusswegen und die Artillerie zog bei Nacht durch die Stadt unterhalb des Forts. Die Sperrpunkte Fort Malborghetto und Fort Predil wurden am 17. und 18. Mai 1809, nach der heftigsten Gegenwehr, von den Franzosen mit stürmender Hand genommen. Für den kleinen Krieg können solche Sperrpunkte Wichtigkeit erlangen, ihr Einfluss auf den Krieg im Grossen ist gegenwärtig sehr untergeordneter Art. Für unsere Heeresorganisation, so wie für unsere Kriegführung brauchen wir also vorzugsweise grosse und starke Festungen, die zugleich den Dienst starker verschanzter Läger versehen. In der Neuzeit ist aber noch ein wichtiger Punkt zu diesen Zwecken getreten: der, dass die grossen Festungen meist auch die Vereinigungspunkte mehrerer grosser Eisenbahnlinien geworden sind, so wie dass sie auch Häfen für die Flussdampfschifffahrt in sich schliessen. Der gesammte Vorrath an Lokomotiven und Waggons, so wie an Flussdampfschiffen wird sich daher unter ihre Wälle auf kürzere oder längere Zeit retten müssen, wenn man ihn nicht der Zerstörung oder einfach dem Raube preisgeben will. Beides wäre von unendlich grösserem Schaden als die immerhin nur partielle Zerstörung eines Bahnkörpers, welche verhältnissmässig leicht zu retabliren sein wird.

b. Das Zweite ist nun die Anhäufung und Deponirung derjenigen Gegenstände, welche zur Kriegführung nothwendig sind. Diese grossen Niederlagen von Kriegsmaterial gehören, wie sich von selbst versteht, in die Festungen, wo sie gegen die Hand des Feindes gesichert sind. Hierhin gehören eigentlich eben sowohl die Niederlagen selbst, als auch die Fabriken, aus denen die Kriegsmaterialien hervorgehen. (Also die Pulverfabriken, die Gewehrfabriken, Geschützgiessereien u. s. w., die Handwerkstätten sowie die Magazine an fertigen Gegenständen aller Art). Alle diese Fabriken sind im Frieden in unausgesetzter Thätigkeit; einmal weil das Heer auch im Frieden viel von dem Material consumirt, zweitens weil der Zahn der Zeit unausgesetzt nagt, und drittens weil ein Kriegsjahr die Früchte von zehn Jahren der Fabrikation verbraucht. Man hat oft gesagt, dass auch alle Gewehrfabriken, alle Pulverfabriken, insbesondere die Fabrikation der Zündnadelgewehrmunition nach Festungen verlegt werden müssten.

Im Prinzip, der Theorie, ganz richtig, wächst jedoch diese Anforderung in der Praxis zu einer fast unerschwinglichen und gefährlichen. Denn abgesehen davon, dass für die meisten Festungen dies aus Mangel an Raum nicht möglich ist, ohne ungeheure Kosten und ohne andrerseits die Festungsbesatzung unverhältnissmässig zu vergrössern und ihre arme Bevölkerung zu vermehren, so ist immer noch die Auskunft vorhanden, das Pulver und die sonstige Munition im Auslande anfertigen zu lassen. In England kann man für Geld Alles verlangen. — Nothwendig wird aber immer sein, in den Festungen einen Vorrath von fertigen Waffen und Munition der Art zu haben, dass jede der drei Regionen, östliche, westliche und mittlere, eine einfache Garnitur der erstern und die Feldzugschargirung liefern können. — Endlich sind erforderlich die Mittel, dieses Material dem Heere ins Feld nachzuführen, das Feldfuhrwesen.

Dieses Fuhrwesen ist, selbst ohne das den Truppen unmittelbar Angehörende zu rechnen, höchst bedeutend und beträgt für ein preussisches Armee-Corps zwischen 5 bis 600 Fahrzeuge, was schon einen nicht unbedeutenden Tross bildet, der auf die Bewegungen grösserer Truppenmassen nicht ohne Einfluss sein kann. Operiren nun gar mehrere Armee-Corps auf einer Strasse, wie dies in den neueren Kriegen vielfach vorgekommen ist, so steigert sich die Masse des Trosses auf das zwei-, drei- und vierfache. Es wird dann nöthig, denselben ganz von dem Heere zu trennen, so dass, in der Zeit entscheidender oder schneller Bewegungen, sich dasselbe auf eine kürzere oder längere Frist ohne denselben behelfen muss. Nur die Munitionswagen und Kolonnen, die Medizinwagen und die Packpferde bleiben dann bei den Truppen. Die Truppen sind so in den Feldzügen 1813, 1814 und 1815 oft Wochen, ja Monate lang ohne ihre Bagage gewesen, und es dürfte doch noch die Frage aufzuwerfen sein, ob der Tross ohne bedeutenden Nachtheil nicht noch mehr verringert werden könnte. Die russischen Heere haben in dieser Beziehung theilweise auch die Sitten der Nomadenheere beibehalten. Sie führen einen zahllosen Tross bei sich. Das was hierüber in anderen Heeren bestimmt ist, ist mehr oder weniger öffentlich nicht bekannt geworden. — Unbemerkt aber kann man nicht lassen, dass man leicht geneigt ist, bei der Betrachtung militairischer Operationen dieses Verhältniss ganz aus dem Auge und ausserhalb der Berechnung zu lassen, wodurch man aber einen Faktor entbehrt, der bei diesen Berechnungen nicht ohne Wichtigkeit ist und sich in der Praxis geltend macht.

c. Wir haben nun das Dritte, die Bewaffnung, Bekleidung und Ausrüstung der Truppen selbst zu betrachten, und zwar zunächst

1) Die Bewaffnung.

Man theilt die Waffen ihrem Zwecke nach in Trutz- und Schutzwaffen. Vor der Einführung und allgemeinen Verbreitung des Schiessgewehrs waren die Schutzwaffen von grosser Bedeutung; ihr Werth sank immer mehr, je allgemeiner das Schiessgewehr wurde und je mehr die Erfahrung zeigte, dass kein Schutzmittel der Perkussionskraft der Kugel Widerstand zu leisten vermochte. Sie verschwanden endlich fast ganz, so dass im Jahre 1794 die preussischen Kürassier-Regimenter auch den Brustharnisch verloren. Das Rückenstück hatten sie schon unter Friedrich Wilhelm I. abgelegt. Diese Kürassiere unterschieden sich also im Wesentlichen nur durch die schwereren Pferde von der leichten Kavallerie. Napoleon führte den Kürass und Helm zuerst wieder ein, und ihm sind dann die anderen grösseren Heere gefolgt. Nur die Engländer haben keine Kürassiere, ihre Dragoner sind ihre einzige schwere Kavallerie.

Gegenwärtig ist also nur der Harnisch der Kürassiere und der Helm derselben zu den Schutzwaffen zu zählen, obschon auch bei diesen diese Bezeichnung nur eine uneigentliche ist. Es ist dabei nämlich vielmehr auf die moralische Wirkung abgesehen, als auf den eigentlichen Schutz.

Der preussische Kürass ist der ältere französische, er wiegt durchschnittlich 18 Pfd., das Vorderstück 11 Pfd., das Hinterstück 7 Pfd., die Garnirung circa 2 bis 3 Pfd. Allein dieser Kürass ist nicht schussfest. Wiegt nämlich der Vorderkürass unter 12 Pfd., so gehen auf 100 Schritt noch viele Kugeln durch. Bei einer Schwere von 11 Pfd. gehen nur einzelne Kugeln auf 100 Schritt nicht durch, und selbst auf 150 Schritt beinahe noch die Hälfte. Bei einem Gewicht unter 10 Pfd. gehen selbst auf 200 Schritt noch alle Schüsse durch. Selbst gegen Pistolenfeuer sind nur 11 Pfd. schwere Vorderstücke auf 25 Schritt wirklich schussfest; bei geringerem Gewicht gehen die Kugeln schon auf 40 Schritt durch. Es folgt hieraus, dass die Vorderstücke mindestens 13 Pfd. schwer sein müssen, um gegen Infanteriefeuer auf 100 Schritt zu schützen. In der That wiegen die neuen französischen Kürasse, welche wirklich schussfest sind, 22 Pfd., nämlich das Vorderstück 15 Pf., das Hintersück 7 Pfd. Es folgt aber hieraus, dass jetzt der Kürass entweder so schwer werden müsste,

dass kein Mensch ihn tragen kann, oder dass er nur noch einige Zeit ein Stück militairischen Putzes bleiben und dann wohl auf immer verschwinden wird. Er sichert gegen keine der gebräuchlichen Feuerwaffen mehr und ist lediglich eine unnütze Belastung, die nicht einmal den Muth des Reiters mehr heben kann.

Zu den Schutzwaffen kann man noch den Helm der Kürassiere rechnen. Ob derselbe absolut nöthig wäre, lassen wir dahin gestellt sein.

Die Kopfbedeckungen der leichten Kavallerie wie der Infanterie können nicht die Absicht des Schutzes mehr haben; für leichte Kavallerie wie für Infanterie ist eine solche vor Allem nothwendig, welche den Kopf durch ihren Druck nicht betäubt und ihn in den Strahlen der Sonne nicht zu sehr erhitzen lässt.

Die Trutzwaffen

zerfallen nun in blanke Waffen, kleines Gewehr und Geschütz. In Betreff des letztern müssen wir um so mehr auf die artilleristischen Werke verweisen, als sämmtliche grosse Armeen die umfassendsten Aenderungen des Geschützsystems im Werke haben. Nur das Eine wird immer hervorgehoben werden müssen, dass nach Kräften auf Anwendung eines möglichst einfachen und beweglichen Materials hinzuarbeiten ist. Es wäre thöricht, heute daher über die verschiedenen veralteten Materialien zu sprechen; derjenige, welcher heute die meisten gezogenen Geschütze mit rasanter Flugbahn ins Feuer bringt, hat das Uebergewicht. Wichtig ist hierbei noch die Erwägung, welche besonderen Verbesserungen Wissenschaft und Technik in der Anfertigung neuer Geschosse erzielen werden. Sie ist es in doppelter Beziehung: einmal, weil dadurch das Material bedeutend wird erleichtert werden können; sodann aber, weil die Gefahr für die eignen Parks und Munitionswagen sich bedeutend vergrössern kann und hierauf im Gefecht besonders wird Rücksicht genommen werden müssen. —

Das kleine Gewehr dagegen verdient eine ausführlichere Betrachtung, da die grossen Verschiedenheiten der gebräuchlichen Waffen sich, wie es scheint, stabiliren.

Seit einem Jahrzehnt ist in fast allen Armeen die Bewaffnung der Infanterie bedeutenden Veränderungen unterworfen. Man verlangt von einem guten Gewehr heute sehr viel; seitdem die Taktik das zerstreute Gefecht hauptsächlich gebraucht, muss auch die Forderung der Trefffähigkeit, Tragweite und

Dauerhaftigkeit des Gewehrs gesteigert werden. Im Allgemeinen sind die Forderungen folgende: Das Gewehr soll bei jeder Witterung losgehen. Es soll leicht und sicher zu laden sein. Es soll einen sichern Schuss haben auch auf grössere Entfernungen; namentlich soll man noch in der Entfernung von 400 Schritt auf einen einzelnen Menschen zielen und ihn treffen können. Es soll innerhalb dieser Entfernung einen möglichst rasanten Schuss haben. Es soll aber ferner durch seine Visireinrichtungen Gelegenheit zu Kernschüssen auf mehrere Entfernungen geben. Dies ist das Wesentlichste, dass man so oft als möglich direkt auf den zu treffenden Gegenstand zielen könne. Es soll ferner auch in grössern Entfernungen noch genügende Perkussionskraft haben. Endlich soll es durch das Bajonett auch im Handgemenge als blanke Waffe dienen.

Diesen Anforderungen hat man nun im Allgemeinen auf zwei Arten zu entsprechen gesucht. Die eine Art ist die Construktion von Gewehren, welche von hinten zu laden sind; die andere hat Waffen construirt, welche, von dieser Seite absehend, in der alten Art des Ladens verblieben und durch Einrichtungen im Innern des Laufs und entsprechende Visir-Einrichtungen die sonstigen Forderungen zu befriedigen suchten. Beide Arten aber haben dann weiter gemeinsam durch die Verbesserung des Projektils, des Geschosses, sich selbst noch nach und nach vervollkommnet, und es ist noch nicht abzusehen, wie weit ihre Verbesserung, d. h. die Vermehrung ihrer Wirksamkeit, noch durch die Industrie in dieser letztern Beziehung getrieben werden kann.

Das gewöhnliche Prüfungsmittel eines guten Gewehrs besteht nun in der Vergleichung der Treffer desselben (innerhalb gewisser Entfernungen auf feststehende Scheiben) mit den Treffern anderer. Diese Prüfung ist jedoch durchaus nicht entscheidend für die grössere oder geringere Kriegsbrauchbarkeit. Alle Resultate, welche man auf guten Schiessplätzen, mit allen Mitteln der Bequemlichkeit und Genauigkeit erlangt, erleiden im Kriege die stärksten Verminderungen. Die Kenntniss der Entfernungen (oder Unkenntniss), die Bewegung der Zielpunkte, die Seelenruhe und körperliche Beschaffenheit des Schützen, die Dichtigkeit der Luft, Getümmel, Pulverdampf u. s. w. — alles das modifizirt die Treffresultate auf eine Weise, welche jeder Berechnung in Prozenten entflieht. Man kann Friedensversuche daher nur unter sich vergleichen und annehmen, dass im Kriege die Resultate sich nach einer gewissen Analogie verhalten werden.

Es ist ein besonderes Gewicht auf das Ferntreffen gelegt und die Leistung verschiedener Gewehre wesentlich hiernach beurtheilt worden. In dieser Beziehung kann man sehr übertriebene Hoffnungen hegen. Wenn es als erfahrungsmässig feststehend angenommen werden muss, dass jenseits 500 Schritt auf einen einzelnen Menschen nicht mehr gut gezielt werden kann, weil der Sehwinkel zu klein wird, (d. h. weil der Winkel, den die, von den Endpunkten des Zielobjekts nach dem Auge gezogenen Linien bilden, fast verschwindet, und selbst ein kleines Korn den Gegenstand in dieser Entfernung vollständig deckt), so muss auch zugegeben werden, dass das Treffen über diese Distancen hinaus ein zufälliges, mehr durch die Masse der Schüsse zu erreichendes ist. An eine im Gefecht zu brauchende Waffe daher eine solche Anforderung zu stellen, wäre ganz überflüssig und zwar um so mehr, als die kleinsten Fehler im Zielen, in den Entfernungen über 500 Schritt, in geometrischem Verhältniss wachsende Trefffehler erzeugen. Es wird also, mit kurzem Wort, im Gefecht der Vortheil der einzelnen Waffen im Ferntreffen sich nivelliren, sofern sie nur alle gleich weit tragen, und eine Waffe genügen, welche innerhalb 500 Schritt bequem und gut schiesst.

Weiter ist Folgendes zu erwägen. Das Gefecht entscheidet sich innerhalb einer Entfernung von 400 bis 500 Schritt von unserer Aufstellung. In diesem Raum drängen sich die aufgelösten und geschlossenen Massen des Angreifers zum letzten nachhaltigen Stoss zusammen. Derselbe ist von Infanterie etwa in drei Minuten zu durchschreiten. Auf diesem Raum und in dieser Zeit muss also die Wirkung der Waffe ihrer höchsten Potenzirung fähig sein. Sie muss oft sogar augenblicklich, d. h. innerhalb weniger Sekunden erfolgen. Eine geringere Wirkung, welche so schnell sichtbar wird, ist moralisch und physisch einer auf den Zeitraum einer halben Stunde verbreiteten grösseren vorzuziehen. Ein Gewehr, welches das Salvenfeuer erleichtert und bequem macht — hat daher einen besonderen Vorzug.

Fassen wir nun das in den europäischen Heeren gebräuchliche Material ins Auge, so finden wir im Ganzen drei grosse Hauptkategorieen. Es existiren nämlich das gewöhnliche glatte Perkussionsgewehr, (französische Linien-Infanterie, Oesterreicher, Russen); die verschiedenen Modifikationen der Modelle von Delvigne, Minié, Enfield, Withworth, gezogene Perkussionsgewehre mit verschiedenen Geschossen, (Engländer, französische Eliten-Infanterie, deutsche Truppen u. s. w.), und endlich das Zündnadelgewehr. In mehreren Armeen fin-

den wir verschiedene Waffen für die Infanterie im Gebrauch und unter diesen sogar noch die Büchse.

Von diesen Waffen hat das alte Perkussionsgewehr den Vorzug der leichten Ladung, der Tragkraft und denjenigen, dass es auch weniger geschulte Soldaten im Allgemeinen verlangt; aber den Nachtheil des unsichern Schusses. Die Gewehre mit gezogenem Lauf nach den vier genannten Modellen haben alle den Vortheil grosser Tragkraft, sichern Schusses; sind aber umständlich in der Handhabung und verlangen sehr geübte, feste und ruhige Truppen, sie sind nicht für eben aufgebotene Massen. Das Zündnadelgewehr hat den Vortheil der Tragkraft, des vorzüglich sichern Schusses, der leichten Handhabung, der Schnelligkeit; es verlangt, um seine Wirkungen einigermaassen zu zeigen, nur einigermaassen geübte Soldaten. Man wirft ihm vor, dass man damit nicht der Munition fremder Truppen im Nothfall sich bedienen könne — ein Vorwurf, der heute aber alle Gewehre gleichmässig trifft, denn die Inhaber gezogener Gewehre können fremde Munition auch nicht gebrauchen und alle Gegner des Zündnadelgewehrs können dessen Munition ebenso wenig für sich benutzen. Dass aber das Gewehr von hinten zu laden ist, hat eine besondere Wichtigkeit. Es lässt sich der Fall wohl annehmen, dass Geschosse von grösserem Effekt (Sprenggeschosse u. s. w.) erfunden werden. Solche wird man für das Zündnadelgewehr und sein Kaliber wohl anwenden können; höchst wahrscheinlich aber nie bei Gewehren, die den Gebrauch des Ladestocks erheischen.

Hiernach kann man sich prinzipaliter nur für das Zündnadelgewehr, eventualiter aber eher für das gewöhnliche glatte Perkussionsgewehr, als für die allgemeine Anwendung eines Gewehrs nach den vier Modellen, entscheiden. Diese haben die Schwierigkeit des Gebrauchs gegen sich. Denn das glatte Gewehr, welches genau genommen eben so schnell zu handhaben ist wie das Zündnadelgewehr, hat dann doch mit dieser Eigenschaft den Vortheil, dass es eine grössere Masse von Kugeln in kürzerer Zeit gegen ein Ziel schleudern kann, als die gezogenen Gewehre — und darauf kommt es einerseits an und dies genügt dann in der Regel. Die Franzosen haben als praktische Leute dieses Verhältniss wohl erkannt, und wenn sie das Zündnadelgewehr nicht einführen, so liegt es in der National-Eitelkeit eben so sehr wie in dem Unvermögen, diese Waffe nebst ihrer Munition fabrikationsmässig nachzuahmen.

Alle diese Gewehre haben nun noch das Bajonett. Die

meisten Armeen nehmen das Bajonett ab, wo das Tragen des Gewehrs oder das Schiessen unnütz erschwert wird; nur die preussische Infanterie hat es immer auf dem Gewehr.

Was nun auch die bekannte Phrase von der »arme terrible de l'infanterie française« auch für Effekt gehabt haben mag, so scheint es doch sicher zu sein, dass im Wesentlichen auch die neuesten Schlachten durch das Feuer eingeleitet, geschlagen und entschieden sind. Wenn wir nun auch die bekannten Tage von Wartenburg, Möckern und andere dagegen aufführen könnten und auch von den Russen manche gelungene Bajonettattake anzuführen wäre, so wollen wir dies doch hier nicht thun. Im Grossen und Allgemeinen bedeuten die Redensarten der historischen Relationen »mit dem Bajonett stürmen, mit dem Bajonett sich durchschlagen« eben nichts weiter, als dass der eine Theil zum Angriff dazu vorging und der andere entweder gleich Kehrt machte, oder langsam, schiessend, zurückging, wobei beide dann allerdings das Bajonett auf dem Gewehr hatten. Ein wirklicher Kampf der Art trat früher schon und tritt auch jetzt nur ein, wenn der schwächere Theil nicht fortlaufen kann, oder wenn ein seltener Zufall beide plötzlich an einander bringt. Das Bajonettfechten als einen besonderen Theil der Gefechtsfähigkeit des Infanteristen zu betrachten, ist daher nicht dringend nothwendig.

Napier sagt in seiner Geschichte des Krieges auf der Halbinsel: »Wir berufen uns öffentlich auf die erfahrensten Offiziere der Armee, welche mitgefochten haben, wo etwas Tüchtiges geschehen ist, in Egypten, in Spanien, bei Waterloo, ob einer von ihnen jemals ein fechtendes Bajonett gesehen hat, ob sie im Felde oder auf der Bresche, auf der Ebene oder im Gebirge, jemals einen Kampf Mann gegen Mann mit dem Bajonett gesehen haben. Dass in manchem Sturmangriff eines Werks, bei mancher schnellen Flucht aus einem Dorfe, einer Schanze u. s. w. ein Soldat durch das Bajonett mag getödtet worden sein, ist möglich; aber voraussetzen, dass sich Soldaten jemals geschlossen in den Kampf stürzen werden, um den Gegner mit dem Bajonett niederzurennen, ist unsinnig, hat sich nie ereignet, und wird sich nie ereignen.«

Wir zitiren diese Stelle eines sehr kriegserfahrenen Schriftstellers nur, um zu zeigen, wie das Bajonett seinen Platz besser an der Seite des Mannes hat, als auf der Spitze des Gewehrs.

Nichtsdestoweniger wird das Bajonettfechten seinen wichtigen Platz in der Ausbildung des Soldaten behaupten.

Es ist die Vorschule für jegliche andere Leistung des Soldaten; es stärkt die Muskeln des Arms und des Beins, und seine Methoden sind unerlässlich, um sichere Schützen und kräftige Marschirer zu bilden. — Neben diesen Waffen existirt nun noch in der preussischen, österreichischen, bayerischen Armee die Büchse.

Diese Waffe, welche sich in Deutschland vorzugsweise und fast ausschliesslich gebildet hat, konnte ihren ausgezeichneten Platz neben dem alten Steinschloss- ja neben dem Perkussionsgewehr behaupten, obgleich auch hier schon Napoleon das Urtheil über sie fällte, dass sie die unglücklichste Waffe sei, die man einem Soldaten in die Hand geben könne.

Dieses Urtheil wird erst jetzt wahr. Die Büchse hat bis auf 200 bis 250 Schritt eine etwas feinere, genauere Wirkung auf ganz kleine Ziele, als das Zündnadel- oder die anderen gezogenen Gewehre; eine Wirkung, die sich jedoch nur auf dem Schiessplatze zeigt, und deren Uebergewicht im Gefecht sicher vollständig verschwindet. Man begreift, dass Tyroler, bayerische und sonstige Jäger, insofern sie keine bessere Waffe kennen und kein Urtheil über die Erfordernisse einer Kriegswaffe haben, die Büchse gewohnheitsgemäss vorziehen und heilig halten; wie aber urtheilsfähige Männer sie noch neben dem Zündnadelgewehr oder den anderen Waffen der Art als Kriegswaffe führen lassen können, das ist, kurz und aufrichtig gesagt, unbegreiflich. Jenseits 200 Schritt wird ihre Wirkung gegen die der gezogenen Waffen fast Null, sie ist lediglich Defensivgewehr; hat wegen Verschleimens und langsamen Ladens ihre schwachen Momente gerade im Moment der Gefahr und Entscheidung — mit einem Wort, sie gehört heute in das Museum oder auf die Schiessplätze der Bürger, aber nicht in den tragischen Konflikt der Schlacht. Die Intelligenz eines wirklichen Jägers wird die Vorzüge der Zündnadelbüchse eben so geltend machen, wie die der alten Büchse. Wenn aber Militairs noch nicht begreifen, wie der Platz solcher Männer in der Avantgarde oder Arrieregarde vornehmlich ist, wie diese gerade Waffen mit grosser Tragkraft, so rasanter Geschossbahn wie die Zündnadelbüchse sie hat, so sicherem Gebrauch führen müssen, so ist freilich jede Polemik vergebens. Die Büchse ist die Waffe des vorbereiteten, das Zündnadelgewehr die des plötzlichen, unbeabsichtigten Gefechts. Diese Charakteristik genügt vollständig, um über beide Waffen bei der heutigen Taktik ein Urtheil zu haben.

d. Der Kavallerie giebt man in den meisten Armeen den Karabiner oder die Pistole.

Die Bedingungen bei einem Feuergewehr der Kavallerie sind, dass dasselbe, zu Fuss geführt, auf 100 bis 150 Schritt noch dem Infanteriegewehr gewöhnlicher Art entgegentreten kann, dass es dabei kurz und leicht sei, damit es der Reiter zu Pferde laden und handhaben kann. Je nachdem nun der Karabiner ausserdem ein gezogenes oder glattes Rohr hat, schliesst er sich in seiner Wirkung mehr der Büchse oder mehr dem Infanteriegewehre an. Der gezogene Karabiner wird daher dem gewöhnlichen Infanteriegewehre beim Fussgefecht auf 100 bis 150 Schritt überlegen sein. Es ist anzunehmen, dass der glatte Karabiner auf 100 und 150 Schritt ungefähr die Hälfte der Wirkung des gewöhnlichen Infanteriegewehrs hat, während sich dies Verhältniss beim Feuer zu Pferde auf 100 Schritt etwa auf ein Zehntel, und bei 200 Schritt etwa auf ein Zwanzigstel reduzirt. Gegen attakirende Kavallerie hat Karabinerfeuer geringe Wirkung, dagegen ist es wirksam gegen stehende Kavallerie-Linien, wo es auflockert und die Ordnung stört. Die preussische leichte Kavallerie führt durchgehends den gezogenen Karabiner, bei der schweren Kavallerie ist nur ein kleiner Theil damit bewaffnet. Die Pistole soll keine andere Wirkung haben, als einen Signalschuss abzugeben.

Wir gehen nunmehr über zu der Betrachtung

der blanken Waffen

Es sind dies: der Degen, der Pallasch, der Säbel, das Seitengewehr der Infanterie und die Lanze.

Der Degen wird nur noch in sehr wenigen Armeen den Offizieren der Infanterie gegeben. Ueberall ist er nur als das Symbol einer Waffe zu betrachten, und schützt seinen Träger weder vor Hieb noch Stich. Einmal mangelt es an einem brauchbaren Gefäss, sodann ist immer die Klinge zu schwach. Die Oesterreicher geben dem Offizier einen Säbel in Metallscheide, die Franzosen einen breiten kurzen Degen mit Korbgefäss in der Lederscheide. Diese letztere Art wird von jedem Infanterie-Offizier vorgezogen werden und hat sich lange bewährt. In der Schlacht von Jena wurden zehn Bataillone Infanterie, grösstentheils Sachsen, in der Gegend von Kötschau auf dem rechten Flügel zugleich von Infanterie und überlegenen feindlichen Kavalleriemassen angegriffen; sie erlagen nach dem heftigsten Widerstande, fast alle verwundeten Offiziere waren in Kopf, Hals, Schultern, Arme und Hände gehauen, da sie sich mit dem leichten Degen nicht hatten schützen können. Es dürfte zweckmässig sein, dass alle Armeen dies Beispiel beherzigten, und ihre Infanterie-Offiziere mit tüchtigen Säbeln

bewaffneten, wie sie auch in den Jahren 1813 bis 1815 von allen Offizieren geführt wurden. Zugleich hat die französische Offizierswaffe den Vortheil, dass sie zu Pferde getragen werden und dass man sich hinlegen kann, ohne sie abthun zu müssen.

Der Pallasch hatte früher sogenannte Wolfsklingen, zweischneidige. Die Hiebe mit solchen Klingen fallen jedoch meist flach, und der Pallasch ist dann nur Stosswaffe. Man hat daher jetzt da, wo der Pallasch noch existirt, wie bei den preussischen und russischen Kürassieren und den einiger kleinen deutschen Staaten, ihn als Rückenklinge gegeben, die nur an der Spitze etwa 6 bis 10 Zoll doppelschneidig sind, um günstiger für den Stoss eingerichtet zu sein. Der Pallasch muss so lang sein, dass, wenn der Reiter sich im Sattel hebt, er gegen den Feind, der ihm dicht gegenüber ist, noch einen kräftigen Hieb führen kann; also eine Klinge von 2 Fuss 10 Zoll bis 3 Fuss 4 Zoll haben. Grössere Länge giebt dem Degen ein zu grosses Vordergewicht, was nur aufgehoben werden kann, indem man den Knopf mit Blei ausgiesst, wodurch die Waffe zu schwer wird.

Am preussischen Pallasch ist die Klinge 3 Fuss 1,25 Zoll lang, zweimal hohl geschliffen, was das Flachfallen der Hiebe vermeiden soll. Er wiegt 6 Pfd. 7 Loth mit der eisernen Scheide, ohne dieselbe 3 Pfd. 8 Loth.

Die französische und österreichische Kavallerie hat den Pallasch ganz aufgegeben, und führt statt dessen den geraden, vorne etwas gekrümmten Säbel; weil die Führung des Pallasch's zu schwierig, die des Säbels hingegen, selbst wenn er sich dem Pallasch nähert, bedeutend leichter sein soll. Die nachdrückliche Führung des geraden Degens oder Pallasch's setzt, besonders wenn man Stösse und Hiebe mit einander verbinden will, viel Geschicklichkeit, Uebung und richtige Schätzung des Abstands voraus. Denn soll der Hieb tief eindringen, so muss man den Gegner mit dem letzten Viertel der Klinge treffen, wo sich die Kraft des Hiebes concentrirt; ein Hieb mit der halben Klinge hat nicht halb so viel Kraft. Aus diesem Grunde hat man dem Säbel mit krummer Klinge, obgleich derselbe nur Hiebwaffe, nicht zugleich auch Stichwaffe ist, vielfach den Vorzug gegeben, namentlich für alle leichte Kavallerie, die häufig zum Einzelnkampfe kommt. Im Handgemenge kann der Stoss mit dem geraden Degen schwer angebracht werden; ebenso schwer der Hieb mit der Spitze; der krumme Säbel dagegen trifft von der Spitze bis zur Hälfte der Klinge überall mit gleicher Kraft; quetschend, und zugleich

vermöge der Form der Klinge auch schneidend, was beim Degen erst der Fall ist, wenn er zurückgezogen wird. Die Hiebe fallen dabei selten flach. Der Säbel ist vorzugsweise eine Waffe des Orients, während der Degen die ritterliche Waffe des Occidents ist. Bei den Türken, Persern ist der Säbel viel mehr gekrümmt, als bei uns, und es bedarf, da er keinen Korb und fast gar keine Parirstange hat, grosser Uebung zu seinem Gebrauch. Der Hieb aber wird um so furchtbarer, je mehr die Klinge gekrümmt ist. Bei dem Säbel dürfte ein leichter Korb ganz zweckmässig sein, da ohne denselben fast immer mit der Klinge parirt werden muss. Es wird zwar behauptet, dass der gerade Säbel mit gekrümmter Spitze die vortheilhafteste Waffe sei, da er gleich geschickt zum Hiebe wie zum Stosse sei. Dies ist indessen nicht zuzugeben. Durch die Krümmung wird der Stoss ganz unsicher und für den Hieb wenig oder nichts gewonnen. Ueberhaupt sind die Ansichten über Hieb und Stoss sehr getheilt. Viele Kavalleristen und besonders die französischen, sind für den Stoss, da jede Stichwunde gefährlich und meist tödtlich wird, während der Hieb gewöhnlich nur mehr oder weniger leichte Wunden hervorbringt. Der Stoss dringt leichter durch schüzzende Gegenstände, Kleidung u. s. w., und die ganze Kraft concentrirt sich in der Spitze, die auch leichter scharf bewahrt werden kann. Bei dem Hiebe dagegen ist die Kraft auf die ganze Linie der Schneide vertheilt, und wenn sie durch die Kleider dringt, so wird sie doch durch die schützenden Knochen von den edleren Theilen abgehalten. Dagegen ist zu berücksichtigen, dass die für das Handgemenge besonders eingenommenen kriegerischen Völker des Orients nur für den Hieb bewaffnet sind.

Wie schon bemerkt, ist die leichte Kavallerie aller europäischen Heere mit Säbeln bewaffnet. An unserem Säbel ist die Klinge 2 Fuss 7½ Zoll lang, der ganze Säbel 3 Fuss, und wiegt 4 Pfd. 22 Loth, ohne Scheide 2 Pfd. 9¾ Loth.

Das Seitengewehr der Infanterie. Man kann beinahe zweifelhaft sein, wohin man dasselbe zu rechnen hat, ob zu den Waffen oder zu den Ausrüstungs-Gegenständen. — Nutzlos zum Angriff wie zur Vertheidigung, ist es eigentlich nur ein Symbol einer Waffe, und sein Hauptwerth ist so ein moralischer; er ist ein Zeichen eines bewaffneten Mannes. Dieses ist denn auch der Hauptgrund, den man stets gegen die Abschaffung desselben geltend gemacht hat, und nach dieser Seite hin würde das Ablegen des Seitengewehrs höchst nachtheilig auf jede Truppe wirken, der durch lange Gewohnheit

und Sitte es zur anderen Natur geworden ist, den bewaffneten Soldaten sich mit dem Seitengewehr zu denken.

Bei den Oesterreichern führen nur die Grenadiere und Jäger Seitengewehre, die Füsiliere das Bajonett an der Seite. Bei den Franzosen haben Grenadiere und Voltigeurs Säbel, die Compagnien du centre auch nur das Bajonett. Bei den Russen ist nur die Garde-Infanterie mit Seitengewehren bewaffnet, die Linien-Regimenter haben keine. Auch die englische Infanterie hat keine Säbel.

Die Jäger und Füsiliere haben Hirschfänger, und resp. kurze gerade Seitengewehre, welche 2 Fuss 2,30 Zoll lang und 2 Pfd. 6 Loth schwer sind; der Hirschfänger kann als Bajonett an der Büchse befestigt werden.

Die Pioniere endlich haben 2 Fuss lange, 3 Pfd. 8 Loth schwere Seitengewehre, mit 2½ Zoll breiten Klingen, die so eingerichtet sind, dass die Schneide als Beil, der Rücken als Säge benutzt werden kann.

Die Lanze.

Ihr Hauptvortheil besteht in der Länge, die gestattet den Gegner zu erreichen und zu verwunden, ehe er mit dem Säbel oder dem Bajonett den Lanzenreiter erreichen kann. Dieser Vortheil aber verschwindet im Handgemenge ganz, und wird sogar zum Nachtheil. Die Lanze ist also vorzugsweise die Waffe der zum Einbrechen und Niederstossen bestimmten Kavallerie, der schweren Kavallerie. Bei den Russen haben bei allen Kürassier-Regimentern die ersten Glieder Lanzen, die kürzer sind, als die der Ulanen. — Für das Einzelgefecht ist die Lanze, unter Voraussetzung von vieler Kraft, Gewandtheit und hinlänglichem Raume zu den Schwingungen, nur bei grosser Geschicklichkeit und Ausbildung in der Handhabung dieser Waffe von Werth, z. B. bei den Kosacken; aber auch dann wird bei gleicher Geschicklichkeit der leichte, mit dem Säbel bewaffnete Reiter oft den Sieg davon tragen. Anders ist dies allerdings bei der Verfolgung, und da tritt dann auch der Werth der Kosackenreiterei als kämpfende Truppe erst hervor. Wenn Reiterei von Lanzenreitern dicht verfolgt wird, wirft sich fast augenblicklich alles von den Pferden, weil die Furcht vor dem Stich zu gross ist; wogegen viel Hiebe nöthig sind, um die Verfolgten von den Pferden zu bringen. Die Lanze darf übrigens nicht zu lang sein, denn mit langen Lanzen ist es schwer, Stösse aus freier Hand nach verschiedenen Richtungen zu machen, oder feindliche Stösse und Hiebe zu pariren. Die Kosackenlanze ist 14 Fuss lang. Eine Lanze von 9 bis 10 Fuss

Länge ist jedoch viel brauchbarer; sie ist beweglicher zum Stoss, wie zur Parade, und durch das Auflegen in der linken Hand lassen sich mit derselben doch weite Stösse machen. Die preussische Lanze ist 10 Fuss lang, incl. der 5½ Zoll langen Spitze.

Die Flaggen an den Lanzen sollen dazu dienen, die Pferde des Gegners scheu zu machen. Indessen sind die Pferde im Gefecht in der Regel entweder so müde oder so sehr in Hitze, dass sie sich durch dergleichen nicht weiter scheu machen lassen. Insofern die Flaggen also keinen Nutzen haben, ja selbst nachtheilig auf die Sicherheit des Stosses einwirken können, sollte man sie fortlassen.

Der Vortheil der Lanze besteht also, wie bemerkt, in ihrer Länge, wodurch sie das Einbrechen erleichtert, dem fliehenden Gegner und vorzugsweise der zersprengten Infanterie, die sich gegen die Kavallerie gewöhnlich durch Niederwerfen zu sichern sucht, verderblich wird, und wodurch sie dem fliehenden Lanzenreiter eine sonst nicht zu erreichende Deckung gewährt. Die Nachtheile sind, dass sie für das Einzelgefecht eine viel grössere Uebung erfordert, als der Säbel, und ohne diese Uebung dann in diesem Falle mehr hindert als nützt, und dass sie ferner im Handgemenge, selbst in der geschicktesten Hand, unbrauchbar wird.

2) Bekleidung und Ausrüstung der Truppen.

Der Soldat im Kriege, und für den Krieg rüsten wir doch nur Soldaten aus, ist jedem Einfluss der Witterung ausgesetzt, und muss seine Kräfte ausserdem im Marschiren und im Gefecht entwickeln. Drittens aber ist er im Kriege oft auf lange Zeit auf sich und auf das beschränkt, was er an und bei sich führt. Aus dieser Voraussetzung entspringen folgende Anforderungen an seine Kleidung und Ausrüstung.

Sie muss, ohne ihn zu belästigen, den Körper des Soldaten vor Nässe, Kälte und vor Beschädigungen schützen; sie muss dabei bequem, leicht und so eingerichtet sein, dass sie die Entwickelung der Körperkräfte nirgend hindert; endlich muss die Ausrüstung zwar so vollständig sein, dass sie den Soldaten unabhängig macht von den Erfordernissen und Einrichtungen des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens, dabei aber so leicht und hinreichend, dass daraus nicht eine Last wird, die nachtheilig auf die Marsch- und Gefechtsfähigkeit von Mann und Pferd einwirkt.

Gehen wir nun hiernach mehr ins Einzelne. Die Kopfbedeckung des Infanteristen ist ein Gegenstand vieler

Controversen gewesen, und verdient dieses Interesse in der That. Wer je heisse Märsche gemacht hat, muss erfahren haben, dass eine schwere, warme Kopfbedeckung in demselben Grade ermüdend wirkt, wie zu schwere Belastung des Rückens. Der Kopf, als der Sitz der geistigen Thätigkeit, der Willenskraft, muss möglichst von allen Ursachen befreit werden, welche die Willenskraft lähmen. Dies ist so wahr, dass die Truppen, welche sich als wahrhaft leichte bewähren, oder welche viel wirkliche Erfahrung machen, die Kopfbedeckung so leicht als möglich wählen; wie die Spanier, die Tyroler Jäger, die Franzosen, welche letztere weder in Afrika, noch in der Krimm, noch in Italien ihre Kepi's, sondern nur eine feste Mütze tragen. Man muss nur bedenken, dass die Kopfbedeckung, da sie nun einmal nicht von Eisen sein kann, wie die des Kavalleristen, nie und nimmer Schutzwaffe sein soll, um gegen Hiebe zu schützen: dagegen schützt den Infanteristen nur rechtzeitiges Pariren mit seiner Waffe. Man hat dies auch lange empfunden und in der neuesten Zeit vielfache Experimente gemacht. Bei vielen Armeen wurde zur Abwehr des Regens ein Hinterschirm angebracht. Dieses ist eine ungenügende Vorrichtung. Der Hinterschirm ist im Sommer zu heiss; und bei heftigem Regen schützt er doch nicht genügend vor dem Erkälten des Genicks und so vor Augenkrankheiten. Die preussische Infanterie hat ausserdem den Helm mit der Spitze. Auch dies ist eine Zuthat, welche der sonst praktischen Form grossen Abbruch thut. Die Spitze ist hinderlich im Gebüsch und in niedrigen Oertlichkeiten; eine der Form des Helms sich anschliessende Verzierung wäre besser. Die Schuppenketten sehen gut aus, müssen aber, wenn sie nicht wirkliche Ketten von leichten, schmiegsamen Ringen sind, am Zielen hindern. Zum Schutz vor dem Regen hat die französische Infanterie Caputzen von wasserdichtem Zeug, welche über ihre Kopfbedeckung gezogen, das ganze Genick, die Ohren und Schultern schützen; aber keinen Hinterschirm.

Unsre feste Ueberzeugung ist daher, dass der Soldat einen möglichst leichten Helm oder niedrigen Kepi, ohne Hinterschirm, mit Lederriemen oder Ringketten, und eine Caputze haben muss, wenn er ausdauernd marschiren und vor Erkältungen oder Erhitzungen geschützt werden soll. Die Caputze ist leicht und billig herzustellen.

Eine leichte Tuchmütze, die so weit sein muss, dass man sie über die Ohren ziehen kann, findet leicht ihren Platz.

Der Rock wird für alle Waffen am zweckdienlichsten ein Waffenrock, wie ihn jetzt fast alle Infanterien haben, sein;

mit schräg geschnittenem Kragen, die Schösse Taschen enthaltend, in welche man etwas stecken kann, und die den Brodbeutel überflüssig machen. Schutz des Unterleibes gegen Erkältung, die gerade bei warmen Wetter am häufigsten stattfindet, ist die Hauptsache. Die Erkältungen des Unterleibes führen die Ruhren und Nervenfieber herbei, an denen die europäischen Heere der neueren Zeit ohne Ausnahme und so furchtbar gelitten haben.

Als Ersatz für den Rock, wenn dieser durchnässt, und zur Verdoppelung der Bekleidung bei der Nacht, im Bivouak, auf Posten u. s. w. dient der Mantel, ein unumgänglich nothwendiges Bekleidungsstück, nachdem man die Zelte aufgegeben hat. Der Vortheil, der für Infanterie aus sehr langen und sehr weiten Mänteln entsteht, ist nur scheinbar; der Mantel wird dadurch zu schwer, zu dick, lässt sich nicht verpacken, und marschiren kann man in solchen Mänteln, besonders bei schlechtem Wege und Wetter, nur mit Anstrengung. Ein Capotrock, der bis über die Knie reicht, und so weit ist, dass er nöthigenfalls über die andere Bekleidung gezogen werden kann, genügt vollständig.

Das Beinkleid der Kavallerie ist die mit Leder besetzte, weite Reithose; die Infanterie muss Pantalons haben, so weit, dass sie von selbst herunterfallen. Ausserdem sind der Infanterie Unterhosen von baumwollenem Zeug durchaus nothwendig. Im Winter, Herbst, Frühjahr, und in regnichtem Sommer, trägt sie darüber Tuchhosen ohne Futter, welche ausgezogen werden können, ohne dass der Mann bloss bleibt; Reparaturen sind dann stehenden Fusses leicht auszuführen. Marschirt sie in der Drillichhose, so bietet die Unterhose einen Schutz gegen zufälliges Sinken der Temperatur.

Bei der schweren, zum Einbrechen bestimmten Kavallerie, die mithin sehr geschlossen und eigentlich, wie in früherer Zeit, Knie hinter Knie (wie es auch General von Marwitz wollte) reiten sollte, was sich im Laufe der Zeit in Knie an Knie und endlich in Bügel an Bügel verwandelt hat, erscheinen die steifen Stiefel als zweckmässig, da nur in solchen der Druck zu ertragen ist. Für die leichte Kavallerie und die Bedienungsmannschaften der reitenden Artillerie sind kurze Stiefeln (mit Schäften) zu fordern.

Was nun die Fussbekleidung der Infanterie anbetrifft, so hängt sie wesentlich mit der Einrichtung des Gepäcks des Soldaten zusammen. Jeder Soldat muss doppelte Fussbekleidung bei sich haben, da der Ersatz eines Paars Stiefeln oder Schuhe im Nothfall sicher gestellt sein und nicht

erst auf Beihülfe von den Bagagewagen verwiesen werden muss. Eine so vorzügliche Fussbekleidung, welche, in einem Paare alltäglich getragen, in jedem Wetter und Terrain ein Halb bis drei Viertel Jahr aushielte, ohne reparaturbedürftig zu sein — ist höchstens in England durch freien Ankauf zu erlangen und dann zu theuer. Die gewöhnlich für diesen Zweck disponibel gestellten Mittel reichen in Frankreich, Oesterreich, Italien und Preussen nur für zwei Paar Schuhe oder ganz kurze Stiefeln aus. Aber selbst wenn man zwei Paar Stiefeln dafür haben könnte, so würde ein Paar im Tornister getragen werden müssen und diesen zu sehr belasten und anfüllen. Von dieser Art können wir daher abstrahiren. Es ist überhaupt bis jetzt noch kein Krieg in Stiefeln, d. h. (mit bis an die Wade reichenden Schäften) geführt worden. Nur die Russen, ein Stiefel tragendes Volk, machen hievon eine Ausnahme, da bei ihnen fast jeder Bauer sich seine Stiefeln selbst machen kann und das Leder vortrefflich zubereitet wird. Sonst finden wir, dass alle Gebirgsbewohner, in der Regel tüchtige Fussgänger, (sowohl in den Pyrenäen wie im ganzen Alpenstrich) Schuhe mit Kamaschen tragen. Die französische Infanterie trägt wie das ganze Volk, Schuhe mit ledernen Kamaschen. Der Hauptvortheil dieser Fussbekleidung ist, dass sie an sich leichter ist, leicht angezogen, ausgezogen, getrocknet, reparirt werden kann. Ihr Ersatz ist leichter, da man für ein Paar passende Stiefel leicht drei Paar Schuhe findet; namentlich in Westdeutschland, in allen Berggegenden in Frankreich und Italien. Schliesslich ist sie wohlfeiler. — Man hat dies auch wohl in Preussen früher eingesehen und ist nur nach dem Kriege der Einfachheit und Ersparniss wegen auf die jetzt üblichen Halbstiefeln verfallen, welche jedoch nur im Frieden ihren Zweck gut erfüllen. In einem, länger als ein Jahr dauernden Kriege würde man nothwendig den Leuten Kamaschen dazu geben müssen, da diese Halbstiefeln die Beine nicht warm halten und auch nicht in nassen Wiesen oder in Gesträuch vor Nässe und Beschädigung schützen.

Man wirft den Kamaschen vor, dass sie den Sand leicht in die Schuhe lassen und dass sich der Schmutz leicht zwischen Steg und Sohle festsetzt. Beides sind Vorwürfe, welche gesucht sind. Solche Sandwüsten, in denen ein bis an die Knöchel gehender fest gebundener Schuh nicht vor Fussschäden schützt, sind in Europa selten, sehr selten; und der letztere Vorwurf ist kein bedenklicher.

Fassen wir alles zusammen, so entscheiden wir uns, bei den vorhandenen Geldmitteln und sonstigen Umständen, für

zwei Paar Bindeschuhe mit starker Sohle, und Kamaschen bis zur Wade; letztere wo möglich von Leder. Allerdings würde man die Handwerker dazu besonders anlernen müssen.

Der Vorschlag jedoch, dem Soldaten ein Paar Stiefeln nebst ein Paar leichter Schuhe zu geben, ist nicht einmal im Frieden, geschweige denn im Kriege durchzuführen.

Das Gepäck, wie es die Franzosen und Preussen jetzt tragen, scheint das kriegsbrauchbarste zu sein, welches in den Europäischen Armeen geführt wird, wenigstens in Bezug auf die allgemeine Disponirung. Freilich bleibt immer zu wünschen übrig, dass das Lederzeug schwarz ist, sowohl wegen des zerstreuten Gefechts als wegen der bessern Conservation der Tuchröcke. Es kommt hierbei zur Frage, ob das Seitengewehr der Infanterie nicht wenigstens in Feldzügen zurückgelassen werden könnte. Jeder praktische, urtheilsfähige Soldat wird sagen, dass das Gewehr mit dem Bajonett die schwerste von ihm zu tragende Last ist. Diese wird nun durch Ablegen des Bajonetts bedeutend erleichtert. Ausserdem hat eine nicht unbedeutende Zahl von Leuten noch ein kleines Beil zu tragen. Durch das Ablegen des Seitengewehrs würde dem Bajonett an seiner Stelle leicht ein Platz angewiesen werden können; doch könnte auch das kleine Beil in die Säbeltasche gesteckt und hieran das Bajonett befestigt sein. Das Tragen der Beile wird durch das Riemenzeug erschwert.

Zur Ausrüstung des Soldaten gehört wesentlich auch das Kochgeschirr, wodurch der einzelne Mann erst vollständige Selbstständigkeit erlangt. Es soll zugleich der Behälter für die Fortschaffung der Viktualien sein. Dahingegen könnte der Brodbeutel fortbleiben. Er ist ein Magazin für alles Unnütze Fast jeder Soldat hat ein Schnupftuch, in welchem er Kartoffeln tragen kann; dies ist nämlich die einzige Gelegenheit, zu welcher der Brodbeutel bisher gebraucht werden musste. Eine Feldflasche führt er in Blech besser an einem Strick umgehangen.

Was die Bekleidung und Ausrüstung der Kavallerie betrifft, so erscheint daran, seit den neusten Veränderungen wenig zu modifiziren. Das Prinzip der Belastung des Pferdes besteht darin, dass es möglichst schulterfrei bleibt; es wird also vor allen Dingen auf ein gutes Widerrist (ein hohes und langes) gesehen werden müssen. Ohne diese Grundbedingung wird jedes Kavalleriepferd vor der Zeit Schaden leiden. Was aber nun weiter die Belastung desselben betrifft, so ist sie bei der schweren Kavallerie bedeutend. Ein Kürassierpferd trägt 309 Pfd., wobei 174 Pfd. auf das Gewicht des

Mannes gerechnet sind; ein Husarenpferd 258 Pfd., wobei 140 Pfd. auf den Mann; — ein Ulanenpferd 262 und ein Dragonerpferd 255 Pfd. 130 bis 140 Pfd. muss man immer auf den Mann bei der leichten Kavallerie rechnen; bedenkt man, dass ein Kavalleriepferd 3 Ctr. bis $2\frac{1}{2}$ Ctr. zu tragen hat, so wird man demjenigen, welches $\frac{1}{2}$ Ctr. weniger trägt, sicher das meiste Vertrauen in Bezug auf Ausdauer schenken, und sich nicht wundern, dass mit solcher Belastung schnelle Bewegung von Dauer nur mit sehr gut gefutterten Pferden, welche der Arbeit gewohnt sind, zu leisten ist*). —

*) Ueber diesen Gegenstand siehe v. Brandt, »Kleiner Krieg«, und Prinz von Wittgenstein, »Cavallerieskizzen«; de Brack, »Avant-postes de la cavalerie légère« u. a. m. Man sieht wie die erfahrnen scharfsichtigen Praktiker auf allen Kriegsschauplätzen dasselbe sehen und erfahren!

ZWEITER ABSCHNITT.

Die verschiedenen Waffen und ihre Formation als Truppenkörper.

I. Die verschiedenen Waffengattungen.

Vor und bis zur Einführung des Feuergewehrs, und selbst so lange dasselbe noch gleichsam in seiner Kindheit sich befand, war es der Kampf Mann gegen Mann, das Handgemenge, welches die Schlachten und Gefechte entschied; das Ferngefecht spielte nur eine Nebenrolle. Mit der Ausbildung der Schusswaffen änderte sich dieses Verhältniss endlich bis in das Umgekehrte, so dass in neuerer Zeit das Ferngefecht offenbar das Vorherrschende ist, ein Verhältniss, welches sich mit jeder wesentlichen Verbesserung der Schiesswaffen noch mehr ausbilden wird.

Der Verlauf eines jeden Gefechts zeigt uns fast immer, wenn es nicht ein blosses Geknalle, ein Tiraillement oder eine Kanonade war, eine Folge von abwechselnden Akten des Fern- und Nahgefechts. — Das Gefecht als Kampf hat wesentlich die zwei Formen: den Stoss, und die Abwehr des Stosses, woran sich dann die dritte Form: der Gegenstoss, anschliesst, die indessen mit der ersten zusammenfällt.

Stoss und Abwehr desselben sind nichts Anderes, als Angriff und Vertheidigung; zwei Begriffe, von denen wir späterhin ausführlicher sprechen werden. Vertheidigung setzt wesentlich ein Feststehen, Beharren voraus, das Feuergefecht und somit das Ferngefecht sagt dieser Form mithin am meisten zu. Der Angriff sucht die Entscheidung, er sucht den Gegner zu überwältigen. Durch das Ferngefecht ist die Entscheidung in den seltensten Fällen hervorzubringen; der Angriff sucht mithin das Nahgefecht, das Handgemenge; er ist Bewegung, um an den Feind zu gelangen, um ihn in grösster Nähe der Wirkung unserer Waffen auszusetzen.

Ein zweckmässig organisirtes Heer muss nun in gleichem Grade beide Formen des Gefechts entwickeln können und daher in sich tragen, obschon hierbei sehr viel auf den Geist und Charakter des Volks, so wie auf die Beschaffenheit des Kriegstheaters ankommt, auf welchem das Heer möglicherweise thätig sein soll.

Es ist indessen nicht möglich, alle Glieder eines Heeres gleichmässig für beide Formen, Angriff und Vertheidigung, zu befähigen und auszubilden, weshalb durch die verschiedenartige, eigenthümliche Bewaffnung der einzelnen Glieder des Heeres und durch die Zusammensetzung von Mann und Pferd eine besondere Befähigung für die eine oder für die andere Form des Gefechts hervorgebracht wird. Hieraus resultirt nun eine Theilung des Heeres in Rücksicht auf die verschiedenen Formen des Gefechts in verschiedene Waffen; einmal um da, wo es der besondere Gefechtszweck erfordert, die eine oder die andere Waffe in höchster Potenz wirken zu lassen; zweitens aber, um durch Combination der verschiedenen Waffen die Wirksamkeit derselben im Gefecht zu steigern.

Die Gefechtsformen sind:

Angriff und Nahgefecht

und

Vertheidigung und Ferngefecht.

Sie sind repräsentirt, erstere durch die Reiterei, letztere durch die Artillerie.

Bei der Kavallerie ist durch die Zusammensetzung von Mann und Pferd die Bewegungsfähigkeit und das Element für das Nahgefecht am vollkommensten ausgebildet, während eben dadurch das Element der passiven Vertheidigung fast Null ist. Die Schiesswaffen der Kavallerie wollen nichts bedeuten.

Bei der Artillerie ist dagegen das Umgekehrte vorhanden. Durch die erhöhte Feuerwirkung in weiter Ferne tritt hier die Form der Vertheidigung und des Ferngefechts in ihrer höchsten Potenz auf, während durch die Zusammensetzung von Mann, Pferd und Maschine, wobei letztere das Hauptmoment bildet, die Form des Angriffs und des Nahgefechts Null ist.

Kavallerie und Artillerie sind mithin beide einseitig und daher unselbstständig. Sie können sich zwar einander ergänzen, indessen bleibt immer auch in der Vereinigung jedem Theil der Mangel der Einseitigkeit, was der Grund ist, dass man weder mit blosser Kavallerie, noch mit blosser Artillerie, noch mit Kavallerie und Artillerie Krieg führen kann. Es bedarf der dritten Form, der Vereinigung und gegenseitigen

Durchdringung beider. Dies ist denn die dritte Waffe, die Infanterie, die für beide Formen, für das Ferngefecht wie für das Nahgefecht ausgerüstet und ausgebidet, den Hauptnerv, den eigentlichen Kern des Heeres der neuen Zeit bildet. Sie ist sowohl für den Kampf in der Nähe und in der Ferne, für das Gefecht mit der blanken Waffe und mit dem Schiessgewehr, als auch in geschlossener und aufgelöster Ordnung geeignet. Sie ist in jedem Terrain brauchbar; ihre Widerstandsfähigkeit bewährt sich gegen alle Truppengattungen, und die leichte Abrichtung und Ausrüstung befördert ihre Aufbringung.

Die drei Waffen erschöpfen mithin den Begriff, lassen nichts weiter mehr zu, und jedes Weitere muss sich der einen oder der anderen Waffe anschliessen. So gehören z. B. die Raketier-Corps der Artillerie an; die Dragoner, Jäger zu Pferde etc. entweder der Kavallerie oder der Infanterie, je nachdem sie mehr für den einen oder den anderen Dienst ausgebildet sind.

Gewöhnlich nimmt man noch eine vierte Waffe an, die jedoch überall nur als eine Hülfswaffe auftritt und deren Wirkung nur ausnahmsweise direkt gegen den Feind gerichtet ist. Die Pioniere, Sappeurs, Pontoniere, das *Corps de génie,* deren Hauptzweck es ist, den Angriff oder die Vertheidigung unter Umständen zu erleichtern oder zu erschweren, Hindernisse und Schwierigkeiten zu zerstören, zu überwinden oder zu schaffen und hervorzurufen.

Die verschiedenen Gefechtsformen finden sich also auf eine charakteristische Weise in den verschiedenen Waffen wieder, und die Verbindung und Vereinigung der verschiedenen Waffen im Heere befähigt dasselbe zur Kriegführung in jeder Form und in jedem Terrain. Nichtsdestoweniger aber ist es nothwendig, durch weitere Unterabtheilungen in den einzelnen Waffen selbst die Selbstständigkeit derselben, die Mehrseitigkeit des Gebrauchs und somit eine grössere Leichtigkeit desselben herbeizuführen.

In der Einleitung haben wir bereits gesehen, wie die neuere Taktik in Bezug auf ihre Elemente wesentlich in der Verbindung und Anwendung der drei taktischen Formen: Kolonne, Linie und zerstreute Ordnung, besteht, und die Wechselbeziehungen zwischen diesen taktischen Formen und zwischen Angriff und Vertheidigung treten auf den oberflächlichsten Anblick sogleich hervor. Allen Theilen einer Waffe ein gleiches Maass der Befähigung für das Gefecht in jeder taktischen Form, so wie für jede Art des Gefechts zu ertheilen,

liegt ausser den Grenzen der Möglichkeit; dieses ist der Grund der weiteren Eintheilung der verschiedenen Waffen in sich.

Bei der Infanterie werden so Theile vorzugsweise für das Nahgefecht, für das Liniengefecht befähigt und ausgerüstet, während andere vorzugsweise für das Ferngefecht, das zerstreute Gefecht bestimmt und ausgebildet werden: Grenadiere, Füsiliere, Jäger.

Aehnlich ist es bei der Kavallerie, wo denn ausserdem auch noch Theile befähigt werden, auf die Vertheidigung einzugehen, indem ihnen die Möglichkeit gegeben wird, auch auf das Feuergefecht einzugehen: Dragoner, Jäger zu Pferde, Carabiniers, Husaren.

Bei der Artilllerie wird eben so die Form des Angriffs ausgebildet, vorzugsweise durch grössere Leichtigkeit, Beweglichkeit, die es ihr gestattet, der Kavallerie überall zu folgen; dann aber auch, indem sie selbst die Form der Kavallerie annimmt, in der reitenden Artillerie.

Diese besondere Ausbildung der verschiedenen Waffenarten muss dann aber ihre allgemeine Qualifikation möglichst wenig stören, d. h. jede Waffenart, zwar besonders für einen speziellen Gefechtszweck und damit besonders für eine der Gefechtsformen ausgebildet, muss dennoch zugleich auch den Grad der allgemeinen Ausbildung haben, dass sie für jeden anderen Gefechtszweck und in jeder anderen Gefechtsform, wenn auch nicht mit der höchsten Entfaltung ihrer eigenthümlichen Wirkung, verwendbar ist. Wir verlangen so und mit Recht, dass die leichte Infanterie vorzugsweise für das zerstreute Gefecht befähigt, jedoch auch verwendbar ist im Liniengefecht, dass die leichte Kavallerie vorzugsweise geübt und vorbereitet für das Einzelgefecht, auch qualificirt sei, geschlossen zu fechten. Wo eine Waffenart dieser Anforderung nicht entspricht, ist ihre praktische Brauchbarkeit, so eminent sie in einzelnen Fällen hervortreten mag, doch nur eine beschränkte, z. B. die Kosacken.

Eine natürliche Folge davon ist aber, dass das Charakteristische der einzelnen Waffenarten mehr und mehr verschwindet und oft nur noch in ganz unwesentlichen Dingen, wie Bekleidung, Abzeichen, Lederzeug u. s. w. besteht.

Es leuchtet ein, dass das Verhältniss der Waffengattungen, wie der Waffenarten zu einander, kein zufälliges sein darf, sondern in der Natur der Sache, dem Gefecht, begründet sein muss, auf welches letztere natürlich wieder die allgemeine örtliche Beschaffenheit des Kriegstheaters von Einfluss sein wird.

Bei einem Kriege in einem Gebirgslande, in der Schweiz, in Spanien oder in der von Reisfeldern, Kanälen und Oelbaumpflanzungen durchschnittenen Ebene Ober-Italiens, wird das Verhältniss der Infanterie zur Kavallerie und Artillerie ein ganz anderes sein müssen, als in einem Kriege in den Ebenen Russlands, Polens, des nördlichen Deutschlands, Belgiens oder Frankreichs.

Von den Extremen abstrahiren wir, wenn wir aus den Erfahrungen der neueren Zeit einen Schluss auf das Verhältniss der verschiedenen Waffengattungen ziehen wollen. Die Infanterie, als der Kern des Heeres, giebt hierbei die Basis ab, und nach der Zahl der Infanterie wird daher das Anzahlverhältniss der übrigen Waffengattungen bestimmt. Man rechnet jetzt gewöhnlich auf ein Bataillon eine Eskadron, also auf 800 bis 1000 Mann Infanterie 150 bis 175 Pferde, so dass die Reiterei sich zur Infanterie verhält wie 1 : 6 bis 8. In der preussischen Armee sind auf 28 Bataillone Infanterie 32 Eskadrons gerechnet; dies Verhältniss ist ungefähr 6 : 1.

In Russland hat man ungefähr ein Sechstel Kavallerie (die Kosacken nicht mitgerechnet), in England ein Achtel, in Oesterreich ein Fünftel, in Frankreich ein Fünftel, wobei aber nicht in Rechnung gebracht wird, dass im Fall eines Krieges die Vermehrung des Heeres hauptsächlich durch Infanterie stattfinden und sich ungefähr dasselbe Verhältniss, wie in Preussen, herausstellen würde.

Dieses Verhältniss nun war in früherer Zeit ein anderes und wird auch noch gegenwärtig durch die Umstände und Ereignisse vielfach modifizirt.

In der preussischen Armee, wenn man sie im Ganzen betrachtet, hat es sich seit 200 Jahren wenig geändert, nämlich von 5 : 1 unter dem grossen Kurfürsten wie 6 : 1, während es dazwischen wie 4 : 1 bis 4½ : 1 und in der Zeit von 1807 bis 1813 wie 2½ : 1 stand. Betrachtet man dagegen die Armee im Kriege, so ist das Verhältniss ein anderes, indem die ganze Kavallerie ins Feld rückte, die Infanterie aber noch die Besatzungen geben musste.

So erscheint im siebenjährigen Kriege die Reiterei verhältnissmässig weit zahlreicher. Friedrich II. eröffnete den Feldzug 1757 mit 108 Bataillons, 161 Eskadrons; dabei waren die Bataillone schwächer, die Schwadronen theilweise stärker als jetzt. Die Armee in Böhmen hatte 84,000 Mann Infanterie und 28,000 Mann Kavallerie, also 3 : 1.

Im Jahre 1806 waren bei Erfurt an preussischen und sächsischen Truppen versammelt 136 Bataillons, 207 Eska-

drons, 85,000 Mann, 25,000 Pferde, also 3½ : 1, wogegen bei der französischen Armee schon damals das Verhältniss sich sehr zu Gunsten der Infanterie geändert hatte. Die ganze französische Armee hatte auf 384,000 Mann Infanterie 73,000 Mann Kavallerie, also 5¼ : 1.

1809 eröffnete Napoleon den Feldzug in Deutschland mit 152,000 Mann Infanterie, 30,000 Mann Kavallerie, also 5 : 1. Oesterreich hatte dagegen auf allen seinen Kriegsschauplätzen zusammen im Felde 265,000 Mann Infanterie, 29,500 Mann Kavallerie, also wie 9 : 1.

Den Feldzug von 1812 eröffnete Napoleon mit 423 Bataillons und 438 Eskadrons, 350,000 Mann Infanterie und 70,000 Pferden, also 5 : 1. Die ganze französische Kavallerie ging hier verloren; nur die österreichische und preussische erhielten sich. Dies hatte zur Folge, dass Napoleon 1813 beim Beginn des Feldzuges auf 180,000 Mann Infanterie nur 21,000 Mann Kavallerie ins Feld stellen konnte, also 9 : 1; ein Verhältniss, welches auch während des ganzen Krieges nur wenig geändert werden konnte und seine nachtheilige Wirkung überall äusserte. In der Schlacht von Lützen hatte Napoleon auf 110,000 Mann Infanterie nur 5000 Mann Kavallerie, also 22 : 1, während bei den Verbündeten auf 45,000 Mann Infanterie 15,000 Mann Kavallerie kamen, 3 : 1, was auf den ganzen Gang des Gefechts und seine Folgen den entscheidendsten Einfluss hatte.

Im Jahre 1815 war die preussische Armee am Niederrhein 136 Bataillons, 135 Eskadrons stark, 96,000 Mann Infanterie, 12,000 Mann Kavallerie, 8 : 1, ebenfalls ein ungünstiges Verhältniss, welches sich sehr fühlbar gemacht hat. Die englisch-niederländische Armee hatte 123 Bataillons, 114 Eskadrons, 177,000 Mann Infanterie und 14,000 Mann Kavallerie, also 5½ : 1. — Die französische Armee bestand bei der Eröffnung des Feldzuges aus 167 Bataillons, 166 Eskadrons, etwa 100,000 Mann Infanterie und 23,000 Mann Kavallerie, also wie 4 : 1. Diesem Verhältniss gemäss überwog denn auch die französische Kavallerie in den Hauptschlachten die der Verbündeten.

Was nun die Artillerie anbetrifft, so nimmt man gegenwärtig gewöhnlich auf 1000 Mann Infanterie 2 Geschütze Fussartillerie und auf 1000 Mann Kavallerie 4 Geschütze reitender Artillerie an; ein Verhältniss, welches indessen ebenfalls keineswegs ein festes ist. Es stellt sich besonders dann mehr zu Gunsten der Artillerie, wenn den andern Waffen innere Tüchtigkeit fehlt oder der Krieg in einem ebenen Lande, welches der Wirkung und Bewegung der Artillerie günstig ist,

geführt wird. Im ersteren Fall will man den andern Waffen an der Artillerie einen Halt geben, da es bei dieser vorzugsweise nur auf die Tüchtigkeit der Offiziere ankommt, um im Gefecht auszudauern.

Preussen hat auf 28,000 Mann Infanterie 64 Fussgeschütze, also auf 1000 Mann 2¼, und auf 4000 Mann Kavallerie 24 reitende Geschütze, also 6 auf 1000 (etwas weniger) — im Ganzen also auf 1000 Mann 3 Geschütze; ein Verhältniss, welches in der neuern Kriegsgeschichte fast überall wiederkehrt. Napoleon hatte 1812 auf 420,000 Mann 1242 Geschütze, 1815 auf 130,000 Mann 346 Geschütze, 1813 nach dem Waffenstillstande auf 382,000 Mann 1300 Geschütze, also etwa 3½ auf 1000 Mann.

Im Lauf der Feldzüge ändert sich dies Verhältniss natürlich. Der Abgang an Mannschaften der Infanterie und Kavallerie ist, je länger der Feldzug dauert, je bedeutender; hingegen der Verlust an Artillerie oft nur so gering; dass sie oftmals wie 5 : 1000 zu stehen kommt. Die Theorien sind hierüber nicht einig, und zwar besonders hinsichtlich der reitenden Artillerie. Der Verfasser des Werks: »System der reitenden Artillerie« (Monhaupt) verlangt auf 1000 Pferde 4½ Geschütz. Decker verlangt 4, General v. Bismark dagegen auf 7500 Pferde nur 16 Geschütze, also etwa 2 Geschütze auf 1000 Mann.

Uebrigens ist das richtige Verhältniss der Artillerie zu den anderen Waffen von hoher Wichtigkeit. Eine zu schwache Artillerie wird besonders in der Defensive sehr nachtheilig, da es die Truppen sehr entmuthigt, wenn in solchen Fällen die Artillerie sich nicht in einen Geschützkampf einlassen darf. Geringer wirkt ein solcher Mangel bei einem schnellen, offensiven Verfahren. Eine zu zahlreiche Artillerie kann dagegen, namentlich wenn im Laufe des Feldzuges die Bespannung schlechter wird oder ungünstige Lagen eintreten, ein bedeutendes Hinderniss werden.

In einer viel geringeren Zahl sehen wir nun die Genietruppen bei den Heeren; ein natürliches und richtiges Verhältniss, da sie nur eine Hülfswaffe sind. Napoleon will, dass sie ein Vierzigstel des Heeres bilden. In Preussen sind sie etwa ein Siebzigstel, was zu wenig ist, wenn Belagerungen ausgeführt werden sollen.

Die Russen sind die einzigen, welche Pioniers beritten gemacht haben. Diese berittenen Pioniers sind dem Dragoner-Corps zugetheilt, welches dadurch an Selbstständigkeit gewinnt. Die Formation des Genie-Corps ist in den verschiedenen Armeen eine andere, und fast nirgends schon im Frieden so,

wie sie im Kriege erforderlich ist. Nur in Preussen und Russland sind den Armee-Abtheilungen (Corps) schon im Frieden bestimmte Abtheilungen beigegeben, welche in allen Zweigen des Geniedienstes ausgebildet sind.

II. Die verschiedenen Waffenarten.

a) Infanterie.

Wenn wir in die Geschichte der Taktik zurückblicken, werden wir bemerken, dass das Fussvolk bis in die Zeit des siebenjährigen Krieges immer die beiden Gattungen der schweren und leichten Infanterie in sich dargestellt hat. Unter der leichten Infanterie hat man zu Zeiten der Römer wie zu Zeiten der Spanier die Schützen, unter der schweren die schwer Bewaffneten oder später die Pikeniere verstanden.

Der Gegensatz, der in den beiden Beiwörtern liegt, war damals, vom Alterthum bis ins achtzehnte Jahrhundert, ein realer, praktisch vorhandener und nothwendiger. Er verschwand fast vollständig mit der Lineartaktik zu Gunsten der schweren Infanterie, bis die Zeit Napoleons dies Verhältniss änderte. Die leichte Infanterie erhielt das Uebergewicht, und erst nach und nach gelang es dem Schlachtenkaiser, sich eine Infanterie im Feuer der Kriege zusammenzuschweissen, welcher man den Namen der schweren geben konnte. Aber wohl verstanden, dieser Name »schwer« drückte nicht mehr das aus, was er früher bezeichnete. Es gab keine andere »schwere« Infanterie mehr im Sinne Friedrichs des Grossen, als die englische. In einem Lande, das unfähig war, eine leichte zu bilden, repräsentirte diese damals, wie heute, den wahren Begriff des schweren Fussvolks, als welches nur in geschlossener Ordnung und auf das Commando handelt.

Dass kein anderer Staat mehr im Stande war, mit Ausnahme etwa der Russen, eine solche Infanterie zu bilden, lag in der Natur der Sache und der Staatsverhältnisse. Nur England und Russland, deren Soldaten absolut nicht anders fechten können und dürfen, als in der geschlossenen Ordnung, finden in dem vorhandenen Material eine zwingende Nothwendigkeit, schwere Infanterie daraus zu machen. Weiterhin aber ersetzte England diese Einseitigkeit durch den Gebrauch der leichten Infanterie seiner Bundesgenossen, und Russland durch

die gewaltige Heeresmacht, welche aber auch in der neuesten Zeit in ihrer Einseitigkeit zu Schanden geworden ist.

Solche Erwägung hat wohl Napoleon berechtigt, zu sagen, dass man nur einer Infanterie bedürfe; aber scilicet einer guten.

Solche Aussprüche werden nun gewöhnlich, aus ihrem Zusammenhang gerissen, als absolute Axiome aufgestellt. Wir dürfen uns aber nur erinnern, dass Napoleon der Schöpfer der Voltigeurs und der Kaisergarde war, um sogleich die nähere Bestimmtheit für unsere Ansicht zu erlangen.

Was hatte er für Infanterie in seinen Schlachten?

Zunächst eine oder zwei Divisionen alter Infanterie, welche in jeglicher Gefechtsart viel erfahren, an die höchsten Leistungen in Bezug auf Marschfähigkeit und Ausdauer in Strapatzen gewöhnt, aus ausgewählten, intelligenten und tapferen Männern bestand — und ihm die Gewähr gab, dass er sie in jeder Gefechtslage, in jeder Oertlichkeit verwenden und mit ihr so Alles besiegen könne, was seiner taktischen Absicht hinderlich war.

Das war also keine schwere Infanterie, sondern Infanterie im höchsten Begriffe, Elite.

Sodann hatte er eine Masse von Regimentern, die einander im Material ziemlich ähnlich waren, jedoch in sich wieder diejenigen Leute aussuchten, welche, zum leichten Gefecht am geschicktesten, in Voltigeur-Compagnien vereinigt wurden. Diese gesammte Infanterie, wohl in der alten Linien-Weise gedrillt, wurde aber in jeder Art, geschlossen und aufgelöst, gebraucht. Die alte Garde war also das Urbild, die Linien-Infanterie das mehr oder minder gut getroffene Abbild.

Prüfen wir aber nun weiter, welche Anforderungen das heutige Gefecht an eine gute Infanterie stellt, und welche Mittel dazu vorhanden sind, eine solche zu bilden, so werden wir die ganze Frage praktisch und einfach beantworten können, ohne uns in die theoretischen, abstrakten Widersprüche zwischen schwer und leicht einzulassen, welche noch dazu nicht einmal scharf das ausdrücken, um was es sich handelt.

Das heutige Gefecht verlangt zunächst, dass der Feldherr seine Infanterie in jedem Terrain verwenden könne, ohne schwieriges Nachdenken, ob dieser oder jener Theil derselben dazu besonders passe, ohne Zwang in der Verwendung der zunächst vorhandenen Kräfte. Der Krieg verlangt, dass jedes Bataillon, jede Brigade, in den verschiedensten Lagen des Gefechtszwecks für diesen verwendbar, augenblicklich verwendbar sei, und dass der einzelne Mann genügend schiessen,

das einzelne Bataillon geschlossen und zerstreut fechten könne (Infanterie de ligne). Dies ist die allgemeine Aufgabe, welche die Natur des Krieges (und die Zustände der Staaten) an jede Infanterie stellen, und deren Lösung sie von ihr mit einiger Zuverlässigkeit erwarten können.

Demnächst aber verlangt der Krieg für aussergewöhnliche Lagen auch besondere Leistungen. Die Infanterie jeder Armee muss also Theile in sich enthalten, welche befähigt sind, neben der oben gestellten allgemeinen Forderung noch andere zu befriedigen. Solche besondere Forderungen sind: aussergewöhnliche Marschirfähigkeit, besondere Geschicklichkeit, sich in besonders schwierigem Terrain den Umständen gemäss zu verhalten, sich intelligent ihnen und dem Zweck zu schmiegen, besondere Schiess- und Trefffertigkeit, und endlich eine das Alles erhaltende, bewahrende Disciplin und moralische Schwungkraft. Die heutige Kriegführung verlangt also mit einem Wort: eine Linien-Infanterie und eine Eliten-Infanterie, nicht eine schwere und eine leichte, oder was sonst der theoretischen Forderungen mehr sein mögen, sondern sie verlangt, dass die grosse Masse, nothdürftig wenigstens, allen Gefechtszwecken, aber ein aliquoter Theil ihnen in eminentem Grade dienen kann.

Wenn zu jenem allgemeinen Zweck das gewöhnliche Material genügen muss, so muss zu diesem besonderen es mit Sorgfalt gewählt werden. Ganz kleine und sehr grosse Leute, schwache, schlecht gewachsene, geistig nicht über das Niveau hervorragende Leute, Kurzsichtige — sind nicht zu gebrauchen. Dagegen ist Kriegserfahrung, bei guter Ausbildung und guter Disciplin, von vorn herein nicht nothwendig. Es wird vielmehr sich zeigen, dass so ausgewählte Truppen sich auch im Kriege bewähren, und im Laufe der Zeit es mit jeder schweren Infanterie aufnehmen können.

Sehen wir nun, wie die einzelnen Armeen im Allgemeinen und im Besonderen durch ihre Eintheilung diesen Zwecken genügen.

Oesterreich hat auf etwa 60 Regimenter Infanterie (à 3 Bataillons) 26 Jäger-Bataillone, welche mit besonderer Waffe und Schiessfertigkeit auch grössere Intelligenz und körperliche Gewandtheit darbieten. Es hat ferner 14 Grenz-Regimenter alter Soldaten, welche zum leichten Dienst, aber weniger zum geschlossenen Gefecht gebraucht werden. Die Regimenter der Infanterie haben Füsilier-Bataillone, welche aber nur dem Namen nach etwas anders sind, als die anderen Bataillone. Dort ist also eine mehr oder weniger den allge-

meinen Anforderungen entsprechende Infanterie oder Infanterie de ligne; 26 Jäger-Bataillone, die vermöge ihrer Bewaffnung und sonstigen Eigenschaften eine vorzügliche leichte Infanterie bilden, und die Grenz-Regimenter, welche nicht als schwere Infanterie, aber auch nicht als leichte Infanterie im eminenten Sinne gelten.

Russland hat neben seinen Grenadieren, einer ausgesuchten schweren Infanterie, die grosse Masse, für die allgemeinen Anforderungen fast gar nicht geeigneter Infanterie, und relativ fast gar keine leichte; nämlich nur 10 Scharfschützen-Bataillone. Die russischen Jäger-Regimenter haben nur den Namen der leichten Infanterie und durchschnittlich einen höheren Werth als die übrige, aber dieselbe Art der Ausbildung.

Die Engländer haben nur schwere Infanterie; eine Brigade leichter Infanterie verschwindet neben der Masse der übrigen; d. h. also jene ist nur für das geschlossene Linien-Gefecht brauchbar.

Frankreich besitzt 3 Regimenter Grenadiers und 100 Regimenter Infanterie, welche den allgemeinen Anforderungen genügend entsprechen.

Dies ist Infanterie der Linie. Ausserdem sind etwa 50 Bataillone Jäger, Voltigeurs, Zouaven u. s. w. vorhanden. Diese Bataillone, die Jäger mit einbegriffen, sind in jeder Art des geschlossenen und zerstreuten Gefechts geübt, mit besonderen Gewehren ausgerüstet und aus ausgesuchten Leuten (d. h. Leuten von 5 Fuss bis 5 Fuss 6 Zoll Grösse) gebildet. Es ist durchaus bei keiner dieser Elite-Truppen weder die Absicht, noch in der Praxis die Gewohnheit gewesen, sie zum zerstreuten Gefecht vornämlich zu verwenden. Jäger und Voltigeurs haben in der Krimm wie in Italien und Afrika geschlossen gestürmt und als Tirailleurs das Feuergefecht geführt. Hierbei ist nun noch zu bemerken, dass die Linien-Infanterie Bataillonsweise noch Voltigeurs- und Grenadier-Compagnien bildet, also die allgemeine Eintheilung der Armee sich in jedem Bataillon im Besonderen wiederfindet; dass aber die anderen Leute, aus dem schwächeren, unfähigeren Material bestehend, nichtsdestoweniger auch ihre Ausbildung auf jegliche Art des Gefechts richten. Preussen hat streng genommen ausser 10 Jäger-Bataillonen nur eine und dieselbe Linien-Infanterie. Die Jäger sind zwar im geschlossenen und zerstreuten Gefecht geübt, aber theilweise noch mit Büchsen alter Art bewaffnet, und daher auch nur zum zerstreuten Gefecht brauchbar. Die dritten Bataillone der

Infanterie sollen vorzugsweise, nach altem Begriff, zum leichten Dienst gebraucht werden, sind aber zumeist nicht dazu ausgewählt, und nur dem Namen nach als Füsiliere Eliten-Infanterie. Wenn es auch die Waffe der preussischen Infanterie mehr als jede andere so erheischt als begünstigt, eine Eliten-Infanterie zu bilden, so ist doch kaum der erste Schritt dazu gethan. Im Wesentlichen ist dies in der kurzen Dienstzeit zu suchen; doch könnte auch hierbei mehr für eine so nothwendige Schöpfung geschehen, wenn von der Schönheit mehr abgesehen und mehr auf Kraft und Intelligenz geachtet würde.

b) Die Kavallerie.

Auch in der Kavallerie ist der Gegensatz, oder vielmehr der Unterschied zwischen leicht und schwer vorhanden. Es ist hier mehr in der Natur der Sache begründet und die Worte passen mehr zur Sache.

Leichte Kavallerie nennt man diejenige, welche zum zerstreuten Gefecht vorzugsweise durch ihr Material befähigt und ausgebildet ist. Auch hier muss darauf aufmerksam gemacht werden, dass zum Leichten das Intelligentere, leichter auffassende Subjekt gehört; nicht ein körperlich und geistig verkümmertes, nur eben die allgemeinsten Anforderungen erfüllendes. Die leichte Kavallerie soll durch die Gewandtheit der Reiter und Eskadrons, weniger durch den geschlossenen Anrann wirken.

Der Chok, der Anrann der Kavallerie wirkt als Stoss. Die Kraft des Stosses wird durch die grössere Schnelligkeit oder durch das Gewicht der Masse herbeigeführt. Beides beruht wesentlich auf der Güte des Pferdes und auf dem Verhältniss der Last desselben zu seiner Kraft. Wo grosse Schnelligkeit sein soll, kann der Natur des im Allgemeinen disponibeln Materials zufolge nicht grosse Last sein. Es muss daher eine Theilung des Materials stattfinden, und diese findet auch überall, mehr oder weniger, vollständig statt. Nur die Württemberger und Dänen haben den Versuch gemacht, in demselben taktischen Verband beide Gattungen zu vereinen; indem sich in der schweren Reiterei Schützenzüge als fünfte Züge der Eskadrons beigegeben haben, welche zum Gefecht in besondere Schützen-Eskadrons vereinigt werden.

Wie nun das Verhältniss der sogenannten leichten zur sogenannten schweren Infanterie ein verschiedenes ist, so ist es auch bei der Kavallerie. Die Theoretiker, welche auch hierin immer vom Konkreten absehen, kommen deshalb immer

auf ein Resultat, welches natürlich nirgend wo vollständig erfüllt werden kann, da überall gebieterische Umstände die Verhältnisse des Materials regeln. Ein besonderes Element kommt bei der Kavallerie durch den Vorpostendienst hinein, welcher die Pferde angreift, und selbst einer leichten Kavallerie es verbietet, immer zum Gefecht so brauchbar zu sein, wie es wünschenswerth wäre.

In Preussen waren 1806 auf 65 Schwadronen Kürassiere 80 Eskadrons Dragoner, 95 Eskadrons Husaren und 15 Eskadrons Ulanen (Towarszys); es waren nach den damaligen Begriffen also 65 Schwadrons schwere und 190 Eskadrons leichter Kavallerie. Friedrich der Grosse hatte 63 Eskadrons Kürassiere, 126 Schwadronen Dragoner und 100 Schwadronen Husaren. Das Verhältniss stand wie 1 : 3 oder 1 : 4; allerdings wurden die Dragoner oft als schwere Kavallerie gebraucht.

Bei den Russen rechnet man die Husaren und Ulanen zur leichten Reiterei, und nur die Kürassiere zur schweren. Von ihren Dragonern sprechen wir weiterhin. Das Verhältniss ist wie 4 : 1, indem sie nämlich auf 54 Eskadrons Kürassiers 218 Eskadrons leichter Kavallerie haben. Eigentlich aber sind die Kosacken die leichte Reiterei.

In Oesterreich sind Kürassiere und Dragoner schwere Reiterei, Husaren, Ulanen leichte.

Oesterreich besitzt 8 Kürassier- und 7 Dragoner-Regimenter à 6 Eskadrons = 90 Eskadrons; ferner 12 Husaren- und 11 Ulanen-Regimenter à 8 Eskadrons = 184 Eskadrons, also mehr wie 2 : 1. Der Zahl der Mannschaften nach stellt sich das Verhältniss noch anders, nämlich auf 15,500 Mann schwere Kavallerie, 37,300 Mann leichte Reiterei.

Frankreich hat 300 Eskadrons Reiterei in 54 Regimentern à 6 Eskadrons, ungerechnet der 7 Regimenter afrikanischer (leichter) Kavallerie. Hierunter sind: 78 Eskadrons Kürassiers und Carabiniers, 79 Eskadrons Dragoner, 53 Eskadrons Lanciers, 83 Eskadrons Chasseurs à cheval und 59 Eskadrons Husaren.

Nur die Guides, Chasseurs und Husaren sind leichte Kavallerie, also wie 2 : 3; Dragoner und Lanciers heissen Linien-Kavallerie, Kürassiere und Carabiniers dagegen Reserve-Kavallerie; also eine dreifache Theilung.

England hat 13 schwere und 13 leichte Kavallerie-Regimenter, deren Beschaffenheit jedoch wenig verschieden ist.

Fast immer hat England seine inländische Kavallerie als Reserve- oder schwere Kavallerie gebraucht und ausländischer (deutscher) Kavallerie sich als leichter Kavallerie bedient.

Wir sehen, dass das Verhältniss der schweren und leichten

Kavallerie zu einander höchst verschieden in den verschiedenen Armeen ist, dass aber die Zahl der leichten Kavallerie bei den Oesterreichern und Russen bedeutend die der schweren Kavallerie überwiegt, während bei den Franzosen gerade das Umgekehrte stattfindet. Dieses ist um so auffallender, als gerade Oesterreich, und vor Allem Russland, im Fall des Bedarfs so viel leichte Reiterei, als nöthig, würden aufbieten können. Bei Lichte besehen, stellt sich aber die Sache anders. Die Husaren und Ulanen der Russen würden überall anderswo als Linien- oder schwere Kavallerie angesehen werden; auch werden sie nur in der Art gebraucht. Die Kavallerie der Russen ist überhaupt schwere, weil der Russe selbst nicht zum leichten Kavalleristen taugt. Dagegen sind die Kosacken und die aus den südlichen Provinzen rekrutirten Regimenter als leichte Kavallerie anzusehen.

Die schwere Kavallerie soll nun vorzugsweise durch die Gewalt des geschlossenen festen Anrennens wirken. Sie muss daher Kraft, Dauerhaftigkeit und, ohne ungelenk zu sein, ein gewisses Gewicht besitzen; also schwerere und grössere Pferde, grössere und stärkere Leute. Ihre Bewegungen müssen daher zwar schnell, aber zugleich mit einer gewissen Ruhe ausgeführt werden, in welcher allein sich der wahre, geschlossene Zusammenhang erhalten lässt. Die französischen Kürassiere unter Napoleon, im Ganzen schlechte Reiter, attakirten nur im Trabe, aber an diesen obwohl langsamen, aber dichtgeschlossenen Linien zerschellten noch in der Schlacht von Ligny alle Angriffe der preussischen Reiterei.

Der Durchbruch und das Niederreiten des Feindes unter allen Umständen ist die erste Bestimmung der schweren Reiterei, während sie Ueberflügelungen, Flanken- und Rücken-Angriffe, so wie die Verfolgung der leichten Reiterei überlässt. Demgemäss muss ihre Organisation, Formation, Ausrüstung und Ausbildung beschaffen sein, auf den Namen kommt es dann nicht weiter an.

Die leichte Reiterei soll dagegen mehr durch den Ungestüm des Angriffs und durch die Schnelligkeit ihrer Bewegungen wirken. Rasche, dauerhafte Pferde, Gewandtheit von Mann und Pferd, schnelles Erkennen und kühnes Ausführen sind hier die Haupterfordernisse. Sie soll den Angriff des Feindes in Flanke und Rücken nehmen, der schweren Kavallerie und Infanterie die Flanke decken, das Gefecht hinhalten, den Gegner beschäftigen, necken, jede Blösse erspähen und benutzen und endlich bei der Verfolgung ihre ganze Thätigkeit entwickeln. Der General v. d. Marwitz sagt:

»Hat die schwere Kavallerie, die wie ein Gewitter einbrechen muss, ihn geworfen, so muss die leichte Kavallerie ihm im Nacken sitzen und nicht eher ruhen, als bis der letzte feindliche Reiter vom Pferde gehauen ist.«

Ausserdem aber liegt der leichten Kavallerie der Sicherungsdienst des Heeres, bei der Avant- oder Arriere-Garde, durch Entsendungen, Patrouillen, Streifkommando's ob, und sie muss daher für diesen Dienst tüchtig, und für das zerstreute Gefecht, das Einzelngefecht, das Gefecht in kleinen Haufen, welches bei den Unternehmungen des kleinen Krieges vorzugsweise Bedürfniss ist, geübt sein.

Es ist hier der Ort, noch von einer besonderen Waffenart der Kavallerie zu sprechen, von den Dragonern. Wie bereits in der Einleitung bemerkt, kam man im sechszehnten Jahrhundert, zur Zeit Franz I., auf die Idee, die Vortheile der Infanterie und Kavallerie in einer Waffe zu vereinigen, indem man Infanterie zu Pferde setzte. Diese konnte schnell den Bewegungen der Kavallerie folgen oder auch allein auf rasch auszuführende Unternehmungen ausgehen. Dabei focht sie anfangs nur als Infanterie und sass zum Gefecht ab. Bald wurde indess das Bedürfniss, diese Dragoner als Kavallerie zu gebrauchen, lebendig; und diese Seite bildete sich dann so aus, dass alle Dragoner den Fusskampf aufgaben. In unserm Jahrhundert sahen wir trotz der Erfahrung, dass die Gewehre sich nicht besonders konserviren, und trotz des überlegenen Infanteriefeuers, nochmals die Idee der Dragoner als Fusskämpfer in Russland wieder Leben und Existenz gewinnen, aber nur so lange der Friede dauerte. Die Feldzüge der Russen in Asien haben sie aufs Neue zu Grabe getragen. —

Die kriegserfahrenen Schriftsteller der neusten Zeit sind übrigens ganz von der Forderung der schweren Kavallerie abgegangen. Prinz Emil von Wittgenstein sagt: »Eine schwere Kavallerie ist im Einzelngefecht auch schwerfällig; gegen die leichte ist also auch ihr Vortheil rein illusorisch; vor der Tragkraft der neuen Gewehre wird ihre hindernde Ausrüstung völlig nutzlos und macht es ihr fast unmöglich, bis an eine zuverlässige Infanterie heranzukommen; eine unzuverlässige (Infanterie) aber wird sich durch leichte sowohl als schwere über den Haufen rennen lassen.«

»Die Kavallerie müsste also durchweg so leicht ausgerüstet sein als möglich, um durch Ausdauer und Schnelligkeit das zu ersetzen, was ihr die Zielweite der neuen Gewehre an ihrer frühern Wirksamkeit raubt.«

Man kann die Erfahrung der Oesterreicher bei Solferino

als die durchschlagende in diesem Bezug annehmen. Auf ungefähr 3000 Schritt brachte dort eine französische Batterie eine Ulanenschwadron in Unordnung. 25 Schwadronen Reiterei wurden durch dasselbe Feuer so decontenancirt, dass sie nicht in das Gefecht zu bringen waren. Die Oesterreicher haben sich im ganzen Feldzuge nie ihrer schweren Kavallerie bedienen können. Bedenken wir, dass die Artillerie vorläufig im Fortschritt nicht stillsteht, so kann man nur annehmen, dass sie noch heftigere Wirkungen erzielen wird. Der Kavallerie wird also meistens die Aufgabe gestellt werden müssen, auf weite Entfernungen schon in scharfe Gangarten zu fallen, um wenig Verlust zu erleiden. Diese Aufgabe kann sie aber nur mit solchen Pferden erreichen, welche eher klein als gross sind. Dauerhafte, kräftige Pferde hat man aber überall nur in dem kleineren Schlage; daher wählt man besser leichte Reiter und geringe Last. —

c) Die Artillerie.

Seit vier Jahren ist in den meisten Armeen mit der Artillerie eine bedeutende Veränderung geschehen. Nachdem die Vermehrung der Geschütze schweren Kalibers bei den Einen vorangegangen war, folgten die Andern nach, so dass die alte Eintheilung der Artillerie in schwere und leichte nicht mehr das Zahlenverhältniss zeigt, welches früher existirte.

Die schwere Artillerie soll nach den Anforderungen des heutigen Gefechts den Geschützkampf mit Nachdruck und Ausdauer führen können. Sie soll ferner bei der Vertheidigung zur Verstärkung der schwächsten Punkte dienen; beim Angriff zur Vorbereitung desselben aus grösserer Ferne. Die Theoretiker verlangten nun, dass in der Reserve vorzugsweise sie vertheilt sei, widersprachen sich selbst aber, wenn sie sogleich anführten — und mit Recht — dass die Reserve beweglich sei. Es widersprachen sich hier Zweck und Mittel.

Die leichte Fussartillerie, welche noch einige Staaten führen, soll der Infanterie beigegeben werden, in schwierigem Terrain ihr folgen können. Im eminenten Sinne leicht ist endlich die reitende Artillerie, welche der Kavallerie beigegeben wird, um dieser das Element des Ferngefechts und der Defensivkraft zu geben. Sie soll einerseits die Angriffe der Reiterei vorbereiten, die Widerstandskraft der Gegner dazu auflockern, Terrainvortheile behaupten, welche die Reiterei errungen hat. Andrerseits soll sie da in Wirksamkeit treten, wo Artillerie schnell und überraschend wirken kann.

Die notorischen Vervollkommnungen der Geschütze in der neuesten Zeit machen es fast unmöglich, etwas Genaues und

Bleibendes über die faktischen Zustände in den verschiedenen Artillerien zu berichten. Die französische, englische, spanische und preussische haben ihr Material mehrfach geändert und stehen wiederum in einem neuen Bildungsprozess, dem sich auch die Andern nicht entziehen werden, je nachdem es die Finanzen gestatten. Am entschiedensten ist Kaiser Napoleon in dieser Beziehung gewesen. Er hat die Frage der Einheit des Materials vor mehreren Jahren schon durch die Einführung des Granatkanons entschieden. Die österreichische und preussische Artillerie folgten ihm nach, behielten jedoch die Haubitze bei, da die mörserartige Wirkung derselben durch die Granatkanonen bei Weitem nicht erreicht wurde. Ihm folgte man aber auch in einem andern wichtigen Punkte, nämlich der Verweisung der Haubitzen aus den Kanonen-Batterien, indem man in einer Batterie durchweg nur ein Material behielt. Während nun auch die französische reitende Artillerie das 12℔dige Granatkanon führte, glaubte man anderswo (merkwürdiger Weise) noch mit dem alten 6℔der in der reitenden Artillerie verharren zu müssen, und müsste dies allerdings, so lange alles übrige Material aus dem alten 12℔der bestand. Wir müssen jedoch in Bezug auf diese Verhältnisse uns des weitern Details enthalten. Nur so viel dürfte noch hier zu bemerken sein, dass die Eintheilung der Artilleriemassen im Grossen vorläufig noch dieselbe geblieben ist. Preussen und Russland waren die Staaten, welche schon im Frieden die Artillerie so organisirten, wie sie im Kriege auftreten soll. Die andern Grossmächte verfolgen ein anderes Prinzip, so namentlich Oesterreich, England, Spanien, Frankreich.

In Preussen hat man neun Regimenter zu drei 12℔digen, drei aus gezogenen Geschützen formirten, drei reitenden 6℔digen und eine Haubitz-Batterie. Es kamen auf 1000 Mann Infanterie etwa drei Fussgeschütze, auf 1000 Mann Kavallerie etwa sechs reitende Geschütze.

In Oesterreich kommen auf 1000 Mann Infanterie etwa zwei Geschütze, auf 24,000 Mann Infanterie 48 Geschütze.

Die französische Artillerie hat 6 Regimenter Artillerie zu Fuss (Festungs-Artillerie u. s. w.) zu 16 Batterien, 10 Regimenter bespannter Fussartillerie zu 10 Batterien, 4 Regimenter reitender Artillerie zu 8 Batterien. Es ist in neuster Zeit nämlich die Artillerie zu Fuss und die bespannte Fussartillerie verringert worden. Ob aus den 10 Regimentern zu 10 Batterien bespannter Artillerie gefolgert werden darf, dass sie für 10 Corps bestimmt werden sollen, sei dahin gestellt. Ueber die Eintheilung im Kriege ist nichts Sicheres bekannt.

Am stärksten war bisher die russische Artillerie im Verhältniss zu den andern Waffen; es kamen auf 1000 Mann Infanterie $3\frac{1}{2}$ Geschütz. Ob dies Verhältniss sich noch erhalten wird, kann man wohl sicher verneinen. Das Wurfgeschütz war dabei im Verhältniss von $1 : 1\frac{2}{3}$ zu dem andern.

d) Die Pioniere.

Die Pioniere zerfallen nach der Eigenthümlichkeit ihres Dienstes in Pontonniers, Mineurs und Sappeurs. Bei uns sind diese besonderen Zweige des Pionierdienstes bekanntlich in einem Corps vereinigt. Ob dies für die praktische Ausbildung der Mannschaft, wie für die wissenschaftliche der Offiziere gerade vortheilhaft ist, muss dahingestellt bleiben. Zweckmässig dürfte es erscheinen, wenigstens das Mineur-Corps, was nur im Belagerungskriege thätig werden kann, und vorzugsweise aus Bergleuten zu rekrutiren sein wird, abgesondert zu formiren. Bei uns liegt die Vereinigung, die vor dem Jahre 1806 in dem Maasse nicht bestand, wohl in der geringen Zahl der Waffe und in der Absicht, jedes Armee-Corps ganz selbstständig zu machen. Bei den anderen grösseren Armeen finden wir aber eine mehr oder weniger strenge Trennung. So besteht bei den

Franzosen 1 Regiment Pontonniers von 14 Compagnien und 3 Regimenter du génie à 2 Bataillone, jedes Bataillon à 1 Mineur- und 7 Sappeur-Compagnien.

Die Oesterreicher haben ein Pionier-Corps von 4 Bataillons zu 6 Compagnien. Ferner haben sie 2 Genie-Regimenter à 3 Bataillone à 6 Compagnien, bei jedem 1 Lehrbataillon zu 4 Compagnien, ein Viertel zum Mineurdienst und drei Viertel zum Sappeurdienst bei jeder Compagnie.

Bei den Russen sind Pionier-Divisionen und Sappeur-Bataillone. In den Sappeur-Bataillonen sind die dritten und vierten Compagnien Mineurs, und in den 2 reitenden Pionier-Divisionen dieselben Eskadrons Pontonniers. Es bestehen 9 Sappeur-Bataillone. Gegenwärtig hat jedes Infanterie-Corps 1 Sappeur-Bataillon; ausserdem hat man 8 Ponton-Parks-Compagnien.

III. Formation als Truppenkörper.

a) Infanterie.

In allen Heeren finden wir die Grundformation der Infanterie in Regimenter, die in Bataillone und in Compagnien zerfallen, so jedoch, dass die eigentliche taktische Einheit das Bataillon ist. Die Combination der Bataillone zu Regimentern ist in den meisten Fällen taktisch unnütz; indessen ist dieselbe nach anderen Seiten hin unentbehrlich, namentlich in Bezug auf die Disciplin, die Gleichmässigkeit der Ausbildung, den esprit de corps u. s. w.

Deshalb ist man auch fast überall dazu zurückgekehrt, wo man versucht hat, in einzelnen Fällen, und namentlich für besondere Waffenarten, davon abzugehen. Nur bei den Jägern und Schützen weicht man, da sie nie in grösseren Massen aufzutreten bestimmt sind, hiervon ab.

Die Stärke der Bataillone nun ist in den verschiedenen Heeren sehr verschieden; sie wird im Maximo dadurch bestimmt, dass die Masse noch durch die Stimme eines Führers beherrscht, und bis in ein gewisses Detail geleitet werden könne; im Minimo dadurch, dass diese Masse im Gefecht noch selbstständig auftreten kann, durch Gefechte und Märsche nicht zu sehr geschwächt werde, und die Compagnien als Unterabtheilungen noch einen gewissen Grad Widerstands- und Angriffsfähigkeit besitzen. Darüber hinaus wird ein Bataillon ungelenkig, was besonders hervortritt, wenn sie Theile grösserer taktischer Körper bilden; darunter aber zersplittern sich die Kräfte in Haufen, die weder einen nachhaltigen Widerstand zu leisten, noch einen kräftigen Angriff zu unternehmen im Stande sind. Man nimmt hiernach 600 Mann für die mindeste Zahl eines Bataillons, 1200 Mann für das Maximum an, eine Stärke, die nur die österreichischen Bataillone haben, und die uns schon zu stark erscheint. Bei der preussischen Armee und bei den Russen sind bekanntlich die Bataillone 1000 Mann stark; die Oesterreicher haben sie in verschiedener Stärke, 1200 und 800 Mann, letzteres namentlich die fünften Bataillone. Die Bataillone der Franzosen sind ungefähr 900 Mann stark; die der deutschen Bundesstaaten variiren zwischen 700 bis 900 Mann. Ueber die richtigste Stärke der Bataillone hat man viel gestritten; es kommt dabei viel,

oder vielmehr Alles, auf die besonderen Verhältnisse einer jeden Armee an. Preussen hatte in den Freiheitskriegen Bataillone zu 811 Mann; im siebenjährigen Kriege waren sie noch schwächer. Preussen musste früher, vor der Existenz der Eisenbahnen, starke Bataillone haben, denn im Durchschnitt hatte jedes Armee-Corps nach jedem der drei Kriegstheater 100 Meilen zu marschiren; der Verlust bei solchen Märschen ist höchst bedeutend, und nach dem ersten Gefecht konnte daher jedes Bataillon nicht mehr viel über 800 Mann zählen. Jetzt hat sich dies durch das Eisenbahnnetz allerdings bedeutend günstiger gestellt.

Im Jahre 1831 konnten die russischen Bataillone den Feldzug an der russisch-polnischen Grenze durchschnittlich nur mit 800 Mann eröffnen, und beim Sturm von Warschau waren sie auf 400 bis 500 Mann gesunken. Im Gefecht selbst dürften übrigens 3 Bataillone zu 700 Mann besser sein, als 2 zu 1000 Mann, und ganz gewiss sind 3 zu 800 Mann besser, als 2 zu 1200 Mann. Denn abgesehen von der grösseren Anzahl der Offiziere und somit der grösseren Leichtigkeit der Führung zerlegt sich dieselbe Masse leichter und praktischer den Anforderungen des Terrains und Zwecks gemäss. Es tritt aber für preussische und deutsche Verhältnisse noch ein höchst wichtiger Umstand den starken Bataillonen entgegen. Die Russen, Franzosen, Oesterreicher können solche führen, weil sie mehr Compagnien, oder viel mehr alte Soldaten haben. Ihre Compagnien sind, trotz dieser beiden Vorzüge, kleiner als die preussischen. Gegenseitige Kenntniss und Gewohnheit der Führer und Soldaten erleichtern jenen die Erhaltung der Ordnung. So organisirten Truppen gegenüber sind diejenigen, welche bei wenig Offizieren und Unteroffizieren viel mehr junge, unerfahrene, der Strenge des Dienstes ungewohnte Soldaten haben, in einem unberechenbaren Nachtheil. —

Die Infanterie-Regimenter werden überall aus 2, 3 oder 4 Bataillons gebildet. Die englische Formation, wonach jedes Regiment nur 1 Bataillon hat, ist nur für den Frieden, man vermehrt die Zahl der Bataillone nach dem Bedürfniss; jedoch haben sie im Kriege gewöhnlich 2 Bataillone. Auch wird angegeben, dass die Engländer im Gefecht zuweilen aus einem starken Bataillon zwei bilden. In den meisten Fällen dürfte dies jedoch unzulässig, ja gefährlich sein, indem die innere taktische Festigkeit dadurch verloren gehen muss.

In Bayern, Württemberg, Hessen, Baden, haben die Regimenter 2 Bataillone. In Russland haben die Garde-Regimenter 3 Bataillone, die Linien-Regimenter 4 Bataillone. In

Frankreich haben die Regimenter 3 Bataillone und 1 Depot-Bataillon; in Oesterreich 4 Bataillone, 1 Depot; in Preussen 3 Bataillone.

Bei mehr Bataillonen geht die genaue Uebersicht des Details, die Kenntniss der einzelnen Führer und Offiziere mehr oder weniger verloren, und damit gerade das, was man mit der Formation der Regimenter bezweckt, die Gleichheit der Ausbildung, der Einfluss des Commandeurs auf die Gesinnung, den Charakter u. s. w.

Die Bataillone zerfallen nun überall in Unterabtheilungen, Compagnien, und zwar mehr in ökonomischer, administrativer Rücksicht, und zur besseren und gründlicheren Ausbildung des einzelnen Mannes und der einzelnen taktischen Theile, als aus taktischen Rücksichten. Die Compagnie erscheint als taktische Form nur bei den leichten Truppen, den Jägern und Schützen, die in kleinen Abtheilungen verwendet werden, und bei der preussischen Compagnie-Kolonne als Form für das zerstreute Gefecht. Die Stärke der Compagnie ist verschieden, zwischen 90 und 250 Mann, und eben so verschieden die Zahl, welche 1 Bataillon bildet.

Bei den Engländern bilden 10 Compagnien 1 Bataillon, 1 Grenadier-, 8 Füsilier-, 1 Schützen-Compagnie, und eine Compagnie ist (incl. 8 Unteroffiziere) 84 Mann stark, 1 Bataillon incl. Offiziere 906 Köpfe.

Bei den Franzosen bilden 1 Grenadier-, 6 Füsilier- und 1 Voltigeur-Compagnie 1 Bataillon. Die Compagnie ist etwa 115 Mann stark. 24 Compagnien bilden also 1 Regiment, und jedes Bataillon zerfällt in 4 Divisionen zu 2 Compagnien.

Die österreichischen Infanterie-Regimenter sind excl. des Depots 4 Grenadier- und 20 Füsilier-Compagnien stark. Die Grenadier-Compagnien können im Kriege zu selbstständigen Bataillons formirt werden, und werden im Füsilier-Bataillon durch Reserven ersetzt. Die Infanterie-Regimenter bleiben 4 Bataillone à 6 Compagnien stark; die Compagnie ist im Kriege durchschnittlich 200 Gemeine stark, 1 Bataillon 1296 Köpfe. Jedes Bataillon zerfällt in 3 Divisionen zu 2 Compagnien.

Die russischen Bataillone haben 4 Compagnien zu zwei Zügen, und zwar ist eine Compagnie Eliten-Compagnie und heisst bei der Linien-Infanterie Grenadier-, bei den Jägern Carabinier-Compagnie. Sie zertheilt sich auf die beiden Flügel des Bataillons als Grenadier- und Schützenzug; zwei Züge neben einander, die also nicht von einer Compagnie sind, heissen Division; ausserdem zwei Halb-Bataillone. Die Compagnie hat 262 Kombattanten.

Die preussischen Infanterie-Bataillone zerfallen bekanntlich in 4 Compagnien in Stärke von 5 Offizieren, 20 Unteroffizieren, 4 Spielleuten, 226 Gemeinen. Sie dürften leicht die stärksten sein, mit denen eine Armee bei entstehendem Kriege auftreten wird. Es ist das auch in taktischer Beziehung von Wichtigkeit, indem eine Compagnie auch getrennt vom Bataillon einen hohen Grad von Widerstands- und Angriffsfähigkeit hat; ein nothwendiger Umstand, wenn in Compagnie-Kolonnen gefochten werden soll; eine Gefechtsform, die z. B. bei den schwachen Compagnien der Franzosen ganz unzulässig ist.

b) Kavallerie.

Bei der Kavallerie fällt die taktische Einheit mit der Einheit der Formation zusammen; dies ist die Eskadron, die eine Stärke von 120 bis 200 Pferden hat. Der Grund für diese Formation liegt darin, dass eine grössere Zahl nicht wohl mehr von einem Führer im Detail ausgebildet, in disciplinarischer, wie ökonomischer Beziehung genau überwacht, und taktisch im Detail geleitet werden kann. Denn obwohl eine Eskadron von 200 Pferden etwa nur die halbe Frontlänge eines Bataillons von 1000 Mann hat, so wird die taktische Leitung doch durch die Schnelligkeit der Bewegungen, so wie durch die persönliche Theilnahme des Führers am Gefecht viel schwieriger. Die Kavallerie-Regimenter, im Gegensatz zu den Infanterie-Regimentern eine nothwendige taktische Formation, um Einheit in die Handlungen und Bewegungen grösserer Kavallerie-Abtheilungen zu bringen, bilden sich dann aus einer Anzahl solcher Eskadrons, von 3 bis 10 variirend.

Die preussischen Schwadronen sind 150 Pferde stark, und vier solcher Schwadronen bilden ein Regiment.

Bei den Russen sind die Garde-Kavallerie-Regimenter und die Kürassiere 6 Eskadrons stark; die Husaren- und die Ulanen-Regimenter dagegen haben 8 Eskadrons, die Dragoner-Regimenter 10 Eskadrons. Je zwei und zwei Eskadrons bilden eine Division; jede Eskadron hat etatsmässig 167 Pferde, im Frieden 112 Pferde. Ein Regiment zu 8 Eskadrons ist mithin 1380 Pferde stark.

Die österreichischen Kürassier- und Dragoner-Regimenter sind in 6 Eskadrons 1032 Pferde stark, die Eskadron mithin 171 Pferde. Die Regimenter der Husaren und Ulanen 8 Eskadrons zu 200 Pferden = 1600 Pferde.

So starke Regimenter, wie bei den Russen und Oesterreichern, machen natürlich eine weitere Theilung nöthig; das ist eben die in Divisionen zu 2 Eskadrons, welche in den reglementarischen Bestimmungen beider Mächte besonders hervortritt, und namentlich bei den Oesterreichern so stark, dass dagegen das Regiment als Einheit oft verschwindet.

Die französischen Kavallerie-Regimenter haben eine Stärke von 6 Eskadrons; eine davon bildet jedoch höchst wahrscheinlich das Depot, so dass also vermuthlich nur fünf die taktische Einheit des Regiments formiren. Die schweren und Linien-Regimenter haben, excl. Depot, resp. 1282 und 1352 Pferde, die leichten Regimenter 1422; die Eskadrons beziehlich 173, 183, 193 Pferde.

Die englischen Kavallerie-Regimenter sind zu 4 Schwadronen formirt, zerfallen aber ausserdem in 8 Compagnien, eine ganz unnnütze und eigentlich schädliche Einrichtung, da diese Compagnien von 50 bis 60 Mann weder in ökonomischer Hinsicht eine vortheilhafte, noch in taktischer Beziehung überhaupt eine Einheit bilden. Im Feldzuge von 1815 traten die englischen Kavallerie-Regimenter fast sämmtlich nur mit 3 Eskadrons, etwa 400 Pferden, auf, da die vierte Eskadron das Depot bildete.

Unter den Theoretikern ist die Bestimmung der Stärke eines Kavallerie-Regiments eine Streitfrage. Man hat behauptet, die richtigste Stärke eines Regiments sei 800 Pferde, und nimmt an, mit einem Regiment unter 700 Pferden sei kein ordentlicher tüchtiger Chok zu machen. Die Erfahrung spricht allerdings dafür, indessen auch beinahe eben so oft dagegen, wie denn z. B. bei dem bekannten Kavalleriegefecht von Bery-au-bac es 4 schwache Schwadronen zu etwa 50 Pferden waren, die im geschlossenen Anrennen 13 französische Schwadronen über den Haufen warfen. So viel ist gewiss, dass Kavallerie-Regimenter von geringer Stärke im Laufe eines Feldzuges durch Gefechtsverluste, Krankheit, gedrückte Pferde, Entsendungen, Detachements, Kommando's aller Art, bald zu einer so geringen Zahl von Mannschaften und Pferden herabsinken, dass sie als taktische Einheiten kaum noch brauchbar bleiben.

Dies Alles trifft bei sonst richtigem Gebrauch vorzugsweise die leichte Kavallerie, deren Regimenter man daher nicht stark genug machen kann. Die Husaren-Regimenter der alten preussischen Armee waren sämmtlich zu 10 Eskadrons 1600 Pferde stark; die meisten Dragoner-Regimenter eben so. Es scheint daher, dass unsere jetzigen leichten Kavallerie-Regi-

menter zu schwach sind, was wir sehr empfinden würden in einem Kriege mit Russland oder Oesterreich.

General von Bismark will Regimenter von 4 Eskadrons à 207 Pferde, bildet aber aus diesen bei der Formation des Regiments 5 Eskadrons durch Zusammenziehung der 4 Schützenzüge, also Regimenter von etwa 830 Pferden, und er ist der Meinung, dass ein Regiment über 1000 Pferde mehr an Beweglichkeit verliere, als es an Stärke gewinne, während ein Regiment unter 700 Pferden keine Kraft zum Chok habe und nach einigen Gefechten zu schwach werde, um noch als Regiment in der Linie seinen Platz zu behaupten. Dasselbe solle eben so von Eskadrons über 250 und unter 150 Pferden gelten.

c) Artillerie.

Die Artillerie ist überall in Batterien, die, wie bei der Kavallerie, taktische und ökonomische Einheit zugleich sind, getheilt. Ihre Formation in Regimenter, Brigaden, Divisionen, Bataillone hat meist nur Gleichmässigkeit in der Ausbildung nach taktischer, technischer und wissenschaftlicher Seite zum Zweck; als taktische Körper treten diese grösseren Formationen selten auf.

Die Russen haben die stärksten Batterien zu 12 Geschützen; die anderen Mächte formiren sie zu 8, wenige nur haben Batterien zu 6 Geschützen. Die Schweizer Artillerie endlich hat Batterien zu 4 Geschützen. Dies wird das Minimum sein, wenn die innere Stärke der Batterie und ihre Wirkung als taktische Einheit noch von einiger Bedeutung sein soll. Andererseits aber darf die Batterie nicht zu stark sein, da die Masse des Fuhrwerks, des mitzuführenden Materials und Munitionsvorraths die Batterie sonst unbehülflich und schwerfällig macht. 12 Geschütze in einer Batterie dürfte hier das Maximum sein, welches unter Umständen diese Bedingungen schon übersteigt. Endlich ist es von Werth, in einer Batterie nur einerlei Geschützgattung und überhaupt möglichst wenig verschiedene Kaliber zu haben. Die Mischung beider Geschützgattungen ist gegen alle Theorie, und hat in der Praxis nirgend etwas geleistet. Das Leistungsvermögen in Bezug auf die Geschützwirkung ist so verschieden, dass fast immer die eine Waffe zum Nachtheil der anderen in Thätigkeit gesetzt wird.

IV. Formationen der grösseren Massen.

Wir sehen also die Artillerie in Batterien und Brigaden oder Regimenter formirt, die Kavallerie und Infanterie in Eskadrons, Compagnien und weiter in Bataillone und Regimenter. Diese letztere Waffen, die bestimmt sind, im Gefecht in grösseren Abtheilungen aufzutreten, formirt man nun mehrfach bereits im Frieden schon in solche grössere Abtheilungen, Brigaden und Divisionen.

Der Hauptgrund, den man hierbei vor Augen hat, ist mehr der, den Führern, den Generalen, schon im Frieden einen angemessenen Wirkungskreis zu eröffnen. Sie sollen mit den Truppen, die sie commandiren, sich bekannt, mit ihrer Eigenthümlichkeit, der Charakteristik der Personen sich vertraut machen, und die Gleichmässigkeit der Ausbildung der Truppen in höherer Beziehung bewirken. Nothwendig ist eine solche Formation für den Krieg aus taktischen Rücksichten, die wir späterhin betrachten werden; für den Frieden ist sie dagegen keineswegs unerlässlich. In der alten preussischen Armee, so wie in den andern Armeen vor der Revolutionszeit, bestand sie nicht; die Brigade- und Divisions-Eintheilung fand nur für den Krieg statt; die Generale waren nur Regiments-Chefs. Die Franzosen und Engländer haben diese Eintheilung noch jetzt nur theilweise oder gar nicht. Bei den ersteren stehen die Truppen im Frieden zwar unter dem Commandeur der Militair-Division, in der sie garnisoniren, aber nur etwa so, wie sie bei uns unter dem Befehl des Commandanten in einer Festung stehen. In Bezug auf Administration, Oekonomie, Disciplin, inneren Dienst, Ausbildung u. s. w. stehen die Regimenter direkt unter dem Kriegsminister.

Die Infanterie-Brigaden bestehen nun gewöhnlich aus 2 oder 3 Infanterie-Regimentern, je nachdem diese 3 oder 4 oder nur 2 Bataillone haben. Bei den Russen, Preussen und Franzosen bestehen die Brigaden festbestimmt aus 2 Regimentern, also aus 4, 6 oder 8 Bataillonen. Bei den Franzosen tritt bei einigen Brigaden noch ein Chasseur-Bataillon hinzu. Bei den Oesterreichern besteht die Brigade aus einem Infanterie-Regiment à 4 Bataillons und einem Jäger-Bataillon. Die englischen Brigaden bestehen gewöhnlich aus 4 Bataillons.

Acht Bataillone dürfte die grösste Stärke sein, die man einer Brigade, als einer diskreten Infanteriemasse, geben kann, wenn nicht die Beweglichkeit und die Uebersicht im Gefecht verloren gehen soll. Eine jede grössere Zahl von Bataillonen

wird man vortheilhaft wieder theilen. Ebenso wird das Minimum 4 Bataillone sein, und nur besondere Eigenthümlichkeiten können es eigentlich rechtfertigen, Brigaden von dieser Stärke zu formiren. Die Brigaden von 6 Bataillonen kommen übrigens im Kriege schon häufig durch Detachirungen auf diese Stärke. Ganze Brigaden leichter Infanterie, wie die Russen sie formiren, scheinen übrigens nicht vortheilhaft.

Es ist an wirklicher leichter Infanterie kein solcher Ueberfluss, um sie so en masse auf einem Punkte zu verwenden, wodurch leicht Mangel auf andern Punkten entsteht; und dann ist anzunehmen, dass da, wo ganze Brigaden verwendet werden, es zweckmässig sein wird, auch Linien-Infanterie ins Gefecht zu bringen. Will man einen solchen Unterschied machen, so wird es zweckmässig sein, die Avantgarde-Brigade mehr, doch auch nicht ausschliesslich, aus leichter Infanterie zu bilden, und dagegen die Reserve-Brigade nur aus schwerer. So bestand die Avantgarde des Yorkschen Corps (1. Infanterie-Brigade) bis zur Schlacht an der Katzbach aus 4 Füsilier- und 2 Landwehr-Bataillonen. Im Allgemeinen aber wird es stets gut sein, in jeder Brigade leichte und schwere Infanterie zu vereinigen.

Bei der Kavallerie bilden gewöhnlich 2 Regimenter eine Brigade. Sind die Regimenter aber schwach an Eskadrons, so bildet man die Brigaden auch wohl aus 3, und in einzelnen Fällen dann sogar aus 4 Regimentern. Hiernach haben denn die Brigaden eine sehr verschiedene Stärke von 6 bis zu 20 Eskadrons. Die schwachen Brigaden von 6 Eskadrons kommen besonders bei den Engländern und Franzosen vor; indessen sehen wir auch in der preussischen Armee in den letzten Kriegen dergleichen Brigaden. Die stärksten Brigaden sind die der russischen Dragoner zu 20 Eskadrons. Die leichten Kavallerie-Brigaden der Russen und Oesterreicher sind 16, die schweren 12 Eskadrons stark. Sind die Kavallerie-Regimenter 8 Eskadrons stark, so ist eigentlich die Formation von Kavallerie-Brigaden taktisch ganz überflüssig, und diese starken Regimenter ersetzen nicht allein diese Formation, sondern sind sogar etwas Besseres. Bei schwachen Regimentern wird die Brigade nothwendig, wenn mit grösseren Kavallerie-Abtheilungen manövrirt und gefochten werden soll.

Vor allen Dingen aber ist es nothwendig, dass im Felde die Kavallerie-Brigaden aus einer und derselben Waffe bestehen; mindestens aber aus schwerer oder leichter Kavallerie. Die Mischung beider Waffen in einer Brigade hat nichts für sich; dagegen aber den grossen Nachtheil, dass fast immer die

Hälfte der Brigade nicht so gebraucht und verwendet werden wird, wie es die Eigenthümlichkeit ihrer Waffe mit sich bringt, auf welche Weise sie allein ihre Kraft in höchster Potenz entwickeln kann. Es dürfte daher jedenfalls am zweckmässigsten sein, im Kriege Kürassier- und Ulanen-Brigaden und leichte Brigaden zu formiren.

Aus der Verbindung der Brigaden geht nun die erste Einheit gemischter Waffen hervor, die Division; jedoch nicht in der Weise, dass man Infanterie- und Kavallerie-Brigaden vereinigt. Dies würde keine günstige Gefechts-Combination, namentlich in Bezug auf die Kavallerie, geben.

Die Kavallerie findet sich in keinem Heere in der Ueberzahl, um ohne gänzliches Aufgeben der Reserve-Kavallerie die Divisionen so reich mit Kavallerie auszustatten.

Eine Infanterie-Division besteht demnach fast in allen Armeen aus 2 Brigaden-Infanterie, 4 bis 6 Eskadrons Kavallerie und 1 bis 2 Batterien. Im Feldzuge von 1814 und 1815 waren die preussischen Divisionen (die damals Brigaden hiessen) 9 Bataillone, 2 bis 4 Eskadrons und 1 Batterie stark. Die russischen Infanterie-Divisionen sind 2 Brigaden à 8 Bataillone, also 16 Bataillone stark, denen in der Schlachtordnung gewöhnlich 2 Batterien beigegeben sind. Die innige Verbindung der Infanterie und Kavallerie tritt dort erst, dem Prinzipe nach, in dem Armee-Corps hervor, welches aus drei solchen Infanterie-Divisionen und 1 Kavallerie-Division = 32 Eskadrons und 14 Batterien besteht. Auch bei den Oesterreichern und Franzosen finden wir in den letzten Kriegen Aehnliches. Bei ersteren bestand gewöhnlich eine Armee-Abtheilung aus 2 Infanterie-Divisionen (à 2 Infanterie-Brigaden und 2 Batterien) und einer dritten Division, welche aus einigen leichten Bataillonen und 8, 12 bis 16 Eskadrons Kavallerie bestand. Bei den Franzosen bestanden die Corps aus 3 bis 5 Infanterie-Divisionen, denen 1 oder 2 Kavallerie-Brigaden beigegeben waren. Diese Absonderung der Kavallerie haben die Franzosen vielfach bitter empfunden; so bei Möckern, Gross-Beeren. Die Wichtigkeit der Verbindung beider Waffen in einer angemessenen Stärke werden wir späterhin sehen, wo wir die taktische Seite betrachten.

Diese Kavallerie-Divisionen finden wir im Kriege fast in allen Heeren, vorzugsweise aber ist die Reserve-Kavallerie in dergleichen formirt. Sie bestehen dann gewöhnlich aus 2 Kavallerie-Brigaden und 1 oder 2 reitenden Batterien. Napoleon kam auf den Gedanken, aus diesen Kavallerie-Divisionen ganze Kavallerie-Corps zu formiren. Am kolossalsten ist diese Idee

ausgeführt 1812. Er hatte damals 3 Kavallerie-Corps zu 3 Divisionen, und zwar zu einer leichten von 28 Eskadrons und 2 schweren von je 16 Eskadrons. Ferner bestand noch ein viertes Corps von 2 Divisionen, im Ganzen 44 Eskadrons, so dass die ganze Masse 224 Eskadrons betrug. — Ein russisches Kavallerie-Corps besteht aus 2 Divisionen, im Ganzen 48 Eskadrons Kürassiere und Ulanen mit 4 reitenden Batterien.

Von der taktischen Formation dieser grösseren Abtheilungen werden wir späterhin sprechen. Bevor wir aber zu den taktischen Gliederungen und den Evolutionen der verschiedenen Waffen übergeben, wollen wir hier noch

die verschiedene Schnelligkeit und Bewegungsfähigkeit

der einzelnen Waffen betrachten, da dies das Element ist, welches allen Evolutionen und Bewegungen der Truppen zum Grunde liegt, und einen Hauptzug in der Charakteristik der verschiedenen Waffen abgiebt.

Die Bewegung ist in taktischer Beziehung das Mittel, sich zum Gefecht zu entfalten, oder die entwickelten Truppen wieder zusammen zu ziehen, oder sich dem Feinde zu nähern, um zum wirksamen Gebrauch der Waffen zu gelangen, oder endlich, um sich von ihm zu entfernen, um sich der Wirkung der feindlichen Waffen zu entziehen. Die Bewegung wird durch die vielfachsten Umstände und Zufälligkeiten ermässigt oder beschleunigt, und es gehört ein geübter Blick dazu, die Zeit richtig zu schätzen, welche in dem einen oder dem andern Falle für eine Bewegung, wenn sie nicht auf ganz kurze Distanzen und unter völlig bekannten Umständen ausgeführt wird, nöthig ist. Eine solche Schätzung aber ist in den meisten Fällen nothwendig, wenn man einen richtigen Begriff von der Gefahr eines drohenden Angriffs und von den Mitteln ihm zu begegnen, so wie von der zweckmässigen Vertheilung der Truppen im Terrain, in der Gefechtsanordnung und ihrer gegenseitigen Unterstützung erlangen will.

Im Allgemeinen nun verhält sich die Geschwindigkeit der Infanterie und Kavallerie im Gefecht wie 1 : 2, und dieses Verhältniss steigert sich auf ebenem Terrain oder auf kürzeren Distanzen bis auf 1 : 4, d. h. also, Kavallerie braucht ein Viertel so viel Zeit, wie Infanterie, um eine gegebene Entfernung zurückzulegen, oder bringt in gleicher Zeit einen viermal so weiten Weg hinter sich. Im coupirten, durchschnittenen, bergigen Terrain kehrt sich dagegen dieses Verhältniss zu Gunsten der Infanterie, und zuletzt bei steigender Schwierigkeit des Terrains dergestalt um, dass Infanterie in zerstreuter Ordnung

noch fortkommen und selbst fechten kann, wo die Bewegungen der Kavallerie gänzlich aufhören. Die Bewegungsfähigkeit der leichten Fuss- und reitenden Artillerie entspricht im ebenen Terrain den analogen Waffen; sie hört jedoch im coupirten Terrain noch früher auf, wie die der Kavallerie. Die der leichten Fuss-Artillerie kann im ebenen Terrain beinahe bis zur Schnelligkeit der Kavallerie gesteigert werden; jedoch nur auf kurze Entfernungen von 800 bis 1000 Schritt.

Bei einzelnen Tagemärschen erhält sich dieses Verhältniss der verschiedenen Waffen; bei anhaltenden Märschen gleicht es sich nach und nach für alle Waffen mehr aus. Bei sehr weiten Märschen findet es sich aber in der Regel, dass die Infanterie ihr Ziel früher, oder doch schlagfertiger erreicht, als Kavallerie und Artillerie, weil hier die Combination von Mann und Pferd die Abnutzung vermehrt.

Was nun die Infanterie anbetrifft, so ist der gewöhnliche Manövrirschritt 108 in der Minute, der Schritt zu 2 Fuss 4 Zoll gerechnet. Auf kürzere Entfernung, beim Entwickeln und beim Angriff mit der blanken Waffe steigert sich der Evolutionsschritt auf 120 Schritt in der Minute; endlich der Laufschritt, den man nur beim Aufmarschiren und Zusammenhalten der Angriffs-Kolonnen und beim Bajonett-Angriff in letzter Instanz anwendet, erreicht 180 Schritt in der Minute. Es dürfte zweckmässig sein, den Laufschritt mehr, als dies z. B. in Preussen geschieht, auszubilden. Denn auf diese Weise, indem man denselben in Wiederholungen von etwa fünf zu fünf Minuten auf die Dauer von zwei bis drei Minuten anwendet, kann man mit bedeutender Schnelligkeit grössere Entfernungen zurücklegen. Bei der braunschweigischen Infanterie wurde er früher oft angewendet, und bildet noch heute eine Uebung für die französische leichte Infanterie. Wie gewöhnlich sind die Franzosen praktischer in diesem Zweige der Ausbildung als die Deutschen. Sie sagen sich einfach, dass man vor allen Dingen erst lernen müsse, schnell zu gehen, ehe man lernt zu laufen. Deshalb ihre Marschübungen im geschwinden Schritt; zunächst ohne Gepäck, mit Unterstützung der Spielleute; dann Uebergang zu der Marschübung mit Laufschritt; letzterer wird aber auf Märschen nur sehr selten geübt. Unpraktische Leute, welche nur fordern und nicht leisten, verkennen dies Verhältniss vollständig. Daher kommt es, dass die wichtige Uebung des Schnellgehens ganz bei uns vergessen wird. Es ist die einzige, in der wir mit den des Dienstes ungewohnten ältern Leuten beim Ausbruch der Campagne etwas leisten können.

Marschgeübte tüchtige Infanterie wird bei trocknem Wetter, namentlich wenn nicht grosse Hitze ist, auf festem und ebenem Boden, den Schritt zu 108 in der Minute, mehrere Meilen weit aushalten, ohne dass Ordnung, Zusammenhang und Schlagfähigkeit verloren gehen. Der Evolutionsschritt in kleinern Abtheilungen und unter denselben Bedingungen wird auf eine Meile etwa ausgedehnt werden können, wobei in vielen Fällen aber schon alle Kräfte angewendet werden und dann ein Ruhepunkt wird eintreten müssen. Grössere Infanteriemassen kommen dabei in der Regel schon auseinander.

Ganz anders aber stellt sich das Verhältniss, sobald in tiefsandigem oder aufgelockertem Boden, oder in nassem, weichem Terrain, oder auf sehr unebenem Boden marschirt wird. Die gewöhnliche Marschkadance wird da bald auf 90 bis 100 Schritt in der Minute sinken, der Laufschritt auf 130 bis 140, und es wird, wenn nicht Ordnung und Gefechtsbereitschaft verloren gehen sollen, von Zeit zu Zeit gehalten werden müssen. Sind dabei noch mehr oder weniger steile Bergabhänge zu ersteigen, so wird man oft nur die Hälfte oder zwei Drittel dieser Geschwindigkeit annehmen dürfen, wenn in geschlossenen Abtheilungen marschirt wird. Regel ist ferner, dass auf nicht zu weiten Strecken, und im coupirten Terrain, Infanterie in aufgelöster Ordnung sich etwa um 10 bis 20 Schritt in der Minute schneller bewegt, als geschlossene.

Ein Bataillon oder kleinere Abtheilungen können auf festem und ebenem Boden eine halbe Meile in 45 Minuten, eine Meile in 90 bis 95 Minuten zurücklegen. Auf weichem, sandigem oder unebenem Boden brauchen sie hierzu 60 resp. 130 Minuten. Auf guten, trockenen Chausseen werden selbst auch grössere Abtheilungen, bis zu drei Bataillons etwa, Aehnliches leisten.

Starker Wind von vorn, Hitze, Dunkelheit mindern die Marschgeschwindigkeit, Kälte, Wind im Rücken beschleunigen sie. Bewegungen von mehr als einer Meile kommen im Gefecht selten vor, und wir werden von ihnen weiter in dem Kapitel über Märsche sprechen. Bemerken wollen wir, dass man sich nach den angegebenen Daten leicht die Zeit berechnen kann, welche zur Ausführung einer Bewegung, einer Evolution, eines Aufmarsches etc. nöthig ist.

Geschwindigkeit der Kavallerie. Die Angaben der Lehrbücher über die Schnelligkeit der Kavallerie in ihren Bewegungen differiren hin und wieder, indessen sind diese Abweichungen im Ganzen nicht erheblich. Um mit runden Zahlen zu rechnen, können wir annehmen, dass geschlossene Kaval-

lerie auf ebenem festem Boden zurücklegt in einer Minute im Schritt 150, im Trabe 300, im Galopp 450 und in der Carriere 600 Schritt. Dieses ist dann das Maximum, und es ist nur zu erreichen auf kurzen Strecken, festem Boden und nicht abgetriebenen Pferden. Treffen diese Bedingungen nicht zu, so vermindert sich diese Schnelligkeit, und man wird im Felde daher gewöhnlich nur rechnen können für eine Minute im Schritt 120, im Trabe 200, im Galopp 350 und in der Carriere 450 bis 500 Schritt. In beiden Fällen kann man übrigens annehmen, dass ein einzelner Reiter oder eine Flankeurlinie im Schritt 10 Schritt, im Trabe und Galopp in der Minute 50 Schritt mehr zurücklegt, als geschlossene grössere Abtheilungen, was sich in der Carriere bis auf 100 Schritt steigert.

Die beschleunigten Gangarten der Kavallerie sind in der Zeit beschränkt, und zwar je mehr die Schnelligkeit steigt, indem mit dieser Steigerung zugleich ein rascherer Verbrauch der Kräfte des Pferdes stattfindet.

Den Trab hält eine geschlossene Kavallerie eine halbe Stunde aus, Galopp etwa fünf Minuten; dann müssen sich die Pferde verschnaufen, können dann aber nach zwei bis fünf Minuten eine geschlossene Attake machen.

Die Carriere wird man mit einem nicht trainirten, schwer bepackten Kavalleriepferde nicht länger als zwei Minuten fortsetzen können, ohne in einen nicht sehr fördernden Galopp zu fallen. In jener Zeit legt die Kavallerie im Trabe eine Meile (350 Schritt per Minute), im Galopp eine viertel Meile (500 Schritt per Minute) zurück, ein einzelner Reiter auf einem unbepackten Pferde in der Carriere etwa 1000 bis 1200 Schritt.

Grössere Entfernungen, wie eine halbe bis vier Meilen, legt die Kavallerie besonders dadurch so viel schneller als Infanterie zurück, dass sie abwechselnd Trab und Schritt reitet. Man kann hierbei durchschnittlich 250 Schritt in der Minute rechnen, so dass sie auf diese Weise die Meile in 40 Minuten zurücklegt; wird nur Schritt geritten, was auf Märschen niemals gut ist, so braucht sie dazu 70 Minuten.

Was die Artillerie anbetrifft, so ist schon bemerkt, dass sie sich in ihrer Beweglickeit im Allgemeinen den analogen Waffen anschliesst.

Reitende Artillerie wird im beschleunigten Schritt bis zu 150 Schritt in der Minute, im Trabe 300 bis 350 Schritt zurücklegen können, wenn der Boden eben und fest ist. Sie kann diese Geschwindigkeit eben so lange beibehalten, wie die Kavallerie, und wird auch nicht anstehen, 600 bis 800 Schritt im Galopp zurückzulegen.

Die leichte Fuss-Artillerie wird unter ähnlichen Bodenverhältnissen im Schritt 120, im Trabe etwa 250 Schritt zurücklegen. Der Unterschied gegen die reitende Artillerie besteht hier besonders darin, dass die Mannschaft aufsitzen muss, und dass daher die Handpferde und Protzen viel mehr belastet sind, wie bei der reitenden Artillerie. Wenn fahrende und reitende Artillerie abwechselnd galoppirt und trabt, so wird sie durchschnittlich doch nicht mehr als 350 bis 450 Schritt zurücklegen. Der Galopp der Artillerie muss überhaupt immer nur als eine Ausnahme angesehen und nur bei den Aufmärschen und in Fällen angewendet werden, wo es darauf ankommt, möglichst rasch vor dem Feinde einen Punkt zu erreichen oder sich dem Angriff des Feindes zu entziehen.

Die schwere Artillerie hat eigentlich nur die Bewegung im Schritt; sie kann indessen auch kurze Strecken im Trabe zurücklegen, wobei die Artilleristen nicht aufsitzen.

Noch mehr, als bei den andern Waffen, wirkt auf die Beweglichkeit der Artillerie die Beschaffenheit des Bodens, indem nämlich hier das schwerere Geschütz und Fuhrwerk tiefer einsinkt und einschneidet.

Auf weichem, unebenem, sandigem Boden legt die leichte Fuss- und reitende Artillerie nicht über 100 und 120 Schritt im Schritt und etwa nur 180 bis 250 Schritt im Trabe zurück; Zahlen, die noch sinken, je tiefer der Boden und je weniger die Pferde noch einer bedeutenden Anstrengung fähig sind. Schwere Artillerie auf solchem Boden bleibt bald hinter der Infanterie zurück. Die Russen mussten 1831, als sie Anfangs Februar in Polen einrückten und plötzlich Thauwetter eintrat, 96 Geschütze in Białystock zurücklassen, um die Bespannung der übrigen zu verstärken.

Wir haben schon bemerkt, wie wichtig es ist, sich richtige Vorstellungen von der Bewegungsfähigkeit aller Waffen zu machen, um einen Maassstab zu haben, nach dem in jedem einzelnen Falle die verschiedenen Umstände gemessen werden können, die möglicherweise eintreten. Indessen kann durch Zufälligkeiten oder durch eigenthümliche Anordnungen diese Bewegungsfähigkeit der Truppen entweder weit hinter jenem Maass zurückbleiben oder über dasselbe gesteigert werden.

Durch Zufälligkeiten und Anordnungen, die oft ganz ausserhalb des Kreises unserer Berechnung liegen, wird diese Berechnung sehr leicht sich täuschen. Wir erinnern an den Morast in Auerstädt, an den Brand in Wavre, an die Beschleunigung des Marsches 1806 bei den Franzosen durch Vorspann u. s. w. Man wird daher immer gut thun, dem Feinde lieber zu viel,

als zu wenig Bewegungsfähigkeit zuzurechnen, eben so unseren Truppen lieber zu wenig als zu viel.

Dass übrigens dieses richtige Taxiren der Bewegungen der Truppen in Bezug auf Raum und Zeit keine ganz leichte Sache ist, und welchen Einfluss falsche Prämissen in dieser Beziehung auf den richtigen Gebrauch der Truppen ausüben, sieht man schon bei den Friedensmanövern, wo man in vielen Fällen bemerken wird, dass, sobald ein Infanterist kommandirt, der Kavallerie eine viel zu geringe, manchmal, aber selten, auch wohl eine zu grosse Bewegungsfähigkeit zugetraut wird; während, wenn ein Kavallerist führt, die Infanterie überall zu spät kommt, weil ihr in der Combination des Manövers eine grössere Schnelligkeit beigelegt wurde, als sie in der That hat. Ganz ähnlich geht es der Artillerie.

DRITTER ABSCHNITT.

Die taktische Formation und die Evolutionen.

A. Die taktische Formation.

Im Allgemeinen. Wir haben die Taktik als die Kunst definirt, die Truppen zum Gefecht und im Gefecht auf die möglichst zweckmässigste Weise zu leiten und zu verwenden. Dies setzt für jede grössere Truppen-Abtheilung eine bestimmte Gliederung und eine Eintheilung voraus, indem das Gefecht kein ungeregeltes Drauflosgehen sein darf, wenn jede der verschiedenen Waffenarten ihre Gefechtswirksamkeit entwickeln, bis zur höchsten Postenz steigern und den möglichsten Nutzen aus ihrer Bewaffnung und der Anwendung derselben ziehen soll. Erst durch die Eintheilung wird jede grössere Menge von Streitern in den Stand gesetzt, in der Hand des Führers als eine gelenkige Maschine, geeignet für jede Gefechts-Combination, aufzutreten.

Erst so, nachdem die einzelnen Atome sich zu festen Körpern geballt haben und diese in eine organische Verbindung getreten sind, wird es möglich, alle diese einzelnen Kräfte und Kraftäusserungen gegen ein gemeinsames Ziel zu leiten, sie nach dem Gedanken des Feldherrn, des Führers zu lenken, und so diesen Gedanken, das geistige Element in dem materiellen Taktischen, zur Erscheinung und Wirklichkeit zu bringen.

Die Nothwendigkeit dieser taktischen Ordnung und Eintheilung hat sich überall und schon in der ältesten Zeit in der Kriegskunst gezeigt. Die Phalanx der Griechen, die Legion der Römer, waren Heerestheile, die bis ins kleinste Detail festbestimmt, taktisch geordnet und eingetheilt waren, und das Uebergewicht solcher taktischen Ordnung ist überall hervorgetreten, wo dieselbe mit den ungeordneten Barbarenhaufen in Konflikt getreten ist.

Je grösser nun ein Heer oder Heerestheil ist, desto mehr Abstufungen bedarf derselbe, wenn er ein organisches Ganze sein soll, welches zu jeder taktischen Handlung fähig ist. Je kleiner der Theil, desto weniger Unterabtheilungen, Abstufungen; indem mit der Verminderung der Masse auch der Zweck der Verwendung einfacher, und der direkte Einfluss des Führers grösser wird. Die europäischen Heere der neuen Zeit stehen in dieser Beziehung auf fast gleicher Stufe.

I. Taktische Formation der Infanterie.

Bei der Infanterie ist überall das Bataillon die taktische Einheit, sobald es auf die Combination grösserer Abtheilungen ankommt. Das Bataillon zerfällt dann überall wieder in Züge, wodurch dasselbe erst gelenkig und beweglich wird. Es lässt sich erst dadurch theilen, zerlegen, zusammenhalten, nach jeder Richtung hin bewegen und wieder entfalten u. s. w. Die Züge aber bilden sich durch das Neben- und Hintereinanderstellen der einzelnen Soldaten, was dann die Eintheilung in Glieder und Rotten hervorbringt. Man nimmt gewöhnlich auf vier Rotten drei Schritt Frontlänge. Dies ist aber, namentlich im Gefecht und mit völlig kriegsmässig ausgerüsteten Soldaten, zu wenig, und man irrt weniger und hat auch eine bequemere Rechnung, wenn man auf die Rotte einen Schritt rechnet. Vielfältig hört man noch auf enge geschlossene Fühlung dringen. Dies ist ein Fehler. Die Glieder bewegen sich besser bei weniger dichtem Schluss; es kommt nur darauf an, dass der Soldat es gewohnt werde, sich in solcher Form zu bewegen. Diese Fühlung ist übrigens auch in einem schwierigen Terrain nie zu erhalten, und grade dann macht sich der Mangel der Gewohnheit bemerkbar. Der Soldat der gewöhnt ist, dicht geschlossen zu marschiren, geräth bei jeder Störung in Unordnung und Unruhe. Die hinteren Glieder sind von den vorderen 2 Fuss entfernt. Ueber 2½ Fuss darf die Entfernung im Gefecht nicht betragen, da sonst das Feuer des zweiten Gliedes dem ersten gefährlich wird und die Bewegungen der Kolonnen zu schwerfällig ausfallen. Unter 2 Fuss Abstand sind die Bewegungen für die hinteren Glieder höchst unbequem oder ganz gehindert.

In dem historischen Theil der Einleitung haben wir bereits erwähnt, wie die grössere Ausbildung der Feuerwaffen allmälig dahin führte, die Stellung in grösserer Tiefe aufzugeben und sich statt dessen in der Breite auszudehnen. Einerseits geschah dies, um selbst mehr Feuerwirkung zu haben, den möglichst grössten Theil der Feuergewehre ins Gefecht zu bringen,

also den höchsten Nutzen aus dieser Art der Bewaffnung zu ziehen; andererseits aber auch, um der Wirkung des Gegners, besonders der Wirkung der Artillerie gegen die Massen zu entgehen, die um so mörderischer wurde, je mehr sich die Artillerie ausbildete. Und es lässt sich behaupten, dass man in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts allgemein bis zur Fechtart in zerstreuter Ordnung übergegangen sein würde, wenn nicht ein Zusammenhang nothwendig gewesen wäre, um die Truppen in der Hand zu behalten, und die Möglichkeit zu haben, in jede Formation und Stellung überzugehen. Die Linie wurde so, im Gegensatz zu der früheren Massenstellung, die Fundamentalstellung, und bildet jetzt die Basis sowohl für die Formation der Kolonne, als auch die der Tirailleurs, die aus ihr hervorgehen.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts war daher die Infanterie überall bereits in vier Gliedern formirt; das erste Glied fiel auf das rechte Knie, die drei ersten Glieder feuerten so, während das vierte eine Art von Reserve bildete und den Zusammenhang vermehrte. Nur die preussische Infanterie formirte sich bereits seit dem Jahre 1730 in drei Gliedern, was Friedrich Wilhelm I. auf Betrieb Leopolds von Dessau einführte, den wir überhaupt als den Schöpfer der preussischen Infanterie-Taktik ansehen müssen. Er wollte sogar Friedrich den Grossen bewegen, die zweigliedrige Stellung der Infanterie einzuführen, konnte aber nicht durchdringen, trotzdem dass dieser Fortschritt sicher sehr vortheilhafte Seiten für die Verhältnisse der preussischen Armee darbot. Die Oesterreicher nahmen in der Schlacht von Kollin zum ersten Male diese Stellung im Gefecht an, die andern Heere folgten dann bald nach, und um so mehr, als man überall einsah, dass gerade diese Stellung vorzugsweise allen Anforderungen entspricht. In neuerer Zeit ging man indessen vielfach noch weiter. So setzten die Engländer normalmässig ihre Infanterie 1808 auf zwei Glieder, wobei sie auch geblieben sind. In den andern Heeren kommt diese Formation nur ausnahmsweise und gleichsam als Nothbehelf vor. So z. B. mehrfach im Feldzug von 1792; die Rüchelsche Infanterie am 14. Oktober 1806; die Oesterreicher im Feldzug von 1794; die Franzosen endlich im Feldzug von 1813, wo sie Napoleon als einen Fortschritt ansah und allgemein einführte. Wie alle anderen Armeen, so ist aber auch er bald wieder davon abgegangen, und 1815 fochten die Franzosen wieder in drei Gliedern. Bei uns formiren sich nur die Jäger und Schützen in zwei Gliedern, da sie nie in geschlossener Linie zu fechten bestimmt sind.

Ob zwei oder drei Glieder zweckmässiger seien, ist ein Streitpunkt der Theoretiker. Für die Stellung in zwei Gliedern spricht, dass auch bei dreien doch immer nur zwei in eigentlicher Gefechtsthätigkeit sein können, so wie man das Niederfallen des ersten Gliedes aufgiebt, von dessen Unzweckmässigkeit man allgemein überzeugt ist, und was nur die Franzosen reglementsmässig für einige Fälle noch beibehalten haben. Es spricht ferner dafür, dass von einer gleichen Anzahl allerdings mehr Gewehre in Thätigkeit kommen, nämlich alle. Endlich ist der Einwurf, den man gegen die Formation in zwei Gliedern aufstellt, als hätte eine so gegliederte Infanterie nicht Widerstandskraft genug gegen Kavallerie, ungegründet. Ist man vorbereitet, so formirt man Karree, und ist man unvorbereitet, so kann doch nur die Feuerwirkung retten. Dass dem so ist, hat die englische Infanterie namentlich bei Belle-Alliance und Quatre-bras vielfach gezeigt. Es ist hiebei von Wichtigkeit anzuführen, dass die fähigsten Marschälle Napoleons, Marmont, Gouvion St. Cyr, ausserdem die Generale Pelet, Lamarque, Fririon u. A. m. für die Rangirung in zwei Gliedern waren. Aber »die Gewohnheit und die Vorurtheile sind stärker als die Gründe« sagt Gouvion St. Cyr *).

Erwägen wir dagegen nun, was für drei Glieder angeführt wird. Dieselbe Anzahl Soldaten nimmt in zwei Gliedern eine grössere Front ein, als in drei Gliedern, und eben in dem Verhältniss wie 3:2. Ein Bataillon von 1000 Mann enthält etwa 900 Feuergewehre, und ist in zwei Gliedern 450 Schritt, in drei Gliedern nur 300 Schritt lang. Mit der grösseren Frontausdehnung wächst natürlich, beinahe in geometrischer Progression, die Schwierigkeit der Handhabung. Bei der Stellung in zwei Gliedern muss man daher schwache Bataillone haben. Ferner ist die intensive Kraft, der Zusammenhang, die feste Haltung der Truppen, viel grösser bei drei Gliedern als bei zwei, ein Umstand, den man selbst auf dem Exerzirplatz deutlich wahrnehmen kann. Lücken, die im Gefecht durch Todte und Verwundete, so wie durch das Auseinanderkommen der Leute entstehen, sind schnell, und zwar in jeder Unterabtheilung für sich, durch das dritte Glied auszufüllen, was bei zwei Gliedern nur im ganzen Bataillon und durch Zusammenrücken möglich ist. Ferner hat man an dem dritten Gliede eine vortreffliche Reserve, die man aus dem Gefecht zurückhalten, zur Aufnahme des Bataillons, oder zur Erringung der Entscheidung auf einen Punkt, oder endlich zur Verlängerung

*) Siehe hierüber Renard, »Taktik der Infanterie,« deutsche Uebersetzung S. 64 ff.

der Front und Umfassung des Gegners benutzen kann. Endlich, und das ist der Hauptvortheil, kann das dritte Glied für das zerstreute Gefecht verwendet werden, ohne dass dadurch das Bataillon in seiner Fundamental-Formation wesentlich geschwächt wird, während die zweigliedrige Stellung die Tirailleurs aus der Front selbst entnehmen muss, wodurch eine Schwächung der Linie und Lücken in derselben entstehen.

Fassen wir diese Ansichten schärfer ins Auge, so ist diejenige, dass die intensive Kraft bei drei Gliedern grösser sein soll, lediglich aus der Anschauung hervorgegangen, welche aus langjähriger Gewohnheit immer entsteht. Wie immer, fällt und steht also ihr Werth mit der Gewohnheit. Der Soldat hat kein Urtheil über denselben. Ist er gewöhnt in zwei Gliedern zu fechten, so ist er in dieser andern Natur eben so zu Hause, wie derjenige welcher an ein drittes Glied gewöhnt ist.

Verfügt man also von vorn herein schon über dieses dritte Glied, wie das in der preussischen Infanterie der Fall ist; bringt man sich selbst in die Lage, oft in zwei Gliedern fechten zu müssen, so ist es sicher besser, den Soldaten bei jeder Gelegenheit auch in zwei Gliedern auftreten, exerziren zu lassen. Er muss eines genau und sicher kennen, namentlich der junge Soldat; und nichts steht dem im Wege, die zweigliedrige Stellung anzunehmen, da man die Schützenzüge in der alten Art doch beibehält. Niemand ist bei ihr gezwungen, die Schützen aus der Front zu nehmen.

Wo diese wesentlichen Arten der Verwendung des dritten Gliedes nicht stattfinden, wie bei den Franzosen und Engländern, hat die Stellung in zwei Gliedern Eingang gefunden. Auch die schwedische Armee, deren Taktik durch einen kriegserfahrenen Monarchen (Bernadotte) begründet ist, hat die Infanterie in zwei Gliedern, und die Compagnie zu drei Zügen rangirt, von denen der dritte zum Tirailleur-Zug bestimmt ist. Bei den Engländern ist es die Eigenthümlichkeit der Nationalität, aus der die vorzugsweise Ausbildung des geschlossenen Feuergefechts und ihre vorzugsweise defensive Kriegs- und Gefechtsweise hervorgeht, und wobei denn allerdings die Stellung in zwei Gliedern die zweckmässigere ist.

Die Unterabtheilungen des Bataillons, durch welche die Theilung in Glieder und Rotten hindurchgeht, sind also die Züge, Pelotons, die dann namentlich für den Marsch, wo sie eine noch zu grosse Frontbreite haben würden, wieder in Halbzüge und Sektionen zerfallen. Bei allen diesen Theilungen muss das Prinzip der Gleichheit, und vorzugsweise der Gleichheit in der Frontlänge maassgebend sein, damit die Bewegungen

und Evolutionen durch ungleiche Theile nicht gestört werden. Die Zahl Zwei, mit ihren Produkten, ist offenbar hier am bequemsten, und diese Art der Theilung daher auch fast überall angenommen.

Bei den Franzosen bildet jede Compagnie ein Peloton, das in zwei Sektionen zerfällt; zwei Züge, vom rechten Flügel an, eine Division; zwei Divisionen ein Demi-Bataillon.

Bei den Oesterreichern zerfällt jede Compagnie in vier Züge und zwei Halb-Compagnien; ein Zug hat 9 bis 16 Rotten, nach der Stärke der Compagnie. Zwei Compagnien bilden eine Division. Die Züge zählen in jeder Division von beiden Flügeln nach der Mitte. Ein Bataillon von 6 Compagnien hat mithin 24 Züge; eins von 4 Compagnien 16 Züge, wodurch das Evolutioniren sehr schwerfällig wird.

Bei den Russen hat jede Compagnie zwei Züge; durch die Theilung der ersten Compagnie aber auf beide Flügel entsteht eine Zerreissung der Divisionen, die aus je zwei Zügen bestehen, was offenbar auf die Erhaltung der Gefechtsordnung nicht vortheilhaft wirken kann.

Die preussische Eintheilung ist in zwei Zügen; ferner halbe Züge und Sektionen. Die Eintheilung in Divisionen hat die preussische Infanterie nicht; sofern eine weitere Theilung der Bataillone nothwendig wird, tritt die Theilung in Compagnien ein.

2. Taktische Formation der Kavallerie.

Wie bei der Infanterie führte auch bei der Kavallerie die mörderische Wirkung des Artilleriefeuers und die erlangte Einsicht, dass bei rascher Attake die hinteren Glieder nur unnütz seien, zum Aufgeben der tiefen Stellung und zur Verbreiterung der Front. Nichtsdestoweniger formirte man noch bis zum siebenjährigen Kriege die Kavallerie überall in wenigstens drei Gliedern, wobei das dritte Glied eine Art von Reserve bildete, die die Bestimmung hatte, zu allen Kommandos, Detaschirungen, zu dienen, in taktischer Beziehung aber benutzt wurde, um die Flügel der Eskadrons vorzugehen und den Feind in Flanke und Rücken anzugreifen. Das war aber natürlich nur möglich, wenn die Schwadronen, wie damals gebräuchlich, mit zwanzig Schritt Intervalle attakirten, die Attaken selbst im Trabe gemacht wurden und der Angegriffene nach damaliger Weise die Attake stehenden Fusses und feuernd empfing. Sobald man den Accent der Attake auf die Vehemenz des Anrennens legte, also in der Carriere, und dabei geschlossen attakirte, mussten solche künstliche Bewegungen wegfallen, und

die Unzweckmässigkeit einer solchen Formation hervortreten. Sie entzog dem Gefechte ein Drittel der Mannschaft, dessen Stoss gar nicht zur Kraftäusserung kommen konnte.

Schon im Jahre 1743 wurde in dem preussischen Reglement für die Husaren bestimmt, dass sie sich bei allen Kommandos und im Gefecht in zwei Gliedern formiren sollten. Die schwere preussische Kavallerie formirte sich zum ersten Male zum Gefecht in zwei Gliedern zur Schlacht von Rossbach, obschon auch für sie die Formation von drei Gliedern in zwei eine reglementarische Evolution war. Die österreichische Kavallerie, so wie die der anderen Mächte, nahmen diese Formation erst nach dem siebenjährigen Kriege an.

Insofern man nun gegenwärtig die Hauptwirkung der Kavallerie in die Vehemenz ihres Stosses legt, kann man der Ansicht sein, dass nach der Fechtweise der geharnischten Ritter des Mittelalters, selbst ein Glied für die Attake ausreiche. Viele alte, besonders englische Kavalleristen neuerer Zeit, sind der Meinung dass ein Glied für den Kavallerieangriff genüge. Hiergegen ist aber zu berücksichtigen, dass ein Glied weder für die Bewegungen, noch bei der Attake, Zusammenhang und Nachdruck genug besitzt. Bei den schnelleren Gangarten des Choks entstehen leicht Lücken und Schwankungen, die sich bei einem Gliede gar nicht redressiren lassen, während sie bei zwei Gliedern nicht leicht nachtheilige Folgen haben. Das zweite Glied, obschon es, wenn geschlossen geritten wird, zur Entwickelung der Wirkung seines Stosses erst kommt, nachdem das erste Glied bereits eingebrochen ist, gewährt doch die grossen Vortheile, dass sich jede Lücke, die im Verlauf der Attake im ersten Gliede entsteht, gleichsam von selbst ausfüllt, und dass den feindlichen Gegnern, die das erste Glied durchbrechen, ein neuer Widerstand entgegentritt. General Kinloch (siehe Taktik von Brandt, dritte Auflage S. 225 ff.) behauptet aber, dass zwei Glieder mehr Lücken gäben. Nolan ist der entgegengesetzten Meinung.

Damit das Ausschreiten der Pferde des zweiten Gliedes nicht gehindert werde, stehen die Glieder mit einem Abstande von 2 bis 3 Fuss, bei uns reglementsmässig 2 Fuss. Für die Tiefe eines Gliedes, also eine Pferdelänge, rechnet man durchschnittlich 7 Fuss 6 Zoll, so dass also zwei Glieder Kavallerie ohne die Offiziere eine Tiefe von 17 Fuss einnehmen. Dagegen nimmt ein Reiter in der Front, Knie an Knie, eine Breite von 2 Fuss 6 Zoll ein, also genau ein Drittel seiner Tiefe; ein Verhältniss, worauf, wie wir später sehen werden, die Wendung zu Dreien beruht. Reglementsmässig schliesst die preus-

sische Kavallerie jetzt Bügel an Bügel, so dass man im Durchschnitt 3 Fuss auf den Mann rechnen kann. Bei den Franzosen beträgt der vorschriftsmässige Raum 1 Meter. Die Kavallerie steht dadurch bequemer und ist deshalb beweglicher; ob aber dadurch die Vehemenz des Choks gewonnen hat, muss um so mehr dahin gestellt bleiben, als die erfahrensten Kavalleristen darüber nicht einig sind. Die Seydlitzsche Kavallerie ritt nach dem Reglement vom Jahre 1743 Schenkel an Schenkel, oder Knie hinter Knie; späterhin ging man zur Schliessung von Knie an Knie, und 1812 zur jetzigen von Bügel an Bügel über. Für die schwere Kavallerie dürfte eine engere Schliessung allerdings zweckmässig sein, da es bei ihr vorzugsweise auf das Niederrennen und Durchbrechen des Gegners ankommt, was nicht wohl auszuführen sein dürfte, wenn man, wie der General von Marwitz sagt, Attaken von Kürassier-Regimentern sieht, wo zwischen je zwei Angreifenden immer ein feindlicher Reiter hindurch reiten kann. Die österreichische Kavallerie reitet Knie an Knie. Die französische botte à botte, mais sans aucune pression de l'une à l'autre.

Wie bei der Infanterie, bilden sich aus den Gliedern und Rotten die Züge, deren bei allen Kavallerien die Eskadron vier hat. Zwei und zwei Züge bilden dann eine halbe Eskadron, bei den Oesterreichern einen Flügel, bei den Franzosen eine Division.

Je nachdem man bei der Bestimmung der Stärke des Zuges entweder von dem Begriff desselben selbst ausgeht, oder von der angenommenen Stärke der Eskadron, kommt man in dieser Beziehung auf ein anderes Resultat.

Der General von Bismark hat in seiner Schwadron ausser den Unteroffizieren und Schützen 128 Reiter = 64 Rotten, also Züge von 16 Rotten; Schwadronen, die 144 Reiter zählen, haben sogar 18 Rotten per Zug.

Der General von Thielemann *) macht dagegen seine Züge nur 12 Rotten stark, will aber die Kavallerie in drei Glieder formiren. Er sagt, da der Zug die kleinste Manövrir-Abtheilung sei, so liefere er durch sein Minimum und Maximum aus sich selbst den Maassstab der Stärke, sowohl für sich, als für die zweite grössere Abtheilung, die Schwadron. Die Länge und Breite des Pferdes mit dem Reiter giebt das Maass dieser auf innerer Nothwendigkeit beruhenden Stärke. Setzt man die Länge eines Pferdes = 8 Fuss, so haben zwei oder drei Glieder eine Tiefe von 16 Fuss oder 24 Fuss. Die Breite von

*) Zeitschrift für Kriegswissenschaft und Geschichte des Krieges 1837. 4. Heft.

drei Pferden nimmt er mit dem Reiter Knie an Knie = 8 Fuss, woraus hervorgehe, dass die Breite von drei Pferden dreimal in der Front des Zuges enthalten sein müsse, wenn diese Breite ebenso gross sein soll, wie seine Tiefe = 24 Fuss. Daher seien neun Rotten das Minimum eines zum Manövriren beweglichen Zuges. Das Maximum sind 15 Rotten, wobei schon oft die Nothwendigkeit des Abbrechens eintreten werde; daher dann die Mittelzahl von 12 Rotten das richtigste Verhältniss sei. Die Aufstellung in drei Glieder sei ein Uebergang zum Angriff in Kolonnen, und drei Glieder möchten bei der Kavallerie um so mehr theoretisch und praktisch als Grundsatz anzunehmen sein, als die eiserne Nothwendigkeit im Felde nur zu bald auf zwei Glieder gebieterisch zurückführe.

So formirt denn der General von Thielemann seine schwere Kavallerie-Schwadron aus einem Maximo von

4 Zügen à 12 Rotten	=	144 Pferden,
8 Unteroffizieren	=	8 »
2 Wachtmeistern	=	2 »
4 Trompetern	=	4 »
1 Schmied und 1 Chirurgus	=	2 Pferden,
		160 Pferden,

oder aus dem Minimum

4 Züge à 9 Rotten	=	108 Pferden,
wie oben	=	16 »
		124 Pferden.

Die leichte Kavallerie in fünf Zügen, also per Eskadron 36 Pferde mehr. Hiergegen ist zunächst zu bemerken, wie General Thielemann selbst zugiebt, dass die Nothwendigkeit bald auf zwei Glieder zurückführe. Warum also nicht von vorn herein die Leute an diese Fechtart gewöhnen? Warum dann, wenn sie in der Gewohnheit ihre Ruhe und Sicherheit haben, dieses Band fahren lassen? Seydlitz hat zwar vor der Schlacht von Rossbach die dreigliedrige Tiefstellung verlassen, aber er that diesen Schritt mit alten kriegsgewohnten Führern und Reitern. Mit jungen Soldaten würde er höchst gefährlich sein.

Es ist aber ferner noch zu beherzigen: Ein Zug von 9 Rotten in drei Gliedern bildet ein Quadrat von 24 Fuss Seitenlänge, und die Schwadron besteht also aus vier solcher Quadrate; wird mit Zügen abgeschwenkt, so ist die Distance der Züge = Null und kein Platz für die Zugführer; es ist daher nicht zu begreifen, wie der General eine solche Formation eine bewegliche nennen kann. Bei drei Gliedern ist das Minimum 12 Rotten, denn dabei haben die Züge erst eine

Pferdelänge Distance, und wenn die Züge in der That beweglich bleiben sollen, so wird man sie sogar 18 Rotten stark machen müssen, da der General auf die Distance zwischen den Gliedern gar nicht gerechnet hat. — Das Abbrechen aber kann nur beim March auf engen Wegen, durch Defiléen nothwendig werden, und da ist es gleichgültig. Wir wollen nicht in Abrede stellen, dass unter Umständen die Formation in drei Glieder in einzelnen Fällen zweckmässig sein mag; was jedoch für die in zwei Glieder spricht, ist schon angeführt, und ausserdem spricht alle Erfahrung seit der Schlacht von Rossbach dafür. Wir haben die Ansicht des Generals von Thielemann etwas näher erörtert, um zu zeigen, wie wenig man sich in dergleichen Dingen auf Autoritäten verlassen kann.

Für die Rangirung in zwei Glieder scheint eine Stärke von 12 Rotten per Zug die grösstmöglichste Beweglichkeit zu haben, was auch bei den Franzosen reglementsmässig ist. 12 Rotten haben eine Breite von 30 Fuss, mit dem Flügelunteroffizier sogar 32 Fuss, und eine Tiefe von 16 bis 17 Fuss. Wird mit Zügen abgeschwenkt, so hat der Zug zwei Pferdelängen Distance, in welcher der Zugführer und die Schliessenden Platz finden. 9 Rotten sind das Minimum für zwei Glieder = 25 Fuss Breite, indem dann noch eine Pferdelänge Distance bleibt; das preussische Reglement bestimmt daher ganz consequent, dass bei geringerer Zahl nur drei Züge formirt werden sollen. Der Vortheil der Züge in 12 Rotten besteht vorzugsweise und allein nur darin, dass sich die Distancen leichter erhalten lassen. Die Distance beträgt dann gerade zwei Pferdelängen und wird durch die Pferde des schliessenden Unteroffiziers und des Zugführers genau ausgefüllt. — Daher die Vorliebe für 12 Rotten; es ist nur Bequemlichkeit.

Obschon nun so 12 Rotten das bequemste Verhältniss abgeben, so werden dadurch die Schwadronen doch zu schwach, nämlich nur 96 Pferde im Gliede. Starke Eskadrons aber sind von so wesentlichem Nutzen, dass wir überzeugt sind, jeder praktische Kavallerist würde lieber mit 20 Rotten per Zug etwas unbequemer manövriren, als mit 12 Rotten bequemer. Uebrigens handelt es sich hierbei am Ende auch nur um eine bis zwei Sekunden, worauf es schwerlich jemals im Gefecht wesentlich ankommen wird. Bei den Franzosen gilt die Regel, dass die Züge, sobald sie 16 Rotten stark sind, in zwei Sektionen zerfallen. Das scheint aber unpraktisch zu sein, da es stets, die Züge mögen so gross oder so klein sein wie sie wollen, vortheilhafter sein wird, mit ganzen Zügen zu evolutioniren. — Bei den Oesterreichern und Russen bilden ferner

zwei Eskadrons eine Division, in der, bei den Oesterreichern, die Züge und Flügel von beiden Seiten nach der Mitte zu zählen. In umgekehrter Weise zählen die Divisionen, und dies erhält noch eine besondere Wichtigkeit, als im Regiment, ebenso wie in jeder Division von den Flügeln gegen die Mitte rangirt wird, und daher die Oberstlieutenants- und zweite Majors-Division die grössten Leute und Pferde erhalten, dagegen die Obersten- und erste Majors-Division die kleinsten.

Zweite Eskadron.				Erste Eskadron.			
Erster Flügel.		Zweiter Flügel.		Zweiter Flügel.		Erster Flügel.	
2.	4.	6.	8.	7.	5.	3.	1. Zug.
Zweite Majors-		Erste Maj.-		Oberst-		Oberstlieuten.-Division.	
≡		≡		≡		≡	

Während nun bei der Infanterie die Compagnien dicht aneinander schliessen, und so die taktische Einheit, das Bataillon, bilden, sind bei der Kavallerie, da hier diese Einheit offenbar die Eskadron ist, diese nicht enge geschlossen, sondern haben überall grössere oder kleinere Intervallen. In einer früheren Zeit, z. B. im dreissigjährigen Kriege, betrugen diese Intervallen in der Regel die Frontbreite der Schwadronen; später wurden sie immer mehr verkleinert. Nach dem Reglement von 1743 betrug diese Intervalle 12 Schritt und wurde unter Umständen bis auf 20 ausgedehnt. Die Ansichten hierüber sind in den verschiedenen Armeen abweichend. Das preussische Reglement schreibt 4 Schritt vor; das französische, englische und österreichische 12 Schritt; der General von Bismark verlangt ebenfalls nur 4 Schritt. Die Intervallen dienen vorzugsweise dazu, die Ordnung und das Geradeaus-Reiten bei den Attaken zu erhalten, wie wir dies weiterhin sehen werden. Ein Gegenstand, den wir hier noch zu betrachten haben, ist die Stellung der Offiziere. Bei der Infanterie ist dieselbe fast üerall gleich oder doch gleichgültig; bei der Kavallerie, wo es wesentlich auf den Einzelkampf ankommt, in welchem der Offizier seinen Leuten ein vorleuchtendes Beispiel geben muss, ist dies etwas Anderes. Die Stellung der Offiziere hat daher in dieser Beziehung zu mehrfachen Erörterungen Veranlassung gegeben. Es darf nicht übersehen werden, dass die Offiziere, welche in der Regel bessere Pferde reiten, wenn sie sich vor der Front befinden und das schnellste Tempo der Attake lange dauert, oftmals weit voraus in den Feind gerathen und dann

häufig ohne Unterstützung der Ihrigen niedergehauen werden. Oberst von Dolffs wurde so, seiner Brigade auf einem englischen Pferde voranreitend, bei dem Ueberfall von Haynau 1813 im Handgemenge getödtet; die Attake hatte mit einem langen Trabe begonnen und mit einem langen Galopp geendigt, um die französische Infanterie zu überraschen.

Nach dem preussischen Reglement vom Jahre 1812 sollen die Offiziere bei der Attake und dem Frontmarsch sich vom Zuge aufnehmen lassen, so dass die Kruppe ihrer Pferde sich im ersten Gliede befindet, wodurch sie die mittelste Rotte rückwärts ausdrängen. Die Praxis hat jedoch diese allerdings unpraktische Bestimmung verdrängt, und die Offiziere befinden sich jetzt bei allen Gelegenheiten vor der Front. Ebenso ist es bei den Franzosen und Russen; bei den Oesterreichern reiten die Offiziere, welche Züge führen, im Gliede, auf den rechten Flügeln ihrer Züge, die Rittmeister hinter der Front. — Die Meinungen sind hierüber ebenso getheilt, wie die Bestimmungen verschieden sind. Bei der preussischen Kavallerie ist man jedoch, und wir glauben, mit vollem Recht, der Meinung, dass der Offizier immer, und am meisten im Augenblick der Gefahr, im Moment der Entscheidung, vor der Front sein müsse; da, wo seine Leute ihn sehen, wo sein Beispiel ihnen voranleuchtet, wo er zugleich am besten übersieht und durch Zuruf und Wink auf sie wirken kann. Am nothwendigsten ist dies bei einer Kavallerie, die aus jungen Soldaten besteht. Die österreichische Kavallerie hat viel alte Soldaten; das Bedürfniss mag da weniger scharf hervortreten. Das Zurückziehen in das Glied, wenn die Attake beginnt, ist aber jedenfalls das am wenigsten passende Auskunftsmittel.

Nachdem wir nun so die Gliederung und taktische Fundamental-Formation der Truppen betrachtet haben, gehen wir zu den Evolutionen derselben über.

B. Die Evolutionen.

Organisation und Formation sind, wie wir gesehen haben, eine unerlässliche Bedingung für den Gebrauch grösserer Truppenkörper. Es ist dies die Grundlage, das Fundament, welches sie befähigt, dem Gefechtszwecke gemäss verwendet zu werden, als ein gelenkiges Instrument in der Hand des Führers zu erscheinen. Das weiter Nothwendige ist, dass die Bewegungen und Formen, die in taktischer Beziehung zweckmässig und

erforderlich sind, in derselben Weise geregelt und in ein System gebracht werden. Dieser weitere, innere Mechanismus der Truppenkörper ist, so weit er sich auf die Handhabung und den Gebrauch der Waffen bezieht, das Waffen-Exerzitium; insofern er sich auf die Bewegungen und taktischen Formen bezieht, das Evolutioniren. Beides sind Gegenstände, welche in allen Armeen durch Reglements festgestellt sind, da man schon früh und überall erkannt hat, dass eine völlige Gleichmässigkeit hierin bei allen Truppen, die zusammen vor dem Feinde gebraucht werden, nothwendig ist, wenn nicht Missverständnisse, Unordnungen und Uebelstände aller Art erzeugt werden sollen.

Das Waffen-Exerzitium, auf welches man früher und besonders bei der Infanterie einen ungemessenen Werth legte, können wir hier wohl übergehen. Es ist in den verschiedenen Heeren verschieden, was theils auf Ansichten, theils auf verschiedenartiger Construction der Waffen beruht. Es lässt sich im Allgemeinen auf das Gewehrtragen, Laden und Schiessen reduziren. Alles Uebrige ist mehr oder weniger für den Ernstgebrauch überflüssig und findet sich von selbst. Dagegen aber hat das Waffen-Exerzitium, wie jede andere Uebung, grossen Werth in Bezug auf Erhaltung von Ordnung, pünktlichen Gehorsam, Thätigkeit und unausgesetzte Aufmerksamkeit; und nach dieser Seite ist der sonst paradox erscheinende Satz ganz richtig, dass ein Bataillon, welches besser exerzirt, sich auch besser schlagen wird, als eines, welches schlecht exerzirt.

Nach einer Seite einfacher, nach der anderen aber schwieriger ist das Waffen-Exerzitium der Kavallerie. Schwieriger ist es, weil hier die Uebung für die blanke Waffe und die Feuerwaffe eintritt, und in ersterer Beziehung das Fechten einen Gegenstand der Uebung bilden muss, wenn die Kavallerie für das Einzelgefecht befähigt werden soll. (Besonders schwierig ist in dieser Beziehung das Exerzitium mit der Lanze.) Einfacher ist das Exerzitium der Kavallerie, weil hier die ängstliche Gleichmässigkeit in Tempo und Griff nicht nöthig ist, die bei der Infanterie erforderlich wird, wenn im geschlossenen Gefecht der Eine den Andern nicht hindern oder gar beschädigen soll.

Die Bewegungen, welche ein geschlossener Heerhaufen (Bataillon, Eskadron, Regiment) im Gefecht ausführt und wobei die Ordnung und Eintheilung erhalten wird, nennen wir Evolutionen. Der Zweck derselben ist, die möglichst vortheilhafte Wirkung der eigenen Waffen hervorzubringen oder diese Wirkung der feindlichen Waffen zu paralysiren. — Von

der Zeit an, dass geschlossene Formationen der Truppen im Gefecht stattfanden, mussten auch Evolutionen nöthig werden. Wir haben in der Einleitung gesehen, welche Phasen diese Kunst durchlaufen hat, wie sie am Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu einer unnatürlichen Künstelei ausgeartet, von dem entgegengesetzten Extrem besiegt wurde; wie dann eine Zeit lang die Theoretiker zu diesem Extrem übergingen. Glücklicher Weise schwankte man nur in der Theorie und nicht in der Praxis, in der man bald erkannte, dass geregelte, festgestellte Ordnung nothwendig ist, und erst dann der Uebungsplatz die Truppen zu einem brauchbaren Instrument in der Hand des Feldherrn macht, wenn die Elementar-Taktik von richtigen Grundsätzen über das Gefecht ausgeht. Das Gefecht giebt die Norm ab für die Richtigkeit und den Werth der Evolutionen; nur die, welche im Gefecht anwendbar sind, haben überhaupt Werth. Zugleich aber folgt hieraus, dass die Evolutionen möglichst einfach sein und mit möglichster Kürze und Schärfe ausgeführt werden müssen. Denn im heissen Drange des Gefechts wird aus jeder künstlichen, verwickelten Evolution leicht Unordnung, einer der Hauptfeinde, die die Führer im Felde zu bekämpfen haben. Diese Elementar-Taktik der Evolutionen ist in allen Heeren durch Reglements festgestellt und geordnet. Das preussische vom Jahre 1812 ist in dieser Beziehung ein vollkommenes Muster und in seiner Einfachheit und Klarheit überall unerreicht. Die Reglements der anderen grösseren Heere sind alle zu weitläuftig, unpraktisch, und enthalten eine Masse von Detail-Bestimmungen und Wiederholungen.

Das französische Kavallerie-Exerzir-Reglement *(Ordonnance sur l'exercice et les évolutions de la cavalerie du 6. décembre 1829)* hat drei starke Theile, jeder von 200 bis 300 Seiten mit 130 Kupfertafeln. Die *Ordonnance sur l'exercice et les manoeuvres de l'infanterie du 4. mars 1831* ist eben so stark.

Die Grundlage der Evolutionen ist nun die Fundamental-Eintheilung der Truppen. In ihr liegt die Möglichkeit der Evolutionen, oder die Schwierigkeit und selbst die Unausführbarkeit derselben. Demnächst beruhen die Evolutionen bei der Infanterie auf Tritt, Richtung und Fühlung. Gleichtritt ist die Grundbedingung der Ordnung der Rotte, Richtung ebenso des Gliedes, Fühlung die Bedingung der geschlossenen Abtheilung. Bei der Kavallerie reduziren sich diese Erfordernisse auf Richtung und Fühlung.

Die Evolutionen zerfallen in:

a) Veränderungen des Orts,

b) Veränderungen der taktischen Formation,
c) » der Front,
d) Evolutionen und Formationen zum zerstreuten Gefecht.

a) Veränderungen des Orts.

Wir haben die Linie, sowohl für Infanterie als Kavallerie, als die Fundamental-Stellung angenommen, aus der die anderen Formationen sich erst bilden; wir wollen daher auch hier von derselben ausgehen.

Die einfachste Ortsveränderung einer in Linie stehenden Truppe ist der Frontmarsch, das Vorwärts-Bewegen in derselben Formation. So einfach diese Evolution aber auch ist (sie bedarf nur des Commandos »Marsch«, und in der Ausführung des Geradeausgehens), so schwierig ist dieselbe, namentlich für grössere Abtheilungen. Die Hauptschwierigkeit nämlich dabei ist, dass die Richtungslinien der verschiedenen taktischen Einheiten genau parallel fallen müssen. Ist dies auch nur bei einer derselben nicht der Fall, so entsteht unausbleiblich ein Drängen und Schieben nach der einen Seite, und ein Zerreissen des inneren Zusammenhanges nach der anderen Seite hin. Dieses Avanciren in Linie war bei der Linear-Taktik die einzige Angriffsart, eine Evolution, die die preussische Armee zu einer wahrhaft unbegreiflichen Vollkommenheit ausgebildet hatte. Bedeutende Strecken wurden so fast immer ohne Schwierigkeit, ohne in die mindeste Unordnung zu kommen, ohne Schieben, Drängen, zurückgelegt, um an den Feind zu kommen. Die preussischen Relationen, wie die der Gegner, sprechen stets von dem Avanciren, wie auf dem Exerzirplatze. Es wird dieses nur glaublich, obschon demnach kaum erklärlich, wenn man bedenkt, dass eine langjährige Friedensübung der Führer und der Soldaten nur auf die Ausbildung solcher Seiten der Elementar-Taktik gerichtet war, und dass dieses Avanciren im langsamen Schritt stattfand. Für die Infanterie hat gegenwärtig das Avanciren in Linie den grössten Theil seines Werthes verloren; man wird es nur noch auf kurze Distancen und da etwa anwenden, wo man einem heftigen Kugelfeuer der Artillerie ausgesetzt ist. Und selbst in letzter Beziehung bleibt die Anwendung noch fraglich, wie z. B. das Beispiel der Schlacht von Gross-Beeren lehrt*). Man wird also bei der gegenwärtigen Fechtart, wo das Infanteriegefecht vorzugsweise in der zerstreuten Ordnung geführt wird, nur in seltenen Fällen von dem Avanciren in

*) Siehe Note 1.

Linie Gebrauch machen, und diese Fälle werden vorzugsweise stattfinden, wenn man mit Bataillonen in das Feuergefecht geschlossener Linien eingeht, oder wenn man z. B. in der Defensive gedeckt hinter einem Höhenzuge sich entwickelt und dem andringenden Feinde bis auf den Kamm entgegenrückt, um ihn plötzlich mit einem heftigen Feuer geschlossener Infanterie zu empfangen.

Ganz dasselbe gilt von dem Zurückgehen in Linie. Auch dieses wird fast immer nur auf kurze Entfernungen, nach einem abgeschlagenen Angriff, oder nach einem erfolgreichen des Gegners, statt haben, um sich der Wirkung des kleinen Gewehrfeuers zu entziehen. Denn innerhalb der wirksamen Schussweite des kleinen Gewehrs, das in der Regel noch durch Kartätschen unterstützt wird, sind Deployements so wie Kolonnen-Formationen unausführbar, oder doch nur mit ganz unverhältnissmässigen und unnützen Verlusten zu Stande zu bringen.

Im Gegensatze zur Infanterie ist bei der Kavallerie der Frontmarsch in Linie die fast am meisten vorkommende Evolution, da derselbe die Vorbereitung zu jeder Attake ist, insofern wir hier noch von der Kolonnen-Attake abstrahiren. Bei der Kavallerie ist indessen diese Bewegung für grössere Abtheilungen auf weite Distanzen fast noch schwieriger, wie bei der Infanterie, indem die Schnelligkeit der Bewegungen ein rechtzeitiges Erkennen und Verbessern der in Absicht der Richtungslinie begangenen Irrthümer selten zulässt, und eben dieser Schnelligkeit der Bewegung wegen, ein solcher Fehler sich rasch durch die ganze Linie fortpflanzt und Drängen und Auseinanderkommen zur Folge hat. Es ist nicht recht einzusehen, weshalb man bei der Kavallerie beim Avanciren Richtung und Fühlung nach einem der Flügel nimmt; es dürfte zweckmässiger sein, beides nach der Mitte zu nehmen, jedenfalls würde sich dadurch jeder Fehler in seinen Folgen um die Hälfte vermindern. Früher ritt rechts ein Offizier vor, deshalb hatte Alles Augen rechts; den Offizier hat man später fortgelassen, aber die Richtung so beibehalten. So lange man mit den Ackerfurchen parallel reitet, oder sie senkrecht schneidet, tritt das freilich weniger hervor. Werden sie aber unter irgend einem Winkel spitz geschnitten, dann kann man das Drängen oder Auseinanderkommen, (gegen welches die Eskadronsführer wenig Mittel in Händen haben und das sie selbst, indem sie die Intervallen erhalten müssen, häufig veranlassen), deutlich bei den meisten Attaken sehen.

Den Uebergang aus dem Frontmarsch zum Marsch aus der Flanke macht der Marsch auf der Diagonale, was man

auch halb rechts oder halb links, oder rechts oder links Ziehen nennt. Dies ist eine Evolution, welche man mit Recht nur anwendet, um einem Terrainhinderniss oder einer anderen Truppe auszuweichen, oder um seitwärts im Vorgehen Terrain zu gewinnen, wenn ein Fehler der Richtungslinie zu verbessern ist. In früheren Zeiten zog man, um den Feind zu täuschen, ihn unter seinen Augen zu überflügeln. Man führte dies aus, indem der eine Fuss seitwärts und der andere gradeaus gesetzt wurde, wie es die Franzosen noch jetzt machen. Die grossartigsten Beispiele der Anwendung dieser Evolution finden wir bei Kollin und bei Jägerndorf *).

Da gegenwärtig grössere Bewegungen, selbst im feindlichen Feuer, fast immer in Angriffskolonnen ausgeführt werden, so wird die schwierige Bewegung des Ziehens in Linie selten oder doch nur auf ganz kurze Entfernung angewendet. Aber auch in der Kolonne ist der Marsch auf der Diagonale für beide Waffen eine lästige Bewegung. Während nämlich beim Frontalmarsch die Richtung, wenn auch nicht haarscharf, doch vollkommen genügend durch die Fühlung Arm an Arm und Bügel an Bügel erhalten wird, ist beim Ziehen die unausgesetzte Aufmerksamkeit der Mannschaften, die Schulter hinter Schulter marschiren oder Knie hinter Knie reiten, nöthig, um die Richtung und somit die Ordnung in der Kolonne zu erhalten.

Man wird daher zur Bequemlichkeit der Truppen, so wie zur bessern Erhaltung der Ordnung wohl thun, in solchen Fällen ein Achtel Schwenkung zu machen und dann mit allen einzelnen Abtheilungen, Bataillons- oder Divisions- oder Regiments-Kolonnen, senkrecht auf das neue Objekt fortzumarschiren. So war es sonst bei der Kavallerie. Wunderlicher Weise hat die Infanterie das Ziehen fast ganz fortgeworfen und die Kavallerie etwas Aehnliches angenommen.

Das Dritte ist nun der Flankenmarsch, die Bewegung einer Abtheilung nach der Richtung einer ihrer Flanken. Die Ausführung dieser Bewegung geschieht auf dreifache Art, durch Schliessen, durch die Wendung, und durch das Abschwenken mit Abtheilungen. Was die erste Art anbetrifft, so ist hier darüber nichts weiter zu sagen, als dass dasselbe eine Bewegung ist, die nie von grösseren Abtheilungen und immer nur auf ganz kurze Distanzen, etwa zur Ausgleichung eines kleinen Fehlers in der Aufstellung, angewendet werden darf. Solche kleine Fehler verbessert man aber im Gefecht selten, und es ist daher das Schliessen in Abtheilungen fast nur eine Bewegung des Exerzirplatzes.

*) Siehe Note 2.

Der Marsch in der Wendung ist bei der Infanterie und Kavallerie sehr verschieden. Bei ersterer bildet jeder Mann ein Quadrat, und die Wendung rechts oder links ist daher einfach und leicht. Schwieriger ist der Marsch in der Wendung, wenn die Distanzen nicht verloren gehen sollen. Sind die Abtheilungen gross, z. B. ganze Bataillone, und ist der Boden nicht eben und fest, so entsteht unbedingt bei jeder längeren Bewegung in dieser Formation ein Stutzen, Auflaufen und Abbleiben, so dass die Distanzen verloren sein werden, wenn die Front wiederhergestellt wird. Der geringe Abstand einer Rotte von der andern, der mathematisch genau erhalten werden muss, wenn jene Uebelstände nicht eintreten sollen, macht zugleich den Marsch für die Truppen höchst ermüdend und unbequem. Die Infanterie wendet daher diesen Marsch in Reihen aus der Flanke nur auf kurze Entfernungen, oder in Kolonnen (wo natürlich jede Reihe viel kürzer ist, jene Uebelstände also weniger hervortreten), oder zu den Veränderungen der Formation im Bataillon an, und da ist diese Art der Bewegung allerdings die einfachste und zweckmässigste.

Vielfältig hat man in neuester Zeit die Doppelreihen einführen sehen, und zwar häufig da, wo die Kunst des einfachen Marsches in Reihen als eine zu schwierige erschien. Sie werden bei Oesterreichern so gebildet, dass die geraden Rotten jedes Gliedes neben die ungeraden treten — oder umgekehrt, je nachdem man rechts oder links sich wendet. Sie gebrauchen dieselbe Formation auch im Karree zur Bildung tieferer Flanken.

Für eine in drei Gliedern aufgestellte Infanterie ist dies Manöver ein sehr missliches. Auf längeren Märschen, engen Landwegen, selbst vielen Chausseen wird die Front dadurch zu breit (6 Rotten), und man kann dann nicht ohne Stockungen bei jeder Verengerung des Wegs fortkommen; endlich bleibt kein Raum für die vorbeireitenden Führer, Adjutanten, für Kavallerie und Geschütze. Man thut dann viel besser mit Sektionen zu vier Rotten abzuschwenken.

Anders und viel vortheilhafter stellt sich der Gebrauch der Doppelreihe aber bei einer in zwei Gliedern auftretenden Infanterie. Zunächst bieten sie dann das geeignetste Mittel die Länge einer Marschkolonne um die Hälfte zu verkürzen; denn vier Mann breit kann man fast auf jedem Wege marschiren, und sie ersparen alle die unnützen Uebungen, welche man auf den Exerzirplätzen anstellt, um mit Sektions marschiren und evolutioniren zu lassen. Die gesammte Compagnie-Schule kann dadurch um die Hälfte der Zeit verringert werden.

Ganz anders ist dies nun bei der Kavallerie. Jeder einzelne Reiter bildet ein Rechteck, dessen Seiten sich wie 1:3 verhalten, welches sich daher, so wie mehrere neben einander stehen, nicht um seinen Mittelpunkt drehen kann, ohne den Raum der nebenstehenden in Anspruch zu nehmen. Es ist also kein Platz zur Wendung vorhanden. Will die Kavallerie solche Flankenmärsche unternehmen, so muss sie die Fronte in kleine Abtheilungen gliederweise brechen, und mit diesen schwenken, wobei denn das Verhältniss der Länge des Pferdes zu seiner Breite zum Grunde gelegt wird. Dieses hat denn die Wendung zu drei und zu vier herbeigeführt, ein Punkt, über welchen in den letzten funfzig Jahren viel gestritten worden ist, ohne dass es zu einer Vereinigung der streitenden Ansichten gekommen wäre. Obschon in der preussischen Kavallerie seit dem Jahre 1812 die Wendung zu drei reglementsmässig ist, so sind alte erfahrene Kavalleristen doch vielfach für die Wendung zu vier.

Die Wendung zu drei wird ausgeführt, indem sich drei Mann aus jedem Gliede rechts oder links schwenken, so dass der Flügelmann das Pivot bildet und beide Glieder nebeneinander kommen. Die Wendung zu vier geschieht in derselben Art, nur dreht sich die Abtheilung um ihre Axe und es darf das zweite Glied nicht ganz dicht aufgeschlossen sein, in welchem Falle man es etwas zurücktreten lassen muss. Die Wendung zu drei ist offenbar bei dem Verhältniss von 1:3 mathematisch richtiger, aber nicht praktisch richtiger. Es bleibt nämlich nach der Wendung durchaus keine Distanze zwischen den Abtheilungen, so dass für den Marsch der Raum zum Ausschreiten für die Pferde fehlt. Dieser wird dadurch nur gewonnen, dass der zweite Abmarsch auf die Lücken des ersten, der dritte wieder auf die des zweiten u. s. w. reitet, was dann zur Folge hat, dass bei jedem Flankenmarsch in dieser Formation, namentlich in schnelleren Gangarten, fast immer die Distanze verloren wird. Endlich ist auch eine doppelte Abtheilung der Mannschaften nöthig für den Abmarsch zu zwei und wegen des Absitzens. Alle diese Unbequemlichkeiten fallen mit der Wendung zu vier fort, von der man sagen kann, dass sie um so viel zu gross ist, als die zu drei zu klein.

Im Gefecht wird man, der zu befürchtenden Unordnung wegen, den Flankenmarsch in der Wendung sehr ungern machen, und man wird lieber die Evolutionen und Formations-Veränderungen durch Abschwenken mit Zügen ausführen. Die Russen sind die einzigen, welche die Wendung zu Deployements benutzen. Die Franzosen haben nur die Wendung zu

vier; die Oesterreicher wenden zu drei und auch zu vier; dafür ist gar kein Grund, Eins oder das Andere.

Die dritte Art des Flankenmarsches ist nun die in grösseren Abtheilungen der Frontlinie, also durch Abschwenken mit Zügen, mit Sektionen, Divisionen, bei der Kavallerie mit ganzen und halben Eskadrons und Zügen.

Die kleinste Abtheilung, mit der die Linie gebrochen wird, ist bei der Infanterie die Sektion, eine Formation, die man indessen nur bei Märschen auf Landstrassen und Wegen, und nicht zum Evolutioniren anwendet, indem sie an denselben Mängeln leidet, wie der Flankenmarsch in Reihen. Die Distanzen der einzelnen Abtheilungen sind zu klein; der ganze Abstand des Zuges vertheilt sich auf zu viele einzelne Theile, die sie alle genau halten müssen, wenn die Abstände nicht zu gross oder zu klein werden sollen. Hat der Zug 30 bis 35 Rotten, so muss er in 5 bis 7 Sektionen getheilt werden, was 40 bis 56 Abtheilungen für das Bataillon giebt. Bei den Evolutionen bricht man daher, bei der Infanterie wie bei der Kavallerie, mit Zügen, wodurch sich dann eine Zugkolonne mit ganzen Abständen bildet, bei der die Herstellung der Front einfach und leicht durch Einschwenken der Züge geschieht. Auf dieser Formation beruht nun der Alignementsmarsch, der früher ausschliesslich in geöffneter Zugkolonne mit ganzer Distanze ausgeführt wurde, und eines der Hauptmittel zur taktischen Einleitung der Schlachten Friedrichs des Grossen, sowohl für die Kavallerie als für die Infanterie, abgab. Bei dem damaligen Stande der Taktik, wo man jede Erinnerung an die geschlossene Kolonne verloren hatte, war bei offensiver Gefechtsführung der Alignementsmarsch in geöffneter Zugkolonne allerdings das einfachste und zweckmässigste Mittel, um sich vor dem gewählten Angriffspunkt, gewöhnlich einer der Flanken der feindlichen Stellung, zu entwickeln, aufs Schnellste, und in den meisten Fällen überraschend, die eigentliche Gefechtsformation, die Schlachtordnung, anzunehmen. In den meisten Schlachten des siebenjährigen Krieges, insofern sie nicht reine Frontalgefechte sind, wie Lowositz, Kay, Jägerndorf und Breslau, kommt der Alignementsmarsch als Mittel der taktischen Entwickelung vor; so bei Prag, Kollin, Leuthen, Zorndorf, Kunersdorf, Torgau. In einer Schlacht wird er von beiden Theilen angenommen, bei Rossbach, wo die ganze Anlage der Schlacht sich gegenseitig um die Umfassung und Ueberflügelung einer Flanke des feindlichen Heeres drehte. Die Franzosen holten dazu zu weit aus; sie wollten zu gründlich umfassen, in den Rücken gehen und wurden darüber selbst

durch den Linksabmarsch des Königs umfasst, indem derselbe, auf der Sehne des Bogens marschirend, den Schneidungspunkt beider Linien früher erreichte, überschritt, sodann einschwenkte und der Spitze der rechts in Zügen abmarschirten Kolonne des Feindes sein volles Treffen entgegenführte. Auf diese Weise kam jene Kolonne gar nicht zum Aufmarsch und zur Entwikkelung.

Für die Infanterie gehört der Alignementsmarsch zu den veralteten Evolutionen, nachdem man gelernt hat, dergleichen Bewegungen in geschlossener Kolonne auszuführen, die, wenn man sonst will, da schnell deployirt, wo man sonst einschwenkte. Nichts destoweniger sieht man noch heute die Hälfte der für die Compagnie-Schule und Bataillons-Schule bestimmten Zeit mit dem Einüben dieser oft unnützen Uebungen verschwenden, die denn natürlich der Ausbildung im Schiessen, im Marschiren, im Gefecht der Compagnie-Kolonnen hinderlich sind.

Anders ist es für die Kavallerie, für welche der Alignementsmarsch in der Zugkolonne noch immer einen etwas grösseren Werth hat, insofern die Fälle seiner Anwendbarkeit noch häufiger eintreten werden. Das Flankiren der feindlichen Aufstellung, sei es nur mit einem Angriffe drohend, sei es zum wirklichen Flankenangriff übergehend, ist häufig für grössere oder kleinere Abtheilungen die Aufgabe der Kavallerie. Müssen solche Bewegungen in der Nähe des Feindes, unter seinen Augen und in seiner Angriffssphäre ausgeführt werden, so ist der Marsch in der Kolonne gefährlich, da sich die Kavallerie aus derselben, sei sie angreifend, oder angegriffen, immer erst durch das Deployement entwickeln muss. Dies ist unter Umständen, z. B. unter einem wirksamen Haubitzfeuer, sehr schwierig.

Der Alignementsmarsch bietet dagegen mehrere Vortheile dar. Erstens kann man ohne alle Schwierigkeit die Direktion der spätern Angriffslinie ändern, je nachdem dies die dem Führer immer mehr nach und nach klar werdenden Umstände erheischen. Zweitens bleibt die Truppe dabei fast vollkommen gefechtsbereit, da nur ein einfaches Einschwenken nothwendig ist, um zur Attake übergehen zu können. Für den Führer ist beim Alignementsmarsch die richtige Direktion der Spitze und das Einschwenken im rechten Moment die Hauptsache; für die Führer der Unter-Abtheilungen ist es das Festhalten der richtigen Distanze ihrer Abtheilungen.

Der Alignementsmarsch als Mittel der taktischen Entwikkelung führt uns so auf die Ab- und Aufmärsche, welche

Evolutionen ebenfalls eine Ortsveränderung in sich schliessen, wenn auch nicht stets eine totale. Bei der Lineartaktik, wo alle Theile der Schlachtordnung im innigsten, festesten Zusammenhang stehen mussten, hatten die Formationen zum taktischen Ab- und Aufmarsch eine grosse Wichtigkeit. Sie hatten einen Werth und Einfluss auf das Gefecht selbst, den sie in der neueren Taktik fast ganz verloren haben. Gegenwärtig kommt es nur darauf an, dass die dem Gefecht in dichten geschlossenen Massen entgegenrückenden Truppen in der Weise auf einander folgen, wie sie im Grossen nach Maassgabe des Terrains zur Erreichung des Gefechtszwecks angewendet werden sollen. Die Art der taktischen Eintheilung ist dabei ziemlich gleichgültig, da für ein Bataillon nur etwa eine Minute, für eine Brigade Infanterie vier bis fünf Minuten nöthig sind, um eine Formation anzunehmen, in der sie nach jeder Richtung hin in ein Gefecht eingehen können. Eben so gleichgültig ist die Art des Aufmarsches zum Gefecht, indem derselbe gar nicht mehr durch die Art des Abmarsches bedingt wird.

Eine Brigade, eine Division mag jetzt rechts, links, oder aus der Mitte abmarschirt sein, so trägt sie die Möglichkeit in sich, in jeder Art zum Gefecht aufzumarschiren, und daher immer so, wie es die Umstände, die etwa schon vorhandenen Gefechtsverhältnisse, als zweckmässig erheischen.

Ganz anders war dies bei der Lineartaktik, bei welcher die Art des Aufmarsches bereits unumgänglich bedingt war durch die Art des Abmarsches. War man rechts abmarschirt, so musste man links aufmarschiren; war man links abmarschirt, so musste man rechts aufmarschiren, wenn nicht alle Ordnung gestört und die ganze Armee, wie jeder einzelne Theil darin, umgekehrt werden sollte wie ein Handschuh. Da hatte man denn dreierlei Arten des Aufmarsches. Erstens den Alignementsmarsch, der den Vortheil gewährt, zu halten und den Flügel anzusetzen, wo man will; der aber voraussetzt, dass man richtig abmarschirt ist. Zweitens den Husaren-Aufmarsch durch successives Einschwenken; angewendet, wenn man falsch abmarschirt war, z. B. rechts bei nothwendig werdender Entwickelung links. Drittens das Evantailliren, Aufmarsch durch Diagonalmarsch, der für grössere Abtheilungen fast immer mit dem Adjutanten-Aufmarsch verbunden war. Die Adjutanten der Abtheilungen ritten nämlich vor, alignirten sich und nahmen die Distanze für die Tete ihrer Abtheilung, die dann an Ort und Stelle evantaillirte. Die beiden letzten Arten des Aufmarsches haben den Nachtheil, dass von Hause aus ein Flügel feststeht, also die spätere Aufstel-

lung übersehen werden kann, lange bevor sie noch von den Truppen erreicht ist. Man suchte daher diese Arten des Aufmarsches so viel als möglich zu vermeiden, selbst wenn dadurch die kostbarste Zeit unwiederbringlich verloren ging. (So z. B. bei Prag, wo vierzig Bataillone im ersten Treffen rechts abmarschirt waren und der linke Flügel vorgezogen wurde, weil man links abmarschiren musste, um den feindlichen rechten Flügel anzugreifen.) Bei Lowositz musste die Infanterie und die Kavallerie, die im Centro der Schlachtordnung sich befand, links evantailliren.

Der Abmarsch grösserer Abtheilungen, wie ganzer Armeen, geschah dann entweder treffenweise rechts oder links, durch Abschwenken mit Zügen; oder flügelweise rechts oder links, durch Abbrechen in Zügen vom rechten oder linken Flügel. Im ersten Falle fand ein Flankenmarsch statt; im zweiten ein Frontmarsch.

Das Alles sind jetzt Antiquitäten, die nur noch ein historisches Interesse haben und nur zuweilen der Curiosität wegen als taktisches Rokoko auf den Exerzirplätzen sich zeigen.

b) Evolutionen als Veränderungen der Formation.

1. Bei der Infanterie.

Bereits in der Einleitung ist dargethan, wie die neuere Taktik in Rücksicht ihrer Elemente die Vereinigung der drei Formen, Linie, Kolonne und zerstreute Ordnung, zum Grundprinzip hat; und man kann mit vollem Recht sagen, die neuere Taktik sei nichts weiter, als die rechtzeitige Anwendung der drei Formen, entweder einzeln, oder verbunden. — Die Hauptaufgabe für die taktische Ausbildung der Truppe ist daher das sichere und schnelle Uebergehen aus einer Form in die andere, und die Erlangung der Fähigkeit, in jeder derselben bewegt und für das Gefecht verwendet zu werden. Nachdem die Stellung in tiefen geschlossenen Haufen, deren Zweck es aber gar nicht war, sich zu entwickeln, aufgegeben worden war, entstanden die ersten Kolonnen wieder durch das Abschwenken oder Abbrechen mit Zügen. Diese geöffneten Kolonnen aber hatten den Nachtheil grosser Tiefe, wodurch Uebersicht und Beweglichkeit sehr erschwert wurden. Diese wesentlichen Mängel führten von selbst auf die g e s c h l o s s e n e K o l o n n e, die entweder durch Aufrücken aus der geöffneten, oder durch Hintereinanderschieben der Abtheilungen aus der Linie gebildet wird. Bei der Infanterie kann auf diese Weise die Tiefe

der Kolonne, auch wenn die Zugfront beibehalten wird, auf ein Achtel verkürzt werden, da Zug an Zug auf einen Schritt schliessen kann; so dass ein Bataillon etwa 25 bis 30 Schritt Tiefe, mithin beinahe genau ein Quadrat einnimmt. Anders ist es bei der Kavallerie; soll sie vom Fleck aus evolutioniren, so muss der Schwierigkeit der Wendung wegen die Zugdistanze erhalten werden, woraus folgt, dass man eine Kolonne Kavallerie nur verkürzen kann, indem man in grösseren Abtheilungen aufmarschiren lässt, und die Verkürzung steigt dann hiermit in gleichem Verhältniss. Nur die Russen haben auch bei der Kavallerie ganz dicht aufgeschlossene Kolonnen, da sie die Deployements nicht durch Abschwenken mit Zügen, sondern durch die Wendung zu Dreien ausführen.

Um der Angriffsfront der Kolonne eine grössere Stärke zu geben, die Tiefe noch mehr zu vermindern und die Deployements durch gleichzeitiges Herausschieben nach zwei Seiten noch zu beschleunigen, kam man darauf, die Kolonne zu verdoppeln; so entstand die Kolonne nach der Mitte bei der Infanterie, *colonne double* der Franzosen, Doppel-Kolonne der Oesterreicher, die Divisions-Kolonne bei der Kavallerie. Alle Armeen kennen sie; nur haben die Franzosen die Divisions-Kolonnen nicht, und die Oesterreicher ziehen die Divisions-Kolonnen auch bei der Infanterie den Kolonnen nach der Mitte vor. Die Russen haben ganze Distanzen bei der Angriffs-Kolonne der Infanterie, ebenso die Franzosen, welche zugleich diese Kolonne, die wir nur auf die Mitte bilden, auf jede beliebige Division und häufig auf die erste Division formiren.

Die Kolonne und vorzugsweise die Kolonne nach der Mitte, hat nun einen dreifachen Zweck. Erstens, ist sie die Formation, in welcher alle taktischen Bewegungen vor dem Feinde ausgeführt werden, indem sie die grösste Widerstandsfähigkeit mit der grössten Bewegbarkeit vereinigt. Zweitens, dient sie als Angriffs-Formation, wenn zum Gefecht mit der blanken Waffe übergegangen werden soll, und ist drittens das Mittel, die Bataillone geschlossen und in möglichster Ordnung bis an die Grenze des wirksamen Bereichs des kleinen Gewehrs zu bringen, wenn in das Feuergefecht geschlossener Infanterie eingegangen werden soll.

Der Hauptvortheil der Kolonnenstellung ist der, dass in derselben die Truppe von der Stimme des Führers vollkommen beherrscht wird, so dass über jeden Theil in jedem Augenblick durch ein einfaches Kommando disponirt werden kann. Sie ist daher vorzugsweise auch für ungeübte Truppen geeignet, die in dieser Formation stets in der Hand der Führer bleiben

und nur für einige wenige leicht ausführbare Bewegungen exerzirt zu sein brauchen.

Auf diese Weise kann die Infanterie stets in Ordnung erhalten und mit Ordnung selbst in einem nicht ganz offenen Terrain bewegt werden. Die Front der Angriffskolonne beträgt nur ein Viertel der Linie, und sie kann daher die Terrainhindernisse, welche ihr überhaupt schon in demselben Verhältniss weniger entgegentreten, viel leichter überwinden oder umgehen. Die Kolonnenstellung hat demnächst den stärksten inneren Zusammenhang. Jede solche Masse bildet ein abgesondertes Ganze, was auf sich angewiesen, in sich seinen eigenen Stützpunkt findet, so dass selbst die Unordnung, welche etwa in einer Kolonne entsteht, leicht in derselben zurückzuhalten ist, und verhindert werden kann, dass sich solche anderen Theilen der Schlachtordnung mittheile. Gegen Kavallerie-Angriffe, wenn solche nicht durch Artilleriefeuer vorbereitet sind, findet die Infanterie-Kolonne in sich selbst ausreichenden Halt und entwickelt in dieser Beziehung eine Widerstandskraft, welche nur in seltenen Ausnahmen von der Kavallerie gebrochen worden ist. Die Kolonnenstellung hat eigentlich keine Flanke, und leidet daher nicht an der Hauptschwäche der Linienstellung, worin zugleich ein Hauptgrund ihrer Widerstandsfähigkeit gegen Kavallerie zu suchen ist. Die Wirkung des Artilleriefeuers ist zwar gegen Kolonnen bedeutend stärker, als gegen Linien, insofern man von der Wirkung des einzelnen treffenden Geschosses hierbei ausgeht. Eine Kanonenkugel, welche in der Linie eine Rotte fortnimmt, tödtet und verwundet in der Kolonne vielleicht 12 bis 15 Mann. Dagegen aber bietet die Kolonne der Artillerie ein viel kleineres Ziel dar, kann dabei jeden kleinen Terrain-Vortheil leicht benutzen und sich so häufig dem Geschützfeuer ganz entziehen, dem sich die Linie aussetzen muss. Man kann sich ferner in der Kolonne am schnellsten mit Ordnung bewegen, wogegen die Bewegungen der Linie langsam sein müssen und das genaueste Eingreifen aller Theile der grossen Maschine nöthig machen, wenn die Ordnung auf mehr als eine ganz kurze Distanz erhalten werden soll. Da nun die Masse durch ihren physischen Druck eine wirkliche Kraft, eine Gewalt ausübt, die der Linie fehlt, so wird die Kolonne die zweckmässigste Formation, wenn zum Angriff mit dem Bajonett übergegangen werden soll. Zu den Vortheilen der Kolonnenstellung gehört ferner, dass die Truppen in selbiger sehr schwer vom Feinde übersehen werden können. Die Stärke der Truppen lässt sich in derselben selbst im offenen Terrain sehr leicht verbergen. Es ist schwer, aus einiger Ent-

fernung zu erkennen, ob man ein oder zwei Bataillone, zwei oder drei, vor sich hat, wenn sie in Angriffskolonnen dicht hinter einander stehen. Dasselbe gilt von grösseren Massen. Ob man fünf oder sechs, eine oder zwei Brigaden sieht, lässt sich da sehr schwer unterscheiden, besonders wenn man es darauf absieht, den Gegner zu täuschen. In ihr lassen sich mit grösster Leichtigkeit die Truppen nach jeder Richtung hin entwickeln, indem bei grösseren taktischen Körpern jedes Bataillon auf dem kürzesten Wege seinen Platz in der Aufstellung einnimmt. Dasselbe gilt von den Abmärschen. Auf- und Abmärsche sind auf diesem Wege so vielfach geworden. So augenscheinlich aber auch diese Vortheile sind, so wird man doch auch die Nachtheile derselben nicht ganz übersehen dürfen, die es eben sind, weshalb die Kolonne nicht dazu gelangt ist, die Linienstellung ganz zu verdrängen.

Bei diesen Nachtheilen steht oben an, dass die Kolonnenstellung nur einer ~~einer~~ geringen Anzahl von Gewehren gestattet, in Wirksamkeit zu treten. Bei unserer Angriffskolonne ist dies ein Viertel dessen, was die Linie entwickelt. Wo es mithin auf die Entscheidung durch das Feuergewehr ankommt, ist die Linie der Kolonne so gewaltig überlegen, dass sie sich auf keinen Kampf in dieser Weise einlassen kann. Sie ist in diesem gezwungen, ebenfalls zur Linienstellung überzugehen. Die Wirkung des feindlichen Geschützfeuers wird für die Kolonnenstellung bei näheren Distanzen auf günstigem Terrain, und besonders, wenn gehalten werden muss und die Artilleristen sich korrigiren können, so mörderisch, dass es zweckmässiger wird, die Truppe zu entwickeln. Endlich wird, namentlich bei heissem, staubigen Wetter, der Truppe Marsch und Stellung in der Kolonne auf die Dauer höchst lästig, so dass dieserhalb die dichtgeschlossenen Kolonnen geöffnet werden müssen.

Mit der Einführung der geschlossenen Kolonne musste zugleich das D e p l o y e m e n t, als die zweckmässigste Weise der Entwickelung der Kolonne zur Linie, allgemein gebräuchlich werden. Es kann auf eine doppelte Weise ausgeführt werden, insofern nämlich nicht in der Inversion deployirt wird. Deployiren die Kolonnen nach Maassgabe ihres Abmarsches richtig, also rechts abmarschirte Kolonnen links, und links abmarschirte rechts, so können die Züge entweder wie bei uns auf den Katheten eines Dreiecks gehen, oder wie bei den Oesterreichern auf der Hypothenuse. Letzteres dürfte unstreitig das Praktischere sein, und wir wenden es auch an, sobald im Trabe deployirt wird.

Für die geschlossene Fechtart ist also die Formation in der Kolonne und Linie, der Uebergang aus einer in die andere und ihre Wechselbeziehung zu einander, das eigentlich wesentliche Elementar-Verhältniss. Den Gebrauch beider im Gefecht selbst werden wir weiterhin sehen.

Es schliesst sich hier an die Formation der Compagnie-Kolonne, welche gleichsam den Uebergang zur Formation für die zerstreute Ordnung bildet. Die Stellung in Compagnie-Kolonnen ist die Grundlage für eine Fechtart, die einer ungemeinen Entwickelung fähig ist. Sie sollen nicht blos das Reservoir sein, aus dem die Tirailleurs entnommen werden und in welches sie wieder zurückkehren, sondern sie sollen wesentlich dazu dienen, dass das Bataillon die ganze Kraft seines organischen Zusammenhangs entwickele. In der grossen rangirten Schlacht wird zwar das Bataillon fast immer die taktische Einheit bleiben müssen, obschon sich bei den partiellen Gefechten in derselben auch Gelegenheit finden wird, mit Compagnie-Kolonnen zu fechten; in allen kleineren Gefechten wird dagegen die Infanterie fast immer zweckmässig mit Compagnie-Kolonnen auftreten.

Die Voraussetzung der Formation der Compagnie-Kolonnen sind starke Compagnien, indem hier die Compagnie fast dieselbe Widerstandskraft besitzen muss, die sonst das Bataillon hat. Es gehören ferner dazu gut exerzirte und ausgebildete Truppen, da hier der Einzelne schon mehr auf sich angewiesen wird und zur freieren Wirksamkeit kommt, was namentlich von den Offizieren und Unteroffizieren, vorzugsweise aber von Hauptleuten gilt.

Die Vortheile der Compagnie-Kolonnen und das Gefecht mit denselben, wie seine Grundlinien im preussischen Exerzir-Reglement und in den vortrefflichen Werken von General von Holleben und General Graf Waldersee gegeben sind, müssen wir hier näher betrachten, da sie vorzugsweise in fremden Armeen Gegner gefunden haben.

Ein Bataillon, welches als solches geschlossen ins Gefecht eingeht, sendet seine Tirailleurs voraus und folgt ihnen selbst als Hauptsoutien, ohne weitere Reserve für sich selbst. Sobald die Tirailleurs auf einen Widerstand stossen, den sie nicht zu überwinden vermögen, oder sobald sie auf das Bataillon zurückgedrängt werden, muss dasselbe sich selbst ins Gefecht einlassen als ein nicht weiter theilbares Ganzes, mit allen seinen Kräften, ohne Rücksicht darauf, ob auch wenigere ausreichen.

Ferner ist dies Eingehen des Bataillons ins Gefecht ein

einfacher Akt, es kann den Feind nur in der Front angreifen, oder nur ihn umgehen u. s. w. Niemals aber kann es gleichzeitig Eines und das Andere. Ist der Gefechtsakt verlaufen, so sind alle Kräfte in Thätigkeit im Feuer gewesen, obschon vielleicht nur die Hälfte nöthig war. Nach jedem Gefecht aber tritt ein Zeitpunkt ein, wo nothwendigerweise die Ordnung wieder hergestellt werden muss, soll ein neuer Angriff unternommen werden, falls der erste abgeschlagen wurde, oder soll der Gegner verfolgt werden, falls der erste Angriff gelang. Nach dem Gefecht des Bataillons als Ganzem wird daher jedesmal eine Pause entstehen, die dem Feinde zu Gute kommt, sei es auf die eine oder die andere Weise. Ganz anders sind die Verhältnisse, sobald das Bataillon sich zum Gefecht in Compagnie-Kolonnen theilt. Zunächst unternimmt dasselbe mit einer Compagnie das Gefecht, die wieder ihren Tirailleurzug voraussendet; sie wird unterstützt nach Erforderniss mit einer zweiten Compagnie, oder die Entscheidung mit zwei anderen herbeigeführt; es bleibt immer noch eine in Reserve. Das Gefecht kann hingehalten, erneuert, gleichzeitig gegen Front und Flanken gerichtet werden.

Das Gefecht in Compagnie-Kolonnen gewährt so unendlich viele Chancen, und ist dem in ganzen Bataillonsmassen für kleinere Atheilungen, denen es darauf ankommt, das Gefecht mit Zähigkeit hinzuhalten und gerade nicht eine grosse Entscheidung mit Aufbietung aller Kräfte herbeizuführen, höchst überlegen. Aber nothwendig ist es natürlich, dass die Taktik des Compagnie-Kolonnen-Gefechts ausgebildet und Truppen und Führer darauf vorbereitet und eingeübt werden, weil hierbei eine Vervielfältigung des Befehls eintritt, welche höchst nachtheilig werden kann, wenn Mangel an Uebung und Routine Stockung im Gange aller Theile hervorbringt. Deshalb ist es zweckmässig, wenn die Evolutionen mit Compagnie-Kolonnen auf eben so einfache Prinzipien und Kommandos zurückgeführt und festgestellt werden, wie das Evolutioniren mit Zügen im Bataillon.

Wir haben noch eine Formationsveränderung zu betrachten, welche mit der Bataillons-Kolonne im genauesten Zusammenhange steht, es ist die Karree-Formation, welche die Infanterie zum Gefecht mit der Kavallerie annimmt. Bei diesem Gefecht sind nämlich der Rücken und die Flanken die schwachen Seiten der Infanterie, indem die Schnelligkeit der Bewegungen der Kavallerie nicht erlaubt, durch Frontveränderungen ihrem Angriff diese schwachen Seiten zu entziehen und ihr stets die Front, die starke Seite der Infanterie ent-

gegenzustellen. Man kam daher darauf, Flanken und Rücken ganz aufzuheben, den Bataillonen eine Formation zu geben, in der die Truppe nach allen Seiten gleichzeitig Front machen und eine Abtheilung der anderen Flanke und Rücken decken kann. Dieses führte denn auf die Karree-Formation. — In der Zeit der Linear-Taktik war es natürlich, dass hierbei der Hauptaccent auf die möglichst ungestörte Wirkung der Feuergewehre gelegt wurde, und daher das Bestreben entstand, der Kavallerie die möglichst grösste Zahl von Feuergewehren entgegenzusetzen. Man formirte daher, dieser Ansicht treu bleibend, hohle, dreigliedrige Karrees, indem man drei Viertel der Züge eines Bataillons aus der Linie rückwärts abschwenken liess. Man bestimmte zur Tete entweder den dritten und vierten Zug, oder den vierten und fünften, oder den fünften und sechsten, und ging dann bald noch weiter, indem man Karrees von zwei Bataillonen formirte, wobei vier Züge in jeder Seite standen. Dabei wurden denn die Bataillonsgeschütze in die Winkel oder Ecken gestellt.

Diese dreigliedrigen hohlen Karrees, bei deren Bewegungen immer zwei Seiten Flankenmarsch in Reihen machen mussten, haben lange Zeit hindurch vortreffliche Dienste geleistet, und namentlich ist die Geschichte des siebenjährigen Krieges reich an Beispielen, wo solche Karrees den wiederholten Angriffen einer zahlreichen Kavallerie mit dem schönsten Erfolge widerstanden haben. Als eine taktische Formation in der Schlachtlinie kommen sie jedoch nicht vor; nur bei Rückzugsgefechten, wenn sich Infanterie, verlassen von der eigenen Kavallerie, den feindlichen Angriffen entziehen musste. Welches Vertrauen Friedrich II. in dieser Beziehung auf seine Infanterie setzte, ergiebt sich auf das Deutlichste aus seinen Reglements, wo er die preussische Infanterie in der Karreeformation geradezu für unüberwindlich erklärt. In der That hat sie ihn hierin nur selten getäuscht.

Als in der späteren Zeit, namentlich in den Revolutionskriegen, der Gebrauch der geschlossenen Kolonne sich immer mehr ausbildete, kam man darauf, aus diesen Kolonnen durch einfaches Frontmachen nach allen Seiten die vollen Karrees zu bilden, die allerdings bei ihrem grösseren inneren Zusammenhange der veränderten Fechtart entsprechen.

In den neueren Armeen findet man entweder beide Formationen neben einander, oder nur eine, und dann gewöhnlich die letztere.

Die preussische Armee hat das volle Karree, welches aus der Angriffskolonne durch einfaches Frontmachen nach

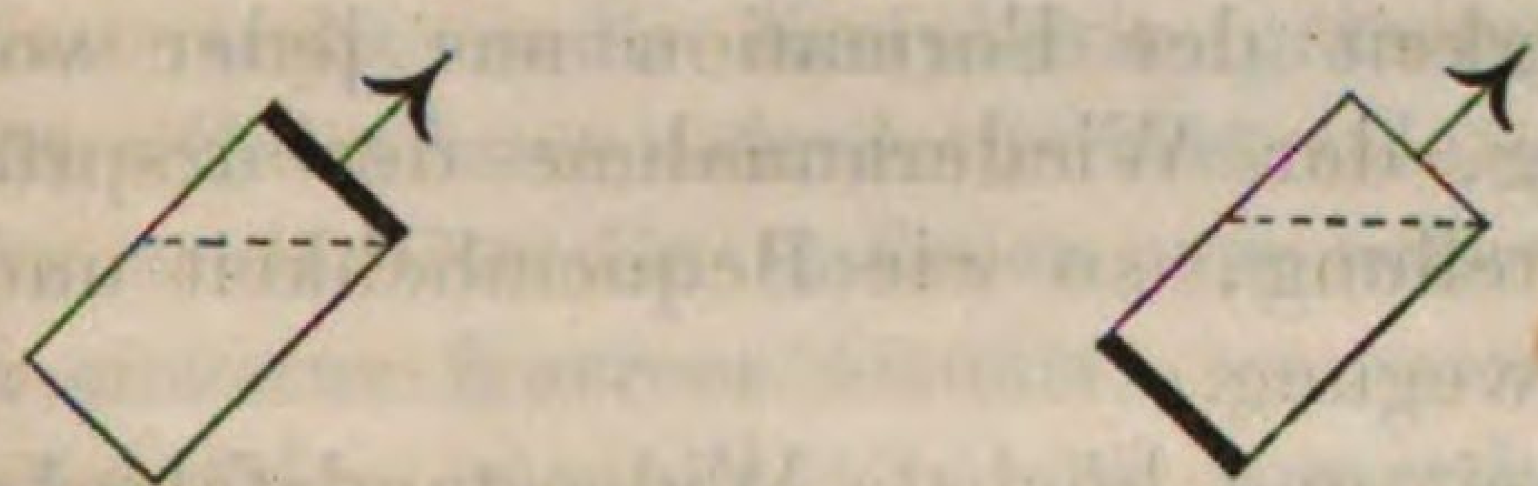
allen Seiten und dichtes Aufschliessen der Glieder gebildet wird; es entsteht dadurch im Innern ein Raum, der noch gross genug ist, um ausser dem Kommandeur und seinem Adjutanten noch einen Reiter aufzunehmen. Jedes Bataillon bildet so für sich das Karree.

Die österreichische Armee hat drei Arten: das Bataillons-, das Divisions- und das Compagnie-Karree. Sie werden alle drei aus der analogen Masse durch dichtes Aufschliessen der vierten und folgenden Glieder an Tete und Queue gebildet, während in der Mitte auf den Flanken durch Formirung der Doppelreihen die durch das Aufschliessen gebildeten Lücken ausgebildet werden. Das Bataillons-Karree wird dadurch fast ein geometrisches mit einem bedeutend grösseren inneren Raume, ist leicht herzustellen und hat sechs Glieder Tiefe nach Tete und Queue, nach den Flanken zehn. Das Divisions-Karree hat natürlich eine geringere Ausdehnung, bietet aber eine ebenso gleichmässig tiefe und einfache Formation dar. Das Compagnie-Karree ist dann nur eine einfache Form, welche für einzeln fechtende Compagnien gegeben wird, wie auch bei der preussischen Compagnie-Kolonne etwas Aehnliches formirt wird. Es erscheint jedoch als ein Ueberfluss, wenn das Karree der Oesterreicher verschiedenartig rechts, oder links, oder auf die Mitte formirt werden kann, je nachdem das Bataillon eine Kolonne rechts, oder links, oder nach der Mitte in Divisionen gebildet hat. Im Gefecht, im Drange der Gefahr, muss für einen taktischen Körper auch nur die eine Formation vorhanden sein, da der Zugführer, ja selbst der Commandeur, oft über die Formation in Zweifel sein kann, und um so mehr der einzelne Soldat; es wird also leicht Unordnung entstehen können. Uebrigens sind diese Karreeformationen wesentlich für ein Bataillon von sechs Compagnien oder resp. für Divisionen eingerichtet, die aus zwei Compagnien zu vier Zügen formirt werden; und es lässt sich nicht leugnen, dass diese Organisation wesentliche Vortheile für ein widerstandsfähiges und geräumiges Karree bietet.

Indem also die Oesterreicher auf ihrer schwächsten Stelle wenigstens sechsgliedrig sind, haben

die Franzosen neben dem vollen noch das dreigliedrige Karree. Das *Carré plein* bildet die französische Infanterie nur, wenn keine Zeit mehr ist, die Züge in der Kolonne vorwärts oder rückwärts Distance nehmen zu lassen, um mit den mittleren Zügen rechts und links einschwenken zu können; oder wenn man sich in Zugkolonne befindet, wo dann die mittleren vier Züge rechts und links um machen und, sofern die Kolonne

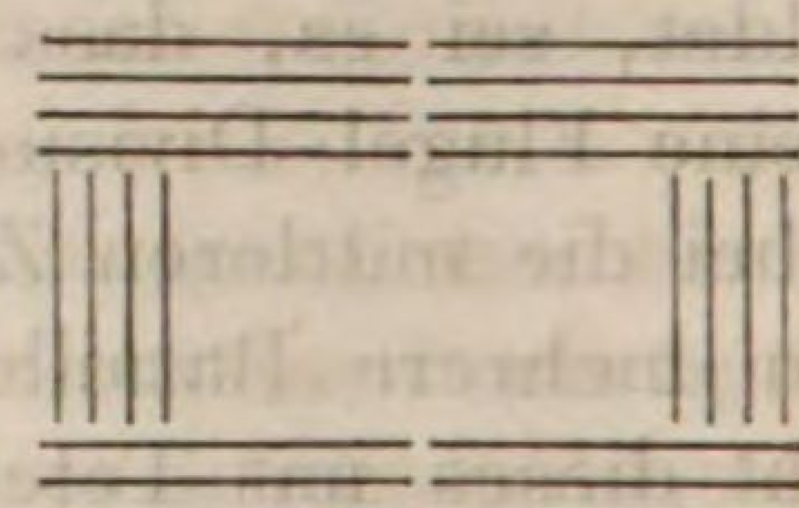
nicht dicht aufgeschlossen war, der Commandeur bestimmt, welche Abtheilungen die Distanzen zwischen den Zügen in der Flanke ausfüllen sollen. Die hohlen Karrees werden immer mit Divisionsfront gebildet, sei es, dass hierzu eine Kolonne benutzt wird, die auf eine Flügel-Division oder auf die Mitte formirt ist; indem hierbei die mittleren Züge rechts und links einschwenken. Stossen mehrere Bataillone (zwei oder drei) zusammen, so geschieht dieses mit Tete und Queue; die Division der Queue des ersten Bataillons bildet dann eine Reserve in der Mitte des Karrees, um die bedrohtesten Theile desselben zu verstärken, eingedrungene feindliche Reiter zu vertreiben und auch die nöthigen Tirailleure herzugeben. Aehnlich bei Karrees von drei Bataillonen, wo dann zwei Divisionen in der Reserve sich befinden. Gewöhnlich werden jedoch nur Karrees aus einzelnen Bataillonen gebildet, und dann werden, bei grösseren Massen, die Bataillone in solchen Karrees zur gegenseitigen Unterstützung echelonirt. Ist hierzu keine Zeit, und befinden sich mehrere Bataillone in einer Linie, so formiren die Franzosen das *Carré oblique*, indem nämlich, während sich die anderen Divisionen aus der Linie hinter die Tete schieben, diese ein Achtel rechts schwenkt und dann die mittleren Züge nach den Flanken einschwenken. Die Bataillone kehren so eine Ecke dem feindlichen Frontalangriff entgegen, und man hofft dadurch ein kreuzendes Feuer der verschiedenen Karrees hervorzubringen, und auch die eigene Front durch das Feuer von zwei Seiten zu vertheidigen, indem das angegriffene Bataillon schräg anschlägt.



Wenn man bedenkt, dass bei dieser Formation gleichzeitig alle Theile des Bataillons in Bewegung sind, so kann man nur der Meinung sein, dass sie sich vorzugsweise für den Exerzirplatz eignen, aber wenig für das Gefecht.

Die Engländer haben nur das hohle Karree, wobei sie aber gewöhnlich, da sie sich in zwei Glieder formiren, diese verdoppeln. Sie haben also viergliedrige Karrees. Sind sie in rechts oder links formirter Kolonne mit Compagniefront, gleich unserer Zugfront, die dann ein Viertel Distanze haben, so schwenken die vier mittleren Züge mit Sektionen rechts und links, und schliessen in sich auf. Aus deployirter Linie bilden sie zunächst Kolonnen auf die mittleren Züge, und lassen dann

den zweiten und siebenten Zug mit halben Zügen rechts und links schwenken und aufschliessen. Sie haben dann in Front und Flanken vier Glieder.



Die Russen haben Massen- und hohle Karrees. Die ersteren werden ganz wie die preussischen gebildet, jedoch selten angewendet. Die hohlen Karrees formiren sie auf zweierlei Art, je nachdem ein grösserer oder geringerer innerer Raum nöthig ist; solches hat sich besonders in ihren Kriegen mit den Türken als nothwendig herausgestellt. Im ersteren Fall formiren sie unser altes dreigliedriges Karree; im zweiten Fall formiren sie es, wie die Engländer, aus der Angriffs-Kolonne, die auf halbe Zugdistanze aufgeschlossen ist, und in der die zweiten und siebenten Züge mit halben Zügen nach den Flanken einschwenken.

Wir sehen also, dass die Karreeformationen bei den verschiedenen Heeren zwar verschieden im Ganzen, unter einander sich aber doch sehr ähnlich sind. Diese Aehnlichkeit entspringt aus dem gleichen Zweck und der fast gleichen Grundeintheilung, die keine grossen Abweichungen zulässt. Die Verschiedenheit entsteht daraus, dass hier die eine, dort die andere Hauptforderung, welche man an die Karreeformation machen kann, vorgeherrscht hat. Diese Forderungen sind:

1. Leichtigkeit der Formation aus jeder vorhergehenden Stellung, der Wiederannahme der ursprünglichen Gefechtsstellung, so wie Bequemlichkeit und Leichtigkeit der Bewegung.
2. Festigkeit und höchste Widerstandsfähigkeit gegen den Chok der Reiterei, unter Berücksichtigung der Wirkung des feindlichen Geschützes.
3. Grösstmöglichste Feuerwirkung nach allen Seiten.
4. Möglichkeit, in den inneren Raum berittene Personen aufnehmen zu können.

Das volle Karree gewährt die Vortheile ad 1. und 2. im höchsten Maasse, was auch fast alle Armeen dadurch anerkennen, dass sie dasselbe in solchen Fällen formiren, wo ein Kavallerieangriff überraschend bedroht, und daher die Zeit zu jeder andern Formation fehlt. Ein Bataillon braucht, um aus der Linie Karree zu formiren, etwa 30 Sekunden, da die grösste zu durchlaufende Distanze 110 Schritt beträgt, während die

Kavallerie im Fanfare-Galopp für 300 Schritt schon 40 Sekunden bedarf. Dazu kommt die grosse Beweglichkeit dieses Karrees. Der Uebergang aus der Marsch- und Angriffsstellung in die Karreestellung wird auf das einfache Kommando ausgeführt, so dass jeder Moment zwischen einem abgeschlagenen Angriff und einem erneuerten sogleich zur Fortsetzung des Marsches benutzt werden kann, und ein Hauptvortheil der Kavallerie, die Infanterie im Marsche aufzuhalten, beinahe ganz verschwindet, so dass daher in den meisten Fällen mit einem solchen Karree viel früher, als mit jedem andern, ein schützendes Terrain erreicht wird.

Was die Festigkeit und Widerstandsfähigkeit anbetrifft, so ist hier der Vortheil ganz auf Seiten des vollen Karrees. Dasselbe kann zum formlosen Klumpen werden, ohne dass die Vertheidigung deshalb aufhört. Es muss bei zähem Widerstande zerrissen, aus einander gesprengt werden, ehe dieser Zusammenhang aufhört; die ausser Gefecht gesetzte Mannschaft wird von hinten her aus der Mitte unmittelbar ersetzt, was bei dem dreigliedrigen Karree nur durch Zusammenrücken möglich ist, wodurch immer Unruhe erzeugt wird. Beim Eindringen der Kavallerie in die volle Masse steigert sich der Widerstand; denn in demselben Raum, in dem der Reiter mit seinem Pferde sich befindet, sind sechs Infanteristen gewesen; also gegen die eine aktive Hand des Reiters 12 Arme. Dagegen sind beim Eindringen in ein hohles Karree die übrigen Fronten sogleich in den Rücken genommen.

Um ein hohles Karree von mehreren Bataillonen zu sprengen, wird man nicht mehr Kavallerie gebrauchen, als zur Sprengung eines Bataillons erforderlich ist. Hat man eine Seite durchbrochen, so laufen die anderen von selbst auseinander. Sind dagegen einzelne Karrees formirt, so muss jedes besonders gesprengt werden, was an sich, und ausserdem noch durch das gegenseitige flankirende Feuer schwieriger wird.

Die Wirkung der Artillerie gegen beide Arten von Karrees wird ziemlich gleich sein. Das volle leidet natürlich durch die treffenden Geschosse mehr; dagegen bietet es, namentlich in den Flanken, ein viel kleineres Ziel dar, weshalb die Wahrscheinlichkeit des Treffens geringer wird. Zugleich gestattet die grosse Bewegungsfähigkeit und der kleine Raum, den dasselbe einnimmt, dem vollen Karree leichter, deckende Gegenstände zu erreichen, jede Deckung zu benutzen, und sich so ganz oder doch zum grossen Theil der Wirkung der Artillerie zu entziehen.

Hinsichtlich der Feuerwirkung scheint das hohle Karree

auf den ersten Anblick in grossem Vortheil zu sein, indem bei demselben die meisten, unter Umständen alle Feuergewehre in Thätigkeit kommen. Vorzugsweise sind es dann die Flanken, auf welche man hierbei sieht. Indessen stellt sich bei näherer Prüfung das Verhältniss anders. Eine kleine Front kann nur von einer eben so kleinen angegriffen werden; was breiter ist, geht daran vorbei und ist nicht gefährlich. Die der Flanke gefährlichen Reiter bekommen hier so gut Feuer, als wenn die Flanke breiter ist. Den Nachtheil des unbestrichenen Raumes vor den Ecken haben beide Formen in gleichem Maasse; eben so den Umstand, dass die Ecken nur nach einer Seite vertheidigt erscheinen, da ein Mann nur nach einer Seite hin Front machen kann. In der Wirklichkeit aber bringen weder der unbestrichene Raum, noch die unvertheidigten Stellen der Kavallerie Vortheile. Im Augenblick der Gefahr drängen sich die Ecken zusammen, und runden sich ab, das Karree mag hohl oder voll sein. Also auch die grössere Feuerwirkung ist nicht so entschieden, als man gewöhnlich glaubt, auf der Seite des hohlen Karrees.

Dagegen ist nun offenbar der Raum für zu schützende Personen und Gegenstände im hohlen Karree viel grösser und also vortheilhafter, als beim vollen. Im vollen Karree ist kaum Platz für den Bataillons-Kommandeur und den Adjutanten, und da sich wohl zuweilen Fälle ereignen, dass es nothwendig wird, noch einige Reiter aufzunehmen, so hat man gesucht, durch Auskunftsmittel hierzu Raum zu gewinnen. Immer aber geschah dies auf Kosten des einen oder anderen wesentlichen Punktes. Berücksichtigt man nun, dass im Ganzen solche Fälle*) doch selten sind, so scheint es am zweckmässigsten, dafür ein bestimmtes Auskunftsmittel, eine Modifikation, eintreten zu lassen. Ein solches wäre z. B. das Doubliren des zweiten und siebenten Zuges mit halben Zügen.

Im Allgemeinen ist es möglichst zu vermeiden, Reiter und gar Geschütz in die Karrees aufzunehmen, indem durch die feindlichen Kugeln und durch das Feuer die Pferde leicht scheu werden und dadurch die höchste Unordnung entstehen kann**). Hat man Geschütze bei sich, so wird man am besten thun, bei mehreren Bataillonen sie zwischen diese zu nehmen, bei einem Bataillon Compagnie-Kolonnen zu formiren und diese schach-

*) Bei Etoges musste der Feldmarschall Blücher mit seinem Gefolge in einem Bataillons-Karree Schutz suchen, wodurch dieses fast gesprengt wurde.

**) Siehe »Geschichte des Leib Infanterie-Regiments vom Herausgeber, Gefecht am Samsonkruge.« S. 189.

brettförmig, das Geschütz zwischen sich, zurückgehen zu lassen, wobei diese dann auch noch in Thätigkeit bleiben.

Wenn also das volle Karree leichter zu formiren ist, grössere Beweglichkeit hat, in der Feuerwirkung dem hohlen nicht wesentlich nachsteht, ein grösserer Raum im Falle der Noth darin hervorgebracht werden kann und seine Widerstandsfähigkeit unzweifelhaft die grössere ist, so kann kein Grund sein, davon abzugehen. Dazu kommt nun noch, dass die Angriffs-Kolonne zugleich die Karreeformation und die Formation für den Angriff, also Offensiv- und Defensiv-Formation in sich schliesst. Ueberhaupt aber ist die volle Masse der Natur der Menschen gemäss, die geneigt sind, im Moment der Gefahr sich zu dichten Haufen an einander zu schliessen. Für uns wird ausserdem noch durch die kurze Dienstzeit der Mannschaft und unser Landwehrsystem die höchste Einfachheit in allen Formations-Veränderungen Grundbedingung, und es würde daher die Wiederannahme des hohlen Karrees ganz im Widerspruch mit dem Geiste unserer Taktik sein.

Man könnte nun allerdings einwenden, dass es zweckmässig sei, es so zu machen wie die anderen Armeen, und das volle Karree da anzuwenden, wo die Zeit fehlt, das hohle zu bilden. Indessen dies ist nur theoretisch richtig. Praktisch stellt sich die Sache ganz anders. Einmal tritt da, wo die Wahl für die eine oder die andere Form überlassen bleibt, nur zu oft bei den Führern Unentschlossenheit ein; andererseits aus demselben Grunde bei der Mannschaft Unsicherheit und Unordnung; daher ist die höchste Einfachheit der Form zugleich die praktischste und somit die beste; das, was ausgeführt werden soll, muss den Unterbefehlshabern und der Mannschaft ganz mechanisch sein. Sollten wir uns für irgend eine andere Karreeformation, als die unsrige, entscheiden, so würde es die des Bataillons-Karrees der Oesterreicher sein, welche aber Bataillone von sechs Compagnien voraussetzt.

Wir sind über diesen Punkt etwas ausführlicher gewesen, weil er zu vielfachen Diskussionen Veranlassung gegeben hat, noch giebt, und die Zahl der Gegner unseres Karrees selbst in unserem Heere nicht gering ist.

2. Formationsveränderungen der Kavallerie.

Auch hier ist die Fundamentalstellung die Linie und auch hier tritt, obgleich nicht ganz in der hohen Bedeutung wie bei der Infanterie, die Wechselbeziehung von Linie, Kolonne und

zerstreuter Ordnung ein. Nicht in der Bedeutung, weil bei der Kavallerie das Gefecht in zerstreuter Ordnung nur Nebensache, die Kolonnenstellung mehr Formation für die Bewegung als für das Gefecht selbst ist. Die Kavallerie entwickelt sich zum Gefecht in Linie; sie steht vor dem Gefecht grundsätzlich in der Kolonne. Diese gewährt die Mittel, dem Feinde die eigenen Kräfte zu verbergen, erhöht die Beweglichkeit der Massen, und lässt den Feind nicht frühzeitig das Ziel unserer Bestrebungen errathen.

Jeder Uebergang nun aus der einen in die andere Form ist ein schwacher, aber unvermeidlicher Moment. Dieser muss daher möglichst abgekürzt werden, ohne die Ordnung zu opfern. Einfachheit der Evolutionen ist das beste Mittel hierzu. Man unterscheidet bei ihnen diejenigen, welche ausgeführt werden müssen im Moment, wo man mit dem Feinde handgemein werden will, von denen, welche schon in weiterer Ferne erforderlich sind.

Bei der Infanterie war, wie wir gesehen haben, die Kolonnenstellung der taktischen Einheit, des Bataillons, das Mittel, immer dem Feinde in der gewohnten Ordnung der Unterabtheilungen desselben entgegen zu treten. Welches auch die Richtung des Gefechts wurde, es war immer leicht, die Kolonne augenblicklich so zu wenden, dass die Grundformation nicht verkehrt wurde, dass keines der Glieder des Bataillons also sich in der Inversion befand. Und wenn dies selbst im Falle eines plötzlichen Angriffs durch Infanterie geschahe, so konnte das Feuer in der Inversion ebenso leicht in Wirkung gesetzt werden. Bei der Kavallerie tritt nun der Umstand ein, dass durch schwierigere Ausführung der Wendung die Inversion nicht zu vermeiden ist, und dass es sich bei allen Formationen darum handelt, die Inversion wenigstens innerhalb der taktischen Einheit, der Schwadron, so selten als möglich zu machen.

Die Art der anzuwendenden Manövrirkolonne wird also bedingt durch die Nothwendigkeit, für das unvorhergesehene Gefecht immer möglichst gerüstet, in der gewohnten Formation geordnet zu sein.

Zunächst haben wir die Zugkolonne. Sie hat den Vortheil, dass sie am leichtesten zu formiren und zu entwickeln ist und die Pferde am wenigsten ermüdet, nimmt aber zu viel Raum in der Tiefe ein und ist deshalb bei einer grösseren Anzahl von Schwadronen, bei einem Regiment nicht mehr zur Manövrirkolonne geeignet; es sei denn, man müsse in einer bestimmten Richtung sich mit schmaler Front bewegen, um

Terrainhindernisse zu umgehen, oder bei schon entwickelter Linie eine kurze Seitwärtsbewegung ausführen. In ganz einzelnen Fällen kommt zwar das Gefecht mit solchen langen schmalen Kolonnen vor (z.B. das Gefecht von Dembe-Wielkie*), wo Skarzinski auf einem Chausseedamm mit sechs Pferden Breite ein von Infanterie vertheidigtes Defilée forcirte, oder das von Sommosierra**), wo sich Aehnliches ereignete), aber dies sind eben nur Ausnahmefälle.

Als eine Modifikation der Zugkolonne haben wir im preussischen Reglement noch die Halb-Kolonne, eine Formation, welche das Einschmiegen einer Zugkolonne in örtliche oder taktische Schwierigkeiten auf kürzere Zeit erleichtert und abkürzt. Ebenso kann sie auch vortheilhaft benutzt werden um Flügeldeckungen der Linie schnell vorziehen und mit ihnen schräg gegen die Flanken des Feindes vorgehen zu können.

Die zweite Form der Kolonne ist die in Regimentern mit Eskadronsfront mit Zugdistanze »Kolonne in Eskadrons.« Die Tiefe wird hierbei um drei Viertel ebenso verkürzt, wie die Frontlänge. Sie wird, bei ihrer Dichtheit, geeignet eine Kavallerie-Masse zusammengedrängt aufzustellen, um sie dem Blicke und Feuer des Feindes zu entziehen. Sie besitzt eine grosse Beweglichkeit, nimmt geringen Raum ein, ist im Ganzen leicht zu entwickeln und gewährt für den Nothfall schon den Vortheil, dass an der Tete eine entwickelte Eskadron ohne jede Formationsveränderung immer zur augenblicklichen Attake bereit ist. Ist hierbei ein Regiment geübt, in der Inversion der Schwadronen zu fechten, so kann es schnell drei Eskadrons in Front entwickeln, während die vierte etwas später einrückt.

Die Entwickelung hat das Schwierige, dass es bei ihr darauf ankommt, nicht zu früh, und nicht zu spät aufzumarschiren. Jenes bringt zu unnöthige Kräfte verzehrende Bewegung hervor; dieses aber hindert die Kavallerie an der gleichzeitigen und deshalb vehementesten Entwickelung ihres Choks. Wird sie während dessen überrascht, so wird sie in den meisten Fällen geworfen. Ferner dürfen die Deployements-Distanzen nicht zu gross sein, da alle Bewegungen im Trabe zurückgelegt werden müssen.

Da, wo die Regimenter nun mehr als vier Eskadrons haben, tritt dieser letztere Umstand sehr ins Gewicht und man

*) Siehe von Smitt's, »Geschichte des russisch-polnischen Krieges von 1831.« Theil I.

**) Siehe von Niegolewski, »das Gefecht von Sommosierra,« im Beiheft zum Militair-Wochenblatt für 1855.

ist daher durch die Formation der Divisionskolonne bemüht gewesen, die Entwickelung der Regimenter und Brigaden zu beschleunigen und den Pferden zu erleichtern. Auch im ältern preussischen Reglement wurde die Divisionskolonne gelehrt und bildete sich aus je zwei und zwei nebeneinanderstehenden Eskadrons auf die mittleren Züge. Ein Regiment in Divisionskolonne konnte früher aufmarschirt sein als eines in Schwadronskolonne, wobei die Teten noch in Bewegung bleiben durften.

Diese Divisionskolonne hat sich bei den Oesterreichern besonders ausgebildet, aber sie geht da durch die ganze Organisation des Regiments und hat schon besondere Stabsoffiziere zu Kommandeurs. Auch sind die Regimenter, besonders die leichten, bei ihnen so stark, dass diese Eintheilung absolut nothwendig ward.

Bei uns, wenn das Regiment jetzt gezwungen ist, mehrere Kolonnen zu bilden, hat man nur die Schwadronskolonne in Zügen zu diesem Zweck, und aus ihnen macht sich der Aufmarsch der Linie allerdings schwieriger als in Divisionskolonnen. Aber jeder Theil des Ganzen ist unter seinem naturgemässen Führer und der Kommandeur kann ohne Beschwerde noch vier kleine Kolonnen eben so gut führen wie zwei grössere. Ferner setzt die Division starke Eskadrons voraus, da ein Regiment mit schwachen Eskadrons immer noch den Vortheil der Einheit hat. In jeder der Divisionen ist sodann immer eine Schwadron anders abmarschirt als die andere, wodurch das Abbrechen zu dreien und zu zweien, das Aufmarschiren und zwar jedes andere, als das gleichzeitige rechts und links, unendlich erschwert wird. Wo die Divisionsformation von Hause aus, und nicht blos auf dem Exerzirplatz, durchzubilden möglich ist, kann man dem wohl abhelfen; aber bei uns lässt sich das eben nicht so durchführen. Endlich am schwierigsten ist die Formation der Divisionskolonne im Zurückgehen. Hier macht sich die Zugkolonne in Schwadronen einfacher und noch naturgemässer.

Regimenter von vier Schwadronen werden unter günstigen Umständen, z. B. wenn man den Vortheil und die Möglichkeit eines Aufmarsches nach beiden Seiten schon voraussieht, sich durch die Formation der Doppelkolonne oder Kolonne nach der Mitte sehr leicht der Divisionskolonne entschlagen können. Sonst ist sicher dasjenige das Beste, was unter dem immer gewohnten Führer und Kommando ohne vielfältige Einübung von der Hand geht. Das ist die Schwadronskolonne (die Zugkolonne der Schwadron) und die Regimentskolonne. Bei uns,

wo wir viele Eskadrons einzeln in Garnisonen vertheilen müssen, haben wir gar keine Gelegenheit die Division genügend zu üben oder überhaupt schon zu organisiren, was doch für den plötzlichen Ausbruch eines Krieges geschehen sein muss, deshalb hat man diese Formation mit liegen lassen.

c) Evolutionen als Front-Veränderungen.

Bei jedem taktischen Ganzen sind Flanken und Rücken die schwachen Seiten, die Front dagegen die starke Seite; diejenige, in welcher Angriffs- und Widerstandskraft in höchster Potenz zur Entwickelung kommen. Bei der Infanterie gewährt die Stellung im Karree für Flanken und Rücken noch Widerstandsfähigkeit; wenngleich auch hier die Angriffskraft im Allgemeinen verschwindet und nur in ganz ausserordentlichen Fällen, zum Beispiel beim Durchschlagen, noch hervortritt. Bei der Kavallerie und Artillerie dagegen verschwindet auch dieses. Kavallerie kann nur in der Front angreifen, Artillerie ihre Feuerwirkung, auf welche sie überhaupt beschränkt ist, nur in der Front äussern. — Für die Gefechtsverhältnisse folgt hieraus, dass es nothwendig ist, dem Gegner überall die Truppen in der Front entwickelt entgegenzustellen oder entgegenzuführen. Der Angriffspunkt, den wir wählen, liegt aber oftmals in der Flankenrichtung unserer ursprünglichen Stellung, oder doch seitwärts; und ebenso ist der Angriff des Gegners häufig von der Seite her oder gegen unsere Flanke gerichtet; woraus denn also Front-Veränderungen, sowohl vor dem Gefecht, als im Gefechte selbst, sowohl totale, d. h. alle Theile des Ganzen treffende, als partielle, nöthig werden. Dergleichen Front-Veränderungen waren zur Zeit der Linear-Taktik schwierige und zeitraubende Bewegungen, die, ausgeführt unter den Augen und in der Angriffssphäre eines entschlossenen und manövrirfähigen Gegners, häufig die Niederlage vorbereitet haben, so z. B. Prag, Crefeld, Leuthen. Interessant sind in dieser Beziehung vorzugsweise die Schlachten von Hohenfriedeberg und Soor. In der ersteren konnte der linke Flügel des verbündeten Heeres, die Sachsen, auf keine Weise dazu gelangen, dem Flankenangriff du Moulin's eine neue Front entgegenzustellen, während bei Soor der König selbst, in der rechten Flanke weit überflügelt, diesen feindlichen linken Flügel, gegen den er sich schnell formirt, wegschlägt und nun den Gegner selbst in dessen linker Flanke fasst, der ebenfalls ausser Stande ist, dagegen eine neue Front zu bilden.

Seitdem in Kolonnen evolutionirt und geschlagen wird, sind diese Schwierigkeiten grösstentheils verschwunden, so weit sie aus der Unbehülflichkeit der Bewegung langer zusammenhängender Linien entstanden. Dennoch aber gehört die Bildung einer neuen Front nach der Flanke hin für den Angegriffenen immer noch zu den schwierigsten Bewegungen im Gefecht. Dies hat vorzugsweise darin seinen Grund, dass der, welcher auf die Flanke fällt, mit einem sich nur nach und nach verstärkenden kleinen Theile des Gegners zu thun hat, den er umfassen und in vielen Fällen erdrücken kann, ehe ihm bedeutende Unterstützung wird. (Gefecht von Hagelsberg, Belle-Alliance, Wagram.) Die Front-Veränderungen sind also Bewegungen, welche, wenn auch nicht im Grossen, doch für einzelne Abtheilungen in jedem Gefecht vorkommen. Die Evolution, durch welche dieselbe vorbereitet wird, ist die Schwenkung, an welche sich dann für grössere Abtheilungen der Aufmarsch in der neuen Richtung anschliesst. Kleine Abtheilungen bedürfen des Aufmarsches nicht, da sie in der ganzen Front schwenken können. Anders ist es mit grösseren, welche sich durch das Aufschwenken in einzelne Abtheilungen zerlegen müssen. Die grösste Abtheilung, mit welcher ein geordnetes, regelmässiges Abschwenken zulässig ist, ist für die Infanterie die Compagnie, für die Kavallerie die Schwadron. Jedoch bequemer ist bei der Infanterie das Abschwenken mit Zügen.

Für beide Waffen muss demnächst die Entwickelung in der neuen Frontlinie folgen. Diese kann geschehen entweder durch das einfache seitwärts Herausziehen, das Evantailliren, oder durch eine Hakenschwenkung, auf welche sodann der Marsch in das neue Alignement und das Einschwenken in demselben folgt. Liegt die Mitte der neuen Frontlinie in der früheren Flanke, so muss Alignementsmarsch und Evantailliren verbunden, oder die Axschwenkung gemacht werden. Demnächst aber muss die Möglichkeit gegeben sein, nach dem Feinde zu aufzumarschiren oder auch rückwärts. Wir nennen das Letztere eine Schwenkung rückwärts, ein Manöver, das sogar häufiger angewendet werden muss, als das Erstere, da es den bedrohten Flügel dem nächsten Angriffe entzieht. Man wird es daher anwenden, wo es nicht darauf ankommt, mit dem bedrohten Flügel irgend einen Terrain-Vortheil festzuhalten.

Die Infanterie führt nun diese Bewegungen stets in Kolonnen nach der Mitte aus, und selbst einzelne Bataillone werden nie im Gefecht in den Fall kommen, mit Zügen zu

evolutioniren, abzuschwenken, zu evantailliren oder einzuschwenken. Für grössere Abtheilungen ist jede Front-Veränderung, bei der das Pivot, der Dehnungspunkt, nicht auf einem Flügel oder ausserhalb der Frontlinie, sondern innerhalb derselben liegt, eine Axschwenkung, die dann durch theilweises Vorwärts- und Rückwärtsschwenken ausgeführt wird. — Eine besondere Schwierigkeit lag früher in den Front-Veränderungen, die einen kleineren Winkel als 90° betrugen. Es konnte eine solche nur durch Schwenkungen mit ganzen Bataillonen in Linie und allmähliges Einrücken in die neue Frontlinie ausgeführt werden. Jetzt macht sich das alles in der Kolonne nach der Mitte, selbst im Marsch, ohne alle Schwierigkeit. Diesem Verhalten ähnlich ist nun auch das der Kavallerie, welche in Eskadronen oder Divisionskolonnen abschwenkend durch nachheriges Aufmarschiren die neue Front bildet. Für sie ist dies Abschwenken sogar noch wichtiger. Die Schwenkung einer Schwadron ist in der schnellsten Gangart ausführbar. Eine Schwadron von 70 Rotten braucht zur Viertelschwenkung ungefähr 15 Sekunden, während der Flügel einer Infanterie-Compagnie von 70 Rotten 120 Schritt zurückzulegen hat, im Schritt also mindestens eine Minute hierzu gebraucht. Dabei bleibt die Eskadron während der Schwenkung völlig schlagfähig, und kann in jedem Moment derselben zur Attake übergehen. Zugleich bildet sich leicht aus dem Abschwenken mit Eskadrons eine Gefechtsformation der Kavallerie, die zur Echelon-Attake; so dass mithin die Kavallerie während dieser Evolution in ihrer Gefechtsbereitschaft sehr wenig gestört ist. Auch bei uns wird daher reglementsmässig, namentlich bei der sogenannten Direktions-Veränderung, d. h. bei einer Schwenkung unter 90°, die Front mit Eskadrons gebrochen, und Eskadronsweise entweder aufmarschirt, oder allmählig eingeschwenkt.

Alle Schwenkungen geschlossener Kolonnen setzen übrigens ein bewegliches Pivot voraus, so dass der Drehungspunkt sich nach und nach mit vorbewegt, oder sie bringen ein gewaltsames Drängen und Schieben der inneren und hinteren Theile der Kolonne hervor. Bei der Kavallerie tritt dieser Umstand schon ein, so bald die Kolonne nur Zugdistanze hat; indem nämlich der folgende Zug früher den Drehungspunkt erreicht, als der vorhergehende die Schwenkung vollendet hat. Die Kavallerie schwenkt daher auf dem Haken stets mit einem beweglichen Pivot.

Zu bemerken ist endlich noch, dass bei der Infanterie das Abschwenken in Zügen, halben Zügen, so wie das Ein-

schwenken, durch das rottenweise Aufmarschiren ersetzt werden kann. Die Franzosen haben das Einschwenken mit Zügen gar nicht. Sie machen, wenn die geöffnete Zugkolonne die Front herhalten soll, rechts oder resp. links um, und marschiren links oder resp. rechts auf. Man will dadurch den Vortheil erreichen, schnell eine Anzahl Mannschaft in die Frontlinie zu bringen, um das Feuer zu eröffnen. Auch setzt das Schwenken, wenn es mit Präcision gemacht werden soll, grosse Uebung voraus, und die Schwierigkeit steigt in demselben Verhältniss, wie die Grösse der schwenkenden Abtheilung.

d) Formation und Evolutionen zum Gefecht in zerstreuter Ordnung.

Bei der Evolution der geschlossenen Truppe ist das feste Zusammenhalten aller Theile, in sich selbst und als Glieder eines grösseren Ganzen, das Haupterforderniss. Demnächst nöthig ist Erhaltung der grösstmöglichsten Ordnung, um jeden Theil für sich zu befähigen, seine Gefechtswirksamkeit zu entwickeln, damit die anderen Theile dadurch zugleich in ihrer Gefechtswirksamkeit unterstützt werden. Die Formationen zum zerstreuten Gefecht haben dagegen den Hauptzweck, die dazu bestimmten Truppen zu befähigen, leicht und ungezwungen und ohne dass die Gefechtsordnung der geschlossen bleibenden Theile wesentlich gestört oder verändert wird, in das zerstreute Gefecht einzugehen. Zugleich sollen sie selbst für dieses Gefecht, das die Auflösung des engen Zusammenhangs von Gliedern und Rotten zur Grundbedingung hat, tauglich werden.

1. Formation der Infanterie.

Der wesentlich hierbei eintretende Unterschied ist, ob die für das zerstreute Gefecht bestimmten Theile:

- α. aus der Frontlinie selbst oder
- β. aus dem dritten Gliede entnommen werden, oder
- γ. ob dazu ganze taktische Einheiten, ganze Bataillone, verwendet werden sollen.

α. Bilden die Tirailleurs eine Abtheilung in der Front des Bataillons, so müssen sie auf dem Flügel stehen, denn nur so wird durch ihre Verwendung der Zusammenhang des Bataillons nicht zerrissen. Unpraktisch aber scheint es zu sein, sie wie bei den Franzosen und Russen auf einen Flügel des Bataillons zu stellen. Jede Entwickelung von Tirailleurs nach

dem andern Flügel hin wird dadurch zeitraubend und weitläuftig. Ausserdem ist offenbar ein Achtel des Bataillons für das zerstreute Gefecht zu wenig. Wir verwenden ein Drittel dazu, und bei dem Gange der jetzigen Gefechte, wo in der Regel vorzugsweise tiraillirend gefochten wird, dürfte ein Viertel das Minimum sein. Dieses Bedürfniss tritt auch da hervor, wo solche besondere Abtheilungen des Bataillons für das zerstreute Gefecht bestimmt sind. Bei den Russen stehen im dritten Gliede jedes Zuges zwölf Tirailleurs. Dies sind die eigentlichen Tirailleurs, die Schützen-Compagnie ist es nur pro forma, und dient höchstens zum Ersatz der Tirailleurs, in welchem Falle dann der Grenadierzug das Soutien bildet. Die Franzosen verwenden im Nothfall das ganze Bataillon als Tirailleurs, wo dann die Züge vom linken Flügel an aufgelöst werden.

Beim Gebrauch der Tirailleurs wird die Voltigeur-Compagnie vor die Mitte des Bataillons gezogen, und ein Theil derselben aufgelöst, während der andere Theil das Soutien bildet. Die Franzosen haben hierbei ein eigenthümliches Verfahren. Es schwärmen nämlich reglementsmässig zwei Drittel des Voltigeurzugs aus, und nur ein Drittel bleibt als Soutien, und zwar so, dass das erste und zweite Glied sich auflöst, das dritte Glied aber geschlossen bleibt. Wird eine Verstärkung nöthig, so doublirt sich das dritte Glied ein, so dass dann jede Tirailleur-Rotte aus drei Mann besteht. Ueberhaupt ist zu bemerken, dass die Franzosen in ihrem Tirailliren vielerlei augenscheinlich beengende und deshalb unzweckmässige Formen haben. So werden die Tirailleurs z. B. von ihrem Kapitain und dem Offizier kommandirt, wie die Züge im Bataillon; es wird auf Richtung, genaue Distanzen, und auf Oeffnen oder Schliessen derselben viel Gewicht gelegt.

Diese Verwendung von Abtheilungen der Frontlinie zum zerstreuten Gefecht, welche übrigens auch bei den Engländern, Bayern, Hessen und Dänen stattfindet, hat mancherlei Nachtheile. Es wird dadurch die Frontlinie verkürzt, und also auch geschwächt; es entstehen Lücken, die aber Behufs der Wiederaufnahme der Tirailleurs in die Linie sorgfältig erhalten werden müssen. Die taktischen Elementar-Verhältnisse werden dadurch gestört; es entsteht eine Ungleichartigkeit in den Haupttheilen des Bataillons, wodurch die Evolutionen wesentlich erschwert, wenn nicht gestört werden. Endlich werden aber auch die schwachen Abtheilungen bald verbraucht, und die einzelnen Compagnien haben bei Detaschirungen keine Tirailleurs.

β. Die zweite Art der Tirailleur-Formation, aus dem dritten Gliede, erscheint daher in jeder Hinsicht zweckmässiger. Sie leidet an keinem der eben erwähnten Nachtheile; die Frontlinie bleibt ganz intakt; auch die kleinste Abtheilung hat ihre Tirailleurs. Ausserdem bietet die Formation von Tirailleurzügen aus dem dritten Gliede noch vielfache Vortheile selbst für das geschlossene Gefecht dar, indem die vielseitigste Verwendung der so gebildeten Züge des dritten Gliedes, die ein Drittel des Bataillons ausmachen, möglich wird; ein Gebrauch des dritten Gliedes, der in der österreichischen Infanterie fast noch mehr ausgebildet ist, als in der preussischen. Dort wird nämlich das dritte Glied ausser dem Tirailliren auch benutzt zur Bildung einer Avantgarde, zur Formation einer Reserve, zur Verlängerung der Front, zur Verstärkung der Flügel u. s. w. Da das Bataillon in 24 Züge zerfällt, so bilden demgemäss die Tirailleurs 12 Züge. Soll sich das Bataillon in der Avantgardenstellung formiren, so gehen die Schützenzüge vor, und formiren sich vor dem Bataillon; als Reserve bleiben sie 100 bis 150 Schritt zurück, und schliessen nach der Mitte zusammen. Bei Verlängerung der Front stellen sie sich geschlossen auf die Flügel und debordiren die Flanken, oder rücken in die Frontlinie ein, oder sie werden als Echelons vor die Flügel vorgeschoben. Zur Verstärkung der Flügel bilden sie Kolonne hinter einem oder hinter beiden Flügeln *).

Die Formation dieser zweigliedrigen Tirailleurzüge muss aus jeder Form, in der sich das Bataillon befindet, möglich sein, da das Vorziehen derselben in jeder Lage des Bataillons vorkommen kann. Das preussische Exerzir-Reglement giebt hierüber einfache und erschöpfende Vorschriften; wir können uns deshalb enthalten, hier etwas Weiteres darüber zu sagen.

Die Tirailleurlinie muss mindestens dieselbe Frontlänge haben, wie das Bataillon. Dies hat auf der Kriegsstärke u. s. w. 300 Schritt, und es werden daher 60, 30 oder 20 Rotten ausschwärmen müssen, je nachdem man die Tirailleur-Rotten mit 5, 10 und 15 Schritt Intervalle aufstellen will. Im ersten Fall würden also zwei ganze Züge, im zweiten zwei halbe, im dritten zwei drittel Züge nöthig werden. Im Allgemeinen ist

*) Die Schweden formiren ihre Tirailleurzüge permanent hinter den Flügeln des Bataillons wie wir und gewinnen, abgesehen von allem Andern in der Ausbildung der Mannschaft viel Zeit. Bei uns muss das Bataillon ein Paar Wochen damit zubringen, seine Schule in der dreigliedrigen Stellung durch zu exerziren; nie kommt es in den Fall, diese anzuwenden. Die Schweden haben aber nebenbei den Vortheil, permanente Unteroffiziere bei den Schützen zu haben.

es ein Fehler, die Tirailleurs zu dicht zu stellen; nur besondere Umstände können eine solche Verschwendung von Tirailleurs rechtfertigen. 5 Schritt Intervalle ist zu dicht; 10 Schritt giebt schon eine starke Feuerlinie, und 15 Schritt werden in den meisten Fällen genügen. Bei den Franzosen sind 15 Schritt reglementsmässig, *pour avoir un feu suffisamment nourri.*

Die Tirailleurs sollen nicht durch die Masse des Feuers, sondern durch die Sicherheit desselben wirken; sie müssen daher zielend und ruhig schiessen; alle Uebereilungen und schnelle Bewegungen, die Unruhe erzeugen, müssen vermieden werden. Das Ausschwärmen im Trabe ist daher eine fehlerhafte Bewegung, indem die Leute dadurch athemlos werden, und die Ruhe zum Schiessen verlieren. Ebenso fehlerhaft ist dann das Feuern im Avanciren oder Retiriren; es ist ein nutzloses Geknalle, abgesehen davon, dass in der Hitze des Augenblicks die Leute sich untereinander leicht verwunden können. Wer zurückgehen muss, der gehe und halte sich nicht weiter auf; dringt der Gegner zu schnell nach, kommen seine Tirailleurs der Kolonne so nahe, dass sie dieser nachtheilig werden, so nehme man mit den Tirailleurs Position, und schlage sich in derselben von Neuem. Wer mit Tirailleurs angreift, der gehe bis auf wirksame Schussweite an den Feind, placire seine Linie und fange dann das Feuergefecht an.

Die Soutiens müssen so weit hinter der Feuerlinie sein, dass sie dem feindlichen Feuer nicht zu sehr ausgesetzt sind, also etwa 150 bis 200 Schritt, so dass sie doch noch nahe genug sind, um die Feuerlinie unterstützen zu können, wenn ihr Gefahr droht. Eine solche ist für die Tirailleurs vorzugsweise der plötzliche unvermuthete Kavallerie - Angriff. Sind die Tirailleurs aufmerksam, so werden sie sich in vielen solchen Fällen dem Bataillon noch anschliessen können. Dies darf aber keineswegs immer erstrebt werden; es ist vielmehr, wenn das Erreichen des Bataillons nicht ganz zweifellos ist, besser, die Tirailleurs in kleinen Haufen zusammenlaufen zu lassen. Diese kleinen Massen haben nämlich eine grosse Widerstandsfähigkeit, die besonders darin liegt, dass sie so wenig Front zum Angriff darbieten. Greifen nicht grosse Reiter-Abtheilungen an, können die Pferde mithin abdrängen, so gehen sie gewiss daran vorbei.

In neuerer Zeit hat man noch eine Verwendung der Tirailleurs eingeführt, welche jedoch wenig für sich hat; es ist das Ausfüllen der Intervallen zwischen den Massen durch Tirailleurs, wozu dann in der Regel ganze Züge verwendet werden. Man will so den Angriff mit der blanken Waffe zugleich

durch das Feuergefecht unterstützen. Es ist jedoch dabei zu bemerken, dass diese neben den stürmenden Bataillonen herlaufenden Tirailleurs im Laufen schiessen und laden müssen, und daher jedenfalls einen sehr geringen realen Effekt hervorbringen werden. Es dürfte zweckmässiger sein, eine starke Feuerlinie vorzusenden, sie 150 bis 200 Schritt vom Feinde zu placiren, und aus dieser stehend im Feuer bleibenden Tirailleurlinie mit der Kolonne hervorzubrechen.

γ. Die dritte Art der Formation für das zerstreute Gefecht ist nun die, wo ganze Abtheilungen, wie halbe und ganze Bataillone, dazu verwendet werden, was die Franzosen *tirailleurs en grande bande* nennen. Bei uns kann zwar in dieser Weise die ganze Infanterie verwendet werden, vorzugsweise ist hierzu jedoch die leichte Infanterie, Füsiliere und Jäger, bestimmt. Aehnlich ist es bei den Franzosen. Bei den Russen sind die Jäger-Regimenter dazu verwendbar; bei den Oesterreichern die leichte Infanterie. Die taktische Grundformation ist hierbei eine Theilung des Bataillons, welche bei uns und bei den Russen in Compagnie-Kolonnen erfolgt, bei den Oesterreichern in Divisionen. Die Franzosen haben in dieser Beziehung die schwächste Formation. Sie lösen die Bataillone in Pelotons auf, welche die nöthige Intervalle von einander nehmen, und dann theilweise ausschwärmen.

Die grossen Vortheile der Compagnie-Kolonne und ihre Formation haben wir schon betrachtet. Es bleibt hier nur zu erwähnen, dass es nachtheilig ist, wenn die Compagnie-Kolonne selbst das Soutien der Feuerlinie bildet, indem sie dadurch viel zu leicht und zu tief in das Feuergefecht vorrücken wird. Die Compagnie-Kolonne sendet vielmehr einen Zug vor, der das Soutien bildet und aus dem sich die Feuerlinie entwickelt; sie selbst dient nur zur Reserve.

Was nun die Evolutionen der Feuerlinie und ihrer Soutiens anbetrifft, so sind dieselben bekanntlich höchst einfach, das Ausschwärmen, das Wiederzusammenziehen, Vorgehen, Zurückgehen, Flankenmarsch, Diagonalmarsch, Schwenkungen. Bei allen diesen Bewegungen kommt es weder auf Tritt, noch auf Richtung, noch auf genaues Erhalten der Intervallen an. Im Feuergefecht ist richtige Terrainbenutzung das einzig Maassgebende; ausser dem Feuergefecht vorzugsweise die Rücksicht auf die Bequemlichkeit und Sicherheit der Leute, damit man seine Mannschaft nicht unnöthigerweise erschöpft an den Feind bringt.

2. Formationen für das zerstreute Gefecht der Kavallerie.

Auch hier findet eine verschiedenartige Formation statt und zwar eine doppelte. Nämlich entweder sind:

1. gewisse Abtheilungen aus der Frontlinie, oder
2. besondere Abtheilungen ausserhalb derselben,

dazu bestimmt.

Die erstere Form, obschon in sich wieder modificirt, ist offenbar die vorherrschende. Das Plänkergefecht bei der Kavallerie ist offenbar eine Nebensache, für welche man grössere Abtheilungen einer so theuren Waffe weder ausschliesslich noch vorzugsweise bestimmen und ausbilden will. Hieran hat man denn auch augenscheinlich Recht, trotz aller Einwürfe des Generals von Bismark, dessen Lieblingsidee die Formation besonderer Schützen-Schwadronen ist, von denen wir weiter oben schon gesprochen haben. Bei uns sind die vierten Züge der Schwadronen für das Plänkergefecht bestimmt und deshalb aus den gewandtesten Reitern, besten Schützen und raschesten Pferden formirt. Bei den Oesterreichern flankiren die Flügel-Züge der Divisionen. Bei den Russen sind ganze Eskadrons zum Flankiren bestimmt, wie z. B. bei den Dragoner-Regimentern die neunte und zehnte Eskadron, welche deshalb auf beiden Flügeln des Regiments stehen. Es hat dieses den Nachtheil, dass die einzelnen Eskadrons keine zerstreuten Fechter haben, und deshalb nicht für alle Gefechtszwecke verwendbar sind. Bei den Franzosen sind der erste und vierte Zug bestimmt, nach den Umständen als Plänker aufgelöst zu werden; sie lösen selbst ganze Schwadronen so auf, dass von jeder nur ein Zug geschlossen bleibt.

Wie bei der Infanterie aus dem Tirailleur-Zuge sich die Feuerlinie und das Soutien bildet, so auch bei der Kavallerie. Ein Theil des vorgerückten Zuges löst sich als Plänkerlinie auf, bei uns gewöhnlich vier Rotten, bei den Franzosen der halbe Zug. Der Zweck des Flankirens ist, den Feind zu beobachten, das Andringen einzelner Reiter an die geschlossene Abtheilung zu verhindern, oder selbst mit Karabiner- und Büchsenschützen an die geschlossenen feindlichen Abtheilungen heranzugehen, um ihnen durch Feuer Abbruch zu thun. Diesem Zwecke gemäss ist das Verhalten der Plänkerlinie, die sich deshalb vorzugsweise der Feuerwaffen bedient. Der Rest des Zuges bildet das Soutien, das die Plänkerlinie nach Um-

ständen aufnimmt, unterstützt oder ablöst. Das Ablösen wird bei der Kavallerie häufiger vorkommen, als bei der Infanterie, indem die Plänker, um nicht dem Feinde, von dem sie in der Regel nicht über 80 bis 90 Schritt entfernt sein dürfen, zum sichern Ziele zu dienen, in steter Bewegung bleiben, und deshalb ihre Pferde sehr anstrengen müssen.

VIERTER ABSCHNITT.

Gefechts-Verhältnisse der einzelnen Waffen.

Nachdem wir die verschiedenen Formationen und Evolutionen der Infanterie und Kavallerie betrachtet haben, gehen wir nun über zu dem Verhalten derselben im Gefecht selbst, zu der Art und Weise ihrer Gefechtswirksamkeit. Wir wollen hierbei zunächst jede Waffe für sich in ihrer Eigenthümlichkeit, sodann beide in ihrer Wirkung auf einander betrachten.

A. Die Infanterie.

Das Gefecht der Infanterie kann der Natur dieser Waffe nach, so wie nach Maassgabe ihrer Formation und Fundamental-Eintheilung sein:

a) Gefecht geschlossener oder
b) » zerstreuter Infanterie.

Wir betrachten zunächst also das Gefecht geschlossener Infanterie, was dann wieder zerfällt in das:

1. Feuergefecht,
2. Bajonettgefecht, Gefecht mit der blanken Waffe.

1. Das Feuergefecht.

Das eigentliche Feuergefecht der Infanterie setzt die Linienstellung voraus, indem nur in dieser die Truppe die möglichst grösste Zahl ihrer Gewehre in Wirksamkeit bringen kann. Dies schliesst zwar nicht aus, dass sich die Infanterie auch in der Kolonne, im Karree mit dem Schuss wehre; wir betrachten dies jedoch immer nur als einen Nothbehelf, von dem wir hier abstrahiren können.

Der Effekt, den das Feuer geschlossener Infanterielinien hervorbringt, ist doppelter Art; einmal nämlich ein realer und direkter, zweitens ein indirekter und sogenannter moralischer Effekt. Der direkte Erfolg beruht in der Zahl der durch das Feuer getödteten, verwundeten und so ausser Gefecht gesetzten Feinde. Steigt diese Zahl auf eine gewisse Höhe, so wird dadurch die taktische Ordnung beim Gegner zunächst gestört, dann aufgelöst und er ausser Stand gesetzt, seinen Gefechtszweck zu verfolgen und zu erreichen. Die moralische Wirkung besteht dann darin, dass der Gegner den Muth verliert, seinen Gefechtszweck zu verfolgen, wenn auch der reale Verlust dieses noch zuliesse. Bei schlechten oder unerfahrenen Truppen kann diese moralische Wirkung bereits eintreten, ohne dass der wirkliche Erfolg des feindlichen Feuers bedeutend ist. Er wird aber selbst bei besseren Truppen um so leichter eintreten, je bedeutender die Verluste sind, die in kurzer Zeit oder überraschend eintreten. Ein Beispiel von dem Einfluss des moralischen Effekts auf die Truppen liefert uns die Schlacht von Ligny.*)

Diese moralische Wirkung wird ausserdem viel eher gegen einen Feind hervorgebracht, der sich in Kolonnen befindet, als gegen einen solchen in Linie. Die feindliche Linie nämlich kann selbst jeden Augenblick zum Feuer übergehen und sie wird es jedenfalls, sobald sie Halt macht. Die Kolonne dagegen muss sich erst entwickeln, was auf nahe Distanze vom Feinde in einem heftigen Gewehrfeuer höchst schwierig ist. Der Krieg der Engländer und Franzosen in Spanien gewährt hierüber vielfach belehrende Beispiele, die ihren Grund vorzugsweise darin haben, dass bei den Engländern die Linienstellung vorherrschte, während die Franzosen sie damals fast ganz aufgegeben hatten, und ihre Gegner durch Kolonnen-Angriffe überraschen wollten. Namentlich sind in dieser Hinsicht die Gefechte von Maida (1806), Albuera (16. Mai 1811) und Pamplona (28. Juli 1813) interessant.**)

Die Erfolge des Infanteriefeuers werden gesteigert durch die längere Dauer des Feuers, durch die Schnelligkeit desselben und durch das richtige Treffen. Im freien Felde, wo keine örtlichen Hindernisse die Annäherung des Gegners hemmen und im Bereich unseres Feuers aufhalten, kann die längere Dauer nur durch ein früheres Beginnen des Feuers erzielt werden; denn von dem Augenblick an, wo der Gegner entwickelt

*) Siehe Note 3.
**) Siehe Note 4.

auf wirksame Schussweite uns gegenüber steht, sind, abstrahirt von sonstigen Terrainvortheilen, die Verhältnisse gleich. Die Wirkung des Feuers steht aber im umgekehrten Verhältniss zur Entfernung, und mit dem früheren Beginn des Feuers wird sich also auch eine geringere Wirkung ergeben. Dieses hat dann zur Folge, dass die feuernde Truppe das Vertrauen zu ihrer Waffe verliert; der Pulverdampf hindert am Zielen; es tritt Uebereilung und Unruhe ein, wodurch die Wirkung noch geringer wird. Zugleich aber steigert sich, in demselben Maasse, als das eigene Vertrauen schwindet und die Wirkung des Feuers abnimmt, das des Gegners; er gewöhnt sich an die Gefahr, die nicht mehr so gross erscheint, und bleibt im entschlossenen Vorrücken. Mit dieser ruhigen ungeschwächten Haltung des Gegners und seinem Beharren im Angriff schwindet dann endlich bei dem Feuernden das Vertrauen auf den Erfolg. Das Feuer ist daher zu früh, sobald es auf eine Entfernung eröffnet wird, wo seine Wirkung nur gering ist. Ueber 200 Schritt sollten daher geschlossene Truppen, mit dem gewöhnlichen Perkussionsgewehr bewaffnet, nicht schiessen, Truppen mit gezogenen Gewehren nicht über 300 Schritt; das Feuer muss vielmehr möglichst lange aufgespart werden; in grösster Nähe ist seine Wirkung fast jedesmal erschütternd. Es ist dieses eine starke Seite der Engländer, worin sie von keiner andern Armee erreicht werden. Was die Schnelligkeit des Feuers anbelangt, so hat dieselbe bei allen Armeen gegen früher sehr abgenommen. Es war dies in der älteren Lineartaktik der Punkt, auf welchen man ein Hauptgewicht legte; man schoss in einer Minute fünfmal, indem man zum Laden acht bis neun Sekunden, zum Feuern etwa drei Sekunden gebrauchte. Alle Veränderungen, die man an dem Gewehr vornahm, hatten dieses Ziel. Erst später gelangte man dahin, einzusehen, dass mit der Schnelligkeit nicht die Anzahl der Treffer wuchs, vielmehr sogar abnahm. Bei Czaslau verschoss die preussische Infanterie 700,000 Patronen; die Oesterreicher verloren in der Schlacht 3000 Mann an Todten und Verwundeten, wovon denn noch ein Theil auf die Wirkung der Artillerie und Kavallerie zu rechnen ist. Die neuere Zeit sucht durch technische Verbesserungen und durch Schiessübungen die Zahl der Treffer zu vermehren, wobei zugleich das schnelle Schiessen in einem gewissen und unschädlichen Maasse beibehalten wird.

Die Art, wie das Feuer des entwickelten Bataillons zur Anwendung kommt, ist eine verschiedene, je nachdem das ganze Bataillon auf einmal schiesst, oder je nachdem die Abtheilungen sich im Feuer ablösen. Von dem Feuer mit Abthei-

lungen gab es früher und giebt es noch heute bei verschiedenen Armeen verschiedene Arten, und fast so viele, als Abtheilungen im Bataillon. So haben die Oesterreicher das Feuer mit Pelotons, mit halben Compagnien, halben Divisionen, mit dem ganzen Bataillon, und zwar sowohl Salven- als auch Gliederfeuer mit diesen Abtheilungen. Eben so haben die Franzosen Feuer mit Pelotons, mit halben und ganzen Bataillons. Wir haben bekanntlich nur die Bataillonssalven und das Bataillonsfeuer der Glieder.

Vom Salvenfeuer.

Salven, richtig angewendet, bringen eine grosse, in einen Moment zusammengedrängte, gewöhnlich unerwartete und mörderische Wirkung hervor, wie Beispiele aus der Kriegsgeschichte beweisen. So z. B. wurden bei Breslau (22. November 1757) zwei preussische Infanterie-Regimenter von den Oesterreichern auf nahe Distanze mit Salven empfangen, welche sie bald völlig in Unordnung brachten und zum Zurückgehen nöthigten. Salven haben aber den Nachtheil, dass in den nothwendigerweise entstehenden Pausen das Bataillon ohne alles Feuer und gleichsam vertheidigungslos ist, und dass der Einzelne dabei nicht genügend zielt. Ein Gewehr, welches von hinten zu laden ist, wird die Pausen sehr abkürzen. Daher wird das leichte Perkussionsgewehr auch im Gebrauch der schweren Infanterie sich vortheilhaft zeigen können. Zweckmässig erscheint manchen Truppen, bei den Salven nur das Feuern im Allgemeinen zu kommandiren; nicht das plötzliche Abdrücken; also nur: »Fertig — Feuer!« nicht: »Fertig — an — Feuer!« — Die hannoversche und die russische Infanterie haben es so; die Salve bleibt zwar noch rund genug und wird, wenn Jeder Zeit zum Zielen hat und sich nicht übereilt, viel mörderischer; aber es kommt auch eben so leicht, dass die Leute abfeuern, ohne angeschlagen zu haben, wie dies bei russischer Infanterie bemerkt worden ist. Das Salvenfeuer hat ferner den grossen Vortheil, den man nicht hoch genug anschlagen kann, dass die feuernde Truppe in der Hand des Führers bleibt; er behält seinen Einfluss, das Kommando wird nicht gestört und nicht, wie beim Rottenfeuer, unmöglich gemacht. Das Salvenfeuer lässt daher das Einstellen des Feuers, jede Bewegung, und vorzugsweise das augenblickliche und allgemeine Uebergehen des Bataillons zum Bajonettangriff zu. Beim Rottenfeuer ist das sehr schwer; es gelingt immer erst nach längerer Zeit, das Feuer zu stopfen und der Stimme des Führers Gehör zu

verschaffen. Einheit in der Handlung und Zusammenhang, in solchen Fällen die Hauptsache, werden zerrissen. Andererseits gehören aber sehr gut exerzirte und disciplinirte Truppen dazu, längere Zeit im Salvenfeuer auszuharren. Der Eine ist mit dem Laden früher fertig als der Andere; die Pause zwischen den Salven ist kritisch; die eigenen Verluste erzeugen Unruhe; der Lärm im Gefecht bringt Missverständnisse hervor; der Eine, der Andere schiesst, und das Rottenfeuer ist da, und dann ist es ausserordentlich schwer, ja unmöglich, die Ordnung wiederherzustellen. Jedenfalls könne dies nur mit Zeitverlust geschehen. Man wird in den meisten Fällen daher zufrieden sein, zwei bis drei Salven geben zu können. Werden solche auf nahe Distanze mit Ruhe abgegeben, so sind sie auch in der Regel vollkommen genügend. Fällt das Bataillon demnächst aber von selbst ins Rottenfeuer und hält der Gegner Stich, so wird man dasselbe fast immer seinem Schicksal überlassen und abwarten müssen, wie sich die Sache gestaltet. Ein Versuch, Ordnung wieder herzustellen, das Bataillon wieder unter das Kommando zu bringen, wird fast immer nachtheilig, mindestens aber erfolglos sein.

Die Salven mit ganzen Bataillonen bedingen jedoch, wenn sie ihre volle Wirkung unter allen Umständen hervorbringen sollen, abgesehen davon, dass sie nicht auf zu weite Distanze abgegeben werden müssen, noch dreierlei. Es muss nämlich im richtigen Moment geschossen werden, und die Feuerwirkung des ganzen Bataillons muss beliebig auf einen Punkt konzentrirt werden können. Was den richtigen Moment anbetrifft, so ist derselbe, wenn wir uns nicht in einer vollkommenen Ebene befinden, nicht immer leicht zu treffen. Eine geringe Unebenheit, Senkung, eine Terrainfalte, die der Feind im Moment der Salve passirt, kann die Wirkung theilweise oder ganz aufheben, und eine solche Unebenheit kann oft so gering sein, dass der zu Pferde befindliche Kommandeur sie nur bei grosser Aufmerksamkeit bemerkt *).

Der zweite Punkt ist, dass die Möglichkeit gegeben sein muss, auf einfache Weise die Feuerwirkung zu konzentriren. Agiren zwei Bataillone in Linie gegen einander, so wird dies weniger nothwendig; sie werden sich so bewegen, dass sie einander gegenüber stehen. Anders ist es aber, wenn der eine Theil in Kolonne bleibt. Sind die Mannschaften nämlich nicht auf schräges Anschlagen exerzirt, so schiesst, wie bei der Uebung, Jeder gradeaus, und dies wird ganz gewiss geschehen, sobald der Gegner die Front durch Tirailleurs

*) Siehe Note 5.

beschäftigt. Die Folge davon ist, dass die Tete der Kolonne nur durch die Wirkung eines gleich weiten Theils des in Linie entwickelten Bataillons getroffen wird.

In solchen Fällen aber kommt es gerade darauf an, diese Wirkung auf die Kolonnentete zu konzentriren; geschieht dies unter Terrain-Verhältnissen, welche der Feuerwirkung günstig sind, so wird es, wie vielfache Beispiele zeigen, der Kolonne unmöglich, Terrain zu gewinnen. Wie schwer dieses Konzentriren aber ist, wenn nicht reglementarische Bestimmungen dazu vorhanden und die Mannschaften darauf exerzirt sind, davon kann man sich schon bei jedem Manöver überzeugen; es ist nämlich der Mannschaft zur andern Natur geworden, gradeaus zu schiessen, und es fehlen uns reglementarische Mittel, um das Feuer nach irgend einer Stelle hin zu konzentriren. Franzosen und Engländer haben dieses rechts und links Anschlagen, was besonders bei den Engländern dazu gedient hat, die Wirkung ihres Massenfeuers zu steigern.

Drittens endlich ist es durchaus nothwendig, dass die Leute nicht so dicht aneinander gereiht sind, dass es dem zweiten Gliede dadurch unmöglich wird ordentlich anzuschlagen. Wenn schon beim gewöhnlichen Exerziren es vorkommt, dass das Gewehr des Hintermannes sich auf den Ellbogen des Vordermannes und somit zu hoch anlegt, so tritt dies noch mehr dann hervor wenn, in der Hitze des Gefechts und im Drange der Umstände, das umfangreiche Gepäck hindernd dem Anschlage entgegentritt. Man kann daher sicher annehmen, dass über die Hälfte der Kugeln des zweiten Gliedes zu hoch gehen.

In der preussischen Infanterie ist deshalb der weiter unten erörterte Mittelweg des Gliederfeuers eingeschlagen worden.

Das Feuer mit einzelnen Abtheilungen.

Die zweite Art des Feuers ist das mit Abtheilungen, wobei denn die gebräuchlichste Weise das Pelotonfeuer ist. Das Pelotonfeuer ist eine Erfindung Gustav Adolfs, und soll zum ersten Male in der Schlacht von Leipzig zur Anwendung gekommen sein. Es setzt eine sehr grosse Uebung der Truppe voraus; was die Ursache gewesen sein mag, dass man es späterhin ganz wieder aufgab. Die preussische Infanterie unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. kultivirte diese Feuerart besonders, und in der Schlacht von Mollwitz hat die preussische Infanterie, wie auf dem Exerzirplatz, mit Pelotons gefeuert. Es wird dabei erzählt, dass hinter der Front der Bataillone die einzelnen Leute gefuchtelt worden seien, die etwa

geplackert hätten. Es besteht wesentlich darin, dass mit überspringenden Zügen salvenweise geschossen wird, und es konnten dadurch, dass man vom rechten oder linken Flügel anfing, mancherlei Variationen hervorgebracht werden. Namentlich die ganze Aufmerksamkeit der Zugführer wurde in Anspruch genommen.

Dieses Feuer mit Abtheilungen hat allerdings den Vortheil, dass keine Pause eintritt, in welcher das Bataillon ohne Feuer ist. Es muss jedoch mit grösster Präcision ausgeführt werden, und verlangt deshalb ungemeine Uebung; selbst dann aber bringt der Tod oder die Verwundung der Zugführer fast immer Unordnung hervor. Ueberhaupt gehört das Massenfeuer zu den seltenen Erscheinungen im Gefecht der neuern Kriege, und so hat man denn das Feuer mit Abtheilungen ohne Nachtheil ganz aufgeben können.

Das Rotten-, (Bataillen-) und Gliederfeuer.

Irren wir nicht, so war es Behrenhorst, welcher vom Bataillenfeuer sagte, »indem man dasselbe reglementsmässig einführt, etablirt man so die Unordnung in der Truppe«, und nach dem, was über die Vortheile des Salvenfeuers angeführt ist, ist allerdings diesem, wiewohl hart klingenden Urtheile beizutreten.

Dieses Bataillenfeuer (*feu à volonté* der Franzosen) ist diejenige Art des Feuers, welche fast immer und vorzugsweise bei nicht ganz gründlich ausgebildeten und disciplinirten Truppen, aus dem Salven- oder Abtheilungsfeuer im Gefecht entsteht, sobald erst Verluste eintreten, Lücken entstehen, Zugführer fallen. Man braucht es gar nicht zu üben, es macht sich von selbst, so lange das Bataillon im Gefecht ausharrt. Es schiesst dann Jeder ohne Kommando, sobald er geladen hat.

Der General von Holleben in seinen »militairischen Betrachtungen eines preussischen Offiziers« hat sich hierüber so vortrefflich und erschöpfend ausgesprochen, dass man dem Urtheile dieses kriegserfahrenen Offiziers nichts hinzufügen kann; wir verweisen deshalb auf sein Werk.

Es ist dies ein Urtheil, dem man beitreten muss, sobald man daran geht, die Vortheile und Nachtheile des Salven- und Bataillenfeuers gegeneinander abzuwägen. Ganz besonders wird es zu Gunsten des Salvenfeuers bei einem mit dem leichten Perkussionsgewehr bewaffneten Bataillon ausfallen. Hier hat der Kommandeur Gelegenheit, in kürzester Zeit verhältnissmässig eine ausserordentliche Wirkung zu erreichen, und zu-

gleich das Bataillon vollständig in der Hand zu behalten. Die Gefahr der Munitionsverschwendung wird vermieden werden und die Pausen, die einem mit dem gewöhnlichen Perkussionsgewehr bewaffneten Bataillon so gefährlich sind, werden auf ein Minimum reduzirt. Es lässt sich dann für das Bataillenfeuer etwa nur anführen, dass bei demselben die fortgesetzte Wirkung jedes Einzelnen mehr hervortritt; der Einzelne mehr in unausgesetzter Thätigkeit bleibt, und die Gefechtsereignisse, die entmuthigend auf ihn wirken würden, theilweise unbemerkt von ihm bleiben. So ist mit Sicherheit anzunehmen, dass eine Truppe im Bataillenfeuer noch ausdauert, deren Ordnung und Zusammenhang schon vielfach zerrissen ist, und die deshalb das Gefecht durch Salvenfeuer vielleicht längst aufgegeben hätte. Um in dieser Beziehung nur eins anzuführen, bemerke man, dass beim Salvenfeuer der Gang der ganzen Maschine in dem Bataillons-Kommandeur beruht. Wird er ausser Gefecht gesetzt, so wird schwerlich das Eingreifen seines Stellvertreters im Kommando so augenblicklich und präzise stattfinden, dass nicht eine Stockung einträte, die im günstigsten Falle zum Bataillenfeuer führt, aber auch viel üblere Folgen haben kann. Dieses hier vom Bataillons-Kommandeur Bemerkte gilt in gleicher Weise von dem Führer kleinerer Abtheilungen.

Um das Feuer zu sparen, die Ordnung so lange als möglich zu erhalten, dem Einzelnen das Zielen und sichere Schiessen möglich zu machen, hat man in der preussischen Infanterie einen Mittelweg im Gliederfeuer gefunden, wonach jedes der beiden ersten Glieder für sich das Feuer abgiebt, und zwar so, dass immer eines geladen haben muss, ehe das andere zum Feuer übergeht. Dieses Feuer ist dem Bataillen- oder Rottenfeuer vorzuziehen; es wird aber höchst wahrscheinlich, wenn die Truppe auch ausharrt, im Laufe des Feuergefechts zum Rottenfeuer werden. Jedenfalls aber ist es ein vortreffliches Mittel, um die Truppe so lange, als es möglich ist, in der Hand zu behalten. Namentlich aber ist es die für das Zündnadelgewehr geeignete, für kein anderes Gewehr eben so passende Form. Man erhält dadurch Gelegenheit, bei der auf etwa 300 Schritt abgegebenen Salve des ersten Gliedes noch die Wirkung zu beobachten und hat die Zeit, das zweite Glied zu instruiren.

Merkwürdiger Weise sehen wir aber noch immer im preussischen Reglement die Salve des ganzen Bataillons dem Gebrauch des Gliederfeuers vorangehen. Ein Bataillon, welches auf 300 Schritt einen Kernschuss abgeben und in etwa

zwei Minuten bequem sechs wohlgezielte Lagen abgeben kann, hat allen Grund auf diese Entfernung mit dem kommandirten Gliederfeuer anzufangen, und die Salve beider Glieder auf die Entfernung von 200 bis 150 Schritt zu versparen. Noch viel mehr ist diese Regel beim Feuer einer einzelnen Compagnie, wenn sie in die Lage kommen sollte, zu empfehlen. Eine solche wird immer Gelegenheit haben sich bequem und unbehindert aufstellen zu können, was beim Bataillon schon nicht immer möglich ist.

Von dem Rotten- und Bataillenfeuer, welches mit dem Wechseln der Gewehre verbunden ist, enthalten wir uns etwas zu sagen. Die preussische Infanterie hat es glücklicher Weise aufgegeben.

Die vierte Art des Feuers ist endlich das Karree-Feuer; die Feuerart, welche die bei dem drohenden Angriff feindlicher Reiterei im Karree formirte Infanterie gegen den auf sie einstürmenden Chok anwendet, um denselben zu brechen. Die Infanterie befindet sich in einer Formation, die den Vortheil gewährt, der Front eine grössere Tiefe zu geben, und zugleich Flanke und Rücken zu decken, die aber zugleich den Nachtheil mit sich führt, dass nur eine geringe Anzahl von Feuergewehren in Wirksamkeit treten kann. Gerade beim Chok der Kavallerie kommt es aber, wenn es ernstlich gemeint ist, darauf an, eine möglichst grosse Feuerwirkung zur Vertheidigung des Karrees zu entwickeln; die Gewalt des Choks muss dadurch gebrochen werden, dass Ross und Reiter zusammen- und übereinanderstürzen. Das ist nun bei einer mit glatten Gewehren bewaffneten Infanterie schwer zu erreichen. Das erste Glied lässt man ungern anders feuern, als im letzten Augenblick, im Moment des Einbrechens selbst. Das dritte Glied kann nicht feuern, wenn das erste nicht auf das Knie niederfällt; man ist also auf das Feuer eines Gliedes beschränkt, dessen Wirkung, namentlich wenn nicht mit Salven geschossen wird, also nicht die günstigsten Momente genau abgepasst und von allen disponiblen Gewehren gleichzeitig benutzt werden, sehr zweifelhaft bleibt *). Es kommt also vorzugsweise darauf an, zur rechten Zeit, gleichzeitig und auf ganz naher Entfernung zu schiessen. Ausserdem ist hier die Erhaltung der Ordnung, das gleichmässige und augenblickliche Einstellen des Feuers doppelt nöthig, da jede Gefechtspause sogleich zur Bewegung, zur Fortsetzung des Rückzuges benutzt werden muss.

*) Siehe Note 6.

Ganz anders stellt sich auch dies Verhältniss beim Zündnadelgewehr. Da die Kavallerie, wenn sie nicht ganz überraschend angreift, sicher während zwei Minuten, wenn nicht länger, dem Feuer des Bataillons ausgesetzt ist, so kann der Kommandeur ohne Gefahr auf weitere Entfernungen dasselbe beginnen und sogar die beiden vordersten Glieder zwei bis drei Salven geben lassen. Er wird dann immer noch bis auf 60 Schritt die letzte entscheidende Salve in der Hand haben. Es ist hier gar kein Grund vorhanden, die Leute des vordersten Gliedes mit gefälltem Gewehr stehen zu lassen. Mit fertig gemachtem Gewehr sind sie ganz ebenso in der Verfassung, die Kavallerie zu empfangen. Diese alte Sitte, die Leute des vordersten Gliedes so stehen zu lassen, schreibt sich aus der Zeit her, wo die Leute noch vor der Brust mit hochgehaltnem Gewehr »fertig« machten. Da man dieses jetzt besser ausführt, so ist zu dem »Fällen« gar kein Grund mehr vorhanden.

Ein Bataillon, welches so drei Salven mit doppelten Gliedern ruhig abgeben kann, wird daher nicht viel von dem Chok zu fürchten haben. — Die Mannschaft muss aber freilich darauf geübt und gut geübt sein, es darf kein Schuss zu früh fallen und kein Nachschiessen stattfinden, denn die Kavallerie wird in der Regel ihren Angriff erneuern.

Dass das Karreefeuer, wenn es seinen Zweck erreichen soll, Salvenfeuer sein muss, ist fast überall anerkannt. Bei den Oesterreichern feuert das zweite Glied auf Kommando auf 200 bis 300 Schritt, wechselt und feuert noch einmal; das erste Glied schiesst auf 50 bis 60 Schritt, das dritte hat sodann wieder geladen und so wird der Chok vom ersten und zweiten Gliede mit dem Bajonett, vom dritten mit dem Schuss empfangen. Aus dem Karree der Franzosen feuert das erste und zweite Glied abwechselnd mit Salven, wobei letzteres die Gewehre wechselt; zuerst das erste Glied, dann zweimal das zweite, dann wieder das erste. Im englischen Karree fallen die beiden ersten Glieder nieder; die beiden andern, das dritte und vierte Glied, geben Salven auf Kommando; ein Wechsel der Gewehre kann nicht stattfinden, da die Karrees hohl sind. Dagegen springen die beiden ersten Glieder auf, wenn die Kavallerie den Chok fortsetzt; sie sollen höchstens auf 30 bis 40 Schritt schiessen. Sie schiessen also mit zwei Gliedern gleichzeitig, während sonst überall nur mit einem Gliede geschossen wird. Welche Wirkung dies hat, zeigt die Geschichte ihrer Kriege. Selten ist es der feindlichen Kavallerie gelungen, ein solches Karree zu sprengen; obschon sie es, wie z. B. bei

Belle-Alliance, oft versucht hat, wo trotz aller Anstrengung und trotz der kräftigsten Unterstützung durch Kartätschfeuer es den französischen Kürassieren nur in einzelnen wenigen Fällen gelang, in die Karrees einzudringen.

Die eigentliche Vertheidigung der Infanterie gegen Kavallerie besteht also überall in dem Schusse; das Bajonett thut hierbei nichts; das Feuer des Karrees sollte daher vorzugsweise kultivirt und nicht als eine Nebensache betrachtet werden. (Deshalb wird auch jeder Unbefangne zugeben, dass von einer beabsichtigten, reglementarischen Wirkung des Bajonetts ganz abgesehen werden kann.) Dieses Feuer muss zuletzt in näherer Distance abgegeben werden, damit seine volle Wirkung eintritt. Indessen darf dieses auch nicht übertrieben werden, und besonders nicht, wenn der Feind in der Karriere attakirt, indem in dieser schnellen Bewegung selbst tödtlich getroffene Pferde noch 20 bis 30 Schritt laufen und gerade solche am leichtesten in den letzten Sprüngen der Todesangst in das Karree eindringen. Kommt die Kavallerie im Trabe heran oder im kurzen matten Galopp, so kann man sie auf 20 bis 30 Schritt heranlassen; sonst muss sie die letzte Salve auf 60 bis 70 Schritt erhalten.

Wie man Vorschläge gemacht hat, die Formation des vollen Karrees von den Mängeln zu befreien, woran sie unstreitig leidet, so hat man auch experimentirt, das Feuer desselben zu verstärken. Diese Vorschläge laufen denn in der Regel darauf hinaus, dass auf der angegriffenen Front drei oder fünf Glieder niederfallen und von hinten her successive, entweder je ein Glied oder zwei Glieder, aufspringen und feuern. Es spricht indessen hiergegen das, was man überhaupt gegen das Niederfallen der vorderen Glieder anführen kann; man muss sehr sicher sein, dass die Leute in so kritischen Momenten wieder aufspringen; es gehören um so disciplinirtere und geübtere Truppen dazu, als dies gerade hier mit grosser Ordnung geschehen muss, wenn die Maassregel von Erfolg sein soll. Abgesehen hiervon und rein theoretisch betrachtet, erscheint uns dieser Vorschlag an sich zweckmässig, indem die Feuerwirkung des Karrees dadurch unstreitig sehr erhöht wird. Während z. B. bei einem Bataillon, dessen Züge 35 Rotten haben, aus der angegriffenen Front, wenn sie ihr Feuer bis auf 120 Schritt spart, 140 Schuss fallen, ehe die Kavallerie heran ist, so bekommt sie auf diese Weise 420 Schuss, also das Dreifache, und in drei vollen Salven. Auf dem Exerzirplatze ist indessen vieles ausführbar, was im Gefecht vermie-

den werden muss, und wir wagen daher nicht, uns für die Zweckmässigkeit eines solchen Manövers zu entscheiden.

2. Das Gefecht mit der blanken Waffe.

Von den ältesten Zeiten an, und sobald man geschlossene Massen Fussvolk in den Kampf führte, war der Angriff mit der blanken Waffe die herrschende Fechtart und musste es bleiben, so lange die Pike als Hauptwaffe der Infanterie galt. Mit der allgemeinen Einführung des Feuergewehrs veränderte sich dies Verhältniss. Das Feuergefecht drängte das Gefecht mit der blanken Waffe immer mehr in den Hintergrund, und dies musste um so mehr geschehen, als der Mangel des Gefechts in zerstreuter Ordnung dieses Verhältniss nicht vermittelte; also der, welcher den Angriff mit der blanken Waffe suchte, kein Mittel hatte, denselben zu verbergen und gegen das Feuer der stehend den Angriff erwartenden Linie zu schützen. So wurde der Angriff mit dem Bajonett eine Form, auf welche die Reglements zwar noch einige Rücksicht nahmen, die in der Wirklichkeit jedoch nie mehr zur Anwendung kam.

Während aber die Phalanx der Griechen, die hellen Haufen der deutschen Landsknechte und alle ähnlichen Formationen älterer und späterer Zeit den Zweck hatten, bei ihrem Angriffe in der That den Feind zu durchbrechen und niederzumachen, besteht der Bajonett-Angriff der neueren Zeit eigentlich nur in einem geschlossenen und entschlossenen Drauflosgehen, wobei weniger die Absicht vorherrscht, mit dem Gegner in einen Kampf Mann gegen Mann zu gerathen, als ihn vielmehr durch die Besorgniss vor einem solchen und die ungünstigen Gefechts-Chancen, die sonst noch entstehen können, zu bewegen, das Feld zu räumen. Dies wird durch die Erfahrung der neueren Kriege vollkommen bestätigt, in welchen es sehr selten zum Bajonettkampf im freien Felde gekommen ist, oder immer nur unter dem Einfluss ganz besonderer Umstände und Zufälligkeiten, so z. B. bei Hagelsberg *).

In jenem Sinne des entschlossenen Drauflosgehens musss daher der Ausdruck Bajonett-Angriff in der Regel verstanden werden, und so kommt denn diese Form allerdings häufig vor, auch vielfach mit Erfolg. Dieser besteht in der Regel darin, dass der Gegner das eigentliche Gefecht mit dem Bajonett und der Kolbe nicht annimmt, sondern ihm ausweicht, da er dabei allerdings das Aeusserste, die vollständigste Niederlage, zu erleiden Gefahr läuft. Hält er dagegen den Angriff aus,

*) Siehe Note 7.

so wird in vielen Fällen der Erfolg ein anderer und gewöhnlich der sein, dass sich ein Feuergefecht stehenden Fusses entwickelt *). So z. B. mehrmals in der Schlacht von Möckern.

α. Der Angriff mit dem Bajonett wird nun vorzugsweise in der Angriffskolonne ausgeführt. In dieser Form lässt sich die Ordnung leichter erhalten, schneller marschiren; man kann die Direktionslinie leicht und nach Maassgabe der feindlichen Stellung verändern; man kann in derselben Terrain-Schwierigkeiten leichter besiegen, und ist darin auf einen plötzlichen Kavallerie-Angriff vorbereitet. Früher hat man auch auf den Druck, den die Kolonne beim Bajonettangriff äussern soll, ein besonderes Gewicht gelegt, und man hat gesucht, dies auf ein berechenbares System zurückzuführen, worin die beiden Faktoren Schnelligkeit und Masse sein sollten. So Venturini in seinem Lehrbuch. Dies ist aber irrig. Von einem solchen Druck kann schon deshalb nicht die Rede sein, weil auch in der dichten Kolonne, insofern sie sich bewegt, kein Mann auf den andern, kein Glied auf das andere wirklich einen mechanischen Druck ausübt. Der Vortheil, den die Form der Kolonne für den Bajonett-Angriff gewährt, liegt vielmehr in dem oben Angeführten; dann aber auch auf der moralischen Seite. Das Vertrauen des Soldaten ist in der Masse grösser, er glaubt gleichsam an einen materiellen Druck; die Hülfe seiner Kameraden erscheint ihm näher. Ausserdem ist es dem Führer leichter, durch Wort und Beispiel auf die Truppe zu wirken; er hat sie in der Hand. Endlich findet auch ein wirklicher materieller Druck statt, der indessen von dem des Einbruchs in den Feind wohl zu unterscheiden ist; nämlich der, welcher die vorderen Glieder hindert, zu weichen, und sie zwingt den Angriff fortzusetzen. Betrachten wir ferner die Angriffs-Kolonne nicht ganz abstrakt, so tritt bei derselben noch der Vortheil ein, dass sie den Bajonett-Angriff durch das Feuergefecht der Tirailleurs unterstützen kann. Diese können dieses Feuer bis zum Moment des wirklichen Einbruchs fortsetzen, ohne hinderlich zu werden, und können zum Schutz der Kolonne es wieder aufnehmen, sobald sie etwa zum Umkehren genöthigt ist.

β. Nichtsdestoweniger kommt aber auch der Bajonett-Angriff in Linie vor, der im Gegensatz zu dem in der Kolonne die Vortheile hat, dass die meisten Bajonette in Thätigkeit kommen, so dass bei Muth und festem Willen in jedem Einzelnen ein guter Erfolg erwartet werden, und jeden Augenblick die Möglichkeit vorhanden sein kann, aus dem

*) Siehe Note 8.

Massenfeuer in den Bajonett-Angriff und aus diesem in jenes überzugehen. Zu weiten Bewegungen über das Feld aber eignet sich die Linie nicht; Bajonett-Angriffe aus grösserer Ferne wird man daher jedesmal in Kolonne machen müssen, und in Linie vorzugsweise nur dann angreifen, wenn man entwickelt den Feind mit Massenfeuer empfing, er den Bajonett-Angriff dessenungeachtet aber fortsetzt oder stutzig wird. Die Engländer haben in den Kriegen mit den Franzosen auf diese Weise vielfach, und fast immer mit Erfolg, das Bajonett angewendet, z. B. bei Pampelona 28. Juli 1813 *), bei Belle-Alliance und ein anderes Beispiel an der Katzbach.

Die Russen, welche überhaupt den Bajonett-Angriff lieben, haben in ähnlicher Weise im Feldzuge von 1831 mehrfach mit den Polen gefochten, so z. B. die beiden Grenadier-Regimenter Astrachan und Suworow in der Schlacht von Ostrolenka. Der Bajonett-Angriff ist das letzte Mittel, das Infanteriegefecht durch Infanterie zur Entscheidung zu bringen. Er kommt daher bei der Einleitung des Gefechts niemals vor; es hiesse das, mit Gold gegen eine Bank pointiren, die nur Kupfermünze enthält. Das, was beim Bajonett-Angriff, wenn das Gefecht nicht in der Periode der Entscheidung schwebt, gewonnen werden kann, steht in keinem richtigen Verhältniss mit dem, was dabei auf das Spiel gesetzt wird. Der Bajonett-Angriff führt die geschlossenen Bataillone jedesmal in das Kartätschenfeuer des Feindes, setzt sie bedeutenden Verlusten durch seine Tirailleurs aus, und zwingt sie sehr häufig, sich in naher Distanz auf ein zweifelhaftes Massenfeuer einzulassen. Der ganze Gewinn aber besteht, wenn der Gegner durch das Gefecht noch nicht mürbe gemacht ist, gewöhnlich nur in einigen hundert Schritt Terrain und oft noch nicht so viel. Man kann bei der jetzigen Infanterie-Taktik nur einen Gegner, der ausser Verhältniss schwächer ist, überrennen. Anders ist dies natürlich, wenn das vorhergegangene Gefecht dem Gegner schon bedeutende Verluste gebracht hat, seine Reihen gelichtet sind und die Ordnung aufgelöst ist. Dann werden frische Truppen, die entschlossen mit dem Bajonett darauf los gehen, häufig das Gefecht entscheiden, und das wird besonders der Fall sein, wenn der Gegner schon einige Mal eine solche Lektion erhalten hat, und weiss, was ihm bevorsteht, wenn er es auf das Aeusserste, das Gefecht Mann gegen Mann, mit Kolbe und Bajonett ankommen lässt. In den Jahren 1813 und 1814 beruhte das Uebergewicht der preussischen Infanterie über die französische allein hierauf. Das Tirailleur-

*) Siehe Note 9.

gefecht hielt diese Tagelang aus; dem Bajonett-Angriff dagegen wich sie in der Regel. Eine tüchtige und brave Infanterie, die aus einem körperlich stärkeren Menschenschlage besteht, wird stets ihre Rechnung dabei finden, Behufs der Entscheidung den Gegner mit dem Bajonett anzugreifen. In einem Kriege mit den Franzosen wird es zweckmässig sein, nur so lange, als gerade nothwendig, mit ihnen herum zu tirailliren und sie bald möglichst mit dem Bajonett anzugreifen. Dagegen besteht die Hauptkraft der Russen seit längerer Zeit im Kampf Mann gegen Mann, wie sich das von Zorndorff bis Ostrolenka und besonders in den Feldzügen Suworows deutlich zeigt. Auch mit englischer Infanterie dürfte es nicht rathsam sein, gerade vorzugsweise in dieser Art anzubinden. Beider schwache Seite ist das zerstreute Gefecht, und dies muss man daher mit ihnen führen.

In neuerer Zeit hat man nun den Bajonett-Angriff mit dem Feuergefecht combinirt, indem man entweder Tirailleurs in dichten Schwärmen den Angriffs-Kolonnen vorausgehen lässt oder die Zwischenräume derselben mit Tirailleurs ausfüllt. Diese Maassregel ist im Allgemeinen zweckmässig und verleiht dem Bajonett-Angriff eine neue Stärke. Von Hause aus Tirailleurs in die Intervallen zu nehmen, ist, wie schon früher bemerkt, die weniger zweckmässige Form, die Kolonnen bleiben dabei zu sichtbar, und die Tirailleurs selbst werden geringe Wirkung haben, da sie in der Bewegung bleiben müssen. Es ist vorzuziehen, *eine starke Tirailleurlinie vorzuwerfen*, die das Feuer des Gegners auf sich zieht, hinter der die Angriffs-Kolonnen dann heranrücken und *aus* der sie *hervorbrechen*; *die dann zurückbleibt*, um im Falle des Misslingens etwas zum Schutz der Weichenden zu thun. Diese heftige Erschütterung muss dem Bajonett-Angriff auf *nahe Distanz* vorhergehen, sonst wird er in der Regel misslingen. *Das Mitgehen der Tirailleurs aber bis zum letzten Augenblick des Einbrechens nutzt nichts und beraubt der nächsten Reserve.* Statt dessen sieht man auf den Exerzirplätzen nach sogenannten abgeschlagenen Attaken die kunstreiche Evolution des Zurückbleibens der Schützen ausführen; eine jener Uebungen, welche höchst wahrscheinlich im Augenblick der Gefahr vollständig vergessen werden und auch absolut gar keinen praktischen Nutzen haben. Das Feuer des Feindes wird darum doch die Kolonnen treffen und hervorbrechende Kavallerie wird sich durch diese Schützen nicht abhalten lassen. — Die Franzosen haben diese Form des Angreifens ohne genügende Vorbereitung, indem sie, namentlich

in ihren Entscheidungsschlachten, den Accent auf brüskes Ueberrennen des Gegners legen wollten, mehrfach angewendet und häufig jene Nachtheile geerntet. In der Schlacht von Belle-Alliance schlugen sich das erste und zweite Korps und später die Garde, indem sie mit dichten Massen die Linien der Engländer stürmend angriffen und mehrfach durchbrachen; das nicht erschütterte Feuer der Engländer aber zwang sie jedesmal zur Entwickelung oder zum Weichen.

Obschon die Kriegsgeschichte vielfach zeigt, dass in letzter Instanz das entschlossene Drauflosgehen, was man Bajonett-Angriff nennt, was es aber in den seltensten Fällen ist, das einzige Entscheidungsmittel ist, und häufig der schönste Erfolg dasselbe gekrönt hat, so fehlt es doch nicht an Gegnern dieser Fechtart. Sie stützen sich hauptsächlich auf die Theorie und auf eine mathematische Rechnung, welche beweist, dass ein solcher Angriff völlig unausführbar ist, wenn der Gegner im ruhigen Feuern bleibt. Die Praxis haben sie keinenfalls für sich, und selbst dann nicht, wenn man die Resultate der Armee zu Grunde legt, bei der die Feuer-Taktik am meisten ausgebildet ist, der englischen. Es zeigt sich da immer, dass diese Resultate mehr in dem ungeschickten Drauflosgehen grosser Massen, und in dem Mangel aller Unterstützung derselben durch Tirailleurs zu suchen sind, als in der absoluten Wirkung des Feuers. Wie sehr man im Jahre 1815 von dem Gegentheile jener Theorie durchdrungen war, zeigt die Instruktion, welche der Fürst Blücher beim Wiederausbruch der Feindseligkeiten erliess und in der er sagt:

»Da die Erfahrung gelehrt hat, dass die französische Armee den Bajonett-Angriff unserer Bataillonsmassen nicht auszuhalten vermag, so ist es Regel, diesen stets auszuführen, wo es darauf ankommt, den Feind über den Haufen zu werfen oder einen Posten zu gewinnen. Es muss darauf hingewirkt werden, dass der Angriff mit dem Bajonett nicht in ein Geschiesse ausarte, dadurch geräth der Angriff meist ins Stocken.«

Dieses Haltmachen und Feuern bringt gewöhnlich die Krisis hervor, und ist ein Vorbote, dass der ganze Angriff misslingen werde, wenigstens unter zehn Malen neun Mal. Macht der Feind irgend eine Offensivbewegung, so ist das Umdrehen fast unvermeidlich und durch keine Anstrengung der Führer zu verhindern. Das Haltmachen geschieht aber besonders dann, wenn die angreifende Kolonne zufällig auf deckende Terrain-Gegenstände stösst, unter das Feuer des Feindes kommt und so gegen dasselbe geschützt ist. Entweder müssen in solchen

Fällen der Führer und die Offiziers, insofern sie nicht schon ausser Gefecht gesetzt sind, den Leuten einen besondern Aufschwung zu geben verstehen, oder man muss auf Kommando halten, die Ordnung herstellen, Tirailleurs vorwerfen und gesammelt nach einer kleinen Pause weiter vordringen. Schliesslich sei noch bemerkt, dass eines der grossartigsten Beispiele des Bajonett-Angriffs die Schlacht von Gross-Beeren bildet, die, abgesehen von der Kanonade, mit der das Gefecht eröffnet wurde, eigentlich nur aus einem solchen Bajonett-Angriff der vier Brigaden des von Bülowschen Corps, 41 Bataillone gegen das Reyniersche Corps von 29 Bataillonen, besteht.

Das Tirailleurgefecht.

Das Tirailleurgefecht ist es, welches dem Infanteriegefecht der neueren Zeit überhaupt seinen besonderen Charakter verleiht. Jedes Infanteriegefecht wird durch Tirailleurs eingeleitet und hingehalten. Indem Infanterie in zerstreuter Ordnung jeden, auch den kleinsten, Terrainvortheil zur Vertheidigung benutzt, sich so überhaupt in jedem Terrain, in welchem ein Gefecht möglich ist, schlagen kann, wird der Gegner fast immer gezwungen, dieselbe Form anzunehmen, da jede andere Form, wenn sie überhaupt durch das Terrain gestattet ist, seine Verluste vervielfachen würde, ohne weitere Vortheile zu gewähren. Die Tirailleurlinie bietet dem Feinde ungleich weniger Treffpunkte dar, als die geschlossene Linie oder Kolonne; sie ist geschickt, dem Feinde Stärke und Absicht zu verbergen, da in ihr immer nur ein verhältnissmässig geringer Theil der Massen entwickelt wird. Diese Massen bleiben intakt, während auch ein langdauerndes Tirailleurgefecht die dazu verwendeten Truppen viel weniger mitnimmt, als jede andere Gefechtsform.

Gewöhnlich wird das zerstreute Gefecht als ein Produkt der neueren Zeit angesehen, als eine Gefechtsform, die erst in neuerer Zeit erfunden worden sei. Dieses ist jedoch eine unrichtige Annahme. Einerseits beruht es in der Natur der Sache, dass das zerstreute Gefecht dem der geschlossenen Ordnung in der Zeit vorangegangen sein muss, indem diese geschlossene Ordnung, ihre Bewegungen und die gleichzeitige Wirkung derselben schon eine viel grössere taktische Ausbildung voraussetzt. Andererseits lässt sich dies Vorangehen des Gefechts der zerstreuten Ordnung auch historisch nachweisen. Wir finden so die zerstreuten Fechter neben der Phalanx, neben der Legion, wie neben den Schlachthaufen des Mittelalters. Wir

sehen ferner die zerstreute Fechtart überall da, wo ganze Völker den Krieg gleichsam auf eigene Hand und ohne stehendes Heer führen; wo sie die Vortheile des heimischen Bodens zur Vertheidigung gegen die Massen des Feindes benutzen, so bei den Aufständen der Tyroler, Schweizer, Spanier, Calabresen u. s. w. In den Kriegen der stehenden Heere, als die Feuertaktik der Masse sich immer mehr ausbildete, und demgemäss die Schlachten gleichsam vertragsmässig im freien Felde geschlagen wurden, und das Feuergefecht mit der Möglichkeit des Handgemenges verbunden wurde, erst da tritt das zerstreute Gefecht in den Hintergrund, ohne jedoch auch in dieser Zeit ganz zu verschwinden. Selbst Friedrich II. konnte das zerstreute Gefecht nicht ganz entbehren; die Panduren, Croaten u. s. w. der Oesterreicher zwangen ihn, Truppen für dasselbe zu bestimmen und auszubilden.

Als später im Jahre 1775 der nordamerikanische Freiheitskrieg ausbrach, da trat, begünstigt von den Vortheilen des heimathlichen Bodens, zuerst wieder das zerstreute Gefecht in grosser Ausdehnung und voller Wirksamkeit hervor. Es waren die Tausende der Riflemen, die sich aus den Kolonisten, Jägern und Pächtern der weiten Landstriche Nordamerika's bildeten, denen bei Lexington, Saratoga und Yorktown die für das Liniengefecht ausgebildeten trefflichen Truppen der Engländer, Hessen und Braunschweiger erlagen. Diese grossen Erfolge gaben die Veranlassung zu der allgemein verbreiteten Annahme, dass in jenem Kriege die zerstreute Fechtart erfunden oder doch neu erweckt worden sei. Dazu kam, dass in dem neun Jahre später ausbrechenden Revolutionskriege Männer mit an die Spitze kamen, die in jenen Kriegen mitgefochten hatten und dahin wirkten, dass hier, wie dort, die zerstreute Fechtart fast ausschliesslich angewendet wurde, so Lafayette, Rochambeau und Andere.

Sowohl in Nordamerika, als im Revolutionskriege, und namentlich bis zur Napoleonischen Zeit, hatte das zerstreute Gefecht der Lineartaktik gegenüber das Uebergewicht; es galt allgemein für das entscheidendste Mittel und war es auch in der That. Die Lineartaktik wurde durch das zerstreute Gefecht gezwungen, in Terrains sich zu schlagen, die durchaus keine freie Entwickelung ihrer Gefechtswirksamkeit gestatteten, wo sie daher rathlos war. Dieses Verhältniss dauerte so lange, bis die zerstreute Fechtart allgemein reglementarisch adoptirt und die Infanterietaktik eine Combination des zerstreuten und geschlossenen Gefechts wurde. Damit verschwand das entschiedene Uebergewicht des zerstreuten Gefechts; jedes der

beiden Elemente erhielt seinen eigenthümlichen Werth und gestattete dem anderen seine gebührenden Rechte.

Aus der Natur der Sache folgt, dass das zerstreute Gefecht die Entscheidung nicht in dem Sinne der offenen, mit Gewalt durchgeführten Ueberwältigung herbeiführen kann. Diese Art der Entscheidung durch Niederrennen oder Niederschiessen en masse gehört der geschlossenen Ordnung an. Dagegen gehört der zerstreuten Form der ausgedehnteste Gebrauch des Feuergefechts in jedem Terrain, wogegen das Gefecht der blanken Waffe, des Bajonetts nur zu einem Nothbehelf herabsinkt. wo es sich um die Selbsterhaltung handelt, oder wo das Feuergefecht unzulässig ist, oder wo einem zaghaften geschlagenen Feinde dadurch imponirt werden soll.

Der Bajonettangriff der Tirailleurs, in Fällen, wo das Feuergefecht unzulässig oder nachtheilig ist, kommt nur da vor, wo das Terrain keine Deckung gewährt, der Feind gut postirt ist, und mithin nicht durch Feuergefecht vertrieben werden kann, wie z. B. beim Angriff auf einen Waldrand, einen Graben u. s. w.

Das Imponiren durch Tirailleur-Angriffe mit dem Bajonett liegt ausser aller Berechnung; es kommt dabei ganz auf die Umstände, auf den Grad an, den die Demoralisation der feindlichen Truppen bereits erreicht hat, und auf den Grad von Selbstvertrauen, Muth und Entschlossenheit, der die eigenen Truppen beseelt. Bei der Verfolgung wird der Geschlagene in solchen Fällen nicht sowohl durch das Bajonett, als durch seine Muthlosigkeit, durch den Mangel an Vertrauen, Ordnung und Zusammenhang vertrieben, der bei ihm eingerissen ist. Der Angriff mit der blanken Waffe ist fast immer nur eine Drohung; zum wirklichen Kampf wird er fast nie, und nur höchstens auf einzelnen Punkten kommen. Das Gefecht mit der blanken Waffe können wir daher bei der ferneren Betrachtung des Tirailleurgefechts ganz fallen lassen, und es genügt, bei diesem nur das Feuergefecht in Erwägung zu ziehen.

Das Tirailleurgefecht wird durch verhältnissmässig kleine Theile des Ganzen unterhalten, und kann seiner Natur nach nur dazu dienen, das Gefecht zu eröffnen, hinzuhalten, wieder abzubrechen, Zeit zu gewinnen, ferner dem Gegner durch ein sicheres, gutgezieltes Feuer Abbruch zu thun, vorzugsweise sobald er geschlossene Truppen oder Artillerie im Feuerbereich zeigt; das Gefecht im koupirten Terrain zu führen; das Terrain aufzuklären, um über die Wahl der Angriffspunkte richtige Daten zu liefern; den Feind über den Hauptangriffspunkt in Ungewissheit zu erhalten; ihn zum Entfalten grösserer Truppen-Abtheilungen zu zwingen; um das Gefecht der ge-

schlossenen Linie oder Masse einzuleiten, vorzubereiten, zu begleiten, und nach dem Erfolg entweder den Gegner zu verfolgen oder den eigenen Rückzug zu decken. Man sieht so, obgleich hier keineswegs alle Fälle erschöpft sind, in denen das Tirailleurgefecht zur Anwendung kommt, dass dasselbe ein Mittel für die verschiedenartigsten Gefechtszwecke ist, und dass man dasselbe überall angewendet sieht. Das geht dann so weit, dass tiraillirt wird, sobald man auf den Feind stösst, und nicht weiss, was man beginnen soll.

Die taktischen Formen des Tiraillirens haben wir bereits kennen lernen, und es kommt nun hier auf ihre Anwendung im Gefecht an. Obschon wir, strenge genommen, in diesem ersten Theile unserer Betrachtung der Elementartaktik das Gefecht entkleidet von seinen Beziehungen zum Terrain betrachten, so wird dieses hier nicht vollkommen durchzuführen sein, da die Verwendung und der Gebrauch der Tirailleurs zu eng mit der Benutzung des Terrains verwachsen ist, als dass sich Beides vollständig von einander trennen liesse.

Diese Benutzung des Terrains ist für die Tirailleurs von dreifacher Art: 1) um sich dem Auge des Gegners zu entziehen; 2) um sich vor der Wirkung seiner Schiesswaffen zu sichern, und 3) um den Gegner der erfolgreichsten Wirkung unserer eigenen Waffen möglichst vollständig und möglichst lange auszusetzen.

Die erste Art tritt für die Tirailleurlinie selbst bei jeder Aufstellung ein, die vor dem Gefecht, Behufs desselben, genommen wird. Aber auch während des Gefechts müssen die Soutiens und Reserven, so viel als irgend möglich, dem Auge des Gegners entzogen werden. Er bleibt dann um so länger in Ungewissheit über unsere Stärke, unsere Zwecke und Maassregeln. Wir gewinnen damit ausserdem auch noch den Vortheil, Gegenmaassregeln gegen seine Angriffe vorbereiten zu können, auf die er nicht vorbereitet ist; die ihn daher überraschen und zu neuen Anordnungen zwingen.

Die zweite Art der Terrainbenutzung fällt häufig mit der dritten zusammen, oft aber auch sind beide nicht zu vereinigen. Sie ist die passive Benutzung des Terrains. Dass die Tirailleurs Schutz suchen gegen das feindliche Feuer hinter Bäumen, Mauern, einem Hügel, in einem Graben, geschieht ganz instinktmässig und braucht kaum angeordnet zu werden. Mehr Einsicht wird schon nöthig, wenn es sich darum handelt, jede Blösse gegen feindliche Reiterei durch geschickte Benutzung des Terrains zu vermeiden, sich auch gegen Flankenfeuer oder enfilirendes Feuer und nicht bloss gegen das

direkte Feuer des Gegners zu decken. Hier wird dann schon die Intelligenz und Aufmerksamkeit des Führers in Anspruch genommen. Noch mehr ist dieses bei der aktiven Benutzung des Terrains der Fall, wo es darauf ankommt, sich so aufzustellen, dass dadurch die Wirksamkeit unseres Feuers möglichst gesteigert werde. Diese aktive Benutzung des Terrains muss wo möglich mit der passiven Hand in Hand gehen; sie ist jedoch die entscheidende, sobald beide sich nicht vereinigen lassen; d. h. die eigene Sicherheit gegen das feindliche Feuer muss geopfert werden, wenn dadurch die eigene Feuerwirkung leidet oder gar unmöglich wird. Die Beurtheilung des Terrains nach der Seite dieser Verhältnisse ist oft nicht leicht und wird schwieriger, je verwickelter und unbekannter das Terrain wird, und je weniger Zeit wir haben, dasselbe kennen zu lernen Auf den gemeinen Mann darf man sich hierbei gar nicht verlassen. Einmal zieht er gewöhnlich die passive Benutzung des Terrains vor; zweitens aber fehlt ihm jeder weitere Blick zur Beurtheilung der Verhältnisse; er bemerkt oft die Vortheile des Terrains nicht, welche 20 Schritt vor ihm liegen, und übersieht eben so die Nachtheile, die durch die kleinste Veränderung seiner Stellung zu beseitigen wären. Diese Benutzung des Terrains ist daher vorzugsweise Sache der Führer, die bei scharfem Blick und Aufmerksamkeit fast in allen Fällen noch Mittel finden werden, selbst aus den scheinbar einfachsten Terrain-Verhältnissen noch Vortheile zu ziehen, oder Nachtheile aufzuheben, die auf den ersten Blick häufig unabwendbar erscheinen.

Was nun die taktischen Formen des zerstreuten Gefechts anbetrifft, so sind dies, wie wir bei der Betrachtung der Evolutionen gesehen haben, deren drei: Die eigentliche Feuerlinie, das Soutien, und die Reserve. Das Verhalten dieser drei Formen haben wir nun für das Gefecht näher zu betrachten.

1. Die Feuerlinie.

Ihre Stärke wird von Hause aus und im Allgemeinen durch die Zahl der Mannschaften bedingt, welche für das zerstreute Gefecht bestimmt sind. Für jeden einzelnen Fall aber ist in dieser Hinsicht maassgebend: erstens der Gefechtszweck, welcher durch das Tirailleurgefecht erreicht werden soll; zweitens die Beschaffenheit und Ausdehnung des Terrains, in welchem das Gefecht geführt wird; drittens die Zahl der Truppen, welche der Gegner ins Gefecht bringt, und die Art, wie er sie verwendet. Diese Umstände bestim-

men in jedem speciellen Fall die Stärke unserer Tirailleurlinie und es lässt sich daher in dieser Hinsicht allgemein Geltendes wenig geben; selbst ein Minimum oder Maximum lässt sich nur annäherungsweise bestimmen. So kann es z. B. bei der ersten Besetzung eines Abschnittes vollkommen genügen, eine ganz dünne Tirailleurlinie in der Form einer Postenlinie, mit mehreren kleinen Soutiens dahinter, aufzustellen. Im Gefecht selbst werden 12 bis 15 Schritt Intervalle zwischen den Rotten, also etwa 20 Rotten auf die Bataillonsfront, gewöhnlich das Minimum sein. Das Maximum dürfte in der Auflösung aller vier Tirailleurzüge des Bataillons liegen, so dass sich die Tirailleurs zum Bataillon wie 1 : 2 verhalten.

Damit geht aber fast immer einer der Hauptvortheile des zerstreuten Gefechts, die Deckung gegen das feindliche Feuer, verloren, und es werden daher nur unter ganz besonderen Umständen so dichte Feuerlinien von verhältnissmässigem Nutzen sein.

So einfach, wie sich die Sache darstellt, wenn man bei den Formen des Reglements stehen bleibt, so schwierig wird es doch, im Gefecht selbst in Bezug auf die Stärke der Feuerlinie das richtige Maass zu treffen. Dieses ist von grosser Wichtigkeit, wo es sich um bestimmte Gefechtszwecke handelt.

Ist dieser z. B. Zeitgewinn, so ist nichts nachtheiliger, als von Anfang an eine zu grosse Masse von Tirailleurs zu verwenden, indem man sich dadurch in demselben Verhältniss der Mittel beraubt, das Gefecht zu nähren. Ungeübte Infanterie verfällt sehr leicht in diesen Fehler; wie z. B. unsere Truppen im Jahre 1813, namentlich in der Schlacht von Gross-Görschen. In einem koupirten Terrain, wo Verstärkungen der Feuerlinie, neue Aufstellungen u. s. w. leicht sind, kann man ohne Besorgniss die Feuerlinie Anfangs sehr schwach machen.

Handelt es sich dagegen um Vertheidigung eines bestimmten Abschnittes, einer Dorf- oder Waldlisiere, eines Grabens etc., so würde eine zu schwache Besetzung ein Fehler sein, den man vielleicht nie wieder, oder doch nur mit unnöthigen Opfern, verbessern kann. Die Feuerlinie muss da von Hause aus so stark sein, dass sie jedenfalls den ersten Stoss des Gegners auszuhalten vermag. In der Schlacht von Ligny hatte man so versäumt, die südliche Spitze des Dorfes St. Amand stark genug zu besetzen; die Franzosen nahmen sie im ersten Anlauf, und den grössten Anstrengungen mehrerer Brigaden, die hier nach und nach ins Feuer kamen, war es nicht möglich, diesen Theil des Dorfes wieder zu erobern. Ein Aehnliches ist bei Möckern geschehen.

Aehnlich werden die Maassregeln beim Angriff sein. Will man den Feind nur beschäftigen, das Gefecht hinhalten, so reichen namentlich in einem koupirten Terrain schwache Tirailleurlinien aus, die man dann immer nach den Umständen verstärken kann. Kommt es dagegen darauf an, den Gegner aus einem festen Abschnitt durch Tirailleurfeuer zu vertreiben, so muss man die angreifende Linie von Hause aus der vertheidigenden überlegen machen, um durch die grössere Feuerwirkung den Vortheil aufzuheben, den der Gegner aus dem Terrain zieht.

Es muss also eine weise Oekonomie der Kräfte stattfinden, die aber nicht immer in dem Geizen mit derselben beruht; die vielmehr unter Umständen den Anschein von Verschwendung haben kann. Es wäre der grösste Fehler, als absolutes Prinzip hinzustellen, dass immer nur mit wenigen Tirailleurs das Gefecht begonnen werde. Eine nutzlose Verschwendung aber tritt jedesmal ein, wo die daran gesetzten Kräfte, es mögen zu viel oder zu wenig sein, ausser Verhältniss mit dem zu Erreichenden stehen. Man darf da nicht vergessen, dass, so wenig Kräfte auch ein Tiraillement dünner Linien bei weiter Entfernung gewöhnlich verbraucht, dieses Gefecht doch höchst blutig werden kann, sobald es bis in grosse Nähe poussirt wird. Ein Beispiel liefert das Gefecht von Stachow 1812 *).

Wie dort im Grossen, so darf also auch im Kleinen kein Missverhältniss zwischen dem Zweck und den Opfern stattfinden, die ihm gebracht werden müssen. Dahin gehört dann auch, dass man sich hütet, unnützer Weise ins Gefecht einzugehen, was namentlich mit den Tirailleurs gar häufig geschieht. Man fängt ein Tirailleurgefecht an, wenn man nicht weiss, was man will; ebenso zieht man es unnütz in die Länge. Man zersplittert mit vielfachen, langen und unnützen Tirailleurlinien seine Kräfte, und hat am Ende für den Moment der Entscheidung nichts oder nicht hinreichende Kräfte verfügbar. Das Tirailleurgefecht kann seiner Natur nach, das darf man nie vergessen, nur in sehr seltenen Fällen, und nur in besonders günstigem Terrain etwas Entscheidendes bewirken, und man darf daher über demselben den Hauptgesichtspunkt für die Infanterie, das geschlossene Gefecht, nicht aus den Augen verlieren. Wer zu lange tiraillirt, hält dadurch das Massenfeuer und den Bajonett-Angriff zu lange zurück und verpasst darüber leicht den Moment der Entscheidung. Eine Ausnahme hiervon ist nur zu statuiren, wenn es sich um Zeitgewinn handelt und der Feind beschäftigt werden muss. Man glaubt

*) Siehe Note 10.

oft die Truppe durch dergleichen Tiraillements zu aguerriren, für das Gefecht abzuhärten. Dies geschieht jedoch nur durch den richtigen Gebrauch, und keineswegs durch den Missbrauch des Tirailleurgefechts. Durch unnützes Herumknallen auf weite Entfernungen und durch fruchtlose Opfer, die doch bei jedem Tirailleurgefecht genug fallen, werden die Truppen vielmehr demoralisirt und verlieren endlich die Fähigkeit, herzhaft und entschlossen an den Feind heranzugehen, wenn es gilt.

Maximum der Stärke und Dichtigkeit der Feuerlinie.

Lange und starke Feuerlinien sind im Gefecht schwer zu handhaben und lassen sich nur in einem durchschnittenen Terrain rechtfertigen; wenn entweder das ganze Gefecht in einem solchen geführt wird oder doch der Schwerpunkt desselben in solchem Terrain liegt; also z. B. im Gebirgskriege, oder im waldigen durchschnittenen Terrain, wie bei Königswartha. Die Franzosen nennen dieses Tirailliren mit dichten grossen Tirailleurschwärmen, denen starke Kolonnen als Reserve folgen, *tiraillement en grande bande;* es war dieses die erste Form, die sie an die Stelle der geschlossenen Ordnung setzten und in der sie im Anfange der Revolutionskriege selbst ihre Schlachten schlugen. Im Feldzuge gegen die Spanier 1794 nahm so Augerau, der unter Dugommier eine Division kommandirte, durch Tirailleurschwärme die starke Position von St. Lorenzo de la Maya in den Pyrenäen, die durch 27 Redouten und Batterien in zwei Linien gedeckt und von der halben spanischen Armee brav vertheidigt wurde. Aehnlich verwendete Davoust in dem Gefecht von Hausen 1809 ganze Bataillone zum Tirailleurgefecht, hinter denen er mit seinem Korps fortmarschirte. In den späteren Feldzügen kommt diese massenhafte Verwendung der Tirailleurs, durch welche ganze Truppenkörper für einen untergeordneten Zweck verwendet werden, immer seltener vor.

Die Entwickelung des Tirailleurs aus der geschlossenen Abtheilung, das Auflösen, geschieht, wenn es irgend möglich ist, ausserhalb des Bereichs des feindlichen Feuers. Der in der Vertheidigung Befindliche muss seine Tirailleurlinie frühzeitig etabliren; die Mannschaft erhält dadurch Zeit, sich einzunisten, wo sie sich schlagen soll; der Führer findet Gelegenheit, sich mit der Oertlichkeit bekannt zu machen, seine Tirailleurs dem Terrain gemäss zu vertheilen, in einzelnen Fällen selbst Verstärkungen der Stellung anbringen zu lassen, was namentlich von der Dorf-Vertheidigung gilt. Fast nie-

mals aber werden in einer Stellung alle Theile der Vertheidigung gleich günstig sein. Es giebt überall stärkere und schwächere Punkte; demgemäss vertheilen sich die Tirailleurs. Die zusammenhängenden langen Linien, in denen die Rotten gleich weit von einander entfernt sind, verschwinden daher im Gefecht, die Schützen gruppiren sich. Diese zweckmässige Vertheilung der Tirailleurs ist vorzugsweise Sache der Führer, und in ihr liegt gewöhnlich die eigentliche Stärke einer Stellung. Von Richtung und enger Verbindung kann dabei natürlich nicht die Rede sein; man hat nur dafür zu sorgen, dass sich vor der Feuerlinie nicht Räume finden, die nicht durch ein wirksames Feuer vertheidigt werden. Auf den günstigen Punkten können daher die Tirailleurs sich häufen, während die dazwischen liegenden ebenen, keine Deckung gewährenden Stellen, oder einspringende Winkel der Stellung unbesetzt bleiben.

Dem ähnlich ist das Benehmen der zum Angriff vorgehenden Tirailleurlinie. Auch sie bildet nur, so lange sie aus dem Feuerbereich des Gegners ist, eine zusammenhängende Linie. Kommt sie in denselben, so gruppiren sich die Tirailleurs auf den Punkten, welche die meisten Vortheile, für die eigene Deckung sowohl als für die Bestreichung der feindlichen Stellung, gewähren. Im ganz ebenen Terrain bleibt freilich beiden Theilen nichts übrig, als das Ziel dadurch zu verkleinern, dass sich die Tirailleurs niederlegen; es ist das aber ein schlechtes Auskunftsmittel, da der Mann entweder zum Laden aufstehen oder im Liegen laden muss, was ein beschwerliches Geschäft ist. Das leichte Perkussionsgewehr gewährt hier grosse Vortheile. Das parallele Vorgehen mit einer Feuerlinie gegen den Feind wird man gern vermeiden. Man zieht es mit Recht vor, mit einem Flügel oder irgend einer passenden Abtheilung einen Terrainvortheil als Stützpunkt zu gewinnen, zu besetzen, und dann die anderen Theile nachrücken zu lassen.

Bei dem Vorgehen muss in der Regel nicht geschossen werden; erst wenn die Linie sich auf wirksamen Schussbereich etablirt hat, also auf 300 bis 200 Schritt, eröffne man das Feuer. Eine einigermaassen gut postirte Feuerlinie wird man mit Tirailleurs nie über den Haufen rennen, und am wenigsten mit einer schiessend sich langsam nähernden Tirailleurlinie. Die Entwickelung der Tirailleurs darf so wenig, als ihr weiteres Vorgehen, im Laufen stattfinden. Die Leute kommen dabei ausser Athem; die Einwirkung des Führers geht ganz oder theilweise verloren, namentlich für die spätere Postirung

der Feuerlinie. Nur ganz besondere Umstände können eine Ausnahme hiervon begründen; wenn man z. B. einen Abschnitt eher als der Feind erreichen und besetzen will.

Nachdem sich die Feuerlinie postirt hat, beginnt das Feuergefecht. In der Regel wird es der Vertheidiger früher anfangen, um die Blösse zu benutzen, welche ihm die herankommende feindliche Feuerlinie gewährt, und welche theilweise oder ganz verschwindet, sobald der Gegner sich auch postirt hat. Der Führer muss darauf wirken, dass die vorgehende Linie sich dadurch nicht auch zum Feuern verleiten lässt, wodurch nur Aufenthalt entsteht und die Verluste wachsen. Das Feuer selbst muss ruhig, jeder Schuss gezielt sein; die Leute müssen dabei besonders auch ihre Aufmerksamkeit seitwärts richten und sich nicht blos mit den feindlichen Rotten beschäftigen, die ihnen gerade gegenüber stehen. Einerseits wird ihnen so Gelegenheit werden, einen gut gezielten Schuss anzubringen, andererseits werden sie selbst, wenn sie geübte Tirailleurs gegen sich haben, oftmals Schüsse von der Seite her bekommen.

In diesem Feuergefecht wägen sich nun die Kräfte nach und nach ab. Die Faktoren sind hierbei, insofern wir ein solches Gefecht entkleidet von allen Nebenumständen, mithin isolirt für sich betrachten, bessere oder schlechtere Aufstellung zur eigenen Deckung, wie in Bezug auf die Wirkung des eigenen Feuers; grössere oder mindere Geschicklichkeit der Mannschaft im Schiessen; grössere oder geringere Zahl der Mannschaft; grössere oder geringe Disciplin und Bravour, endlich Zufälligkeiten, wie Tod oder Verwundung des Führers. Das auf der einen Seite überwiegend nachtheilige Resultat der einzeln sich ergebenden Ereignisse des Kampfes macht entweder eine Verstärkung der Feuerlinie nöthig oder führt dann auf dieser Seite zu dem Entschluss, das Gefecht aufzugeben. — Die ganze im Feuer befindliche Linie gleichmässig durch Eindoubliren zu verstärken, ist weder beim Angriff, noch bei der Vertheidigung in den wenigsten Fällen zweckmässig. Sowohl in der Vertheidigung, als beim Angriff, sind es fast immer einzelne Punkte, auf deren Festhaltung oder auf deren Wegnahme es ankommt, gegen welche sich daher der Hauptangriff richtet, oder auf deren Vertheidigung der Hauptaccent gelegt werden muss. Diese Punkte muss man daher zur rechten Zeit und nach sorgfältiger Abwägung der Verhältnisse, und daher erst so bald es wirklich nothwendig wird, aus dem Soutien verstärken. Verstärkt man dagegen die ganze Linie gleichmässig, so wird man gewöhnlich auf den entscheidenden Punkten

nicht stark genug sein. Zweckmässiger ist es, wenn sich solche entscheidende Punkte etwa nicht finden, oder die Gelegenheit dazu günstig ist, durch die Verstärkung die Feuerlinie nicht zu verdichten, sondern zu verlängern, dadurch die feindliche Feuerlinie zu umfassen, was in vielen Fällen entscheidend werden kann. — Verstärkt man die Feuerlinie auf den wichtigen Punkten, so wird dadurch ferner vielfach die Möglichkeit gewährt, dem Feinde nach und nach kleine Terrain-Vortheile zu entreissen, oder durch rasches, entschlossenes Drauflosgehen eines dichten Schwarmes einen Punkt in seiner Stellung zu nehmen, dessen Besitz über die fernere Vertheidigung derselben entscheidet. Für den Vertheidiger folgt daraus die Regel, solche Punkte vorzugsweise zu besetzen, und wenn ihm nach und nach kleine Terrain-Vortheile entrissen werden, oder wenn ein Punkt der feindlichen Feuerlinie ihm besonders nachtheilig wird, selbst in ähnlicher Weise zum Angriff derselben überzugehen, endlich durch Verlängerung der Feuerlinie und Vorgehen eines oder beider Flügel in die Flanke des Feindes, diesen zurück zu drängen. Welches Mittel man anwenden will, hängt vorzugsweise von der Gestaltung des Terrains, so wie von der Bravour und Disciplin der Truppe ab. Mit unerfahrenen oder durch Unfälle muthlos gewordenen Truppen wird man sich mehr passiv schlagen müssen, während geübte und brave Truppen ihren Vortheil in der aktiven Vertheidigung finden werden. — Muss aus irgend einem Grunde von einer Seite das Gefecht aufgegeben werden, so wird der siegende Theil diesen Moment benutzen, durch ein lebhaftes Feuer dem Zurückgehenden noch möglichst viel Abbruch zu thun. Muss daher eine Position verlassen oder ein Angriff aufgegeben werden, so muss sich die weichende Linie bemühen, schnell aus dem Bereiche des feindlichen Feuers zu gelangen, denn es ist für sie der nachtheiligste Moment eingetreten. Sie geht daher in diesem Falle rasch und ohne zu feuern, und, wenn sie freies Terrain hinter sich hat, im Laufe 200 bis 300 Schritt zurück, und stellt die Ordnung erst her, wenn sie aus dem feindlichen Feuerbereich ist. — Aber auch die siegreiche Tirailleurlinie wird, wenn sie ein ordentliches Feuergefecht durchgeführt und nicht blos einige Kugeln mit dem Gegner gewechselt hat, Ablösung oder doch Wiederherstellung der Ordnung nöthig haben; sie wird daher dem Gegner nicht ohne Weiteres folgen, was wir manchmal bei unseren Uebungen sehen, wo lange Tirailleurlinien Feld und Wald durchziehen und den Gegner aus einer Stellung nach der anderen schlagen.

Soll das Gefecht fortgesetzt werden, so wird die zurückgehende Feuerlinie durch eine neue abgelöst, welche man da aufstellt, wo das Terrain es noch mit Vortheil zulässt. Bedingen höhere Gefechtsrücksichten nicht ein Anderes, so ist es jedesmal besser, eine vortheilhaftere neue Stellung weiter rückwärts zu nehmen, als eine schlechtere näher am Feinde. Bei solchen Tirailleurgefechten kommt es in der Regel auf ein paar hundert Schritt Terrain nicht an. Die im Gefecht gewesene Feuerlinie durch die neue aufzunehmen, ist selten rathsam. Man bekommt dadurch für das neue Gefecht von Anfang an eine zu dichte Feuerlinie; die zurückgehende Linie hat sich vielleicht theilweise verschossen; es muss neue Munition aus dem Tornister in die Taschen gepackt, hier und da an den Gewehren etwas hergestellt werden; die Leute sind angegriffen, oft erschöpft, jedenfalls unruhig und haben einen Theil ihres Selbstvertrauens verloren. Dazu können die Führer nichts thun, um Ordnung und Vertrauen wieder herzustellen. Man wird daher stets wohl thun, die aus dem Gefecht kommende Linie beim Soutien zu sammeln und dort unter den Augen der Führer die Ordnung wieder herzustellen.

Was hier von den Zurückgehenden gesagt ist, gilt, wenn auch nicht in gleichem Maasse, doch jedenfalls theilweise auch vom Sieger. Auch er bedarf der Erholung, einer Wiederherstellung der Ordnung, der Waffen, Munition etc.; und so entsteht denn in der Regel eine Pause, die von beiden Theilen in ihrem Sinne, in ihrem Interesse benutzt wird. Dieses, so wie den ganzen Hergang des Tirailleurgefechts, stellen unsere Uebungen nur unvollkommen dar, indem man da in der Regel keine Zeit hat, um die Darstellung des Gefechts so ruhig durchzuführen. Das eigentliche Tirailleurgefecht hat einen viel ruhigeren und langsameren Verlauf. Da schiesst man sich um den Besitz eines Grabens, einer Mauer, einer Lisiere, oft einen halben Tag herum. Dies entsteht häufig dadurch, dass im Kriege die Zwecke der partiellen Gefechte oft gar nicht so bestimmt ausgesprochen oder auch nur gefühlt sind, wie bei den Uebungen durch die gegebene Idee oder Disposition. Hat aber ein Tirailleurgefecht erst eine Zeit lang in dieser stehenden Weise gedauert, so lässt es sich durch die im Gefecht begriffene Linie nicht in einen aktiven Charakter hinüber führen. Der Theil, welcher dieses beabsichtigt, muss vielmehr durch Verstärkung mit frischer Mannschaft dem Gefecht eine neue Nahrung geben.

Ablösungen der Feuerlinie, wie wir sie bei den

Uebungen sehen, um die Uebung eben über alle Theile der Truppe auszudehnen, kommen im Gefecht nicht vor, oder doch nur unter ganz besonderen Verhältnissen. Fast immer wird man sehr zufrieden sein, wenn die im Gefecht begriffene Tirailleurlinie das Feuer hinhält, und so lange sie aushält, nicht an Ablösen denken, als bis ihre Gefechtsbrauchbarkeit abgenutzt, ihr kriegerisches Feuer ausgebrannt ist und nur noch die Schlacken übrig sind. Die Ablösung im Gefecht hat auch in der That keinen Vortheil, man verliert dabei unbedingt Mannschaft. — Von Vortheil ist es dagegen, die Feuerlinie zu vermindern, sobald man sich überzeugt, dass der Gefechtszweck auch mit einer minder dichten Linie erreicht wird, oder dass es dem Feinde mit seinem Angriff nicht Ernst ist, er uns nur beschäftigen will, oder wenn wir unsere Stellung oder unseren Angriff nach und nach aufgeben wollen, ohne zu früh die Aufmerksamkeit unseres Gegners zu erregen. In solchen Fällen kann man natürlich nicht ganze Abtheilungen zurücknehmen, sondern die Führer müssen dann einzelne Rotten zum Soutien zurückschicken, was so verdeckt und vorsichtig, wie irgend möglich, geschehen muss.

Seitwärts-Bewegungen im Feuergefecht selbst sind gefährlich und bringen jedesmal Verluste hervor. Der Angreifende wird sie daher stets ausserhalb des feindlichen Feuers ausführen; der Angegriffene entweder sie durch Verlängerung der bedrohten Flanke, oder Falls er dem feindlichen Feuer sich entziehen muss (was bei gelungenen Umgehungen vorkommen kann), lieber durch einen entschlossenen Angriff auf die umgehende Truppe ersetzen. Gelingt dies nicht, oder gestatten es die Gefechtsverhältnisse nicht, so ist eine Lage eingetreten, die man entweder mit Standhaftigkeit ertragen muss, wenn Höheres auf dem Spiele steht, oder aus der man sich anderen Falles so schnell als möglich herausziehen muss, ohne sich auf weiteres Gefecht einzulassen. Es wird dann freilich ohne Verluste nicht abgehen, sie werden aber wahrscheinlich geringer sein, als wenn man in solchen Fällen die Formen des Uebungsplatzes beibehalten will. Aehnlich ist es mit den Schwenkungen ganzer Feuerlinien, auch sie kommen im Gefecht nicht vor. Ist man gezwungen, eine Direktionsveränderung vorzunehmen, so geschieht dies dadurch, dass man im Vorgehen auf der Seite des herumgehenden Flügels stärker drückt und den anderen Flügel festhält oder im Zurückgehen den stehenbleibenden Flügel verstärkt und den andern allmählig zurückgehen lässt. Wird dieses Manöver unmöglich, indem das Pivot gegen den starken Andrang des Feindes nicht zu

halten ist, so bleibt nichts übrig, als in der neuen Richtungslinie eine neue Feuerlinie zu etabliren. Unter ihrem Schutz, der dadurch wirksam wird, dass sie den vordringenden Feind jedesmal in die Flanke fasst, zieht sich die andere Feuerlinie zurück.

In Bezug auf die Benutzung des Terrains durch die Feuerlinie ist hier noch einiges allgemein zu erwähnen. Wer eine Stellung nimmt, um sich darin zu schlagen, der hat in der Regel die Wahl, wenn auch nicht im Grossen, doch im Einzelnen. Er hat daher den grossen Vortheil, allen möglichen Nutzen aus dem Terrain zu ziehen. Wer dagegen angreift, der muss das Terrain annehmen, wie es ist. Aus diesem Verhältniss folgt, im Grossen, wie im Kleinen, der Hauptvortheil der Defensive: nicht als eine erzwungene, sondern als eine gewählte Gefechtsform.

Eine Tirailleurlinie bedarf nun Deckung gegen das feindliche Feuer und den feindlichen Kavallerie-Angriff, und sucht sich ferner so zu etabliren, dass sie das vorliegende Terrain unter ihrem Feuer hat. Letzteres ist allerdings nur in beschränkterem Maasse möglich, sobald das Gefecht innerhalb eines koupirten Terrains geführt wird. Hierin beruht die besondere Wichtigkeit der Lisieren und Abschnitte in Wald- und Dorfgefecht, im koupirten Terrain.

Die beste Deckung gewähren der Tirailleurlinie kleine Höhenzüge, Thalränder, Dämme, Gräben, kleine Vertiefungen und Mauern. Der Mann kann ganz gedeckt laden und ist nur dem feindlichen Feuer ausgesetzt, wenn er selbst schiesst. Hecken, Zäune, Gebüsch, schwache Dorfumfassungen gewähren eine viel schwächere Deckung und mehr gegen das Auge als den Schuss des Feindes. Indessen ist es auch schon ein Vortheil, den Gegner zu zwingen, nach unseren Schatten zu schiessen, und man wird daher auch solche Terraingegenstände benutzen. Die schlechteste Deckung gewähren dagegen Bäume. Die geringste Unebenheit des Terrains schützt besser, als ein Baum; denn selbst ein starker Baum deckt nur nach vorn, und schützt gar nicht gegen Schüsse von der Seite. Ueberhaupt ist es von Wichtigkeit, sich gegen das enfilirende Feuer zu schützen, also besonders, wenn die Stellung in geraden Linien gebrochen ist, und ausspringende Winkel hat. Bei der Besetzung solcher Stellungen muss man auf dergleichen Verhältnisse besonders Rücksicht und danach seine Maassregeln nehmen. Ein Hauptvortheil bei der Aufstellung einer Tirailleurlinie findet sich da, wo das Terrain es gestattet, einzelne, im Schussbereich der Linie vor derselben liegende Punkte zu besetzen.

Eine kleine Erhöhung, eine Vertiefung, eine Kiesgrube, eine dichte Baumgruppe, ein Haus, können auf diese Weise die Vertheidigung sehr viel stärker machen. Der Gegner muss diese Punkte, die er der Feuerlinie wegen nicht umgehen kann, erst überwältigen, ehe er seinen Angriff auf diese richtet.

Bei einem blossen Infanterie-Gefecht braucht man weniger ängstlich um Anlehnung der Flügel zu sorgen; hat man dagegen zu erwarten, dass auch Kavallerie im Gefecht auftritt, und hat man freies Terrain hinter sich, so ist es vortheilhaft, die Flügel anzulehnen oder zu verstärken. Diese Anlehnung besteht dann entweder darin, dass man die Linie bis an unpassirbare oder doch schwer passirbare Terraingegenstände ausdehnt, See, Fluss, Moor, Bruch, oder bis an einen, der Vertheidigung besonders günstigen Punkt, den man dann stark besetzt. Eine Hauptverstärkung der Flügel aber liegt in den Soutiens.

2. Das Soutien

nennen wir den geschlossenen, zur unmittelbaren Unterstützung der Feuerlinie dienenden Trupp. Es hat nicht den Zweck, als solches, als geschlossene Truppe zu fechten, wodurch es sich wesentlich von der Reserve unterscheidet, dies kommt vielmehr nur im Nothfalle und als Ausnahme vor. Es dient vielmehr zur Verstärkung der Feuerlinie auf den wichtigen Punkten, sowohl beim Angriff als bei der Vertheidigung; und zur Aufnahme derselben, indem es eine neue Feuerlinie bildet; oder als Sammelpunkt; wenn dieselbe von feindlicher Kavallerie überrascht wird.

Das Soutien wird also so aufzustellen sein, dass es gegen feindliches Feuer gedeckt, aber im Stande ist, die bedrohten Punkte der Feuerlinie zu verstärken und zu unterstützen.

Wie weit sich das Soutien hinter der Feuerlinie befinden muss, bestimmt in jedem einzelnen Falle das Terrain; weiter als 250 bis 300 Schritt darf es jedoch nicht entfernt sein, da sonst die Unterstützung leicht zu spät kommt. Unter Umständen kann es aber viel näher, und sogar dicht hinter der Feuerlinie aufgestellt werden. Letzteres ist namentlich der Fall, wenn eine Stellung sehr hartnäckig vertheidigt werden soll, der Besitz eines oder einiger Punkte dabei vollständig entscheidend ist und diese sich zugleich zur verdeckten Aufstellung der Soutiens eignen; oder wenn aus einer Aufstellung zu einem überraschenden Angriff übergegangen werden soll.

Aus dem Gange des Gefechts, wie wir ihn vorher betrachtet haben, bestimmt sich nun die Stellung des Soutiens in Bezug

auf Flügel oder Mitte der Feuerlinie, je beim Angriff oder der Vertheidigung.

Die schwachen Punkte einer Feuerlinie sind in der Regel die Flanken und vorspringenden Winkel der Stellung; gegen diese wendet sich daher fast immer der nächste Angriff. Der Angreifende wird daher sein Soutien hinter denjenigen Theil seiner Feuerlinie bringen, den er späterhin vorzugsweise verstärken muss. In den meisten Fällen aber ergiebt sich dieses erst im Laufe des Gefechts selbst, und er wird daher, wenn das Terrain es nicht anders erheischt, sein Soutien gewöhnlich hinter der Mitte folgen lassen. Gewährt die Stärke der Abtheilung zwei Soutiens zu bilden, so folgen sie hinter beiden Flügeln. Von dem Vertheidiger gilt hier fast dasselbe, da auch er in den meisten Fällen nicht ganz sicher sein wird, gegen welchen Punkt seiner Stellung der Feind sich vorzugsweise wenden wird. Ist die Feuerlinie über 250 bis 300 Schritt lang, und soll ein nachhaltiger Widerstand geleistet werden, so sind zwei Soutiens nothwendig, die dann hinter die Flügel der Linie zu stellen sind, und zwar unbedingt jedesmal, sobald die Feuerlinie keine Anlehnung hat. Dass sich jedes Soutien für sich, unabhängig von dem andern, nach dem Terrain und den Umständen richtet, versteht sich von selbst. Das eine kann vielleicht dicht hinter der Feuerlinie stehen, während das andere 300 Schritt abbleiben muss, weil es erst da eine verdeckte Aufstellung findet. Das Soutien giebt der Tirailleurlinie erst Halt und Selbstvertrauen; es ist daher durchaus nöthig, beide Theile unter einen Führer zu stellen, da nur dadurch das Eingreifen und das gemeinsame Handeln möglich wird. Aus demselben Grunde ist daher auch nicht zweckmässig, Soutien und Feuerlinie von verschiedenen Abtheilungen des Ganzen zu entnehmen, z. B. die Tirailleurs von der einen Compagnie, das Soutien aber von der andern. Muss in solchem Falle das Soutien die Feuerlinie unterstützen, so bilden sich da Vermischungen von Mannschaften und Führern, die sich gegenseitig wenig oder gar nicht kennen. Dies ist aber gerade im Tirailleurgefecht am nothwendigsten, wo so viel auf die Individualität der Fechtenden wie der Führer ankommt, und wo die Leitung vorzugsweise auf Wink und namentlichen Zuruf beruht. Geht man in das Gefecht mit dem ungetheilten Bataillon ein, so ist dies freilich nicht ganz zu vermeiden; sehr gut geht es aber beim Gefecht mit Compagnie-Kolonnen an, und es liegt darin ein neuer Vortheil dieser Formation.

Die Regel, dass eine Tirailleurlinie niemals ohne Soutien sein soll, findet sich in allen Vorschriften und Handbüchern;

in der Praxis aber ist sie unausführbar, und vielmehr auf die eigentliche Reserve zu beziehen. Ohne eine solche muss freilich niemals, oder doch nur im äussersten Nothfall gefochten werden. Sobald man nämlich in die Lage kommt, von dem Soutien Gebrauch zu machen, hört es auf, ein solches zu sein, und wird sich fast immer in einen Tirailleurschwarm auflösen. Wird die Feuerlinie auf dem einen oder dem andern Punkt verstärkt; wird eine neue gebildet zur Aufnahme der alten; wird ein Anlauf gemacht gegen irgend einen Punkt der feindlichen Stellung, oder ein Ausfall aus dieser, so löst sich das Soutien jedesmal entweder in eine Schützen-Linie oder einen Schwarm auf, und hört auf Soutien zu sein. Sofort ein neues Soutien aus der Reserve vorzuziehen, wie es auf dem Uebungsplatze geschieht, geht in der Regel nicht so schnell, bringt eine Zersplitterung der Kräfte hervor u. s. w., und es ist daher am sichersten, baldmöglichst sich wieder ein Soutien zu bilden, sobald der Zweck seiner Auflösung erreicht ist. Ist z. B. der Anlauf gegen einen Punkt einer Lisiere, eines Grabens u. s. w. gelungen, so dringt man darin weiter vor; der eingedrungene Schwarm breitet sich aus; dadurch werden die nebenstehenden Theile der Feuerlinie überflüssig und bilden sofort ein neues Soutien. Gelang ein solcher Anlauf nicht, so sammelt sich der Schwarm wieder als Soutien u. s. w. Bei gut geübten Tirailleurs, die Appell haben, wird der Führer bald wieder über ein kleines Soutien verfügen können; nichtsdestoweniger aber müssen die Leute hierauf geübt werden. Geschieht dieses nicht, so hat es Schwierigkeit, sie schnell zusammen zu bringen.

Eine Verwendung des Soutiens als geschlossener Trupp kommt ausnahmsweise vor, da es von Wichtigkeit sein kann, eine solche geschlossene Truppe in der Feuerlinie auftreten zu lassen. Dies ist namentlich bei der Vertheidigung solcher Terraingegenstände der Fall, die dem Gegner die Annäherung oder das Eindringen nur in schmaler Front gestatten; z. B. bei dem Gefecht um Defileen, Brücken, Dämme, Dorfeingänge u. s. w. Da kann es denn, wenn die Reserve nicht zur Hand ist, selbst rathsam sein, mit dem Soutien, welches man in der Nähe haben muss, in letzter Instanz eine Salve zu geben und sich entschlossen auf die Spitze der feindlichen Angriffs-Kolonne zu stürzen. Beim Angriff solcher Defileen, oder beim Vorgehen über dieselben überhaupt, ist es dagegen nothwendig, die Tirailleurzüge an der Tete der Kolonne zu haben, damit sie sich, sobald man auf der andern Seite Fuss fasst, ausbreiten und einnisten können. Das Hervorholen von der Queue oder aus

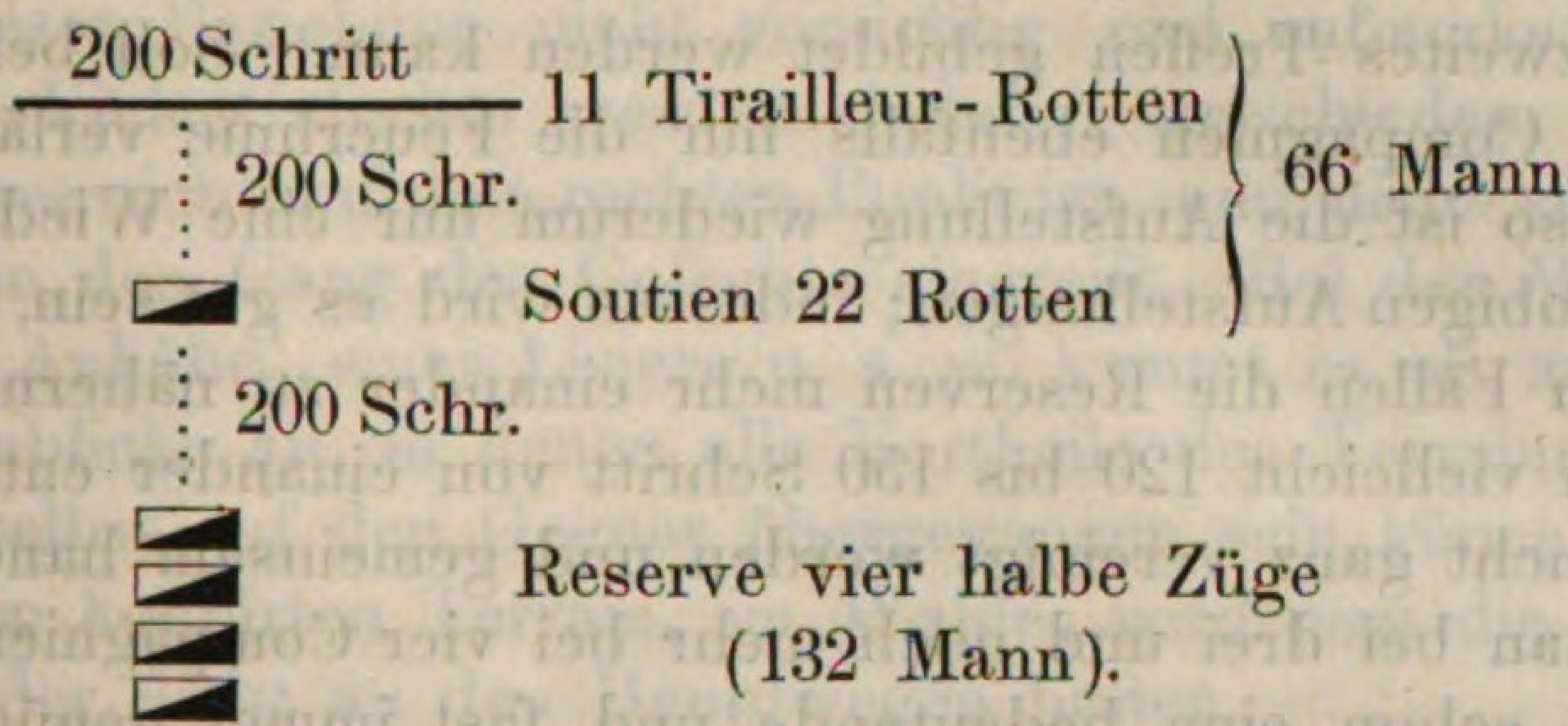
der Kolonne bringt oft um die kostbarsten Momente und kann unter Umständen, bei engen Defileen, sogar unmöglich werden.

3. Die Reserve.

Bei ganz kleinen Abtheilungen fällt Reserve und Soutien zusammen, bei sehr grossen Abtheilungen dagegen bilden gewöhnlich die Bataillone selbst die Reserve. In allen dazwischen liegenden Fällen ist es zweckmässig, die Reserve des Tirailleurgefechts in Compagnie-Kolonnen zu bilden. Die Avantgarde, die Arrieregarde, kleine Abtheilungen von einem oder einigen Bataillonen, selbst in den meisten Fällen der ersten Treffen fechtender Infanterie-Brigaden, wird man zweckmässig in Compagnie-Kolonnen zerlegen. Das Gefecht verläuft gegenwärtig nach und nach in der Zeit, es ist kein plötzliches Niederwerfen oder Niederschiessen des Gegners, sondern vielmehr ein langsames Niederringen desselben, dem sich der, welcher in Nachtheil geräth, gewöhnlich entzieht, bevor es noch zu seiner völligen Niederlage kommt. Diesem gemäss geht die Eintheilung der Truppen dahin, das Gefecht zu nähren, zu unterhalten, die im Feuergefecht befindlichen Theile zu unterstützen oder aufzunehmen; und dieses wird besonders durch die Gliederung der Truppen in die Tiefe erreicht. Nach dieser Seite hin ist der Zweck und das Verhalten der Reserve, die man, da sie einem bestimmten Theile der Gefechtslinie zur Unterstützung dient, die specielle Reserve nennen kann, ganz klar. Das Verhalten geht aus dem Zweck der Unterstützung der Feuerlinie hervor. Die zweite Seite ist aber, dass die Reserve auch bestimmt ist, das geschlossene Gefecht, also entweder als Bajonett-Angriff oder das Massenfeuer, zu führen, sobald es darauf ankommt, die Entscheidung zu geben oder abzuwehren.

Wir sehen daher, wie zweckmässig die Formation der Compagnie-Kolonne für alle Truppen ist, die zuerst ins Gefecht geführt werden, die bestimmt sind, dasselbe zu beginnen. In der Regel sollen diese das Gefecht beginnenden Truppen einen Vorhang bilden, hinter welchem der Aufmarsch, oder der Abmarsch erfolgt oder entscheidende Bewegungen vorbereitet werden. Der Gesichtskreis des Gegners soll demgemäss beschränkt oder von seiner Seite aus erhalten werden. Die Zugänge zu seiner Stellung sollen besetzt, genommen und vertheidigt werden. Es kommt also darauf an, eine Menge kleiner Punkte zu erringen, zu besetzen, festzuhalten, ohne dass man vorher weiss, welche der Gegner wählen und welche man selbst benutzen wird. In der Stellung eines Bataillons werden

sich daher fast immer mehrere solcher Punkte finden, und eine Theilung des Bataillons in kleine diskrete Abtheilungen wird daher nöthig, wenn man nicht gezwungen sein will, im Laufe des Gefechts das Bataillon in kleine unselbstständige Theile zu zersplittern. — Sehen wir z. B. also eine Compagnie in der Gefechts-Formation. Der Tirailleurzug ist vorgeschoben. Aus ihm entwickelt sich die Tirailleur-Linie und ihr Soutien; zwei Züge, zwei Drittel des Ganzen, oder auf der Kriegsstärke vier halbe Züge, bilden die Reserve. Rechnen wir hierbei die Compagnie zu 200 Feuergewehren, so entwickelt sich daraus die untenstehende Normal-Gefechtsstellung einer Compagnie.

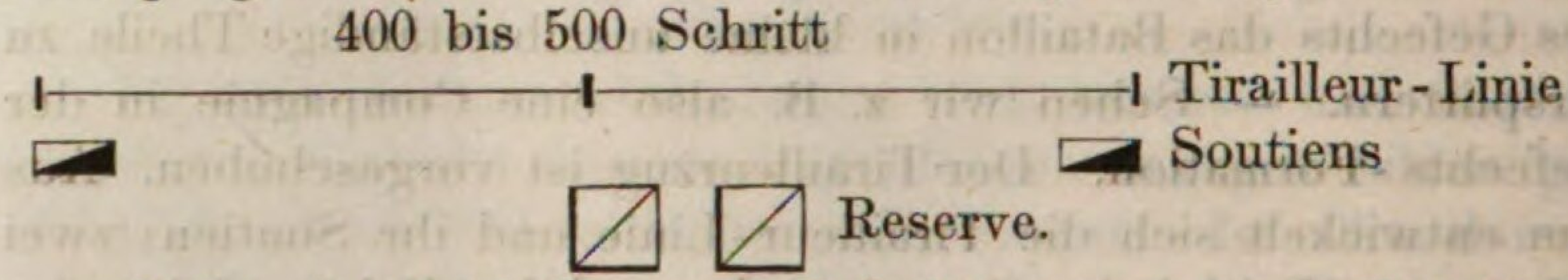


Die Compagnie beginnt hier etwa mit ein Neuntel ihrer Stärke das Gefecht, dem zwei Neuntel als Soutien folgen, während zwei Drittel als Reserve disponibel ist. Die Auflösung des ganzen Soutiens giebt schon eine sehr starke Feuerlinie; in diesem Falle wird dann das Soutien durch einen halben Zug der Reserve ersetzt, so dass auch dann noch die Hälfte der Compagnie disponibel bleibt. Das Terrain und die besonderen Umstände bringen nun natürlich mannigfache Veränderungen in dieser Formation zu Wege. Man wird in dem einen Falle Soutien und Reserve hinter der Mitte, im andern Falle beide Abtheilungen hinter einem Flügel, im dritten das Soutien hinter dem Einen, die Reserve hinter dem Andern aufstellen, je nachdem der eigentliche Angriffspunkt noch unentschieden ist, oder auf einem der Flügel liegt, oder beide bedroht sind oder bedrohen sollen.

Sind zwei Compagnien für das Gefecht bestimmt, so ist zunächst die Frage, ob die Frontbreite der Stellung verdoppelt oder der Stellung nur eine grössere intensive Kraft, sei es zum Angriff, oder zur Vertheidigung, gegeben werden soll. In beiden Fällen wird jedoch die Normalstellung von zwei Compagnien die Wiederholung der vorigen für eine Compagnie mit allen ihren Modifikationen sein.

Wir dürfen jedoch, wenn es das Terrain gestattet, fast immer dafür sein, die Soutiens nach den äusseren Flügeln, die

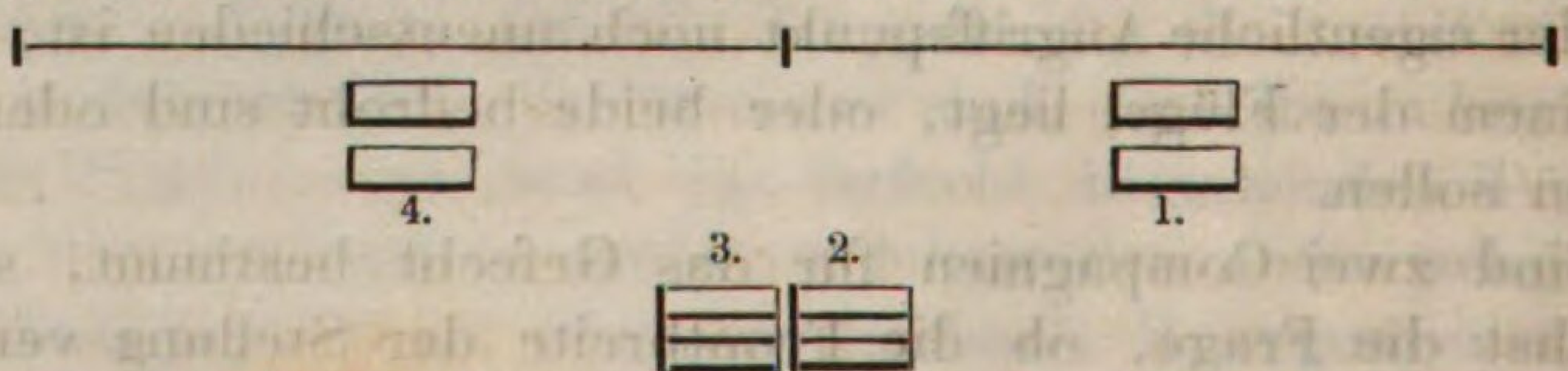
Reserve nach den inneren zu bringen, indem auf diese Weise eine kompaktere Masse zusammen bleibt und die Einheit in den Bewegungen und dem Verhalten überhaupt mehr gesichert ist.



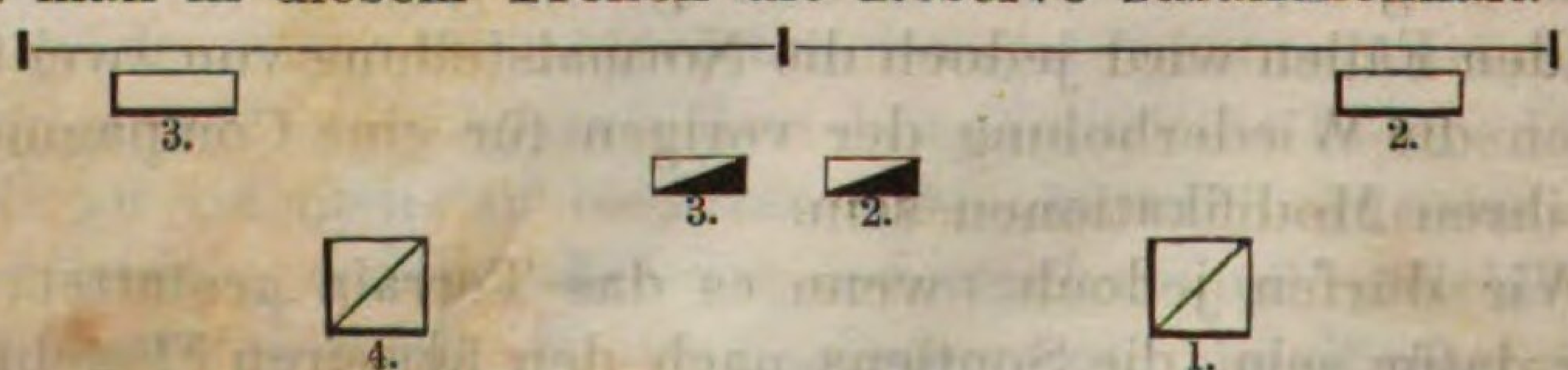
Steigt die Zahl der zum Gefecht zu verwendenden Compagnien auf drei oder vier, so wächst damit auch die Zahl der Combinationen, und es kommt der Umstand hinzu, dass dann schon zur Verstärkung der intensiven Kraft der Formation ein zweites Treffen gebildet werden kann. Soll bei drei oder vier Compagnien ebenfalls nur die Feuerlinie verlängert werden, so ist die Aufstellung wiederum nur eine Wiederholung der obigen Aufstellungen; indessen wird es gut sein, auch in solchen Fällen die Reserven mehr einander zu nähern. Sie sind dann vielleicht 120 bis 150 Schritt von einander entfernt, können leicht ganz vereinigt werden und gemeinsam handeln.

Da man bei drei und noch mehr bei vier Compagnien der Feuerlinie schon eine bedeutende und fast immer genügende Ausdehnung, bei hinlänglicher innerer Stärke, geben kann, so benutzt man dann gewöhnlich die dritte und vierte Compagnie zur Bildung eines zweiten Treffens, indem man sie hinter einem, oder hinter beiden Flügeln oder der Mitte aufstellt.

Es lassen sich mehrfache Combinationen anordnen, wie Terrain und Gefechtsverhältnisse es am zweckmässigsten machen. Regeln lassen sich darüber nur wenige geben, und auch sie werden in jedem einzelnen Falle nach Umständen modifizirt werden müssen. Hat man eine Compagnie im zweiten Treffen, so wird man sie hinter denjenigen Punkt der Stellung bringen, auf dem die Entscheidung beruht. Zwei Compagnien im zweiten Treffen wird man entweder in der Mitte zusammenhalten,



oder das erste Treffen rechts und links überflügeln lassen, wenn man in diesem Treffen die Reserve zusammenhält.



Man sieht, wie leicht und schnell in beiden Fällen die ganze Formation aus der Kolonne nach der Mitte sich macht; die Compagnien sind nur 150 Schritt von einander entfernt, so dass das Bataillon schnell wieder gebildet sein kann. Im offenen Terrain wird man die Compagnien unter Umständen noch mehr einander nähern, namentlich wenn man einen Angriff von Kavallerie vermuthet. — Ist in einer Stellung ein Flügel nicht angelehnt, steht er, wie man sagt, in der Luft, so muss jedesmal eine Reserve sich dahinter befinden. Kommt es darauf an, einen Punkt der Stellung zu halten oder wegzunehmen, so gehören die Reserven in seine Nähe. In der Defensive kann man in dieser Beziehung nicht vorsichtig und aufmerksam genug sein. Viele Gefechte werden dadurch entschieden, dass die Reserve nicht auf dem rechten Punkt ist, und nicht zur rechten Zeit in den Gang des Gefechts eingreift. Bei der Wegnahme einer Anhöhe, einer Lisiere u. s. w. kommt es oft auf wenige Augenblicke an, in denen alle Vortheile des Terrains verloren und selbst auf den Gegner übergegangen sein können.

Im koupirten Terrain, im Walde, wird man die Reserven auf oder dicht an den Hauptwegen halten.

Die Reserve hat aber noch einen andern Zweck, den, das Gefecht zu entscheiden durch den Bajonettangriff oder das Massenfeuer. Wo ein zweites Treffen vorhanden ist, wird dies mehr für den ersten Zweck, und das vordere Treffen für den letzteren bestimmt werden.

Schliesslich ist auf den allgemeinen Charakter des Tirailleurgefechts mit Compagnie-Colonnen noch hinzuweisen. Es ist der, dass das gegenseitige Sekundiren der Abtheilungen wohl im Auge zu behalten ist. Wie in der kleinsten Abtheilung, der Rotte, zwei Mann sich gegenseitig unterstützen, der eine feuert, während der andere ladet und die Wirkung des Schusses beobachtet — wie ebenso zwei Gruppen ihr Feuer conzentriren, oder es alterniren lassen, wie die eine sich vorzuschleichen sucht, während die andere stehend ihr Feuer verdoppelt; — wie ebenso, bei zwei Zügen, in der Vertheidigung der eine dem Angreifer die Flanke zu gewinnen sucht, während der andere die Stellung vertheidigt; oder im Rückzuge der eine die Stellung rückwärts nimmt, während der andere die alte Aufstellung noch hält — so werden auch zwei Compagnien ihr Verhalten nach den relativen Gefechtsverhältnissen immer die eine in Bezug auf die andere, und nicht ohne dieses gegenseitige Beziehen, dieses gegenseitige Unterstützen beim Angriff, bei der Vertheidigung, beim Rückzug, regeln. Ohne diese feste, durchgehende Regel wird das

Gefecht immer ein loses, kräfteverzehrendes, die Führung wenn nicht unmöglich so doch höchst schwierig machendes sein. —

B. Gefechts-Verhältnisse der Kavallerie.

Das Gefecht der Kavallerie ist vorzugsweise das mit der blanken Waffe, das Einhauen, der Chok; das Feuergefecht erscheint hier nur als eine Nebensache.

a. Der Chok ist die letzte Spitze des Angriffs überhaupt, das wirkliche Zusammentreffen und Handgemeinwerden mit dem Gegner. Die Bewegung dazu, das Herankommen bis zu dem letzten ungestümen Einbrechen nennen wir die Attake. Das preussische Exerzir-Reglement nennt die Attake eine gegen den Feind gerichtete Vorbewegung in Linie mit wachsender Schnelligkeit; seine Niederlage ist ihr Endzweck. Der Chok ist so das Criterium für alle Stellungen und Bewegungen der Kavallerie. Eine Stellung, welche den Chok unmöglich macht, eine Bewegung oder Formation, die denselben hindert oder erschwert, sind im Gefecht immer unzweckmässig. Alle Anordnungen müssen vielmehr dahin gehen, den Chok zu erleichtern und ihn so nachdrücklich und kräftig als möglich zu machen. Der Nachdruck des Choks aber liegt vorzugsweise darin, dass in dem letzten Moment der Attake, in dem des Zusammentreffens mit dem Feinde, die höchste Kraftäusserung von Pferd und Mann gelegt werde. Dies ist unmöglich, wenn ein bedeutender Raum uns vom Feinde trennt und man mit gleichmässig beschleunigter Geschwindigkeit denselben durchlaufen wollte. Die Pferde würden erschöpft und athemlos an den Feind kommen. Man geht daher nach und nach aus der langsameren in die schnellere und schnellste Bewegung über. In einer früheren Zeit war das anders; man bildete da die Reiterei mehr für das Feuergefecht aus, und chokirte im Trabe; und wenn auch Carl XII. seine Reiterei überall in der Carriere attakiren liess, so ist dies doch eine isolirt dastehende Erscheinung.

Friedrich II. sagt von der Reiterei, wie er sie gefunden bei seiner Thronbesteigung:

»sie habe die Chargirung so gut gemacht und in alle den Arten, wie die Infanterie, aber zu keiner schnellen Bewegung sei sie tauglich gewesen.«

Der Trab war so bis zum siebenjährigen Kriege die Gangart, in der im Allgemeinen attakirt wurde; der kurze Galopp bildete eine Ausnahme, und so war es selbst noch in dem Regle-

ment von 1743. Denn erst durch eine spätere Instruktion vom Jahre 1744 befahl der König, auf 200 Schritt vom Feinde in gestreckten Galopp zu fallen und sich unter keiner Bedingung mit Schiessen aufzuhalten. Das österreichische Reglement von 1749 und das französische von 1755 bestimmen, dass die Kavallerie zur Attake im Trabe vorrücken, auf 30 Schritt vom Feinde die Pistole abfeuern, und dann den Degen aufnehmen und einhauen solle. Die österreichische Kavallerie hat diese Art bis nach dem siebenjährigen Kriege beibehalten; die französische hat durch das Reglement von 1788 hierin nichts geändert und selbst in der neuesten Zeit noch in dieser Weise gefochten; fast immer aber, wenn der Gegner entschlossen darauf losging, mit dem entschiedensten Nachtheil. So z. B. in dem Gefecht von Dannigkow am 5. April 1813 *).

Das Feuergefecht der Kavallerie schaffte Friedrich II. schon frühzeitig ab; der Chok in der Carriere dagegen wurde erst in der Zwischenzeit bis zum siebenjährigen Kriege eingeführt und zuerst angewendet von Seydlitz, dem Reiter-General, der in der Geschichte der Reiterei unerreicht dasteht.

Die preussische Kavallerie des siebenjährigen Krieges ist in dieser Beziehung, namentlich in Hinsicht der Schnelligkeit ihrer Bewegungen und des Ungestüms, der Rapidität ihres Choks, einzig in ihrer Art, und ihr Ruf dauerte noch ein halbes Jahrhundert, nachdem das belebende Prinzip, der Geist, bereits von ihr gewichen war. Selbst Napoleon fürchtete sie im Feldzuge von 1806, und dass sie hier nichts leistete, lag eben in dem Mangel des belebenden geistigen Prinzips. Sie hatte keinen Führer an ihrer Spitze, der sie zu gebrauchen, zu enthusiasmiren verstand; die Commandeurs waren alte, abgelebte Greise, alle Kavallerie-Generale waren Leute von 60 bis 72 Jahren; selbst Blücher, der jüngste, war bereits 55 Jahr alt; eben so alt waren die Obersten. Diese Kavallerie trat nun einem Heere gegenüber, dessen Infanterie eine fast noch ganz unbekannte und der Kavallerie überhaupt ungünstige Taktik angenommen hatte. Sie konnte so nichts leisten.

Napoleon, selbst ein schlechter, ungeschickter Reiter, hat die Taktik der Kavallerie nicht allein nicht gefördert, sondern sogar Rückschritte veranlasst. Nur der nicht zu verkennenden grossen Tapferkeit der Franzosen, der Masse und dem dichten Zusammenhalten hat Napoleon die Erfolge zu verdanken, welche seine Reiterei vielfach erfochten hat, und durch welche die grossen Mängel ihrer Organisation und Taktik verdeckt wurden. Sie steht so scheinbar in ihren Leistungen den andern

*) Siehe Note 11.

Waffen nicht nach. Dieses führte dahin, dass man von Seiten seiner Gegner, wie von Seiten der Theorie, Ursach und Wirkung verwechselte. Was das Genie Napoleons in der richtigen Benutzung des Augenblicks, des Terrains und der Gefechtsverhältnisse erzeugt hatte, diese oft grossartigen Erfolge hielt man für die Wirkung der taktischen Formen; man bildete daher, ihm nachahmend, grosse Kavalleriemassen. Bei Gross-Görschen waren 134 Eskadrons, davon 105 auf dem linken Flügel, vereinigt, ohne irgend etwas zu leisten. Die französische Kavallerie attakirte oft in dichten Kolonnen; man hielt daher die Kolonne für die eigentliche Angriffsform der Kavallerie; — sie attakirte im Trabe oder kurzem Galopp, man ahmte ihr darin nach; — sie ritt schlecht, und man fing an, die Ausbildung von Mann und Pferd für überflüssig zu halten. Die Reglements der Kavallerie fingen an, sich nach diesen Ansichten zu formen, und wurden damit den Infanterie-Reglements ähnlicher.

Erst der neuen Zeit blieb es vorbehalten, die Kavallerie-Taktik wieder von dieser schiefen Ansicht zu reinigen. Hierzu hat das Studium des siebenjährigen Krieges das Meiste, und der General v. Bismark durch seine anregenden Werke über Reiterei, so wie der Graf Canitz durch sein klassisches Buch »Über die Thaten und Schicksale der Reiterei« viel beigetragen. Seydlitz's Name ist wieder eine Autorität, seine Thaten leuchtende Vorbilder für die Kavallerie geworden, und man hat wieder die Ueberzeugung gewonnen, dass die Bürgschaft für den Erfolg des Kavallerieangriffs nur in der Heftigkeit des Anrennens, in dem Ungestüm des Choks der geschlossenen Linie zu finden ist.

So einfach dieses nun auch aussieht, so schwierig ist es doch in der Ausführung. Einerseits ist das Geschlossenbleiben während der Attake, besonders wenn sie lang ist, schwer, viel schwerer als bei der Infanterie, weil dabei viel auf das Terrain, auf gute Ausbildung der Truppe und die gleiche Kraftäusserung der Pferde ankommt, die von einem gleich guten Zustand derselben abhängig ist. Andererseits aber hat kein Pferd in der Welt Lust, in eine stehende oder gar entgegenkommende Masse hineinzulaufen; alle Pferde vielmehr stutzen jedesmal; sie versuchen, wenn es möglich ist, auszubiegen oder umzukehren, woran der Reiter sie verhindern muss, wenn die Attake nicht ein- für allemal missglücken soll. Hieraus folgt, dass der Reiter vollkommen Herr seines Pferdes sein, selbst den festen Willen haben muss, in den Feind einzubrechen, und dass so geschlossen attakirt werden muss,

dass selbst die Einzelnen, wo Beides etwa nicht zutrifft, nicht ausbiegen und nicht umkehren können. Der feste Entschluss der Truppe, in den Feind zu kommen, ist ein fast immer nothwendiges Moment, wenn ein Kavallerieangriff gelingen soll. Die Kavallerie muss für den Angriff enthusiasmirt werden, das Vorgefühl des Sieges muss sie hinreissen. Wir sehen daher, dass für die Kavallerie eine andere Art von Muth und Tapferkeit nöthig ist, als bei der Infanterie. — Während bei dieser in Bezug auf den Einzelnen ein zähes Aushalten, eine mehr passive Tapferkeit ein Haupterforderniss ist, wird bei der Kavallerie für den Führer, wie den Soldaten, mehr die aufbrausende Kühnheit und Tapferkeit nothwendig, die sich fast blindlings, kopfüber in die Gefahr stürzt, mit dem Leben nicht rechnet und dem Glück vertraut.

Betrachten wir nun die Kavallerie-Attake näher, so beruht, abgesehen von den moralischen Eigenschaften der Truppe, der Erfolg vorzugsweise in der gesteigerten Geschwindigkeit des Anlaufs und in der geschlossenen Ordnung. Der Angriff durchläuft jedesmal eine grössere oder geringere Terrainstrecke, welche uns vom Feinde trennt. Uebersteigt diese Entfernung ein bestimmtes, gar nicht bedeutendes, Maass, etwa 200 bis 300 Schritt, so kann die Bewegung, wenn sie mit dem schnellsten Tempo anfängt, nicht allein nicht mehr gesteigert werden, sondern sie wird jedenfalls langsamer. Steigt die Entfernung, so wird die Bewegung mit der eintretenden Verzehrung der Kräfte der Pferde zuletzt fast ganz aufhören, jedenfalls aber geschlossene Ordnung und die Kraft zum Einbrechen verbraucht sein, noch ehe man den Feind erreicht. Sie kann dann in ihrer Wirkung mit der Welle verglichen werden, die auf dem Strande matt verläuft, während sie wenige Schritte vorher noch einen Menschen umwerfen konnte. — Einen solchen Verlauf hatte z. B. die grosse Kavallerie-Attake Murats in dem Gefecht von Wachau am 16. Oktober 1813 *).

Ein Haupterforderniss für jede Attake ist es also, von der langsameren, Kräfte schonenden Bewegung, zur aufregenden, dem raschen Trabe, zur schnelleren, dem Galopp, überzugehen und mit der schnellsten, der Carriere, in den Feind einzudringen, was nur durch richtige Eintheilung des zu durchlaufenden Raumes möglich wird.

In dieser Beziehung kann man die Kraft des Choks annehmen, als im umgekehrten Verhältniss stehend mit der Grösse des zu durchlaufenden Raumes und der dazu angewendeten

*) Siehe Note 12.

Geschwindigkeit. Jedoch hat dies seine Grenze, und ein Chok, dem ein rascher Trab und ein die Kräfte sammelnder Galopp auf mässige Entfernung vorangegangen ist, wird mit grösserer Vehemenz auszuführen sein, als ein Chok auf ganz kurze Distanze vom Fleck aus im Fanfaro - Galopp.

In allen Armeen ist, indem das Bedürfniss fester Bestimmung hervortrat, die Attake nach dieser Seite in feste Regeln gebracht.

Das preussische Reglement setzt fest, dass bei der Einübung der in den verschiedenen Gangarten zurückzulegende Raum eine Ausdehnung von 800 Schritt betrage. Hiervon kommen 500 Schritt auf die Bewegung im Schritt und im Trabe, um die Linie in Bewegung zu setzen, gleich darauf erfolgt 200 Schritt vom Feinde Galopp und 100 Schritt vom Feinde die Carriere.

Die Franzosen wollen 60 Schritt für die Carriere und 100 Schritt für den Galopp haben, und in jeder weiteren Entfernung traben.

Die Engländer haben 50 Schritt Carriere, 200 Schritt Galopp, den Rest Trab.

Die österreichische Kavallerie fällt auf 200 Schritt vom Feinde in Galopp, auf 150 Schritt wird der Galopp verstärkt, auf 80 bis 100 Schritt Carriere.

Graf Bismark will erst 300 Schritt vom Feinde sich in Trab setzen (wie er den weiteren Raum zurücklegen will, sagt er nicht), 100 Schritt vom Feinde in Galopp fallen, der sich verstärken soll, je näher man an den Feind kommt, auf 30 Schritt Marsch Marsch.

Praktischer scheint Warnery, der auf 200 Schritt aus dem Trabe in den kurzen Galopp übergeht, auf 70 bis 80 Schritt in Fanfaro, ohne jedoch den Pferden, da sie nicht alle gleich stark laufen, ganz die Zügel zu geben; auf 20 Schritt den Pferden beide Sporen in die Rippen und mit der Carriere in den Feind. Scharfe Sporen und lange Zügel werden bei einer solchen Gelegenheit allerdings gut sein.

Man sieht, dass die Vorschriften verschieden sind, jedoch nur in dem Maasse der verschiedenen Entfernungen, was darin liegt, dass sich eigentlich kein für alle Fälle passendes Rezept geben lässt. Alle aber kommen in der allmäligen Steigerung der Geschwindigkeit überein. Das Uebrige wird sich im Gefecht selbst aus den Umständen ergeben und durch die Einsicht des Führers bestimmt werden müssen. Wind und Wetter, Terrain und Bodenbeschaffenheit, Zustand der Pferde u. s. w. werden dabei von entscheidendem Einfluss sein.

Die zweite Bedingung für den glücklichen Erfolg der Attake ist die Erhaltung der geschlossenen Ordnung. An sich steht sie im Widerspruch mit der beschleunigten Bewegung, und nur in der taktischen Ausbildung der Truppe, in der Dressur von Mann und Pferd findet sich das Ausgleichungsmittel, welches verhindert, dass das eine Element nicht durch das andere aufgehoben wird. In der That ist es nur die enge festgeballte Masse, welche, indem sie mit gesteigerter Schnelligkeit daher stürmt, den Chok wirksam macht. Eine lockere Attake hat wenig Aussicht auf Erfolg.

Bei der Attake kann man nun den Accent mehr auf die Richtung des Ganzen oder mehr auf den Schluss der Abtheilungen in sich legen. Früher, als man Knie an Knie ritt, geschah das letztere; man beurtheilte die Attake auf dem Exerzirplatze von vorn; kam sie fest, geschlossen und rasch heran, so war sie gut; es wurde gar kein Werth darauf gelegt, ob eine Schwadron oder Theile einer solchen vorprellten oder nicht. Selbst das Ausdrängen einzelner Leute wurde übersehen, wenn es nur nach vorn geschah; wer sich aber nach hinten ausdrängen liess, wurde gestraft. — Jetzt beurtheilt man fast immer die Attake vom Flügel her, und das Bestreben, die Richtung und die Intervallen scharf zu erhalten, bringt, besonders weil die Richtung nicht nach der Mitte, wie bei der Infanterie ist, sondern nach einem Flügel, Schwanken, Seitwärtsschieben und damit Auflockern der ganzen Linie hervor. Theilweise vermieden wird dieser Uebelstand dadurch, dass man die Richtung in jeder Schwadron nach der Mitte, und dann wieder im Regiment nach der mittleren Schwadron nimmt. Zugleich aber dürfte es zweckmässig sein, zu jener älteren Ansicht wieder zurückzukehren, denn in der That kommt auf die Richtung im Moment des Choks wenig an, Alles aber darauf, ob die attakirende Linie fest geschlossen ist oder nicht.

Uebrigens tritt beim Chok auch der Unterschied hervor, der sich aus den verschiedenen Zwecken, für welche die schwere und leichte Kavallerie vorzugsweise bestimmt ist, ergiebt, und der selbst auf die Ausbildung des einzelnen Mannes und Pferdes influirt.

Der Hauptzweck und somit das Wesen der schweren Kavallerie liegt in dem Ungestüm, in der Gewalt ihres Angriffs; das Wesen der leichten Kavallerie in ihrer Beweglichkeit. Der Angriff der schweren Kavallerie kann nicht geschlossen genug sein. Das Pferd des schweren Reiters darf also weder zu empfindlich auf den Schenkel geritten sein, noch zu sehr auf das Hintertheil gesetzt werden, denn es soll den

Druck der geschlossenen Attake aushalten und ihm widerstehen; es darf nicht zu leicht galoppiren, weil dadurch Unruhe und Drängen entsteht. Der Reiter muss zwar sein Pferd in der Gewalt haben, aber vorzugsweise auf das Geradeausreiten und auf ein festes Schliessen geübt sein. Die leichte Reiterei kann sich dagegen nicht schnell genug bewegen und muss geübt sein, rasch aus einer Form in die andere überzugehen. Das Pferd des leichten Reiters muss daher lose im Maul, empfindlich für den Schenkel geritten und vollständig auf den Galopp ausgearbeitet sein, damit es im Gleichgewicht steht und alle Kräfte beisammen hat*).

Die schwere Kavallerie reitet demgemäss zur Attake im langen Trabe an und fällt auf 300 Schritt vom Feinde in lang gestreckten Galopp, auf welchen »Marsch Marsch« folgt. — Die leichte Reiterei muss dagegen ihre Pferde gesammelt haben; sie reitet deshalb einen kürzeren Trab, und einen gesammelteren Galopp. Sie darf auch nicht zu enge reiten, damit sie im Stande ist, jeden Augenblick die Front zu brechen, um z. B. eine Bewegung in des Feindes Flanke auszuführen. In welchem Maasse übrigens geschlossene Ordnung, kräftiges Chokiren und leichte Beweglichkeit sich vereinigen lassen, hat die preussische Kavallerie unter Seydlitz bewiesen.

Wenn wir nun die Attake der Kavallerie in ihrer Eigenthümlichkeit näher betrachten und uns klar machen wollen, wie es dabei hergeht, so wird es nöthig, diesen Hergang schärfer ins Auge zu fassen und namentlich zu sondern, welchen Antheil an dem Erfolge die Kraft des Stosses der Pferde, und welchen der Gebrauch der blanken Waffe in der Hand des Reiters hat.

Der Theorie nach scheint es, als wenn bei zwei gegen einander sich bewegenden Kavallerie-Linien weder ein Ausweichen noch ein Durchbrechen stattfinden könne. Es sind zwei Massen von gleichem Gewicht und gleicher Cohärenz, die mit gleicher Schnelligkeit, also mit gleicher Wirkung auf einander treffen. Warum soll die eine zersplittern oder zerbrechen? Nichtsdestoweniger aber lehrt die Erfahrung, dass dieses dennoch der Fall ist. Dies entsteht vorzugsweise dadurch, dass die physische Unmöglichkeit vorhanden ist, in der Bewegung zum Chok die ursprüngliche Geschlossenheit der Truppe beizubehalten, indem nämlich die verschiedene Schnelligkeit der Pferde, der verschiedene moralische Antrieb des

*) Prinz Emil von Wittgenstein verlangt sogar, dass die Pferde nur mit der Trense geritten würden, hauptsächlich um ihnen einen bessern Schritt zu geben. Ob diese Anforderung sich mit derjenigen des Gleichgewichts in allen Gangarten verträgt, ist allerdings problematisch.

Reiters zum Einbrechen, ebenso den gleichmässigen Zusammenhang aufheben, als auch die gleichmässige Widerstandskraft, welche dem Feinde in dem Augenblick, wo die beiden Linien auf einander treffen, entgegen gesetzt wird. Diesem gemäss sind es nicht zwei volle gerade Linien, die gegen einander stossen, vielmehr bilden sich auf beiden Seiten aus der anfänglich geschlossenen geraden Linie eine Menge kleiner Keile, die einzeln und ungleichmässig auf einander stossen und in einander brechen, so dass also ein wechselseitiges Durchbrechen stattfindet. Die bravsten Reiter auf den besten Pferden bilden die Spitzen dieser Keile, an welche sich die anderen anschliessen. Uebersehen dürfen wir indessen nicht, dass, wie die Kriegsgeschichte uns lehrt, solche Attaken von zwei Kavallerie-Linien gegen einander höchst selten in der Weise vorkommen, dass sie bis zu dem wirklichen Einbrechen in einander, bis zu diesem letzten äussersten Moment durchgeführt werden. In der Regel dreht ein Theil früher um, nachdem er auf das entschlossene Herankommen des Gegners allmählig die Zügel herannimmt und stutzt; oder die Attake wird stehenden Fusses erwartet, wo man sich denn durchbrochen sieht und geworfen wird. In diesem Einbrechen und Durchbrechen liegt, wie man sogleich fühlt, die nächste Entscheidung. Der Durchbrochene ist getheilt, zerrissen, zu geordneten Bewegungen unfähig, und kann im glücklichsten Falle nur durch überwiegenden Muth und grössere Geschicklichkeit der einzelnen Reiter das Gefecht wieder herstellen. Die Kraft des Stosses, die in den Chok gelegt wird, bringt also die nächste eigentliche Entscheidung, und es kann in Bezug auf diese sogar gleichgültig erscheinen; ob die Kavallerie den Degen aufgenommen hat oder nicht; ihre Gefechtskraft liegt vorzugsweise im Chok. Nach dieser Seite hin ist es denn auch vollkommen wahr, wenn man, wie oft geschieht, behauptet, es sei gleichgültig, ob die Kavallerie gerade Säbel führe oder krumme. Die andere Seite ist aber, dass man vor keinem unbewaffneten Feinde das Feld räumt. Die einbrechende Reiterei will nicht den Feind nur umreiten, sondern sie bricht ein, um den Gegner mit der Waffe zu erreichen, und dieser kehrt um und flieht nicht sowohl, weil er das Anreiten und Uebergerittenwerden fürchtet, sondern weil er sich der Wirkung der feindlichen Säbel entziehen will. Die blanke Waffe wirkt also in dieser Beziehung zunächst moralisch, indem sie das wechselseitige Verhältniss von Muth und Entschlossenheit bei beiden Theilen stört, auf der einen Seite Beides hebt, auf der anderen Seite deprimirt. Ausserdem aber tritt die physische

Gewalt der Waffe von dem Moment an ein, wo der Chok gelungen ist, wo beide Theile Mann an Mann aneinander sind. Die blanke Waffe vollendet so das Kavalleriegefecht und ist endlich die Sichel, welche die Früchte des Sieges bei der Verfolgung schneidet. Ist der Chok ausgeführt, ist die Reiterei in einander, so sammelt jeder sein Pferd und sucht durch die blanke Waffe so viel Gegner als möglich gefechtsunfähig zu machen. Bei gleicher Tapferkeit von beiden Seiten entscheidet da nur die bessere Bewaffnung und die grössere Geschicklichkeit aller Einzelnen. Ein so durchgeführtes Reitergefecht, welches übrigens zu den grossen Seltenheiten gehört, da, selbst wenn es vorkommt, eine auf einer Seite disponibel gehaltene Reserve der Sache einen ganz anderen Gang giebt *), es endet dann damit, dass durch die einzelnen Erfolge für die eine Seite ein merkliches Uebergewicht eintritt, dem der Rest der andererseits noch gefechtsfähigen Mannschaft nicht mehr widerstehen kann; er zieht daher vor, sich dem weiteren Gefecht durch die Flucht zu entziehen. — Der Chok giebt also bei dem Kavalleriegefecht die Entscheidung; das Gefecht wird dann aber durch die blanke Waffe fortgesetzt und vollendet.

In diesen Verhältnissen liegt der charakteristische Unterschied der Attaken der regulairen und der irregulairen Kavallerie, der Türken, Mamelucken, Araber, Spahis, Kosaken etc. Während bei der regulairen Kavallerie die Gewalt des geschlossenen Choks die Hauptsache und das Entscheidende ist, so tritt bei der Attake solcher irregulairen, in kleinen Trupps regellos heranjagenden Reiterei der Gebrauch der blanken Waffe in dem Kampfe Mann gegen Mann an die Spitze. Der geschlossene Zusammenhang ist für sie nicht vorhanden und die Beschleunigung ihrer Bewegungen hat nur den Zweck, dem Gegner zu imponiren oder einzeln seine Abtheilung schneller zu erreichen. Hieraus folgt aber auch, dass die irregulaire Reiterei nie im Stande ist, einen geschlossenen Chok auszuhalten, und sie kann überhaupt erst wirksam werden, wenn

*) In dieser Beziehung ist das Gefecht bei Xionsz am 20. April 1848 zwischen einer preussischen Husaren- und einer Ulanen-Schwadron einerseits und etwa 150 polnischen Reitern der Insurrektion merkwürdig. Letztere waren mit Lanzen bewaffnet und in einem Gliede aufgestellt. Beide Theile hatten Lust sich zu schlagen. Beim Chok, welcher von beiden Seiten auf kurze Distanz ausgeführt ward, ritten die Polen mehr gegen die Husaren an als gegen die Ulanen. Beide Linien durchbrachen sich gegenseitig, kehrten dann um und geriethen nun ins Handgemenge, in welchem die Polen erlagen. Würde die Attake ebenso ausgefallen sein, wenn, gegen die Meinung vieler Engländer, die Polen in zwei Gliedern ritten?

der taktische Zusammenhang beim Gegner aufgelöst ist. Durch ihr regelloses Herumtummeln kann sie ihn aber nicht lösen. Wenn mithin die regulaire Kavallerie den Zusammenhang erhält, so ist die irregulaire ihr gegenüber wirkungslos und einer Niederlage ausgesetzt. Hierin liegt das grosse und entscheidende Uebergewicht der regulairen Kavallerie über irregulaire, welches selbst nicht durch die vollkommenste Ausbildung des einzelnen Reiters, in der Handhabung seiner Waffen wie seines Pferdes, ausgeglichen wird. In dem Feldzuge der Franzosen in Aegypten tritt dies besonders hervor. Die Mamelucken waren für das Einzelgefecht unbedingt die beste Kavallerie der Welt, dabei beseelt von dem glühendsten, fanatischsten Muth; nirgend haben sie aber gegen die schlecht reitende geschlossene französiche Kavallerie Stand halten können. Napeleon sagt sehr bezeichnend: »zwei Mamelucken waren drei Franzosen entschieden überlegen; 100 Mamelucken standen 100 Franzosen gleich, 300 Franzosen waren 300 Mamelucken gewöhnlich überlegen, 1000 Franzosen warfen jedesmal 1500 Mamelucken.« — Die Feldzüge von 1812 bis 1814, welche Kosaken mit europäischer, regulairer Reiterei in Contakt brachten, haben überall Aehnliches gezeigt. Dasselbe haben wir in Algier gesehen.

Das Kavalleriegefecht, mag nun die Sache durch den einfachen Chok oder durch den Kampf mit der blanken Waffe entschieden sein, endet jedesmal mit der Flucht des einen Theils. Die Zwischenfälle (wobei vom Eingreifen einer Reserve noch abgesehen wird), welche eintreten können, sind nun folgende:

A greift B an.

1) B macht, so bald er die Attake kommen sieht, kehrt und geht zurück; dieses ist der Fall, welcher jedesmal eintritt, wenn es nicht im Interesse des einen Theils liegt, sich zu schlagen.

2) B geht der Attake entgegen, verliert die Entschlossenheit, stutzt und kehrt um; der Fall, welcher am häufigsten vorkommt.

3) B erwartet den Angriff stehenden Fusses, wird durchbrochen und flieht sofort, oder wehrt sich einzeln und erliegt allmählig. (In der Kriegsgeschichte häufig, besonders im siebenjährigen Kriege.)

4) B geht A entgegen, beide Theile durchbrechen sich und das Gefecht wird mit der blanken Waffe ausgefochten; der seltenste Fall.

5) Endlich kann das Gefecht auch unentschieden bleiben, indem beide Theile vor dem eigentlichen Kampfe oder aus demselben zurückgehen.

Je später das Umkehren des einen Theils stattfindet, oder je mehr beide Theile in einander gerathen sind, je mehr wird der letzte Zweck des Gefechts, die Vernichtung des Gegners, erreicht werden können, was dann besonders in der Verfolgung hervortritt. Mit dem blossen Umkehren des Gegners ist uns selten und etwa nur dann gedient, wenn es uns darauf ankommt, eine Terrainstrecke zu occupiren. Wir wollen in der Regel seine taktische Ordnung gründlich auflösen, wollen seine Gefechtsfähigkeit vernichten, was nachhaltig nur durch die Verluste an Mannschaften und Pferden geschehen kann, die wir ihm beibringen; sei es durch die blanke Waffe, oder durch das fortgesetzte Verhindern der Herstellung der taktischen Ordnung, d. h. durch die Verfolgung. — Infanterie und Artillerie können den fliehenden Feind nur durch ihr Feuer verfolgen, also in beschränkter Weise. Die Kavallerie dagegen kennt nur die persönliche, schnellste aber nachdrücklichste Verfolgung; diesen Nachdruck kann keine andere Waffe in die Verfolgung legen, weil jeder anderen die so lange ausdauernde Schnelligkeit der Bewegung fehlt. Die Kavallerie ist deshalb die eigentlichste und gefährlichste Verfolgungswaffe, der deshalb auch in solchen Fällen die Verfolgung aufgegeben wird, wo der Sieg von anderen Waffen erkämpft worden ist. In jeder zum Zurückgehen aus dem nahen Gefecht gezwungenen Truppe ist die taktische Ordnung gebrochen; ein kräftiges nachhaltiges Verfolgen wird in vielen Fällen den Rückzug in eine Flucht verwandeln, die nur aufhört, wenn frische Truppen die geschlagenen aufnehmen.

Nach jedem Chok, der Angriff mag einen Verlust gehabt haben welchen er wolle, sind beide Theile in Unordnung. Auch der Sieger ist aus der taktischen Ordnung gekommen, und, abgesehen von dem geistigen Aufschwunge den der Sieg herbeiführt, ist der Sieger in eben so ungünstiger Verfassung als der Besiegte. Graf Bismark sagt: Kavallerie ist nie schwächer als nach einem glücklichen Chok. Das Sammeln und Wiederherstellen der Ordnung ist so das Erste und Nächste, was nach dem Chok geschehen muss. Dieses Sammeln ist aber nicht so leicht, wie auf dem Exerzirplatze, und man wird kürzere oder längere Zeit dazu gebrauchen, je nachdem das Gefecht bloss in dem Chok bestand und der Feind umkehrte, oder beide Theile tüchtig in einander waren. Vorzugsweise zeigt sich aber hierin der Standpunkt der taktischen Ausbildung und der Disciplin der Truppe. Der Eine hat ein Beutepferd; der Andere einen Gefangenen; des Dritten Pferd ist verwundet; der Vierte ist es selbst; Jeder redet mit dem Nachbar, freut sich,

erzählt was er gethan hat, und darüber vergessen sie, was noch zu thun ist und eben jetzt geschehen muss. Bei der Infanterie lässt sich dem viel leichter begegnen. Die Masse steht auf einem kleinen Fleck znsammen; sie steht unter der Gewalt der Stimmen des Führers, unter dem Kommando; schlimmsten Falles lässt man antreten und Marsch schlagen. Bei der Kavallerie dagegen, wenn sie nach einem Gefecht zerstreut ist oder in verschiedenen Abtheilungen sich sammelt, verursacht die grössere Ausdehnung, das Lärmen, Gebrause und Schnaufen der Pferde, das Zurechtmachen zerrissener, zerhauener oder verlorener Reitzeugstücke, und der weite Spielraum, den ein Mann zu Pferde auf dem weiten Felde hat, eine viel grössere und viel schwerer zu beseitigende Störung der Ordnung. Der Appell und das Sammeln ist der Probirstein der Ausbildung der Reiterei, und mit einer Kavallerie, die dies nicht versteht, ist es gefährlich, sich auf ein einigermaassen gewagtes Unternehmen einzulassen. *)

Das Sammeln ist also das Erste, was nach dem Chok geschehen muss, wenn die Kavallerie, welche denselben gemacht hat, für neue Angriffe befähigt sein soll. Ohne diese Wiederherstellung der Ordnung kommt die Kavallerie in Gefahr, durch den Angriff einer verhältnissmässig sehr geringen, aber in Ordnung angreifenden feindlichen Abtheilung alle Früchte des anfänglichen Sieges augenblicklich wieder zu verlieren. Das Sammeln geschieht am Zweckmässigsten im langsamen Vorrücken der zuerst wieder geschlossenen Abtheilung, oder indem man einen kleinen Theil, die Standartenrotten, aus dem eigentlichen Chok zurück behält und mit diesem nachrückt und Appell blasen lässt. Der geworfene Theil kann sich nur sammeln, wenn er nicht rasch verfolgt wird, oder durch frische Truppen aufgenommen wird; die Offiziere müssen da suchen, an die Spitze zu kommen und die Vordersten zum Halten zwingen. Dieses Sammeln aber verhindert zugleich für den Sieger eine rasche Verfolgung des Sieges, man bleibt dem Gegner nicht in den Eisen. Beides steht sich einander gegenüber; wenn man sammelt, kann man nicht weiter verfolgen; und bleibt man in der Verfolgung, so kann man nicht sammeln. Beides ist aber nothwendig, wenn man gegen Unfälle gesichert sein und den wahren Nutzen aus dem Siege ziehen will. Scheint auch auf den ersten Blick es unmöglich, beides zu erreichen, so zeigt doch bei näherer Betrachtung sich das Mittel bald in der Reserve oder in dem Verfolgen mit einzelnen Theilen, während die anderen sich sammeln, was dann auf das Aus-

*) Siehe Note 13.

fallen und Verfolgen mit den vierten Zügen geführt hat, welches eintritt, wenn der Chok gelang. Bei den Franzosen fallen die ersten und vierten Züge aus.

Nur so viel ist gleich hier zu bemerken, dass die Kavallerie, welche die Entscheidung herbeigeführt, den glücklichen Chok ausgeführt hat, immer auch die nächste Verfolgung übernehmen muss, da sonst Pausen im Gefecht entstehen, welche dem Feinde günstig sind. Die weitere Verfolgung wird man dagegen häufig frischen Truppen übertragen können, was vorzugsweise der leichten Kavallerie anheimfällt, wenn die schwere den Chok gemacht hat.

Das Kavalleriegefecht wird, in Rücksicht auf die Verfolgung, sich in einer von folgenden drei Formen zeigen.

1) Die geworfene Truppe wird durch irgend einen günstigen Umstand zum Frontmachen bewogen und wirft sich auf die Verfolger, wodurch sehr leicht aus dem Sieger der Besiegte werden kann. Es ist dieses ein gewöhnliches Mittel, dessen sich irreguläre Kavallerie bedient, wenn sie von regulärer angegriffen und verfolgt wird, was indessen bei regulärer Kavallerie sehr selten eintritt; obschon ein solcher Gefechtsgang von einer tüchtigen Kavallerie auch wohl künstlich herbeigeführt wird, um einen stärkeren aber unvorsichtig verfolgenden Gegner, dessen taktische Ausbildung mangelhaft ist, in ein nachtheiliges Gefechtsverhältniss zu bringen. Es setzt dies aber jedesmal sehr tüchtige gefechtsgewohnte Truppen voraus, die unweigerlich und augenblicklich der Stimme ihres Führers gehorchen. Die Blücherschen Husaren haben in der Rhein-Champagne 1793 diese List mehrfach angewendet. Eins der hübschesten Beispiele liefert indessen das Gefecht von Berry-au-bac am 14. März 1814.*)

2) Die zweite Form ist die, dass der Verfolgte durch frische geschlossene Truppen aufgenommen wird, die ihrerseits zum Angriff vorgehen und der Verfolgung Schranken setzen, oder den Sieger gar zum Rückzuge oder zur Flucht zwingen. Hierin liegt der Grund zu den vielfachen Variationen, dem Hin- und Herwogen der Kavalleriegefechte, die, hier gelingend, dort scheiternd, so wenig Bürgschaft für einen allgemeinen und dauernd glücklichen Erfolg in sich tragen. Die Kriegsgeschichte bietet die vielfachsten Beispiele für das eben Gesagte, indem die meisten Kavalleriegefechte diesen Charakter an sich tragen. Liebertwolkwitz, Würzburg, das Gefecht von Egloffheim, Schierling, nach der Schlacht von Eckmühl, das Reitergefecht von Regensburg, Prag u. s. w., in allen findet

*) Siehe Note 14.

sich dies Hin- und Herwogen. Wir wählen als Beispiel das Gefecht von Godau am 7. Juli 1760. *).

Aus diesem schnellen Umschlagen der Kavalleriegefechte folgen dann aber auch die Grundsätze:

1) Dass eine siegreiche Kavallerie nie mit allen disponibeln Kräften auf die Verfolgung eingehen darf; diese muss vielmehr immer nur einem Theile zufallen, und der andere Theil geschlossen folgen.

2) Dass sie aber auch nie mit dem Ganzen gleichzeitig in das eigentliche Gefecht, den Chok, eingehen darf, wenn man nicht Alles an einen Wurf setzen will. Bei der Kavallerie ist eine disponible Reserve noch viel nothwendiger, als bei der Infanterie; nur in der Reserve liegt die Möglichkeit, dem nachtheiligen Gange des Gefechts eine Wendung zu geben, und den Sieg ohne die Gefahr, ihn jeden Augenblick vielleicht in eine Niederlage verwandelt zu sehen, auszubeuten. Nur wer eine Reserve hat, behält den Ausgang eines Kavalleriegefechts in der Hand, und gewöhnlich oder fast immer erreicht Der den Sieg, welcher die letzten frischen Kräfte hat. Dies gilt von der grössten, wie von der kleinsten Abtheilung. Niemals ist es rathsam, sich mit allen Kräften in das Gefecht gleichzeitig einzulassen; und selbst wenn eine Patrouille, eine Feldwache von zwanzig Pferden agirt, so muss sie sich in zwei Theile theilen, die dann, sofern sie geschlossen gebraucht werden sollen, in einem Gliede attakiren.

3) Die dritte Form des Gefechtsganges ist dann, dass die Verfolger, indem sie mit dem höchsten Nachdruck verfahren, die Fliehenden auf die sie aufnehmenden frischen Kräfte werfen, so dass diese entweder mit fortgerissen werden, oder doch in Unordnung gerathen und ausser Stande sind, das Gefecht sofort wieder herzustellen. Das ist denn der Gang des Gefechts, der den höchsten Erfolg, die grösstmöglichsten Vortheile hervorbringt, der aber bedingt wird durch die fehlerhafte Aufstellung der feindlichen Reserve; dergestalt, dass dieselbe entweder zu nahe hinter dem Punkte des Zusammenstosses sich befindet, oder gerade in der Rückzugslinie der geworfenen Reiterei, oder in einem schmalen Terrain, in welches dieselbe in der Verfolgung gedrängt wird. — Die Kriegsgeschichte liefert hiervon, im Grossen wie im Kleinen, unzählige Beispiele. So wurde bei Lowositz die österreichische Kavallerie des linken Flügels, 50 Schwadronen, die in drei Treffen dicht hinter einander standen, durch das erste Treffen der preussischen Reiterei, 12 Schwadronen unter dem General

*) Siehe Note 15.

v. Buddenbrock, im ersten Anlauf geworfen und in das koupirte Terrain des hinter ihnen liegenden Georgen - Grundes gestürzt. Und wo in Reitergefechten ein grosses Resultat erlangt worden ist, spielt ein solcher Umstand fast immer mit. Entweder wurde das vordere Treffen auf das hintere geworfen, oder von der Seite her eine Schwadron auf die andere, oder die Kavallerie auf ihre noch unentwickelte nachrückende Reserve.

Hieraus folgt dann die Regel, dass die Reserve der Kavallerie niemals zu nahe hinter derselben sich befinden, nie aus einer geschlossenen Linie bestehen darf, die kein Ausweichen gestattet und, sofern sie aus einem zweiten Kavallerietreffen besteht, fast immer seitwärts viel zweckmässiger sich befindet, da sie auf solche Weise der siegreichen, verfolgenden Kavallerie zugleich in die Flanke fallen kann. 200 Schritt dürfte die kürzeste Entfernung sein, in welcher sich die Reserve befinden darf, und es wird fast immer besser sein, sie 300 bis 400 Schritt abbleiben zu lassen.

Was nun den Einfluss des Terrains auf die Gefechtswirksamkeit der Kavallerie betrifft, so ist die Kavallerie von allen Waffen am meisten in dieser Hinsicht abhängig. Sie bedarf zur Aeusserung ihrer vollen Kraft eines ebenen und festen Bodens, und je weniger ein solcher sich findet, je mehr ein Kriegstheater coupirtes Terrain hat, desto beschränkter ist der Gebrauch der Kavallerie. Coupirtes Terrain, Gräben, Hecken, Höhen und Vertiefungen vermindern, wenn sie selbst den Chok noch zulassen, doch jedenfalls die Schnelligkeit, lösen Ordnung und Zusammenhang auf. Weicher Boden, tiefer Sand, durchgeweichter Lehm u. s. w. ermüdet die Pferde, vermindert die Rapidität der Attake und bringt die Pferde ermattet an den Feind, das geringste Hinderniss lässt dann den Chok oft gar nicht gelingen. (So bei Breslau die Kürassier-Regimenter unter Pennavaire; bei Torgau der Zscheitschken-Graben, ein sonst unbedeutendes Hinderniss; bei Ligny die Attake vom 6. Ulanen-Regiment, die besonders durch einen 5 bis 6 Fuss hohen steilen Erdabfall, den das Regiment hinunterspringen musste, misslang.) Solcher Beispiele sind unzählige. Uebrigens ist es sehr relativ, was für die Kavallerie ein Hinderniss ist oder nicht. Ein Graben z. B. kann für eine müde, abgetriebene Kavallerie, die nicht im Setzen mit geschlossenen Abtheilungen geübt ist, ein Hinderniss sein, während er von einer anderen geübten Reiterei auf tüchtigen Pferden mit Leichtigkeit überflogen wird.

Die Kavallerie hat allein Gefechtskraft im Angriff; sie muss stets attakiren, man mag sich im Ganzen in der Offensive oder

in der Defensive befinden. Wo sie nicht angreifen kann, ist sie die schwächste aller Waffen und eine bloss nutzlose Dekoration. Friedrich II. hat dies gründlich erkannt, denn schon in seiner Instruktion vom 25. Juli 1744, die er also vierzehn Tage vor Eröffnung des zweiten schlesischen Krieges gab, heisst es:

»Es verbietet der König hierdurch allen seinen Offiziers von der Kavallerie bei infamer Kassation, sich ihr Tage nicht in keiner Aktion vom Feinde attakiren zu lassen, sondern die Preussen sollen allemal den Feind attakiren.«

Und über die Ausführung dieser Attake bestimmt er:

»Wenn der General befiehlt zu attakiren, so ebranlirt sich die Linie im Schritt, fället in Trab, und wenn sie 200 Schritt vom Feinde sind, so sollen sie den Pferden den Zügel völlig abandoniren und hereinjagen. Der Einbruch muss mit ganzer Gewalt und mit Geschrei geschehen; dabei aber die Ordre de bataille in ihrer Ordnung unveränderlich conservirt werden, und dass die drei Treffen jederzeit 300 Schritt von einander bleiben und die Husaren auf den Flanken. Wenn beide Treffen des Feindes völlig über den Haufen geworfen sind, so soll das erste Glied vom ersten Treffen (die Kavallerie rangirte sich damals noch in drei Glieder) ausfallen und nachhauen; ingleichen die Husaren von den Flanken, welche nebst denen Kürassieren den flüchtigen Feind verfolgen, so dass die Eskadrons nicht über 200 Schritt hinter ihren ausgefallenen Leuten geschlossen und in guter Ordnung folgen. Bei dem Verfolgen müssen die Kürassiers und Husaren dem Feinde nicht die Zeit geben, wieder zusammen zu kommen, sondern ihn so weit verfolgen, als wo ein Defilee oder dichter Wald oder dergleichen ist, da denn der Feind einen enormen Schaden dabei haben muss. Und müssen diejenigen, so den Feind verfolgen, wenn er aus einander kommt, immer suchen die Vordersten einzuholen, indem die Letzten doch allemal ihre bleiben, und wenn sie die Tete von dem flüchtigen Feinde gewinnen, so sind die Andern so ihre.«

Es sind dieses Lehren, die noch heute ebenso anwendbar sind, wie damals, und die sich jeder Kavallerie-Offizier auf das Tiefste imprimiren sollte.

Wir kommen nun zu den verschiedenen Formen des Kavallerie-Angriffs. Dies sind nun folgende:

1) in Linie ohne, oder doch nur mit geringen Zwischenräumen, die Attake en muraille,
2) in Linie mit Intervallen,

3) in gebrochener Linie in Staffeln, en échelon,
4) in gebrochener Linie en échiquier, schachbrettförmig,
5) in Kolonnen, und endlich
6) die Schwärm-Attake,
womit denn die verschiedenen Angriffsformen erschöpft sind.

1. Attake en muraille.

Sie ist die gewöhnliche unseres Exerzir-Reglements, indem nämlich die kleinen Eskadrons-Intervallen von sechs Schritt hierbei nicht in Betracht kommen können. Sie gewährt offenbar den Vortheil, dass dabei die meisten Reiter gleichzeitig ins Gefecht kommen; sie gewährt den festesten innigsten Zusammenhang und somit den besten Chok. Mag man das Gewicht bei der Betrachtung des Choks mehr auf die Gewalt des Anrennens oder auf die Wirkung der blanken Waffe legen, immer gewährt sie die meiste Wahrscheinlichkeit des Erfolges. Allerdings aber gehört dazu eine sehr gut exerzirte Kavallerie, wenn nicht Unordnung, Drängen und Schwanken eintreten soll, besonders wenn mit langen Linien attakirt wird. Was Uebung aber hierin leistet, zeigen die Manövers Friedrichs II., besonders nach dem siebenjährigen Kriege, wo er oft 20 bis 30 Eskadrons auf diese Weise und in schönster Ordnung attakiren liess. Bei einer solchen Attake von 30 Kürassier-Schwadronen, die Seydlitz bei einer Revüe in der Gegend von Neisse ausführte, war es, dass Kaiser Joseph sagte: »Wäre ich Privatmann, so müsste ich in dieser Kavallerie dienen«. Nichtsdestoweniger hat die Attake en muraille viele Gegner, und allerdings hat sie einige sehr wesentliche Mängel. Die Bewegungen in einem nicht ganz günstigen Terrain sind schwierig, weil es nicht möglich ist, Feld zu geben und einzelne kleine Terrainhindernisse zu umgehen; es bleibt dann nichts übrig, als abbrechen zu lassen. Man ist weniger im Stande, Fehler und Versehen noch im Vorgehen zu verbessern, und Blössen, die beim Feinde sich zeigen, mit einzelnen Abtheilungen zu benutzen. Unordnungen, welche entstehen, namentlich wenn die Linie auf irgend einem Punkte durchbrochen wird, verbreiten sich leichter über die ganze Linie, oder doch über grössere Theile, da sich dafür keine Gränze findet, wie bei den Intervallen. Wird die erste Linie geworfen, und ist die zweite auch en muraille, so wird sie von jener in den meisten Fällen mit fortgerissen. Endlich ist es schwierig, im Vorgehen einzelne Abtheilungen zu Flankenangriffen u. s. w. zu verwenden, indem man durch die Continuität der Linie die Disposition über einzelne Theile mehr oder weniger verloren hat.

Nichtsdestoweniger aber trägt dieser geschlossene Angriff die grössere Wahrscheinlichkeit des Erfolges in sich; wo es also auf ein entschiedenes Niederreiten des Gegners ankommt, und nicht auf weiteres Manövriren, Flankenangreifen u. s. w., und wo wir tüchtige, gut exerzirte Truppen haben, werden wir uns des Angriffs en muraille bedienen. Es scheint daher, dass die schwere Kavallerie vorzugsweise en muraille attakiren sollte, während die leichte sich des Angriffs mit Intervallen bedienen müsste.

2. Angriff mit Intervallen.

Diese Intervallen können grösser oder kleiner sein. Die Attake mit grösseren Intervallen, z. B. Schwadronsbreiten, gehört besonders einer früheren Periode an, und wurde von den Gegnern der preussischen Kavallerie noch im siebenjährigen Kriege vielfach angewendet. In späterer Zeit kommt sie noch in einzelnen Fällen vor; besonders wenn man bei geringerer Stärke sich in grösserer Frontbreite, durch das Terrain gezwungen aufstellen musste. Der Attake en muraille wird eine solche Form fast nie widerstehen. Die Attake mit kleinen Intervallen ist noch jetzt in den meisten Fällen gebräuchlich. Bei den Franzosen und Russen haben die Schwadronen Zug-Intervalle; Bismark will neun Schritt, um mit halben Zügen abschwenken zu können. Bei den Oesterreichern haben die Divisionen zwölf Schritt Intervalle. Zu verkennen ist nicht, dass bei dieser Form die Beweglichkeit des Ganzen, wie der einzelnen Abtheilungen, sehr gewinnt und kleine Terrainhindernisse leichter überwunden werden. Auch können sich Unordnungen, Schwankungen, Drängen u. s. w. nicht leicht aus einer Abtheilung in die andere fortpflanzen; letztere gleichen sich vielmehr in den einzelnen Eskadrons aus. Ferner behalten die Führer die Eskadrons mehr in der Hand, und können daher Flanken-, Rücken- oder Kolonnen-Angriffen leichter begegnen, so wie erstere leichter ausführen. Endlich kann man so eine grössere Terrainbreite einnehmen und leichter überflügeln, während man schwerer überflügelt wird. Dagegen ist zu bemerken: die Kavallerie reitet so schon locker; hat jede Schwadron eine grössere Intervalle, so wird sie bald noch lockerer sein; denn Niemand lässt sich gern drängen, wer ausweichen kann, weicht aus, und das können hier beide Flügel; es wird daher sehr schwer sein, im Chok einen festen, geschlossenen Zusammenhang zu erhalten. Der Chok wird vielmehr in der Regel matt sein und locker ausgeführt werden. Werden die Intervallen sehr gross genommen, z. B. Schwa-

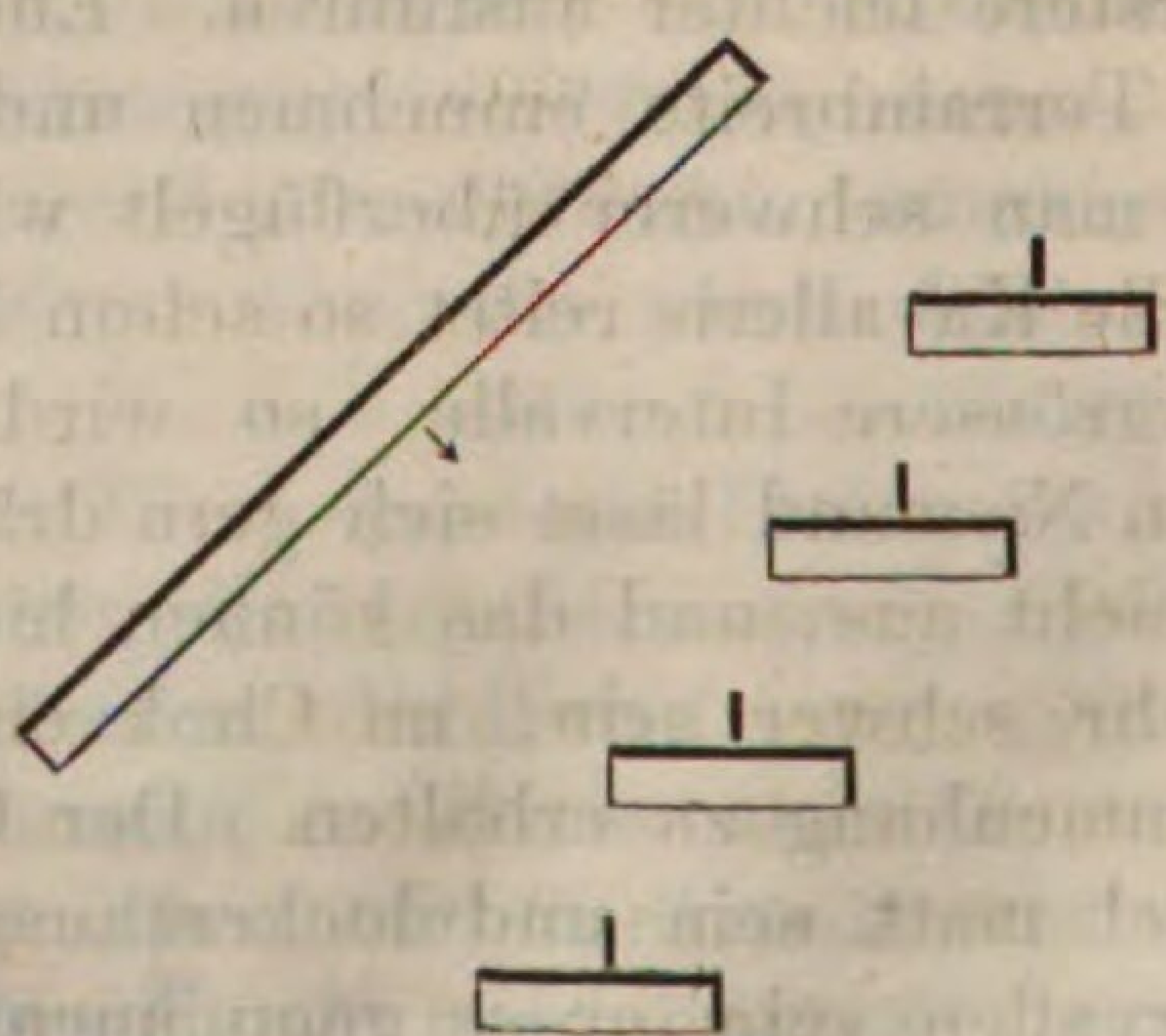
dronsfronten, so sind gegen geschlossene Kavallerie die einzelnen Schwadronen der Ueberflügelung und Flankenangriffen ausgesetzt. Endlich verlangt diese Form auch intelligentere Führer, da jeder mehr auf seine eigene Hand handeln und in den Gang der Attake eingreifen muss. Die Intervallen müssen variabel sein, um sie den Umständen — dem Terrain, der Stärke, dem Zwecke — gemäss einrichten zu können.

Die preussische Kavallerie hat selten in dieser Form mit grossen Intervallen gefochten, nur die Husaren haben sich ihrer früher bedient; die grossen, glänzenden Siege hat sie fast immer en muraille oder doch mit kleinen Intervallen erfochten, und es würde daher sicher unrecht sein, wenn wir davon abgehen wollten.

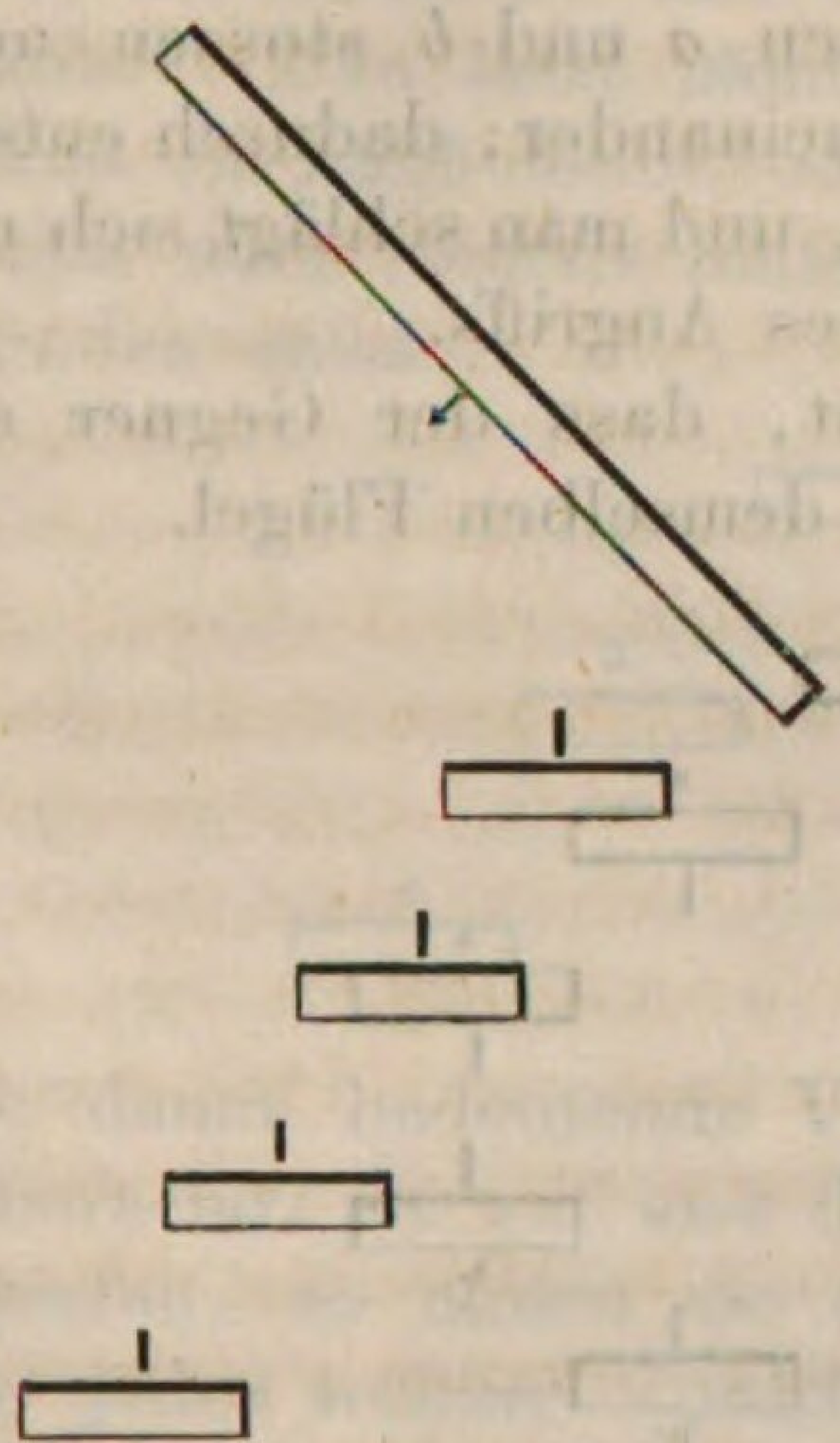
3. Angriff en échelon.

Der Angriff mit Staffeln kann vom Flügel oder aus der Mitte stattfinden, immer aber wird man jede einzelne Staffel nicht unter einer Schwadron stark machen. Manövrirt man mit Divisionen, so wird es sogar vorzuziehen sein, jede Staffel aus einer solchen zu bilden. Der Echelon-Angriff hat viele Anhänger, und allerdings ist anzuerkennen, dass er mancherlei Vortheile darbietet. Es wird von selbst eine Reserve gebildet, ein Theil der Truppen bleibt daher in der Hand des Führers; es lassen Flankenangriffe sich dadurch sehr gut einleiten, und es kann ein Theil der Schwierigkeiten, welche der Angriff langer Linien herbeiführt, entfernt werden. Uebersehen darf freilich nicht werden, dass leicht die einzelnen Staffeln zu sehr isolirt werden können, wobei sie dann Flankenangriffen ausgesetzt sind, und dass sich bei dieser Formation die Zahl dieser Flanken um die Zahl der einzelnen Staffeln vermehrt.

Am gefährlichsten ist der Staffelangriff, wenn man nicht senkrecht an den Feind kommt, sondern unter einem Winkel, der kleiner ist, als ein rechter.



Je stumpfer dagegen dieser Winkel wird, je mehr Vortheile gewährt der Staffelangriff.

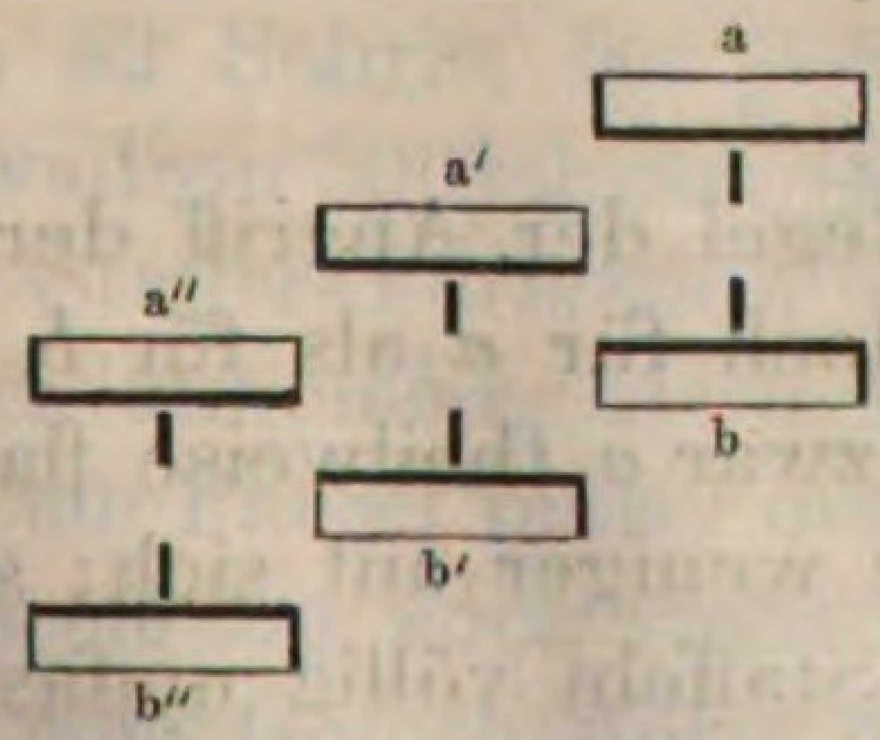


Im ersten Falle sieht man, dass der Gegner durch ein einfaches Vorgehen alle Staffeln in die Flanke, mehr oder weniger, nimmt; und je spitzer der Winkel wird, je mehr nähert sich die Formation einem Alignementsmarsch vor der feindlichen Front, die gefährlichste Bewegung.

Im zweiten Falle dagegen braucht nur die erste Staffel zu reüssiren, und die ganze Linie des Gegners wird in die Flanke genommen.

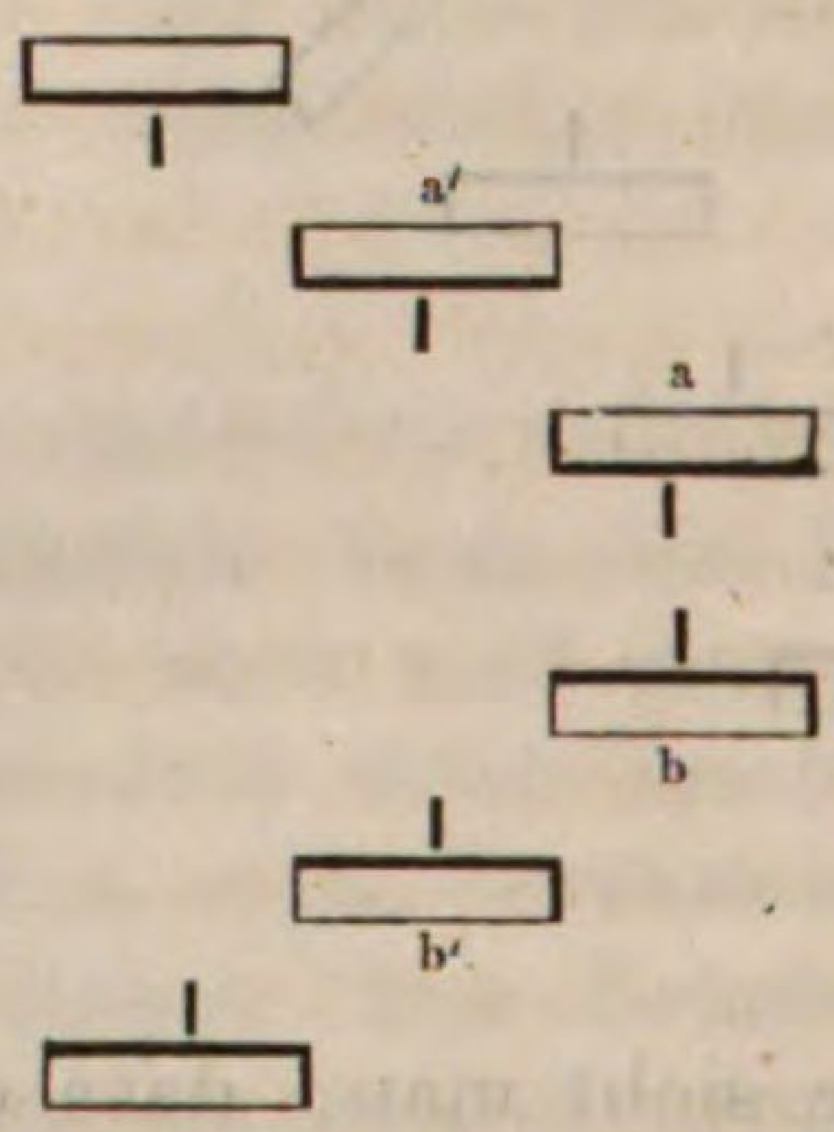
Von dem Bilde, welches uns der Exerzirplatz von dem Echelon-Angriff gewährt, wo wir jede Schwadron einzeln in das Alignement im Chok einrücken und sich einrichten sehen, ist hier zu abstrahiren, indem bei dieser Art von Exerzir-Uebung keine Rücksicht auf das Verhalten des Gegners genommen wird. In der Wirklichkeit macht sich die Sache anders, und es kommen dann folgende Fälle vor:

1) Der Gegner attakirt ebenfalls mit Staffeln, aber vom entgegengesetzten Flügel.



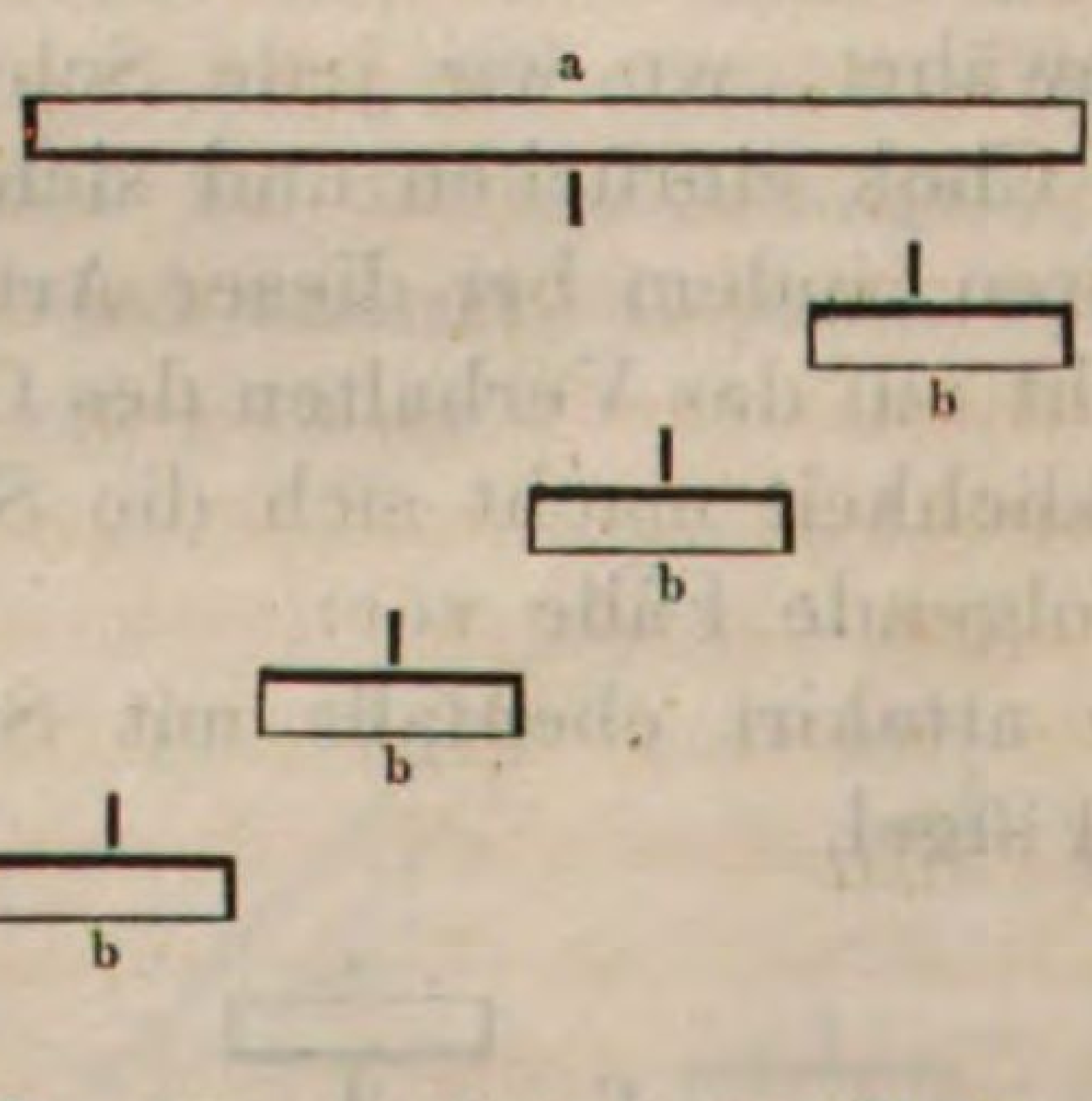
Man sieht, dass in dieser Form die Flügel der Eskadronen genau auf einander gerichtet sein, sogar an einander vorbeigehen und beide Theile wie zwei Kerbstöcke in einander eingreifen müssten. Das kommt nun aber Alles anders. Entweder die Flügel der Schwadronen *a* und *b* stossen auf einander, oder sie wenden sich gegeneinander; dadurch entsteht in allen Schwadronen eine Drehung, und man schlägt sich mithin schräg gegen die erste Richtung des Angriffs.

2) Der zweite Fall ist, dass der Gegner ebenfalls mit Echelons vorgeht und von demselben Flügel.



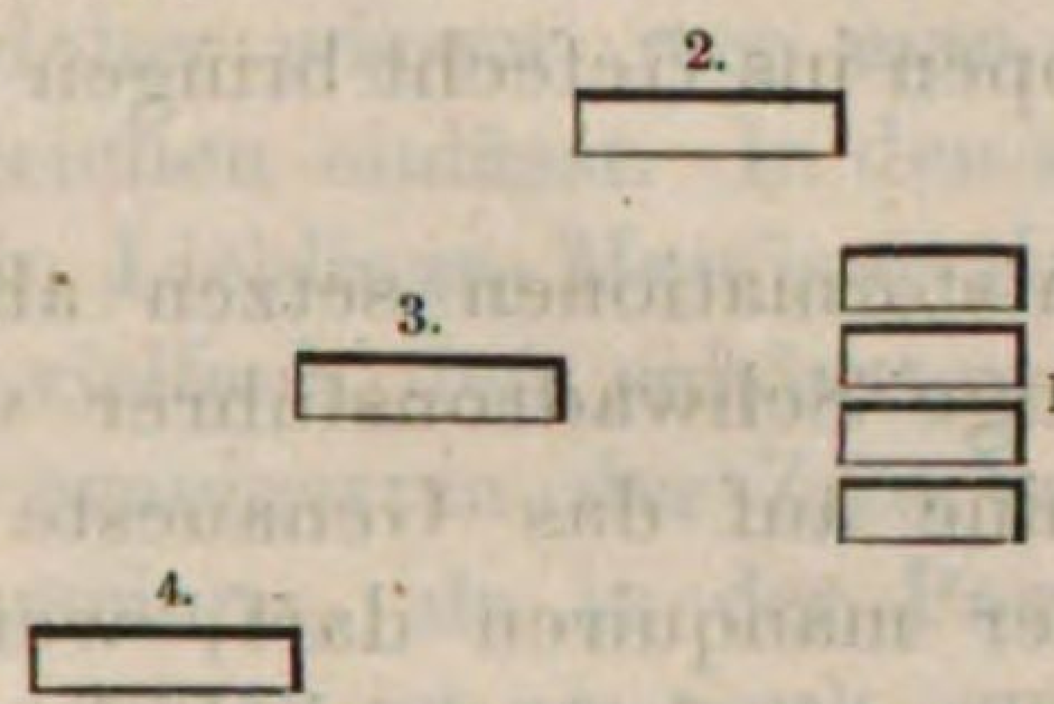
In diesem Falle entscheiden fast immer die beiden ersten Echelons das Gefecht. Wirft die Schwadron *a* die Schwadron *b*, so wird *b'* von *a'* in Front, und von einem Theile von *a* in die Flanke attakirt; was ein so nachtheiliges Verhältniss erzeugt, dass *b* den Angriff fast immer aufgiebt.

3) Der dritte Fall ist, dass der Gegner in Linie entgegenkommt.



Auch hier ist in der Regel der Angriff der ersten Staffel entscheidend, weniger jedoch für *a* als für *b*. Siegt nämlich die erste Staffel *b*, so wird zwar *a* theilweise flankirt, dies hat aber bei der Länge der Linie weniger auf sich; siegt dagegen *a*, so werden alle folgenden Staffeln völlig umfasst.

Es kommt also in dem zweiten und dritten Fall, und dieses sind die hauptsächlichsten, wesentlich auf die erste Staffel an. Man sucht dieselbe daher möglichst zu verstärken und gegen Flankenangriffe zu schützen, und erreicht dies durch eine sogenannte Flanke. Man lässt nämlich auf der äusseren Seite eine Schwadron in Zugkolonne oder in Halbkolonne folgen, deren Tete sich aber niemals hinter der Staffel, sondern frei seitwärts befinden muss.



Man gewinnt damit bedeutende Vortheile. Ueberflügelt der Gegner, so marschirt sie auf und flankirt ihn; wird das erste Echelon geworfen, so nimmt sie eine Stellung seitwärts und verhindert so jedes weitere Vordringen; diese Stellung muss sie aber jedesmal nehmen, sobald die erste Staffel in Galopp fällt. Siegt das erste Echelon, so schwenkt sie links und nimmt nun die ganze feindliche Linie in die Flanke. Hat endlich der Gegner dieselbe Formation, so paralysirt sie dessen Flanke und verhindert wenigstens die Nachtheile, die für uns daraus erwachsen würden.

Was nun die Distanz der Staffeln von einander anbetrifft, so sind die Ansichten darüber sehr verschieden. Unser Reglement setzt 50 Schritt fest, wenn mit Eskadrons angegriffen wird. Dieses dürfte jedoch fast zu wenig sein, indem dabei doch alle Echelons fast gleichzeitig an den Feind kommen; der Zeitunterschied würde bei einem Regiment in vier Staffeln kaum eine Minute betragen (150 Schritt), womit der Hauptvortheil des Staffelangriffs verloren geht. Der Führer behält keine Zeit, mit den andern Staffeln zu manövriren, nach dem Ergebniss des Choks des ersten zu verfahren.

150 Schritt dürfte die richtige Distanz sein, die, wenn mit Divisionen attakirt wird, selbst 200 Schritt betragen kann. Die Franzosen wollen 62 Schritt für jede Staffel; nämlich die Frontlänge der Schwadron 50 Schritt, + 12 als die Intervalle.

Da es bei der Staffel-Formation wenig auf das genaue Halten der Intervallen ankommt, hierin vielmehr ein Hinderniss liegt, da doch bald ein Flügel hinter den andern kommen wird, so gewährt diese Formation noch vielfache Variationen und ist somit vorzugsweise eine Gefechtsform der leichten Kavallerie.

Gegen einen Feind, der schwerfällig manövrirt, unbehülflich ist oder schlecht reitet, formirt man z. B. Echelons von beiden Flügeln, die beide Flanken gleichzeitig bedrohen, oder man geht in Front gegen einen Flügel, mit einem andern Echelon in die Flanke (wie das sechste preussische Ulanen-Regiment bei Ligny, wo es auf diese Weise ein Chasseur-Regiment warf).

Am meisten gerechtfertigt ist die Echelon-Attake also da, wo der Feind erst nach und nach seine Kräfte entwickelt, da man nie mehr Truppen ins Gefecht bringen soll, als zum Siegen nothwendig sind.

Solche Gefechtsformationen setzen aber intelligente, umsichtige und tüchtige Schwadronsführer voraus; da hier alle Theile der Maschine auf das Genaueste in einander greifen müssen, und keiner manquiren darf, wenn nicht Unordnung und somit nachtheilige Gefechtsverhältnisse eintreten sollen.

4. Angriff *en échiquier*, Schachbrettförmig.

Es ist dieses eine Form, welche das jetzige Reglement nicht mehr enthält, während dieselbe früher häufig angewendet worden ist, und in andern Armeen, namentlich bei den Franzosen, noch viele Anhänger hat. Sie setzt zwei Linien unter einem Führer voraus, die so gebrochen oder mit so grossen Intervallen aufgestellt sind, dass die Abtheilungen der zweiten Linie auf die Intervallen der ersten treffen und umgekehrt. Man ist vielfach der Meinung, dass so die Vortheile der Attake *en muraille* mit denen der Attake mit grösseren Intervallen vereinigt würden, indem man sehr leicht mit einer Linie aus einer Form in die andere übergehen kann, und doch seine Reserve, sein zweites Treffen disponibel erhält. Die vorderen Abtheilungen sollen so durch die zweite Linie gleichsam Defensivflanken erhalten, und eigentlich der Echelon-Angriff auf mehreren Punkten so gleichzeitig angewendet werden. Der Zweck, den man hier vorzugsweise im Auge hat, ist der, dass die erste Linie den Feind werfen oder doch im unglücklichen Fall so in Unordnung bringen soll, dass er dem gleich darauf folgenden Angriff der zweiten Linie nicht zu widerstehen vermag. Wird die erste Linie geworfen, so soll sie hinter die zweite zurück gehen und sich hier sammeln, während der Feind in der zweiten Linie frische Kräfte findet, die sich ihm entgegenstellen. Diese darf deshalb nicht zu weit ab sein; 100 bis 150 Schritt dürfte das Maximum sein. Gegen einen Feind, der sich passiv verhält, der nicht im ungestümen Chok sein Heil sucht, der sich vielmehr angreifen lässt, hat diese Angriffsweise offenbar grosse Vortheile; sie gewährt alle

Vortheile der Linien-Attake und gewährt zugleich den, dass die frischen Kräfte eines zweiten Treffens jederzeit sofort in Thätigkeit treten können. Hat man es dagegen mit einem entschlossenen tüchtigen Gegner zu thun, der dem Echiquier-Angriff in geschlossener Linie entgegengeht, so wird meist immer die erste Linie der Echiquier-Stellung geworfen, und von einem energisch nachdringenden Feinde auf die zweite Linie geworfen werden, die somit in die Flucht verwickelt wird. Man muss daher wissen, wen man vor sich hat, wenn man sich auf dergleichen einlässt. In den schlesischen Kriegen war diese Form ein Lieblings-Manöver der preussischen Kavallerie und hatte vielfach den schönsten Erfolg, was seinen Grund aber sicher weniger in der Zweckmässigkeit ihrer Anwendung im Allgemeinen, als in der Passivität ihrer Gegner hatte. In andern Armeen ist sie noch reglementsmässig, und man findet sie allgemein besonders nützlich und anwendbar, um mit grösseren Kavallerie-Abtheilungen Angesichts des Feindes, und stets bedroht von seinen Angriffen, einen Rückzug zu machen, indem hier stets eine Linie dem Feinde schlagfertig gegenübersteht, während die andere eine neue Aufstellung nimmt. Hat man übrigens kein wirkliches zweites Treffen, so hat die Echiquier-Aufstellung wenig Haltung, denn ihre beiden Linien bilden nur ein volles Treffen; hat man ein solches, so braucht man nicht *en échiquier* zurückzugehen, dann nimmt man mit dem zweiten Treffen die neue Aufstellung.

In jener Weise ist übrigens die Echiquier-Stellung mehr eine Stellungs- und Bewegungsform als Angriffsform. Sie setzt endlich, wie die Echelonsform, fähige und entschlossene Führer der einzelnen Abtheilungen voraus; wo die nicht vorhanden sind, bleibe man ja in Linie, in welcher einfachen Form es nur auf Tapferkeit ankommt. Wie übrigens bei dem Staffel-Angriff die Stärke jeder Staffel von einer Schwadron bis zu einem Regiment steigen kann, so auch hier. Wir können grössere Massen Eskadrons-, Divisions- oder Regimenterweise *en échiquier* stellen; unter einer Schwadron darf jedoch keine Abtheilung sein.

5. Kolonnen-Angriff.

Die Kolonnen-Attake ist ein Erzeugniss der neueren Zeit, hervorgerufen durch die Franzosen, die in ihr ein Mittel fanden, der geringen Manövrirfähigkeit der Kavallerie zu begegnen, sie vorzugsweise zum Duchbrechen feindlicher Linien anwendeten, der sie aber fast nie eine schnellerere Bewegung als Trab gaben. In früherer Zeit kommt diese Formation höchst

selten und nur als letztes Mittel vor, um sich durchzuschlagen. Ein Beispiel liefert das Gefecht von Landshut 1760 *).

In neuerer Zeit hat man nun den Franzosen nachgeahmt und theoretisch den Kolonnen-Angriff ausgebildet, wobei man vorzugsweise die Regiments-Kolonnen in Eskadrons anwendet, obgleich es in dieser Form die Feuerprobe des Krieges noch nicht bestanden hat und daher von Erfahrungen nicht die Rede sein kann. Hierin aber liegt gerade ein Hauptgrund der Heftigkeit, mit welcher die Theoretiker pro und contra streiten.

Wenn es sich darum handelt, grössere Massen zu bewegen, so kann es keinem Zweifel unterliegen, dass hierzu die Kolonne die geeignetere Form ist. Sie ist beweglicher, zu allen Evolutionen geschickter, und umgeht Terrainhindernisse leichter als die Linie. Anders ist dies jedoch, sobald die Bewegung ein Vorwärtsgehen zum Angriff ist. Das Einschlagen der Kugeln, der Staub, das Getöse der Pferde und Waffen wirken dann sehr auf die Lösung und Aufhebung der Ordnung, was sich unter solchen Umständen in der Kolonne sehr leicht verbreitet. Handelt es sich dabei überdies noch um die Besiegung solcher Terrainhindernisse, welche nicht umgangen werden können, muss ein Graben, eine niedrige Hecke übersprungen, eine sumpfige Stelle, ein Gebüsch durchritten werden, so ist unbedingt die Linie beweglicher und wird viel schneller die volle Gefechtsform wieder einnehmen.

Wir haben gesehen, dass es zwei Momente sind, welche bei dem Kavalleriegefecht hervortreten: einerseits der Stoss, die Gewalt des Anrennens, andererseits der Gebrauch der blanken Waffe.

Diese beiden Momente sind es, an welche sich die Gegner wie die Vertheidiger der Kolonnen-Attake besonders halten. Die Kolonne verspricht den sicheren Erfolg in Bezug auf das Niederreiten; und wer die Kraft der Kavallerie nur hierin sucht, vertheidigt sie. Sie ist dagegen im Gebrauch der blanken Waffe in entschiedenem Nachtheil gegen die Linie, da sie nur ein Viertel der Reiter auf diese Weise ins Gefecht bringt. Diejenigen militairischen Schriftsteller, welche auf die Waffe in der Hand des Reiters einiges Gewicht legen, verwerfen mithin die Kolonne zum Angriff. (Zu den Vertheidigern der Kolonne gehört v. Heidebrand, der eine kleine Schrift darüber geschrieben hat; zu ihren Gegnern sind zu zählen v. Canitz und v. Decker.)

*) Siehe Note 16.

Es fragt sich nun, ob die Gewalt des Choks in der That durch die Kolonnenformation, durch die Vervielfältigung der Glieder, erhöht werden kann. Es fragt sich ferner, ob, wenn dies der Fall ist, die Nachtheile, welche diese Formation hat, und das Aufgeben der Vortheile, welche die Linien-Attake darbietet, damit in einem richtigen Verhältnisse stehen; so also, dass die Verstärkung des Stosses diese Nachtheile und dieses Aufgeben von Vortheilen nicht blos aufwiegt, sondern selbst überwiegt.

Zur direkten Wirkung kommen nur die vorderen Glieder. Die hinteren Glieder können den Stoss derselben nur verstärken durch einen mechanischen Druck, so dass die ersteren, gleichsam wie ein Keil den andern treibt, vorwärts gedrängt werden. Ein solcher Druck aber ist nicht vorhanden und kann nicht vorhanden sein, indem in dem Moment des eigentlichen Choks die Kolonne, wie die Linie, eine schnelle Gangart annehmen muss, wenn der Stoss überhaupt kraftvoll sein soll. Eine solche Gangart macht aber eine so grosse Entfernung der hinteren Glieder von den vorderen nothwendig, dass von einem eigentlichen konstanten Druck gar nicht die Rede sein kann, den ausserdem aber auch die wenigsten Pferde sich gefallen lassen würden. Alles, was in dieser Beziehung durch die hinteren Glieder effektuirt werden kann, ist, dass dadurch die vorderen gezwungen werden, alle die Vehemenz in den Angriff zu legen, deren eine Reiterlinie fähig ist, die den festen Willen zum Einbruch hat. Diese Art von Zwang ist nun in der That bei dem Kolonnenangriff vorhanden und entsteht dadurch, dass die hinteren Glieder in ihrer schnellen Bewegung den vorderen nicht gestatten, zu stutzen oder gar umzukehren; dazu ist keine Zeit und kein Raum; der Abstand ist so geringe, dass die Stutzenden oder Umkehrenden jedenfalls in der schnellen Gangart über den Haufen geworfen und umgeritten werden würden. Also auch der Feige, der Unentschlossene muss in der Kolonne die ungestüme Attake mitmachen und sich in den Feind stürzen.

Zugleich ist auch der moralische Impuls grösser in der Kolonne. Umgeben von seinen Kameraden, steigt Jedem der Muth, und endlich sehen und erkennen die hinteren Glieder die Gefahr, den Moment der Entscheidung nicht; Alles stürmt vorwärts, und die feindliche Linie ist durchbrochen oder niedergeritten, ehe die hinteren Schwadronen, durch Staub und die Masse gehindert, kaum wissen, dass man an dem Feinde ist. Bei einer Kavallerie, wo es also darauf ankommen kann, diese nach der Seite des Muths hin liegenden Vortheile zu benutzen,

wo man befürchten muss, die vorderen Glieder würden umkehren, da ist die Kolonnen-Attake unter Umständen rathsam. Hierzu kommt nun noch, dass das Heranstürmen einer solchen Masse eine moralische Wirkung auf den Gegner äussert. Der dichte, undurchdringlich erscheinende Haufen nimmt dem gemeinen Manne leicht die Hoffnung eines erfolgreichen Widerstandes; er glaubt sich nicht kräftig genug, einem solchen Keile entgegentreten zu können. Dieses werden die Vortheile der Kolonnen-Attake sein.

Betrachten wir nun die andere Seite. — Die Kolonne ist eigentlich die Formation für den Widerstand, für die Defensive. Bei der Kavallerie aber ist die passive Widerstandskraft ziemlich = 0, von einer solchen kann also hier nicht die Rede sein. Um dem feindlichen Angriff zu begegnen, muss Kavallerie stets angreifen, sie ist durch und durch Offensiv-Waffe. In dem Begriff des Angriffs aber, sofern letzterer aus dem Chok und dem Kampfe mit der blanken Waffe besteht, liegt zugleich, dass der Erfolg um so mehr gesichert erscheint, je grösser die Frontbreite ist, die auf den Feind chokirt und ihn mit dem Gefecht der blanken Waffe bedroht. Bei der Kolonne aber wird nur ein Viertel des Ganzen auf diese Weise in Thätigkeit gesetzt, und eine erprobte, tapfere Schaar, sagt Canitz, würde daher Niemand so an den Feind führen wollen, dass drei Viertel ihrer Schwerter unbenutzt in der Scheide bleiben können, und Keiner aus einer solchen Schaar würde Lust haben, hinter seinen fechtenden Kameraden im achten Gliede zu reiten. Die Gegenwirkung der Artillerie gegen Kavallerie ist, wie aus der Sache selbst folgt, grösser gegen Kolonnen als gegen Linien. Ausser den wirklichen Verlusten durch Artilleriefeuer, die sich wegen der kürzeren Frontlinie und bei den raschen Bewegungen vielleicht gleich, vielleicht selbst noch zu Gunsten der Kolonne stellen, ist das Artilleriefeuer der Kolonne besonders durch die Unordnung gefährlich, die dasselbe hervorbringt. Ein Paar gut treffende Kanonenkugeln, ein Paar Granaten, die in der Kolonne krepiren, einige Raketen, die darüber fortsausen, sind im Stande die Ordnung und den Zusammenhang zu stören. Was die Gegenwirkung der Infanterie anbetrifft, so scheint es, dass das Infanteriefeuer weniger im Stande ist, die Kolonnen aufzulockern, als das Artilleriefeuer, und es wird hier zugleich der moralische Impuls der Kolonne am meisten hervortreten. Indessen werden wir späterhin sehen, dass bei dem Gefecht mit der Infanterie noch andere Momente auf die Kolonne einwirken. — In Hinsicht des Gegenangriffs der Kavallerie gegen die Front der Kolonne,

so kann dabei nur die grössere Gewalt des Choks das Entscheidende sein. Ist der Stoss aber gegen die Flanke gerichtet, so wird er bedeutend empfindlicher für die Kolonne, als für die Linie. Die Linie ist im Stande, einem feindlichen Flankenangriff Abtheilungen entgegen zu werfen oder sich durch schnelles Vor- oder Zurückbewegen dem feindlichen Flankenangriffe zu entziehen. Dieses ist bei der Kolonne nicht möglich, und wenn v. Decker annimmt, eine in der Flanke angefallene Kolonne könne sich noch durch Einschwenken helfen, während eine Linie ohne Gnade aufgerollt werde, so hat er sich beide stehend, oder erstere doch nur in langsamer Gangart sich vorbewegend gedacht. — Der Hauptfeind der Kolonne ist die Unordnung und Unbehülflichkeit, die dadurch entstehen, dass die Führer fast allen Einfluss auf ihre Abtheilungen verlieren, sobald die Kolonne sich in rascher Gangart bewegt. Diese Unordnung wird vermehrt durch den Staub, durch Terrainhindernisse; Niemand sieht wohin er reitet; an ein Ausweichen ist nicht zu denken; es schlagen Kugeln ein, hier und dort stürzt Mann und Pferd zusammen, die Andern müssen darüber fort; die Stimme der Führer, ja selbst der Schall der Trompete verschwinden in dem Getobe der Pferde, dem Klappern der Waffen, dem Donnern des feindlichen Geschützes; aus der Kolonne wird ein Haufen, der, im glücklichsten Falle zusammengedrängt wie eine Masse wilder Pferde, dahin stürzt, der allerdings die Aussicht hat, niederzureiten, was ihm gerade gegenübersteht, von dem aber Niemand sagen kann, was dann weiter aus ihm wird. Weicht der Gegner daher dem direkten Stosse aus und fällt dem unbehülflichen Haufen, aus welchem Ordnung und Führung gewichen ist, in Flanke und Rücken, so wird das Gefecht sicher mit einer Niederlage der Kolonne enden.

Die Kolonne ist also eine Form, die nicht in dem Geiste der Kavallerie beruht, und sie kann daher nur als eine Ausnahme Anwendung finden. Sie ist aber zugleich eine Form, die mancherlei schwache Seiten hat, und man wird sie daher nur mit grosser Behutsamkeit anwenden dürfen, und zwar eigentlich nur in den Fällen, wo es an Zeit und Raum fehlt, sich zu entwickeln, und wo Alles darauf ankommt, im entscheidenden Augenblick die feindliche Aufstellung auf einem Punkte zu durchbrechen. Ein Verhältniss, welches dann auch beim Durchschlagen der Kavallerie stattfindet, wo allerdings keine andere Formation eintreten kann. Endlich wird man sich der Kolonne bedienen, wo man sich nicht auf den Muth und die Tüchtigkeit der Kavallerie verlassen kann und also ge-

zwungen ist, diesem Mangel durch die Form zu begegnen. Immer aber muss dabei, wenn von Erfolg die Rede sein soll, vorausgesetzt werden, dass die Kolonne nicht der vollen Wirkung einer zahlreichen feindlichen Artillerie ausgesetzt ist. Immer muss bei einem Kolonnen-Angriff Flanke und Rücken unbedingt gegen jeden Angriff gesichert sein, entweder durch das Terrain oder durch nachrückende Reserven. Es müssen daher seitwärts jeder Kolonne andere Truppen in Linie folgen, um die Flanken jener zu decken, und, wenn mehrere Kolonnen sind, zu verhindern, dass der Gegner nicht in die Intervallen eindringt, die vorhanden sein müssen und zwar in genügender Breite, sobald mehrere Regimenter in Kolonne attakiren.

Die preussische Kavallerie hat reglementarisch zwei Arten des Kolonnenangriffs. Die erste ist die, wo die Regimenter in geschlossener Eskadronskolonne den Anritt vollführen und wo darauf gerechnet ist, dass die Attake nicht durch Handgemenge entschieden wird. Zu dem Ende hängt sich, bei einem Regiment, je die Hälfte der vierten Eskadron an jeden der Flügel der hintersten und fällt nach dem Galopp in der Schwärmattake aus. Bei einer Brigade oder einem Treffen werden die schweren Regimenter im Centrum behalten und die leichten auf die Flügel in derselben Art vertheilt.

Die zweite Art ist die in geöffneter Kolonne, wobei die Masse im Trabe vorgeht und dann eskadronsweise, während die hintern Schwadronen halten, im Marsch! Marsch! die Schwärmattake vollführen. Je nach dem Gelingen oder Misslingen des ersten Angriffs sollen dann die hintern Staffeln die Attake geschlossen vollenden oder einzeln die Schwärmattake wiederholen.

Die Franzosen haben eine eigenthümliche Art der Kolonnen-Attake, indem sie jede Linie in der Kolonne aus ganzen Regimentern bilden. Bei Eckmühl attakirten sie mit einer Kolonne von zehn schweren Regimentern in fünf Linien hinter einander auf Schwadrons-Distanz, jede Linie aus zwei Regimentern bestehend. Wäre die Masse geworfen worden, so würde die Wiederherstellung der Ordnung sehr problematisch gewesen sein. Der Einfluss der Führer hört hier fast ganz auf. Die enggeschlossenen Kolonnen ganzer Brigaden und Divisionen sind nur Exerzirübungen. — Misslingt der Kolonnen-Angriff, so muss ein zweites Treffen die Kolonne aufnehmen, die in keiner guten Verfassung zurückkommen und Zeit gebrauchen wird, sich wieder zu sammeln. Gelingt die Attake, so muss die Kolonne zeitig halten, sammeln und die Ordnung herstellen, die Verfolgung aber muss sie andern Truppen überlassen.

Eine Kolonne, die aus dem Chok in die Verfolgung übergeht, wird ein völlig regelloser und führungsloser Haufen.

Aus Allem ist dann die Lehre zu ziehen, dass man bei der Kolonnen-Attake mehr einsetzt, als zu gewinnen ist, und dass selbst der günstige Erfolg fast immer mit grossen Opfern und nur unter grosser Gefahr errungen werden kann.

6. Die Schwärm-Attake.

(Unser Reglement nennt sie Attake mit auseinandergehender Linie, bei den Franzosen heisst sie *à la débandade* oder *en fourageur.*) Sie ist eine Annäherung an die Angriffsweise der undisciplinirten Reiterei der Türken, Kosaken etc., die in ungeordneten Schwärmen heranjagen. Sie ist daher auch nur für die leichte Reiterei passend, da hierbei von der eigentlichen Kraft des Choks wenig die Rede sein kann, und sie wird daher auch nur dann anzuwenden sein, wo es auf einen solchen kräftigen Stoss nicht ankommt, also z. B. beim Angriff auf isolirte Artillerie. Bei uns ist die Schwärm-Attake nur eine Form der Verfolgung, die also erst eintritt, nachdem die eigentliche Attake ausgeführt und gelungen ist. Sie ist somit nichts weiter, als eine Erweiterung des Ausfallens der vierten Züge, so dass nur ganz kleine Trupps, die Standartenrotten, geschlossen bleiben, um die Sammlungspunkte zu bestimmen. Diese Art zu verfolgen ist jedenfalls gefährlich, so lange der Gegner noch geschlossene Kavallerie in der Nähe hat, und wird um so gefährlicher, je weniger die Truppe, welche sich auf die Schwärm-Attake einlässt, geübt ist, sich rasch wieder zu sammeln, die Ordnung herzustellen und dem Gegner geschlossen entgegen zu gehen. Es folgt hieraus, dass man die Schwärm-Attake stets durch nachfolgende geschlossene Abtheilungen unterstützen und gegen einen plötzlichen Unfall sichern muss, und dass diese ganze Form nur für kleinere Abtheilungen, für partielle Gefechte passt. Wie schon bemerkt, wird man sie nur da als wirkliche Angriffsform anwenden können, wo es nicht auf die Kraft des Choks, nicht auf wirklichen Einbruch ankommt. Also z. B. indem man Truppen üerrascht, die eben in der Formation oder in der Entwickelung begriffen sind; indem man eine Tirailleurlinie überreiten und niederhauen will, oder beim Angriff auf exponirte Artillerie; in welchem Falle die Schwärm-Attake auch noch die Aussicht darbietet, durch das feindliche Feuer während des Herankommens weniger zu leiden. Immer aber ist die Schwärm-Attake nur eine Form für die leichte Kavallerie und für kleinere Abtheilungen. In der Schwärm-Attake löst sich die ganze Linie

in einen ordnungslosen Schwarm auf, der etwa anderthalb Frontenlängen breit wird, an dessen Spitze sich die besten Pferde und muthigsten Reiter befinden. Die Bande der Ordnung sind dabei gelöst; Jeder hängt von seinem Muthe, seiner Gewandtheit und der Güte des Pferdes ab. Wohin die Schwärm-Attake führen, was aus ihr werden wird, kann man nicht vorher wissen, da die Führer in der Masse verschwinden. Es gehört eine grosse Disziplin dazu, sich nach einer Schwärm-Attake schnell wieder zu sammeln und zur geschlossenen Ordnung zurückzukehren. Sie kann überhaupt nur angewendet werden, wenn der Gegner bereits locker gemacht und in Unordnung ist. Gegen geschlossene Kavallerie, besonders bei der Einleitung des Gefechts, wird sie selten etwas leisten; in der Schwärm-Attake ist dabei die Kavallerie allen Zufälligkeiten preisgegeben, wogegen sie nur durch geschlossen folgende grössere Abtheilungen gesichert werden kann. Fehlen solche geschlossene Abtheilungen, so jagt ein solcher Schwarm oft noch einmal so weit zurück, als er vorging, sobald er durch geschlossene Kavallerie angegriffen wird; denn jeder Versuch, einen solchen Schwarm aufzuhalten, ist in der Regel unnütz. Erst hinter einer Reserve kann er wieder in Ordnung gebracht werden. — Schwärm-Attaken sind mithin eine gefährliche Form, die selten bedeutende Erfolge verspricht.

Von der Direktion des Angriffs.

Bei dem Angriff der Kavallerie sind nur zwei Direktionen denkbar:

a) der Parallelangriff,

b) der Flankenangriff,

die dann aber wieder mit einander kombinirt werden können. — Was den einfachen Parallelangriff anbelangt, so ist er die einfachste und gewöhnlichste Form, welche der Richtung des Angriffs gegeben wird. Obschon es dabei auf ein gleichmässiges Zusammentreffen beider gegen einander wirkenden Linien ankommt, so muss man in der Praxis doch von mathematischer Genauigkeit abstrahiren. Man wird daher auch Angriffe, bei denen die Linien unter einem kleinen Winkel auf einander treffen, noch Parallelangriffe nennen, so lange damit keine Ueberflügelung des einen oder des andern Theils verbunden ist. Theoretisch wirken hierbei alle Theile beider Linien senkrecht auf einander, und die Entscheidung beruht, abgesehen von der Mitwirkung der anderen Waffen, z. B. der Artillerie, nur in dem besseren, kräftigeren Chok, in der tüchtigeren

Bewaffnung, der grösseren Geschicklichkeit im Gebrauch der blanken Waffe und endlich in der grösseren oder geringeren Tapferkeit des einen Theils. Aller dieser Elemente kann der Führer sich nur in einem gewissen beschränkten Maasse vorher versichern, und niemals so weit, dass er damit einen absoluten Vortheil über den Gegner besässe, da es hier auf eine Wechselbeziehung ankommt, und mithin auf das Gewicht, welches der Gegner in derselben Rücksicht in die Wagschale legen kann, und welches fast immer ein mehr oder weniger unbekanntes ist. Es kommt also bei dem Parallelangriff vorzugsweise auf die grössere Gewalt des Choks an, der z. B. durch grössere, stärkere oder besser konservirte Pferde hervorgebracht wird. Der Parallelangriff wird mithin, abgesehen von allen anderen Umständen, schon deshalb besonders die Form der schweren Reiterei sein. Die Front, gegen welche der Parallelangriff stets gerichtet ist, ist die starke Seite der Kavallerie; die Flanke dagegen die schwache Seite; bei dieser Schwäche der Flanke hat daher der

b) Flankenangriff, im Gegensatz zu dem Parallelangriff, die Wahrscheinlichkeit eines sicheren Erfolges in hohem Grade für sich, und man hat daher mit Recht auch das System der Flankengewinnung das entscheidende Mittel zum Siege genannt. Bei dem Flankenangriff wirkt nämlich die stärkste Seite des einen Theils, die Front, auf die schwächste Seite des andern; und der Erfolg wird um so sicherer, je weniger sich diese letztere Seite dem Angriffe entziehen und aus dem Flankenangriffe wieder einen Parallelangriff bilden kann.

Der Flankenangriff kann nur bestehen:

1) entweder in einer Ueberflügelung
2) oder in dem direkten Angriff gegen die feindliche Flanke.

Die Ueberflügelung setzt einen Parallelangriff voraus, in welchem wir die feindliche Linie überragen und so ihre Flanke gewinnen. Bei gleicher Frontlänge kann natürlich in dieser Beziehung nichts gewonnen werden; oder, was auf dem einen Flügel gewonnen wird, wird auf dem anderen verloren. Die Ueberflügelung setzt mithin eine grössere Frontlänge des einen Theils voraus, und dann findet sie sich von selbst, oder die Aufstellung des einen Theils mit grösseren Intervallen. Soll diese letzte Form Wirkung haben, so muss der Vortheil der allgemeinen Ueberflügelung der ganzen Linie nicht durch den Nachtheil der partiellen Ueberflügelung der einzelnen Abtheilungen wieder aufgehoben werden können. Man wird daher diese Form nur mit Vorsicht anwenden, denn der Zusammen-

hang des Ganzen ist unterbrochen und der Erfolg beruht in der Wirkung aller einzelnen Theile.

Abstrahiren wir von den mitwirkenden Verhältnissen, z. B. der Wirkung eines zweiten Treffens, so ist der Hauptvortheil der Ueberflügelung der, dass der Gegner dagegen gar kein wirksames Gegenmittel in der dem Angriff ausgesetzten Linie selbst findet. Er kann aus der Linie keine Abtheilung gegen die Ueberflügelung verwenden, die nicht sogleich durch den gleichzeitigen Parallelangriff wieder in die Flanke genommen würde. Die Schwäche des Ueberflügelungsangriffs aber besteht darin, dass die überflügelnden Abtheilungen nicht durch den eigentlichen Stoss des Choks wirken können; sie haben dazu keinen Anlauf, sondern lediglich durch die blanke Waffe.

Der direkte Angriff gegen die feindliche Flanke kann dagegen von der kleinsten Abtheilung gegen die grösste in Anwendung kommen. Das Stärkenverhältniss, welches bei der Ueberflügelung wie bei dem Parallelangriff fast immer entscheidend ist, entscheidet hier wenig; die Front einer kleineren Abtheilung ist immer noch überlegen stark gegen die Flanke einer grösseren. Zugleich sichert dieser direkte Flankenangriff die eigene Flanke; wenn nur der Chok früher erfolgt, als der Gegner im Stande ist, Gegenanstalten zu treffen, d. h. die parallele Front wieder zu gewinnen. Es kommt mithin hier darauf an, entweder allmählig und gleichsam unbemerkt die Richtung gegen die feindliche Flanke zu gewinnen, oder dem Feinde plötzlich und überraschend in die Flanke zu fallen. Das Erstere kann geschehen, indem man sich aus der ursprünglich parallelen Stellung im Laufe des Gefechts, während des Hin- und Herwogens der Attaken, dem Feinde allmählig mit einer Abtheilung in die Flanke zieht, was durch den Diagonalmarsch oder durch Abschwenken und Wiedereinschwenken ausgeführt wird. Der Diagonalmarsch, den übrigens Zieten oftmals mit Vortheil angewendet haben soll, steht im Widerspruch mit der beschleunigten Bewegung, und kann daher nur gegen einen passiven Feind angewendet werden. Das Abschwenken und Wiedereinschwenken ist in der Nähe eines entschlossenen Gegners gefährlich, und darf daher nicht in zu grosser Nähe ausgeführt werden. Das allmählige Gewinnen der feindlichen Flanken hat somit manche Schwierigkeit, und setzt ausserdem ein sehr geschicktes und aufmerksames Verhalten aller Führer der einzelnen Abtheilungen voraus. Jedenfalls aber behält ein aufmerksamer Gegner Zeit und Mittel, solche Angriffe zu paralysiren, oder sich ihnen zu entziehen.

Die direkten Angriffe gegen die Flanke sind daher fast immer nur dann von grossem Erfolge, wenn sie mit Ueberraschung gepaart sind, so dass der Gegner ausser Stande ist, Gegenmaassregeln zu treffen, oder sich dem Stosse in seine Flanke zu entziehen. Das Hauptmittel, dergleichen überraschende Angriffe vorzubereiten, besteht in verdeckten Aufstellungen, dann aber auch in eigenthümlichen Formations-Verhältnissen. Gegen den überraschenden direkten Flankenangriff hat der Gegner nur zwei Mittel: entweder rasches Zurückgehen, um während desselben die parallele Aufstellung wieder zu gewinnen, oder, wenn dies mit Ordnung nicht mehr möglich ist, dass er dem Angriff eine Abtheilung, gewöhnlich die nächste der bedrohten Flanke, entgegenwirft, um denselben zum Stehen zu bringen, oder doch einige Augenblicke aufzuhalten, damit sich inzwischen der übrige Theil dem Angriffe entziehen kann.

Fast bei allen Kavallerie-Gefechten erscheint so neben den Parallelangriffen das Bestreben vorherrschend, dem Gegner die Flanke abzugewinnen und die eigene gegen seine Angriffe zu decken. Fast jedes Kavallerie-Gefecht besteht aus einer Reihenfolge von Parallel- und Flankenangriffen. Wer dabei das Letzte einzusetzen hat, und dem Gegner damit in die Flanke kommt, ist, fast ohne Ausnahme, der Sieger. Die Frontalangriffe beschäftigen den Gegner, halten ihn fest, während die Flankenangriffe die Entscheidung herbeiführen; sie kommen daher in jedem grösseren Kavallerie-Gefecht fast immer vor. Diese Wichtigkeit der Flankenangriffe hat darauf geführt, ihnen durch eine Form der Formation zu begegnen, die zugleich in leichter Weise die eigenen Flankenangriffe ausführbar macht. Es sind dieses die

Offensiv- und Defensiv-Flanken, von den Franzosen garde-flancs genannt. Dies ist eine Form, welche, obschon sie seit der Schlacht von Czaslau bei der preussischen Kavallerie mehrfach zur Anwendung gekommen ist, doch erst in neuerer Zeit reglementsmässig wurde. Man verbindet in dieser Form den Parallelangriff mit dem Flankenangriff, indem man seitwärts hinter den Flügeln der attakirenden Linie Abtheilungen folgen lässt, die dem Gegner während oder kurz vor dem Frontalangriff überraschend in Flanke und Rücken fallen, zugleich aber auch feindlichen Flankenangriffen begegnen sollen. Es ist nicht zu verkennen, dass dieser Formation ein sehr glücklicher Gedanke zum Grunde liegt; beide Zwecke können auf keine einfachere Weise erreicht werden.

Unser älteres Reglement sagt Seite 168 hierüber:

»Bei jeder Attake in Linie ist es von wesentlichem Nutzen, wenn nach Verhältniss der Anzahl von Kavallerie, welche die Attake ausführt, hinter jedem Flügel einige Züge oder Eskadrons aufgestellt werden, um den Feind zu überflügeln oder in Flanke und Rücken zu nehmen, so wie, um sich dagegen zu sichern. Die Abtheilungen, welche hinter dem rechten Flügel aufgestellt werden, marschiren links; die, welche hinter dem linken Flügel aufgestellt werden, rechts ab; die Umstände müssen bestimmen, ob sie in Kolonnen mit Zügen oder in ganzen Eskadrons aufgestellt werden. In den meisten Fällen wird die Aufstellung in der Kolonne in Zügen zweckmässiger sein, indem diese die Flanken der Linie durch Einschwenken sichert. Beabsichtigt man dem Feinde in Flanken und Rücken zu fallen, so gehen beim Chok die hinter jedem Flügel aufgestellten Züge in Kolonne mit halb rechts oder links bei der Linie vorbei; der vorderste Zug macht die nöthige Schwenkung und attakirt sogleich; die übrigen Züge gehen hinter demselben weg, schwenken successive ein, und attakiren alsdann gleichfalls.«

Auch das neuere Reglement fügt anrathend hinzu, dass nach Umständen einem der Flügel einige Züge in Kolonne, resp. in Halb-Kolonne folgen sollen.

Es ist zu bedauern, dass man bei den Uebungen diese Formation so selten angewendet sieht, dass sicher viele Offiziere sie kaum kennen. Das Bestreben, immer mit möglichst langen Linien zu chokiren, hat sie ganz in den Hintergrund treten lassen; und doch muss sie durch Uebung vorbereitet werden, wenn sie künftighin im Ernst mit Erfolg angewendet werden soll. Die Zugkolonne ist jedenfalls vorzuziehen; sie entzieht sich mehr dem Auge des Gegners und gestattet schnellere Formation nach jeder Seite. — Die Flankenkolonne darf nur, bis die raschere Gangart der Attake beginnt, hinter dem Flügel der Linie bleiben, und auch nur um sich dem Auge des Gegners zu entziehen; sie muss sich dann jedenfalls seitwärts wenden; gelingt der Angriff nicht, so ist sie nur in dieser Weise nicht in den Rückzug verwickelt. In vielen Fällen, namentlich wenn sie offensiv gebraucht werden soll, wird sie, schon während des Trabes, im Galopp seitwärts vorgezogen werden müssen.

Will man nun diese Flanken offensiv benutzen, so gehen die Abtheilungen, welche sie bilden, in verstärkter Gangart der eigenen Linie vorbei, so wie wo möglich auch dem Flügel der feindlichen, schwenken ein, und fallen ihr in die Flanke

und in den Rücken. Es kommt natürlich dabei alles darauf an, dass der Flankenangriff mit dem Chok der Linie zusammenfällt. Um dieses zu erreichen, müssen die Offensivflanken spätestens beim Galopp der Linie vorgezogen werden; man verliert zwar so einen Theil der Ueberraschung, indessen hat der Feind doch keine Zeit mehr, Gegenanstalten zu treffen, und man hat daher grosse Wahrscheinlichkeit des Erfolges für sich.

Will man dagegen die Flanke nur defensiv benutzen, so geht sie zwar ebenfalls seitwärts heraus, marschirt aber in Linie auf, und ist dann im Stande, jeden Flankenangriff des Feindes abzuwenden, und beim Misslingen des Angriffs die geworfene Linie durch Bedrohung der feindlichen Flanke aufzunehmen. Operiren beide Theile mit Flankenkolonnen, so werden sich diese allerdings paralysiren, dann hat aber jeder Theil den Nutzen davon, durch die Kolonne des Gegners wenigstens nicht in direkten Nachtheil versetzt worden zu sein, was sonst unausbleiblich der Fall ist. Kavallerie sollte daher eigentlich niemals ohne dergleichen Flankenkolonnen attakiren.

Von der Verbindung der Flanken mit dem Echelon-Angriff haben wir schon früher gesprochen, und es ist nicht zu verkennen, dass die so zusammengesetzte Form eine grosse innere Angriffskraft besitzt.

Das Verfolgen.

Schon früher ist bemerkt, dass die erste Verfolgung von der Truppe geschehen muss, welche den Chok machte, damit der Feind nicht Zeit erhält, sich zu setzen. Die weitere Verfolgung aber muss entweder durch Abtheilungen der Linie geschehen, während die anderen sich sammeln und geschlossen folgen, oder durch besondere Abtheilungen.

Bei der ersten Art kann man entweder einzelne Züge aller Schwadronen, oder einzelne Schwadronen des Regiments dazu bestimmen. Bei der preussischen Kavallerie nimmt man entweder die vierten Züge, was jedoch zu wenig ist, wenn man reiche Früchte von der Verfolgung ärndten will. Ausserdem wird durch das Ausfallen einzelner Züge der taktische Zusammenhang des Ganzen unterbrochen. Oder man kann auch bei einem Regimente die Flügelschwadronen verfolgen lassen und die mittleren Schwadronen sammeln. Ueberhaupt wird diese Weise der Verfolgung durch Abtheilungen der Linie nur zweckmässig sein, wenn der Gegner vor dem eigentlichen Zusammentreffen kehrt machte, die Linie mithin noch nicht auf-

gelöst und im Handgemenge war. Hat man eine Reserve, ein zweites Treffen, oder eine Flügelkolonne, so wird es fast immer das grösste Resultat geben, wenn die siegreiche Kavallerie, ohne an Sammeln zu denken, nachhaut, so weit es gehen will. Eine Ausnahme macht hiervon die schwere Kavallerie, der sich der flüchtige Feind fast immer leichter entziehen kann, und die man gern sobald als möglich wieder in die geschlossene Ordnung bringt. Man giebt der schweren Kavallerie daher Flügel-Kolonnen von leichter Kavallerie, die ausser jenen bei den Flankenangriffen angegebenen Vortheilen noch den Zweck haben, die Verfolgung zu übernehmen, sobald der Feind geworfen ist.

Die Verfolgung muss unter allen Umständen so nachdrücklich wie möglich geführt werden. Scharfe Säbel, scharfe Sporen und schnelle Pferde bringen hier die besten und leichtesten Früchte. Dabei muss die Verfolgung so weit getrieben werden, als es ohne die augenscheinlichste Gefahr, die nur von frischen oder seitwärts stehenden Truppen des Feindes ausgehen kann, irgend möglich ist. Napoleon nannte das »*pousser à fond.*«

So lange die Pferde Athem haben, und der fliehende Feind keinen Vorsprung gewinnt, also Gefangene und Verwundete lassen muss, so lange muss die Jagd fortgehen. Gewinnt er dagegen Vorsprung, so ist es Zeit zu halten: denn das weitere Verfolgen wird nutzlos. Das Sprüchwort: »dem fliehenden Feinde muss man goldene Brücken bauen«, ist überhaupt unwahr, bei keiner Waffe aber schlechter angewendet als bei der Kavallerie.

Zerstreutes Gefecht der Kavallerie.

Während bei dem Gefecht der Infanterie im Geiste der neueren Taktik die zerstreute Ordnung vorherrscht, findet bei der Kavallerie das Entgegengesetzte statt. Die Zusammensetzung von Mann und Pferd beraubt die Kavallerie des Vortheils, in jedem Terrain fechten zu können; sie ist auf ebenes freies Terrain beschränkt. Hierin liegt der Hauptgrund, weshalb bei der Kavallerie das zerstreute Gefecht fast ganz zur Nebensache wird und nur das geschlossene die Entscheidung giebt. Nur bei einigen Reitervölkern ist das zerstreute Gefecht, welches dann mit dem Feuergewehr oder der blanken Waffe geführt wird, das Mittel zur Entscheidung geblieben, indem es die einzige Form ist, in der sie fechten.

Bei der regulairen Kavallerie dient das zerstreute Gefecht vorzugsweise zur Entfernthaltung des Feindes, und beruht

besonders im Feuergefecht, wobei jedoch durch Schnelligkeit der Bewegung des Reiters die blanke Waffe nicht ausgeschlossen bleibt. Dem zerstreuten Gefecht fallen so die Momente der Gefechtseinleitung, der Aufklärung des Terrains, so wie der feindlichen Anordnungen, das Zurückwerfen oder Abhalten der feindlichen Eklaireurs anheim. Zugleich aber tritt es auch, wie wir gesehen haben, bei der Verfolgung ein. Ein Weiteres darf man bei der regulairen Kavallerie von dem zerstreuten Gefecht nicht wohl verlangen. Dagegen ist von den zerstreuten Fechtern der Kavallerie zu fordern: Gewandtheit, grosse Fertigkeit in der Handhabung der Schiess- und blanken Waffen, so wie vollkommene Herrschaft über ein gewandtes, ausdauerndes Pferd. Der Mangel dieser Eigenschaften wird zwar nicht gerade von wesentlichem Einfluss auf die Gefechtsentscheidung in letzter Instanz sein; wohl aber wird derselbe höchst fühlbar bei den Gefechtseinleitungen, bei Rückzügen und bei den Ereignissen des kleinen Krieges hervortreten. Die Franzosen haben so z. B. niemals durch Gewandtheit und Brauchbarkeit der einzelnen Reiter sich ausgezeichnet, ihre Kavallerie war für das zerstreute Gefecht sehr schlecht ausgebildet; daher hat jener Mangel ihnen vielfache Verluste zugezogen, und namentlich, indem durch den kleinen Krieg ihr Gesichtskreis verengt wurde, auch einen für sie nachtheiligen Einfluss auf die grösseren Operationen gehabt. Wenn sie in den Gefechten sich auch durch den geschlossenen Zusammenhang der blanken Waffe des zerstreut fechtenden Gegners entziehen konnten, so waren sie doch seiner Feuerwirkung ausgesetzt, und dies ist von letzteren oft benutzt worden, um die französischen Massen zu beunruhigen und ihnen Schaden zuzufügen, ohne dass sie ein Mittel dagegen anwenden konnten.

Was nun die Form des zerstreuten Gefechts der Kavallerie anbetrifft, so bleibt hier nur zu bemerken, dass man im Allgemeinen dabei von denselben Grundsätzen ausgehen muss, wie bei dem zerstreuten Gefecht der Infanterie. Ausser dem Gros ist hinter der Plänkerlinie ebenfalls ein Soutien nöthig, um erstere zu unterstützen, abzulösen, aufzunehmen und ihnen überhaupt einen Halt zu geben. Es tritt jedoch hier der Unterschied ein, dass, während die Infanterie im koupirten Terrain das eigentliche Feld für das zerstreute Gefecht findet, und die Terrainhindernisse und Schwierigkeiten dem zerstreuten Gefecht Anhaltspunkte gewähren, die Flankeurs der Kavallerie dagegen im offenen freien Terrain vorzugsweise thätig sein können, und nur in der Bewegung Schutz gegen die feindlichen

Schiesswaffen finden. Das Flankiren im koupirten Terrain ist damit zwar nicht ganz ausgeschlossen; es wird jedoch seltener vorkommen, wenn der eine Theil mehr Karabiner- und Büchsenschützen hat, die, abgesessen und durch einzelne Trupps unterstützt, bald ein entschiedenes Uebergewicht über die Flankeurs erlangen werden. Dies führt uns auf

das Fussgefecht der Kavallerie.

Das Fussgefecht der Kavallerie ist eigentlich nur ein Nothbehelf. So lange man noch Infanterie bei der Hand hat, wird man niemals daran denken, Kavallerie für diese Gefechtsweise zu verwenden; man kann sie besser brauchen. Nichtsdestoweniger kommt aber dasselbe im Kriege, besonders im kleinen Kriege, in den Gefechten der Detaschements, der Avant- und Arrieregarden, häufig vor. Es tritt da oftmals der Fall ein, dass Kavallerie isolirt handeln muss, und dabei ist es dann häufig von grösster Wichtigkeit, eine solche zu haben, welche auch als Infanterie zu gebrauchen ist, und das Gefecht um Terrainhindernisse nach Art der Infanterie führen kann. Nicht selten ist es von Wichtigkeit, einen entfernten Punkt im durchschnittenen Terrain vor dem Feinde zu erreichen, sich dort festzusetzen, eine Brücke, ein Defilee u. s. w. in Besitz zu nehmen, oder einen solchen Punkt noch eine Zeit lang zu vertheidigen, während die übrigen Truppen sich zurückziehen; wobei Infanterie vielleicht sehr exponirt, wenn nicht bestimmt verloren sein würde. Da muss denn Kavallerie absitzen und das Gefecht zu Fuss, selbst gegen feindliche Infanterie, einige Zeit führen können. Oder es ist von Wichtigkeit, einen schwach besetzten Punkt, ein Defilee, dem Gegner zu entreissen, weil dann erst unsere Kavallerie wirksam werden kann; ein Fall, der besonders bei Umgehungen vorkommt.

Früher hatte man dazu die Dragoner, indessen haben aber auch schon in den schlesischen Kriegen die Husaren zu Fusse gefochten. So liess z. B. Friedrich II. am 4. Dezember 1757, dem Tage vor der Schlacht von Leuthen, Neumarkt durch Husaren angreifen. Oesterreichischerseits war dieses Städtchen mit 2 Bataillonen Croaten und 500 Husaren besetzt. Der König befand sich selbst bei der aus 9 Bataillons und 40 Eskadrons bestehenden Avantgarde und trabte mit den letzteren voraus, so dass die Infanterie weit zurückblieb. Vor Neumarkt angekommen, überzeugte er sich von der Wichtigkeit der schnellen Wegnahme dieses Punktes. Er liess einige Schwadronen Husaren absitzen und die Thore von Neumarkt stürmen; sie wurden genommen; hinter den Stürmenden folgte

ein Husaren-Regiment, die andern umgingen die Stadt, und fast die ganze Besatzung wurde niedergehauen oder gefangen. Aehnliche Fälle finden sich besonders bei kleineren Gefechten mehrere.

Die Kavallerie nimmt also bei diesem Fussgefecht die Form der Infanterie für einige Zeit an, was dann zur Folge hat, dass sie vorzugsweise die Form annimmt, welche gerade bei der Infanterie die geltende ist. So fochten die Dragoner einer früheren Periode, bewaffnet mit Bajonettgewehren, ganz in den Formen der Lineartaktik. Sie sassen ab, wurden in drei Glieder geschlossen aufgestellt und bildeten Bataillone, die ganz nach der Weise der damaligen Infanterie sich im Gefecht verhielten, d. h. überall in Linie blieben, mit Pelotons oder mit Divisionen feuerten, auf Hecken chargirten etc.

Als man noch das ebene Terrain sich zum Kampfplatz eigends aufsuchte, war das ganz in der Ordnung; gegenwärtig würde man in einem solchen Terrain, auf dem sich mit geschlossenen Bataillonen mit Vortheil in Linie avanciren und fechten lässt, es vorziehen, die Dragoner als Kavallerie zu gebrauchen.

In neuerer Zeit, wo man für die Infanterie vorzugsweise das koupirte Terrain sucht und in der zerstreuten Ordnung ficht, hat auch das Fussgefecht der Kavallerie diese Form angenommen; und es wird sicher Niemandem einfallen, aus Kavallerie-Regimentern Bataillone zu formiren und mit diesen im Gefecht aufzutreten. Die einzige Ausnahme hiervon bildete das russische Dragoner-Korps, welches eine innige Vereinigung der drei Waffen darbot, und bestimmt war, als eine Abtheilung von bedeutender Stärke im Gefecht aufzutreten. Diese grossartige Einrichtung, deren Nutzen sich indessen nicht bewährt hat, kommt nicht weiter vor; in allen andern Heeren wird das Fussgefecht der Kavallerie nur als Nothbehelf mit kleinen Abtheilungen geführt werden, die eine Tirailleurlinie und ein Soutien bilden.

Für längere Dauer kann abgesessene Kavallerie das Feuergefecht nur aushalten gegen feindliche Kavallerie, die dann gezwungen sein wird, ebenfalls in das Fussgefecht einzugehen, oder gegen schwächere Infanterie-Abtheilungen. Obschon nämlich der Karabiner auf nähere Distanzen dem Infanteriegewehr an Sicherheit des Schusses keineswegs nachsteht, so ändert sich doch dieses Verhältniss bei grösseren Schussweiten, und von 150 Schritt ab gewinnt das Infanteriegewehr eine grosse Ueberlegenheit. Abgesessene Kavallerie muss sich also nur auf nahe Distanzen mit dem Gegner einlassen, wenn sie

Effekt hervorbringen will. Beim Angriff muss sie also nahe an den Feind herangehen, bei der Vertheidigung ihn nahe herankommen lassen.

Bei Abwägung der Gefechtsverhältnisse in Bezug auf die numerische Stärke der Truppen darf man übrigens nicht übersehen, dass ein starkes Kavallerie-Regiment immer nur so viel Feuergewehre ins Fussgefecht bringen kann, wie etwa zwei Compagnien, was darin seinen Grund hat, dass ein Drittel der Mannschaft zum Pferdehalten bestimmt bleiben muss.

Hierin liegt aber zugleich auch noch ein weiterer Grund der Schwäche des Fussgefechts der Kavallerie. Kann der Gegner nämlich auf irgend eine Weise, z. B. durch Umgehung, gegen die Pferde der abgesessenen Kavallerie wirken, so wird die Lage der letzteren dadurch sehr gefährlich; und dieser Fall tritt schon ein z. B. bei einem Defileegefecht, wo nur der Frontalangriff möglich ist; in dem Moment, wo der Gegner sich des Defilee's bemächtigt und nun sofort aus demselben mit Kavallerie hervorbrechen kann. Es folgt hieraus, dass immer nur ein verhältnissmässig kleiner Theil der Kavallerie zum Fussgefecht verwendet werden kann, da zum Schutz der Pferde und zur Aufnahme der abgesessenen Reiter ein verhältnissmässig grosser Theil zu Pferde bleiben muss, ganz abgesehen von den eigentlichen Pferdehaltern. Die Zusätze zu dem preussischen Reglement bestimmen in dieser Beziehung und in Rücksicht dieser Umstände, dass gewöhnlich von einer Eskadron ein Zug, von einem Regiment vier Züge absitzen sollen, und nur unter besonderen Umständen mehr. Aber auch äussersten Falles wird man von einer Eskadron einen Zug, von einem Regiment eine Eskadron zu Pferde behalten müssen, wenn nicht andere Kavallerie zur Unterstützung und Aufnahme vorhanden und ganz in der Nähe ist.

D a s A b s i t z e n geschieht ausserhalb des Bereichs des feindlichen Feuers, und die Pferde müssen stets ausserhalb dieses Bereichs bleiben. Ferner müssen sie wo möglich gegen feindliches Artilleriefeuer gedeckt aufgestellt werden, da es sonst schwer, ja unmöglich sein dürfte, unter den Pferden ohne Reiter Ordnung zu erhalten. Müssen die abgesessenen Reiter weichen, so muss, wenn es das Terrain irgend gestattet, der zu Pferde gebliebene Theil zum Angriff vorgehen, um jene zu degagiren und ihnen durch einen brüsken Angriff Zeit zu verschaffen, an und auf die Pferde zu kommen.

Aus dem Gesagten geht für den G e g n e r hervor:

a) I n f a n t e r i e, die der abgesessenen Kavallerie n i c h t überlegen ist, muss das Feuergefecht auf 200 Schritt

unterhalten; ist sie überlegen, so muss sie entschieden darauf los gehen.

b) Kavallerie wird fast immer genöthigt sein, auch in das Fussgefecht einzugehen, was sich dann nach den Regeln des Infanteriegefechts entscheidet. Vorzugsweise wird sie aber danach zu trachten haben, gegen die Pferde der abgesessenen Kavallerie zu wirken; ist dies nicht möglich, so muss vorzugsweise der Moment zum Nachdringen benutzt werden, wo der Gegner das Fussgefecht aufgiebt. Auf diesen muss man daher besonders aufmerksam sein, da der Gegner dieses Abbrechen des Gefechts wo möglich unbemerkt durch allmäliges Zurücknehmen seiner abgesessenen Fechter zu bewerkstelligen suchen wird *).

C. Kavallerie und Infanterie im Gefecht gegen einander.

Die taktischen Formen der Truppen bringen möglicherweise folgende Fälle hervor.

a) Geschlossene Kavallerie gegen geschlossene Infanterie.

b) Geschlossene Kavallerie gegen Infanterie in zerstreuter Ordnung.

c) Flankeurs gegen Tirailleurs.

Der vierte theoretisch mögliche Fall, nämlich Flankeurs gegen geschlossene Infanterie, ist praktisch werthlos, er kommt im Gefecht der grossen europäischen Armeen nicht vor.

a) Geschlossene Kavallerie gegen geschlossene Infanterie.

Betrachten wir dieses Gefecht nun näher, so bemerken wir sogleich, dass hier die beiden Gefechtsformen, Offensive und Defensive, völlig gesondert auftreten. Auf der einen Seite bei der Kavallerie sehen wir die ausschliessliche Offensive gegen die eben so ausschliessliche Defensive der andern Seite; wir sehen den Chok und das Gefecht mit der blanken Waffe gegen das Feuergefecht auftreten; es ist also hier zunächst Chok und Feuerwirkung im Contakt. Die Wirksamkeit des Choks wird

*) Einige ganz interessante Notizen über das Fussgefecht der Kavallerie, Beispiele hiervon, so wie Vorschläge zur Organisation und Bewaffnung der Kavallerie nach dieser Seite finden sich in einer kleinen Schrift von v. Brandt: »Ueber Wiedereinführung der Dragoner als Doppelkämpfer.«

nun, wie wir wissen, durch die beschleunigte Bewegung und den geschlossenen Zusammenhang herbeigeführt, und wenn von einem Widerstand der Infanterie die Rede ist, so muss dieselbe auf diese beiden Momente aufhebend wirken, denn einen andern Widerstand der feststehenden Masse gegen die dagegen anrennenden Pferde kann man nicht erwarten. Die Kraft, welche ein in der Carriere befindliches Pferd im Anlauf entwickelt, ist so gross, dass jedes Karree unbedingt von demselben durchrannt werden würde. Jene Gegenwirkung der Infanterie gegen den Chok wird nun hervorgebracht durch ein für die wirksamste Nähe aufgespartes Feuer. Dieses Drohen mit dem Feuer wirkt zunächst auf das moralische Element der Kavallerie, bei der die stete Erwartung eines mörderischen Feuers den guten Willen lähmt und bricht, die Zügel verkürzt und so die beschleunigte Bewegung des Choks aufhebt. Durch das Feuer selbst und seine Wirkung wird dagegen der geschlossene Zusammenhang aufgelöst. Zur Vertheidigung durch Feuer gehört aber die Vertheidigung stehenden Fusses, und um in letzter Instanz noch durch die Masse widerstehen zu können, die geschlossene Stellung. Dieser Widerstand der Infanterie durch die geschlossene Stellung beruht besonders darauf, dass kein Pferd ungezwungen sich in einen Haufen Menschen stürzt, wenn es daran vorbei kann; sein Reiter muss es durch Sporn und Zügel dazu zwingen. Dies erklärt die Erscheinung, dass es der Kavallerie häufig nicht gelungen ist, in die Infanterie einzubrechen, selbst wenn kein Gewehr, des Regens wegen, losging (z. B. Katzbach).

Die Infanterie ist also genöthigt, den Angriff der Kavallerie in geschlossener Stellung, stehenden Fusses zu erwarten, und kann demselben nur durch das Feuer begegnen. Hieraus ergiebt sich denn im Allgemeinen das Verhalten der Kavallerie. Diese muss nämlich in der Schnelligkeit ihrer Bewegung ein Mittel finden, die Infanterie in der Bewegung, in der Formation der geschlossenen Ordnung zu überraschen. Sie muss angreifen, wenn die Ordnung in der Masse gestört ist; sie aus der Fassung bringen, zum zu frühzeitigen Abgeben des Feuers verleiten und den wirklichen Chok ausführen, wenn sie nicht geladen hat oder im Laden begriffen ist.

Ob es der Kavallerie gelingen wird, die Infanterie in einer oder der andern Weise zu überraschen, ist sehr ungewiss; nie aber darf die Kavallerie einen Chok nur zur Probe unternehmen; die Infanterie wird ihn sehr bald als einen solchen erkennen, und das moralische Element der Kavallerie leidet unter solchen Versuchen sehr. In keinem Kampfe aber kommt

es mehr auf dieses moralische Element an, als gerade bei diesem. Die Kavallerie muss, wenn sie Erfolge haben will, nothwendig von der festen Ueberzeugung durchdrungen sein, dass nichts ihrem Chok widerstehe, dass sie jedesmal eindringen werde. Eben so muss aber auch die Infanterie den festen Glauben haben, dass die Kavallerie ihr nichts anhaben kann, dass sie ihren Attaken nur Ruhe und Feuer in kurzer Entfernung entgegenzusetzen brauche, um sie abzuweisen.

Die Theorie hat vielfach die Frage aufgeworfen, welche von beiden Waffen in diesem Kampfe die überlegene sei, und die Ansichten sind hierüber in den verschiedenen Lehrbüchern und Schriften vollkommen verschieden und einander oft diametral entgegengesetzt. Es liegt dies besonders in dem Widerspruch, der sich in dieser Beziehung zwischen der Theorie und der praktischen Erfahrung zeigt. Jeder, welcher bei der Betrachtung des Gefechts der Kavallerie mit der Infanterie den Hauptaccent auf die dabei mitwirkenden mechanischen Gesetze der Bewegung, der Schwere und der Masse legt, kommt zu der Ueberzeugung, dass die Infanterie niemals dem Chok der Kavallerie zu widerstehen vermag; und die Kriegsgeschichte liefert dann die Beispiele, dass die Infanterie trotz Feuer und geschlossener Stellung niedergeritten worden ist, wenn die Kavallerie im Anreiten beharrte. Auf dasselbe Resultat gelangen denn auch diejenigen Schriftsteller, welche ein enthusiastisches Vorurtheil für die Kavallerie mitbringen.

Auf das entgegengesetzte Resultat kommen dagegen diejenigen, welche den Accent auf das moralische Element legen. Auch sie finden ihre Beweisstellen in der Geschichte aller Kriege, und gelangen so zu dem Axiom der Ueberlegenheit der Widerstandsfähigkeit der Infanterie. Denn die Kriegsgeschichte ist allerdings reich an Beispielen, dass eine tüchtige Infanterie, selbst unter anderweitig sehr ungünstigen Verhältnissen, in sich die Hülfsmittel gefunden hat, allen Angriffen der Kavallerie zu widerstehen.

Wie so häufig, dürfte die Wahrheit auch hier in der Mitte liegen, und ein entschiedenes, durch Formation, Organisation vorher bestimmtes Uebergewicht der einen oder der andern Waffe scheint nicht vorhanden zu sein.

Behält man die entschiedene Wirksamkeit des moralischen Elements im Auge, so muss man aber allerdings zugeben, dass von allen Aufgaben, welche der Kavallerie im Gefecht gestellt werden, der Kampf mit geschlossener Infanterie zu den schwierigsten gehört, und dass derselbe einen Probirstein für die Güte und vorzugsweise den moralischen Aufschwung derselben abgiebt.

Allgemein ist man der Meinung, dass eigentlich die Zeit der grossen Thaten der Reiterei vorbei sei, und ist dann sehr geneigt, dies nicht bloss der veränderten Fechtart der Infanterie, welche ihre Verwendung in jedem Terrain möglich macht, sondern auch der veränderten Stellungsart zuzuschreiben. Als die Infanterie noch in langen dünnen Linien focht, da konnten leicht grosse Erfolge von der Kavallerie erfochten werden; da waren Thaten, wie die bei Hohenfriedberg und Zorndorf möglich. Seitdem sich die Infanterie in diskrete Haufen formirt, in Massen der Kavallerie entgegentritt, die in keinem direkten Zusammenhange stehen, so dass die Niederlage des einen keinesweges die der andern mit sich führt oder bedingt, ist es für die Kavallerie nicht mehr möglich, grosse Abtheilungen des Gegners gleichsam hinwegzuspülen von dem Schlachtfelde. Ihre Wogen brechen sich an den vielen kleinen Felsstücken, auf die sie stossen, und wenn sie auch einzelne mit fortreissen, so erleidet doch das Ganze dadurch keinen so erschütternden Stoss, dass es unfehlbar zusammenbrechen muss.

Man muss dies als richtig anerkennen, indessen darf man sich dadurch nicht zu weiteren falschen Schlüssen verleiten lassen, und namentlich nicht dazu, dass durch diese Veränderung der Infanterie-Taktik die Kavallerie ihr Wirkungsfeld auf das Verfolgen und Patrouilliren beschränkt sehe.

In eine tüchtige Infanterie einzubrechen, war von jeher eine gefahrvolle und schwierige Sache, mochte sie mit Piken oder Musketen bewaffnet sein. Wo die Kavallerie im siebenjährigen Kriege mit einer muthigen und disciplinirten Infanterie zu thun hatte, ist es ihr sauer genug geworden und oft ist es ihr gar nicht gelungen. Die dreigliedrige Infanterielinie hat ohne Massenformation die Angriffe der Kavallerie oft zurückgewiesen; das haben die Preussen eben so oft selbst gethan als erfahren. Die abgeschlagenen Attaken von Kollin, Breslau, Prag u. s. w. sind Zeugnisse dafür. Besonders lehrreiche Beispiele liefern das Gefecht von Neustadt und die Schlacht von Minden*), so wie Prenzlau 1806.

Ferner kann durch die Form nie die innere Tüchtigkeit ersetzt werden; die Massenstellung, das Karree gewährt keinen absoluten Widerstand, und es kommt noch immer auf das moralische Element der Infanterie an. Bei der Massenstellung werden etwa drei Viertel der Feuerwirkung aufgegeben; dagegen gewährt sie den Vortheil, dass die schmale Front immer nur mit einer kleinen Abtheilung angegriffen werden kann, dass die Schwäche

*) Siehe Note 17.

der Flanken verschwindet und zwischen den einzelnen Massen so grosse Räume entstehen, dass die Kavallerie überall an den Karrees vorbei drängen kann. Dieses Letztere möchte man geradezu den Hauptvortheil nennen. Die Kavallerie wird überdies noch durch die Uebungen an das Umkehren gewöhnt, was offenbar ein Fehler ist, der dazu beiträgt, die Angriffe der Kavallerie auf Infanterie zweifelhaft zu machen. Die österreichische Kavallerie hatte sonst die Uebung, dass sie in kleinen Abtheilungen durch die feuernde, sich schnell öffnende Infanterie hindurchreiten musste; eine sicher sehr zu empfehlende Uebung.

Im Allgemeinen ist anzunehmen, dass, so lange sich die Infanterie in Ordnung befindet, und nicht überrascht wird, es nicht rathsam erscheint, sie mit Kavallerie anzugreifen; diese wird daher abwarten müssen, bis eine solche Gelegenheit sich durch das Gefecht oder Bewegungen ergiebt. Allerdings giebt es auch Beispiele, in welchen Kavallerie selbst in tüchtige, völlig intakte Infanterie eingebrochen ist, allein dies sind nur Ausnahmen. Eines der glänzendsten Beispiele liefert das Gefecht von Garzia Hernandez am 12. Juli 1812*), und das Gefecht von Hainau 1813; auf letzteres werden wir später noch zurückkommen.

Trotz solcher Beispiele hat ein solches Gefecht viel Chancen gegen die Kavallerie und wird in der Regel zu ihrem Nachtheile ausschlagen, so lange die Infanterie in völliger Ordnung bleibt, wie z. B. im Gefecht von Krasnoi, wo 3 französische Kavallerie-Corps mit 96 Geschützen nicht im Stande waren, die Newerowskische Division (6000 Mann Infanterie mit 8 Geschützen) zu sprengen, da Murat seine überlegene Artillerie nicht dazu benutzte, die feindliche Infanterie erst gründlich zu erschüttern, ehe er seine Kavallerie zum Chok heranbrachte.

Im Allgemeinen werden die Kämpfe zwischen Kavallerie und Infanterie gegen das Ende der Gefechte vorkommen, und dann wird die Kavallerie, richtig und geschickt benutzt, auch noch heute, bei ganz veränderter Taktik der Infanterie, Zeit und Gelegenheit finden, grosse und entscheidende Resultate herbeizuführen. Die Infanterie hat dann durch den Verlauf des Gefechts einen grossen Theil ihrer Schlagfertigkeit verloren; die Ordnung ist gestört; die Bataillone sind gelichtet; das moralische Element ist gesunken; die wahren Träger desselben, die Führer und die bravsten Soldaten, sind theilweise getödtet oder verwundet, und da ist dann der kräftige und ungestüme Chok der Reiterei von doppelter Wirkung. Ausser-

*) Siehe Note 18.

dem aber treten auch im Verlauf der Gefechte Momente ein, wo die Infanterie schwächer erscheint als gewöhnlich; wo ihre Ordnung für einige Zeit gestört und ein Kavallerie-Angriff ihr daher gefährlich ist. Dieses tritt ein z. B. bei lang dauernden Bewegungen, besonders auf dem Rückzuge; wenn sie eine Zeitlang im kleinen Gewehrfeuer stand, oder einem heftigen Geschützfeuer ausgesetzt war; wenn sie im Evolutioniren überrascht wird. Solche Momente muss die Kavallerie benutzen; sie sind es, wo sie die Frucht eines, wenn auch nur partiellen Sieges ohne grosse Opfer pflücken kann. Zu dem Ende aber muss sie in der Nähe und im hohen Grade aufmerksam sein; denn bei einer guten Infanterie sind solche schwachen Momente immer nur schnell vorübergehend. Die Benutzung dieser immer auch nur partiell eintretenden günstigen Momente ist daher vorzugsweise Sache der Divisions-Kavallerie, während die Entscheidungs-Momente des Gefechtsbeschlusses der Reserve-Kavallerie zufallen.

Das Verhalten der Infanterie im Gefecht mit der Kavallerie ist wesentlich defensiv, und die Infanterie aller Armeen nimmt dazu nach reglementarischen Bestimmungen die Karreeform an; entweder das hohle, oder das volle Karree. Jedenfalls wird mithin der Kavallerie nur eine schmale Front entgegengesetzt; und es entsteht daher die Frage, welche Formation demgemäss die Kavallerie bei dem Chok anzunehmen habe, da ihr eine grössere Frontausdehnung, die theilweise ins Blaue attakirt, nichts nutzt, vielmehr durch unnütze Verwendung von Streitmitteln schadet. Das ältere preussische Reglement bestimmt (Seite 169), dass die Attake auf Infanterie, die im Karree steht, in geöffneter Kolonne mit Eskadrons ausgeführt werden soll. Die Teten-Eskadron führt die Attake wie gewöhnlich durch; die anderen folgen mit ganzer Distanz, um sie zu unterstützen, wenn sie eindringt, oder die Attake zu erneuern, wenn sie abgeschlagen wird und sich rechts und links herauszieht u. s. f. Die erste Eskadron sammelt sich dann hinter der vierten. Nach den Zusätzen zum Reglement scheint diese Form gegenwärtig durch die geschlossene Kolonne in Eskadronsfront verdrängt, ohne dass aber jetzt eine reglementarische Bestimmung vorhanden ist, wie die Kavallerie hier angreifen soll. Das neueste Kavallerie-Reglement schreibt überhaupt nur die Form in abstracto vor, ohne irgend wie sich über die Anwendung derselben in concreto auszulassen. Es ist dieses offenbar ein fühlbarer Mangel. — Die Franzosen haben genau die oben angeführte geöffnete Kolonne, nur ist die Distanz zwischen den Schwadronen doppelt so gross.

Bei den Oesterreichern giebt dagegen die Kavallerie der Echelon-Attake den Vorzug. Die militairischen Schriftsteller sind darüber ebenfalls keinesweges einig.

Drummond de Melfort will Kolonne und Linie verbinden, was aber Infanterie in Linie voraussetzt, weil sonst die Sache viel zu künstlich wird, und leicht die Kolonne auf die Intervallen, und die Linien auf die Karrees stossen können, wodurch der Zweck verfehlt würde.

Warnery lässt eine Kolonne vorausgehen und eine Linie folgen. Auch hier ist die Infanterie in Linienstellung vorausgesetzt.

Culant Ciré umgiebt seine kleine Kolonne mit einzelnen Trupps, welche der Infanterie das Feuer ablocken sollen.

Mottin de la Balme greift en échiquier an, und lässt ebenfalls kleine Trupps vorausgehen, um das Feuer der Infanterie auf sich zu ziehen.

Jacquinot de Presle will, wie es bei den Franzosen reglementsmässig ist, in Kolonnen mit doppelter Distanz angreifen. von Decker dagegen verwirft die Attake in geöffneter Kolonne und will nur in Staffeln, die sich halb decken, angreifen. Graf Bismark hält Staffeln oder geöffnete Kolonnen für gut, entscheidet sich aber gegen Karrees für letztere Form.

Ebenso verschieden sind die Ansichten über die Wahl des Angriffspunktes. Der Eine will die Flanken, der Andere nur die Ecken angreifen; jedoch vereinigen sich die meisten Stimmen in der letzten Beziehung.

Es ist hier nur zu bemerken, dass Drummond, Warnery, Culant Ciré, Mottin de la Balme noch im vorigen Jahrhundert geschrieben haben. Nur von Decker, Jacquinot und von Heydebrandt schrieben im Eindruck der Kriege Napoleons.

Fragen wir nun nach den Erfordernissen, welche für die Form der Kavallerie beim Angriff auf Infanterie aus der Natur der Sache folgen, so sind es folgende:

1. Der Angriff muss mit möglichster Ueberraschuug, daher möglichst schnell geführt werden können; jedoch ohne Beeinträchtigung der Ordnung und des geschlossenen Zusammenhanges.
2. Die Frontlänge der attakirenden Kavallerie muss der Frontlänge der Infanterie entsprechen; die grössere Länge der ersteren ist unnütz.
3. Die Form muss die Möglichkeit einer schnellen Wiederholung der Attaken*) gewähren, um den Gegner zu erschüttern und den Vortheil benutzen zu können, der

*) Jacquinot de Presle.

daraus erwächst, dass die Infanterie ihr Feuer auf die erste angreifende Abtheilung abgiebt.

Allen drei Anforderungen entsprechen die Attaken in geöffneter Kolonne und in Echelons, die Attake in geschlossener Kolonne aber keineswegs der ersten und dritten Anforderung, da sie ihre Schnelligkeit nur bis zum Galopp zu steigern vermag, und von schneller Aufeinanderfolge neuer Angriffe bei ihr nicht die Rede sein kann. Hierauf kommt es aber in den meisten Fällen an. In den beiden ersten Formen muss die Infanterie auf den Angriff der ersten Eskadron ihr Feuer abgeben; die übrigen Schwadronen aber können so schnell folgen, dass die Infanterie keine Zeit zum Laden behält. Diese Wiederholung der Angriffe in schnell verlaufenden Pausen ist wesentlich nothwendig, um die Infanterie nach und nach zu erschüttern. Es macht auf die Infanterie den nachtheiligsten Eindruck, wenn sie schnell eine neue Linie auf sich anreiten sieht, während sie glaubt eben eine Attake abgeschlagen zu haben.

4. Ferner ist es von Wichtigkeit, dass die Attaken sich auf einem Punkte, auf einer Seite des Karrees wiederholen, was am meisten und am leichtesten durch die Attake der geöffneten Kolonne erreicht wird. Die Echelon-Attake wird dagegen, man mag sie einrichten, wie man will, entweder mindestens zwei Seiten bedrohen oder, wenn mehr als zwei Echelons sind, theilweise an dem Karree vorbeigehen, wenn die Eskadrons nicht nahe vor dem Karree schwenken, wodurch ein Theil der Vehemenz des Choks unbedingt verloren geht.

von Decker will die Vortheile beider Formen mit einander vereinigen, indem er zugleich der Meinung ist, dass durch das rechts und links Auseinandergehen der Schwadronen deren Angriff nicht gelingt, und bei der Attake in geöffneter Kolonne sehr schwer zu beseitigende Unordnungen entstehen werden, da kein Schwadronschef seine Schwadron auf diese Weise in der Hand behält. Er sagt, die Erfahrung lehre, dass, wenn die Infanterie den Angriff der Kavallerie abschlägt, diese selten geradezu umkehre und auf demselben Wege zurückgehe, auf dem sie vorgegangen, sondern sich seitwärts wegdrängt und sich um das Karree herumschiebt. Er schlägt daher vor, mit Echelons zu attakiren, so dass jede hintere Eskadron die nächst vorhergehende um zwei Züge überflügelt, und hofft auf diese Weise so viel Raum zu gewinnen, dass die hinteren nicht in das Gedränge verwickelt werden, wenn der Angriff der vorderen misslingt. Jede Eskadron habe daher freies Feld,

den Angriff zu erneuern, wobei dieser auf die Diagonale des Karrees gerichtet werden soll. Drei Eskadrons sind zum eigentlichen Angriff, die vierte zur Reserve bestimmt. Die erste Eskadron schiebt sich links fort, wenn sie nicht eindringt; die zweite rechts; die dritte hofft, der Oberst werde jedenfalls eindringen, entgegengesetzten Falls schiebt sie sich auch links, und die gesammelten Eskadrons chokiren von Neuem. Zu bemerken ist hierbei, dass man in der Wirklichkeit nicht wissen kann, auf welche Weise sich die Reiter, die nicht in die Infanterie einbrechen, dem feindlichen Feuer entziehen werden. Einexerziren kann man dergleichen nicht: auch nicht vorher bestimmen, denn das würde nur dazu führen, die Schwadronen auf das Misslingen des Choks eigens vorzubereiten. Man muss dies dem Zufalle überlassen, und kann nur verlangen, dass die Schwadronen sich möglichst bald wieder sammeln. Zweitens geht dies Seitwärtsschieben der ganzen Schwadron nur, wenn es schon früh beginnt, und zwar zu einer Zeit, wo es noch ungewiss ist, ob der Angriff gelingen wird oder nicht. Nehmen wir an, die Mitte der ersten Schwadron treffe gerade auf die Ecke, sie erhalte auf 25 bis 30 Schritt Feuer, so werden schwerlich der erste und zweite Zug sich in dieser Nähe vor der feindlichen Front vorbeiziehen, und es ist mit Sicherheit anzunehmen, dass, wenn nicht die ganze Schwadron stutzt und kehrt macht, das erfolgen wird, was unser Reglement vorschrieb, nämlich ein Zerreissen in zwei Theile, wovon der eine rechts, der andere links sich wegwendet. Endlich werden auch die Deckerschen hinteren Echelons, so gut wie die anderen, welche sich ganz überflügeln, schwenken müssen, wenn sie alle gleichförmig die Ecke des Karrees fassen wollen. Es scheint uns daher nach allem Gesagten in dieser besonderen Echelonform, die fast mathematische Genauigkeit erfordert, kein vorzugsweiser Werth zu liegen. Sie ist überdies praktisch im Kriege selbst noch nicht erprobt, und wir geben demnach der älteren, ganz einfachen, kunstlosen Form der Attake in geöffneter Kolonne den Vorzug. Nur würden wir den einzelnen Schwadronen eine doppelte Distanz geben.

Der Feldmarschall von Wrangel (Beiheft zum Militair-Wochenblatt für 1851) entscheidet sich in diesem Sinne, und wir können ihm als dem besten Kenner in der Sache nur beitreten. Er empfiehlt gegen Karrees-Attaken aus der Kolonne in geschlossenen Schwadronen (merkwürdiger Weise spricht sich das Reglement nicht so entschieden aus) und räth diese Art auch für die Fälle gegen Kavallerie an, wo nicht Zeit und

Raum zur Entwickelung ist. Das Reglement hat aber aus der geöffneten Kolonne nur die Schwärm-Attake. Eine solche wird selbst gegen unsichere Infanterie meist misslingen. Man hat vorgeschlagen, den Hauptangriffen einzelne Trupps vorangehen zu lassen, um durch diese, in der Schwärm-Attake heranjagend, der Infanterie das Feuer abzulocken, und durch Karabiner- und Pistolenfeuer Unordnung in den Karrees zu erzeugen. Sind diese Vortrupps keck, ist die Infanterie keine erprobte Truppe von ruhiger Haltung, so kann ein solches Verfahren guten Erfolg haben. — Ist übrigens der Moment sonst günstig, ist die Infanterie erschüttert, in Unordnung, in Bewegung, so ist jede Form gut; es kommt nur darauf an, solche schnell vorübergehende günstige Augenblicke zu ergreifen, und man würde sehr unrecht thun, sich da erst mit dieser oder jener Formation aufzuhalten. Soll dagegen eine unerschütterte, intakte Infanterie angegriffen werden, so muss man allerdings Alles thun, um den Erfolg durch die Form der Attake möglichst zu vergewissern.

Fast alle Theile sind über die Richtung der Attake dahin einig, dass sie gegen die Ecke des Karrees geführt werden müsse. Im Widerspruch steht hiermit freilich das carré oblique der Franzosen, die gerade die Ecke dem Feinde zukehren. Die Gründe für die Attake der Ecken sind dann, dass erstens die Kavallerie eine grössere Front in Wirksamkeit setzen kann, indem zwei Seiten gleichzeitig attakirt werden; zweitens eine geringere Feuerwirkung zu erwarten ist, wenn die Infanterie nicht, wie bei den Franzosen, geübt ist, schräg anzuschlagen; drittens, weil bei grösseren als Bataillons-Karrees die Feuerwirkung allerdings auf das Minimum reduzirt wird, und weil endlich die Infanterie selbst überzeugt ist, dass die Ecken die schwächeren Punkte sind. Dagegen ist zu bemerken, dass bei dem Angriff auf eine Seite die volle Wirkung des Choks gleichzeitig eintritt, während beim Chok gegen die Ecke der direkte Stoss nur auf einem Punkte stattfindet, und so gleichsam von selbst der Zusammenhang der chokirenden Linie gebrochen wird. Bei den hohlen Karrees sind Flanken und Front gleich stark, und da mag der Angriff auf die Ecken die entsprechendste Richtung sein; bei dem vollen Karree sind offenbar die Flanken die schwachen Seiten; hauptsächlich, weil hier der Zusammenhang am lockersten ist.

Aus der ganzen Art des Gefechts folgt, dass, wenn mehrere Karrees zu attakiren sind, man zunächst immer die Flügel-Karrees zu sprengen suchen muss. Greift man die mittleren Karrees an, so kommt man sicher in ein kreuzendes

Feuer. Attakirt man dagegen ein Bataillon, und ein nebenstehendes will dasselbe durch Seitenfeuer souteniren, so muss man, so bald noch irgend eine disponible Reserve da ist, sofort gleich selbst angreifen und die möglichsten Vortheile daraus zu ziehen suchen, dass das zweite Bataillon sich in das Feuer eingelassen hat.

Es kommt bei dem Gefecht mit geschlossener Infanterie Alles auf die Vehemenz und Geschlossenheit des Choks an; man wird daher wohl thun, die rascheren Gangarten nicht aus zu weiter Ferne zu beginnen; bis auf 150 Schritt Trab, 100 Schritt Galopp, 50 Schritt Carriere. Misslingt der Angriff der Kavallerie, so ist für dieselbe Truppe wenig Aussicht, dass ein erneuerter Angriff auf dieselbe Infanterie gelingen werde, denn dieses Gefecht hat die eigenthümliche Seite, dass die widerstehende Infanterie nichts verliert und ein Aequivalent für die Opfer der Kavallerie erst mit dem Siege derselben eintritt. In der Kriegsgeschichte finden wir zwar einzelne Beispiele, dass eine tüchtige Kavallerie erst nach mehreren missglückten Versuchen einbrechen konnte; dann lag aber der Grund des früheren Misslingens nicht in dem Verhältniss des moralischen Elements in beiden Truppen, sondern in zufälligen Nebenumständen, z. B. in Terrainverhältnissen, die der Infanterie günstig waren u. s. w.

Gelingt der Angriff der Kavallerie, so wird das Karree gesprengt und es entsteht ein Handgemenge, das, wenn die Infanterie ihre Schuldigkeit thut, nicht sowohl durch die eingedrungenen Reiter, denn ihre Zahl kann immer nicht bedeutend sein, als durch die nachdringenden Schwadronen zum Nachtheil der Infanterie entschieden wird und mit deren Niederlage endet. Die russische Infanterie führt ein solches Handgemenge fast immer mit der grössten Zähigkeit durch, und wehrt sich einzeln und in kleinen Haufen; ebenso hat es preussische Infanterie oft gemacht. Die französische Infanterie wirft sich gewöhnlich zur Erde, springt auf und sucht sich von Neuem zu formiren, so bald die angreifende Kavallerie durchgejagt ist. Jedenfalls ist also hier eine Reserve nöthig, um zu vollenden, was die vorderen Truppen anfangen. Mit Lanzen bewaffnete Kavallerie ist natürlich in diesem Stadium des Gefechtes der Infanterie am gefährlichsten.

Wir haben früher bemerkt, dass bei dem Gefecht der Infanterie und Kavallerie die Offensive ganz auf der Seite der Letzteren, die Defensive ganz auf der der Ersteren liegt. Indessen kommt doch auch, wenn gleich nur sehr selten, der Fall vor, dass Infanterie die Kavallerie angriff (Schlacht von

Liegnitz, das Regiment Bernburg; Château-Thierry, das Leib-Füsilier-Bataillon). Es sind dies Ausnahmen, die gar nicht in Rechnung gezogen werden können, da sie ganz unnatürliche Gefechtsverhältnisse voraussetzen; die Kavallerie muss ganz demoralisirt oder durch örtliche Umstände an jeder Bewegung gehindert sein.

b) Das Gefecht geschlossener Kavallerie gegen Infanterie in aufgelöster Ordnung.

Da, wo mit gemischten Waffen in einem zwar durchschnittenen, aber nicht überall das Gefecht kleinerer Abtheilungen von Kavallerie völlig ausschliessenden Terrain gefochten wird, kommt es gar häufig vor, dass Infanterie während des Tirailleurgefechts selbst, oder zu diesem vorgehend oder aus demselben zurückweichend, von der Kavallerie überraschend angegriffen wird, wenn sie ebenes Terrain zu passiren hat. Kann sich die zerstreute Infanterie nicht schnell genug in Haufen sammeln oder im raschen Lauf schützende Terraingegenstände erreichen, so kommt sie in eine höchst gefährliche Lage, die entweder ihre völlige Niederlage herbeiführt oder grosse Opfer zur Folge hat.

Der einzelne Infanterist ist gegen geschlossene Kavallerie widerstandslos, er wird jedenfalls niedergeworfen. Eine Tirailleurlinie, deren Fechter keinen gemeinsamen Widerstand leisten können, da sie zu einem solchen nicht vereinigt sind, hat unbedingt dasselbe Schicksal, und ist verloren, sobald die Kavallerie Zeit hat, sich mit dem Niederhauen oder Gefangennehmen der einzeln niedergerittenen Infanterie aufzuhalten. An einen weiteren geordneten Widerstand der Infanterie ist daher hier nicht zu denken, und hierin liegt ein Hauptvortheil der Mischung der Waffen auch im koupirten Terrain. Eine Schwadron, ja ein Zug Kavallerie, im richtigen Moment benutzt, überraschend auf einer geeigneten Terrainstrecke auftretend, kann oft einem langdauernden und lange unentschiedenen Tirailleurgefecht eine neue Wendung geben. Für den anderen Theil liegt hierin die Aufforderung zur höchsten Achtsamkeit. Wir werden späterhin sehen, welche grosse Vortheile aus diesem Umstande durch die Mischung der Waffen entstehen. Eine Waldlisiere kann z. B., indem sie mit Infanterie besetzt ist, der einige Kavallerie beigegeben wird, für blosse Infanterie fast unangreifbar werden, indem die Kavallerie jede Entwickelung der Tirailleurs gegen die Lisiere unmöglich macht.

Am gefährlichsten für die Tirailleurs ist ein solcher Angriff von geschlossener Kavallerie, wenn er im Gefecht selbst erfolgt; wenn er stattfindet, sobald die Linie mit feindlichen Tirailleurs im Feuergefecht steht. Gehen diese nämlich im Moment des Hervorbrechens der Kavallerie selbst zum Angriff über, so ist die Linie stets verloren, und selbst die Formirung von kleinen Haufen hilft nichts, da diese schnell von den feindlichen Tirailleurs umringt und zusammengeschossen werden.

Agirt die Kavallerie isolirt, und hat sie der sonstigen Gefechtsverhältnisse wegen keine Zeit, sich mit den einzelnen Infanteristen weiter einzulassen, so ist der Nachtheil für die Infanterie weniger gross. Viele Infanteristen werden sich aus der Angriffslinie zu entfernen wissen, selbst in der Flanke angegriffen; andere werden übergeritten, ohne Schaden zu nehmen, und der Verlust besteht am Ende in einigen Verwundeten. So wurde eine starke Tirailleurlinie des zweiten Garde-Regiments hinter Pantin (in der Schlacht von Paris) von einer Schwadron polnischer Ulanen attakirt, die die ganze Linie vom linken nach dem rechten Flügel überritt. Alles warf sich in dem völlig ebenen Terrain zur Erde nieder, und der Verlust war ganz unbedeutend, da die Ulanen keine Zeit hatten, sich mit dem Aufsammeln der Früchte ihres Choks aufzuhalten.

Ist die Infanterie nicht völlig sorglos, oder erfolgt der Angriff nicht vollkommen unerwartet und überraschend, so werden die Tirailleurs fast noch immer Zeit behalten, für sich kleine Haufen zu bilden oder sich zu diesem Zweck mit dem Soutien zu vereinigen. Dergleichen Haufen von 20 bis 50 Mann haben schon eine nicht unbedeutende Widerstandsfähigkeit, die verhältnissmässig eben so gross ist, als die der grösseren Karrees. Die Kavallerie kann nämlich diesen igelförmigen kleinen Klumpen nur etwas anhaben, nachdem sie durch die Gewalt des Chosks gebrochen sind. Der Chok aber kann nur in sehr geringer Frontbreite, eigentlich nur mit einigen Pferden, ausgeführt werden; hat also wenig Kraft, und den Pferden ist es leicht, an den feuernden Haufen vorbeizudrängen. Dazu kommt noch, dass auf diese Weise das Einbrechen und Zusammenhauen eines solchen Haufens der Kavallerie oft eben so viel Opfer kostet, als das Niederreiten eines ganzen Bataillons, so dass sie in vielen Fällen überlegt, ob die Früchte des Opfers werth sind, und ansteht, diese zu bringen. Wir sehen daher in der Kriegsgeschichte sehr oft dergleichen kleine Massen sich unangefochten aus sehr bedrängten Lagen herausziehen, was dann aber natürlich voraussetzt, dass entweder eine Reserve oder ein schützendes Terrain in der Nähe ist.

Mit der Grösse der Massen steigt auch ihre Widerstandsfähigkeit, weshalb in solchen Fällen das Bestreben der Infanterie-Offiziere dahin gehen muss, im günstigen Moment die zunächst gebildeten kleinen Haufen in grössere zu vereinigen.

Am Schluss der Schlacht von Ligny schlug sich ein solcher Haufen von einigen Hundert Mann aller Regimenter, die in St. Amand gefochten hatten, in der Richtung nach der Höhe von Bry glücklich durch, indem alle Kavallerie-Attaken auf denselben scheiterten. Es war eine zähe Masse durch mehrstündiges Feuergefecht erprobter Tirailleurs. Solche Beispiele sind zwar nicht selten, indessen ist diese Situation für die Infanterie stets eine sehr gefährliche. Das Glücklichste, was sie dabei erreichen kann, ist das Entkommen mit heiler Haut.

Hat nun die Kavallerie einen solchen Haufen gesprengt oder die Infanterie so überrascht, dass sie gar nicht mehr zur Formation von Knäueln kommen kann, und hat sie Zeit, dieses Gefechtsverhältniss ganz auszubeuten, so entsteht

c) Das Gefecht der aufgelösten Kavallerie gegen Infanterie in zerstreuter Ordnung.

Dies ist ein Einzelnkampf, der natürlich auch unter vielfach andern Umständen eintreten kann; z. B. bei der Verfolgung, beim Vorposten- und Patrouillendienst; im kleinen Kriege überhaupt. Man ist häufig der Ansicht, dass in diesem Einzelnkampf der Kavallerist dem Infanteristen überlegen sei. Dies ist jedoch unrichtig. Der einzelne Kavallerist hat über den einzelnen Infanteristen nicht das mindeste Uebergewicht. Der Infanterist ist ganz Herr seiner Bewegungen, Wille und That sind bei ihm eins; der Kavallerist ist dagegen von seinem Pferde abhängig, das nicht gern ohne Zwang an einen fremden Gegenstand herangeht. Der Kavallerist sucht nun in diesem Kampf den Infanteristen umzureiten und gleichzeitig mit der blanken Waffe ausser Gefecht zu setzen; während der Infanterist bemüht ist, durch kurze Bewegungen zur Seite dem Stoss auszuweichen, um seinem Gegner an die linke Seite zu kommen und ihn entweder in sicherer Nähe durch einen Schuss niederzustrecken oder durch einen Bajonettstoss ihn oder sein Pferd ausser Gefecht zu setzen. Gelingt es dem Infanteristen, dem Pferde einen Stoss oder Schlag mit dem Gewehr auf die Nase beizubringen, so wird der Kavallerist in den meisten Fällen ausser Stande sein, dasselbe von Neuem an den Infanteristen heranzubringen. Der Kampf bietet so für den Infanteristen viele Chancen dar, und der gefährliche Moment

tritt für ihn erst ein, wenn er geschossen und gefehlt hat. Damit wird das moralische Element im Reiter gesteigert, und das, was ihn am meisten in Respekt hielt, fällt fort. Das vermeintliche Uebergewicht der Reiterei im Einzelnkampf besteht in der That nur in dem gesteigerten moralischen Element, das eben durch den Angriff hervorgebracht wird; dem Angreifenden wächst der Muth. Setzt aber der Infanterist diesem Angriff im Einzelnkampf Entschlossenheit entgegen, und ist er für diesen Kampf einigermaassen ausgebildet, so wird die Ueberlegenheit bald verschwinden. Es liegt hierin der Hauptnutzen des Bajonettfechtens. Die Infanterie sowohl wie die Kavallerie muss für dieses Gefecht unterrichtet und geübt werden; es macht sich das durchaus nicht von selbst, und um so weniger, als die Infanterie mehr darauf exerzirt ist.

Hört das Gefecht auf, ein wirklicher Einzelnkampf zu sein, schlagen sich mehrere Kavalleristen mit mehreren zerstreuten Infanteristen, so wird das Verhältniss allerdings anders, und es tritt ein Uebergewicht auf der Seite der Kavallerie ein, weil nämlich die Schnelligkeit der Bewegungen der Kavalleristen ein Zusammenwirken gegen einzelne Infanteristen gestattet, wozu diese um so weniger befähigt sind, als sie weit aus einander sich befinden und in solcher Lage in der Regel Jeder nur daran denkt, sich zu retten.

So ist es im offenen freien Terrain; im durchschnittenen Terrain tritt dagegen die Ueberlegenheit ganz auf die Seite der Infanterie, indem die Kavallerie die Freiheit der Bewegung und zugleich auch ihre Wirkung verliert. Umstände können aber auch hier die Verhältnisse verändern. Ist die Infanterie z. B. durch ein vorhergegangenes unglückliches Gefecht sehr entmuthigt, das moralische Element in der Kavallerie dagegen sehr gesteigert, so kann letztere selbst im ungünstigsten Terrain Dinge unternehmen, deren Erzählung fast unglaublich wird.

In der Rhein-Campagne in den Jahren 1793 bis 1795 hat Blücher die feindliche Infanterie mehrmals durch Wald und Gebirge mit seinen Husaren verfolgt, die dabei in Plänker und einzelne Trupps aufgelöst waren, und in solchen Fällen oftmals Hunderte von Gefangenen machten.

D. Kavallerie gegen Artillerie.

Wenngleich die Vervollkommnung der Geschütze auch im Gefecht der Kavallerie gegen Artillerie sich bedeutend erweisen wird, und namentlich bei Solferino als fast unüberwindlich sich

gezeigt hat, so kann es doch auch Momente geben, wo leichte und gut berittene Kavallerie auch Batterien ausser Gefecht setzt. Diese Momente sind namentlich die Augenblicke des Marsches, des Auf- und Abprotzens; endlich diejenigen, wo Batterien in Flanke oder Rücken genommen nur einen kleinen Theil ihrer Geschütze entgegenstellen können. Immer wird Kavallerie nur im Nothfall eine feuernde Batterie in der Front angreifen, dann aber folgendermaassen verfahren.

Gegen eine Batterie reicht eine Schwadron aus, von welcher die eine Hälfte zur Schwärmattake, die andere zur Unterstützung bestimmt ist. Bei diesem Angriff ist es wichtig, so rasch als möglich den Feuerbereich zu durchlaufen, und man wird daher die letzten 400 Schritt in der Karriere zurücklegen müssen, während die andere Hälfte erst dann in den Kartätschbereich tritt, wenn die erste in die Batterie eingedrungen ist. Feldmarschall von Wrangel räth der Schwärmattake an, sich auf die Mitte der Front zu richten, aber im Kartätschbereich angekommen, nach den Flügeln der Batterie auseinander zu gehen, um so die Geschütze zur Veränderung ihrer Richtung zu zwingen und Aufenthalt im Feuer zu verursachen.

Hat dann die gegen die Bedeckung der Batterie vorgegangene geschlossene Abtheilung diese geworfen, so ist die Batterie verloren; im schlimmsten Fall wird sie für einige Zeit ausser Gefecht gesetzt sein, wenn man die nächsten Anstrengungen darauf gerichtet hatte, sie möglichst immobil zu machen. Es kann hier ferner darauf hingewiesen werden, dass selbst ein nicht ganz durchgedrungener Flankenangriff die Bedienungsmannschaft unruhig machen und in ihrer ferneren Wirksamkeit lähmen wird.

FÜNFTER ABSCHNITT.

Gefechts-Verhältnisse grösserer Abtheilungen der einzelnen Waffen.

A. Die Infanterie.

1. Aufstellung.

Die Wirksamkeit der Infanterie im Gefecht beruht in dem Feuer und in dem Bajonettangriff. Aus der Natur der Sache folgt mithin, dass eine gemeinsame und gleichzeitige Wirksamkeit mehrerer taktischen Einheiten, mehrerer Bataillone, nur in dem Nebeneinanderstehen derselben zu erreichen ist. Dieses Nebeneinander darf aber nicht zu einem kontinuirlichen Aneinanderstossen fortgehen, wenn die freie Beweglichkeit der Bataillone im Sinne und Geist der diskreten Fechtart und die Disposition über jedes einzelne, nach den Gefechtsverhältnissen, nicht gehemmt werden soll. Es müssen daher Intervallen zwischen den Bataillonen stattfinden, die unser Reglement auf 20 Schritt festsetzt. Diese scheint uns noch zu gering.

Wir werden nämlich späterhin, bei der Betrachtung des Gefechts der gemischten Waffen, sehen, wie wichtig diese Intervalle für das Hervorbrechen der Divisions-Kavallerie sowohl, als für die Aufnahme einiger Geschütze wird, und es scheint daher, dass sie mindestens 30, unter Umständen 40 Schritt gross zu nehmen sein wird.

Das Nebeneinanderstellen mehrerer Bataillone in der Absicht, auf denselben Gefechtszweck hinzuwirken, bringt die Nothwendigkeit hervor, sie unter einen Befehlshaber zu stellen, wobei dann die Entfernung, in welcher noch durch die Stimme jeder Theil geführt werden kann, das Erkennen der Details mit dem Auge, so wie das persönliche Eingreifen des berittenen Führers das Maass abgiebt. 800 bis 1000 Schritt ist hierfür die weiteste Entfernung, was denn die Zusammenstellung von

zwei bis vier Bataillonen zu einem Regiment bedingt. Die Nebeneinanderstellung aber bringt zwar hervor, dass die Truppen gleichzeitig wirken, und es wird damit in diese Wirkung die momentan höchste Kraft gelegt; die Gefechte der neueren Zeit aber haben keinen so plötzlichen Verlauf. Derselbe ist vielmehr fast immer ein allmäliger, bei welchem es auf Nährung des Gefechts, auf Wiederholung der Angriffe, auf Unterstützung der angegriffenen Truppen ankommt.

Hierzu bietet die einfache Linie kein Mittel; es fehlt ihr an nachhaltiger Wirksamkeit, und sie ist mithin dem Zufall vielfach preisgegeben. Diesem Mangel zu begegnen, bildet man, sobald grössere Abtheilungen zur gemeinsamen Verwendung kommen, mehrere Linien, die dann Treffen genannt werden. Es wird dadurch zwar auf Kosten der Frontbreite die Tiefe vergrössert; das ist aber ganz im Geist der neueren Taktik, und giebt zugleich die Möglichkeit, alle Theile gleichzeitig wirken zu lassen.

Während also das erste Treffen den Zweck hat, das Gefecht zu eröffnen, durchzuführen und hinzuhalten, hat das zweite Treffen den Zweck, das erste zu unterstützen, aufzunehmen, abzulösen und ihm Rücken und Flanken zu decken; so dass das erste Treffen volle Freiheit hat, sich ganz dem Frontalgefecht hinzugeben. In der Lineartaktik, wo das Gefecht wesentlich in dem Feuergefecht des ersten Treffens beruhte, hatte das zweite Treffen nur den Zweck, das Gefecht des ersten nöthigenfalls herzustellen. Es war daher häufig schwächer als das erste, und mit demselben keineswegs so innig verbunden, als jetzt. In der neuen Taktik hat das zweite Treffen eine so hohe Wichtigkeit, dass man dasselbe fast immer so stark als das erste macht, und durch gemeinsame Befehlshaber mit demselben verbindet. Die Brigade von sechs bis acht Bataillonen oder zwei Regimentern bildet hiernach also stets zwei Treffen von gleicher Stärke, wobei der Einheit des Befehls wegen jedes Regiment ein Treffen formirt.

Allerdings können, wie dies auch in den österreichischen Bestimmungen vorgesehen ist, besondere Umstände auch hierin eine Aenderung hervorbringen; so z. B. bedeutende Verluste, welche ein oder zwei Bataillone an einem Tage erlitten haben, können den Brigade-Kommandeur nöthigen, sie aus ihrer normalmässigen Stellung fortzunehmen und in die Reserve zu stellen; ebenso Munitionsmangel u. s. w.

Für bereits klar ausgesprochene Gefechtsverhältnisse reicht bei grösseren Abtheilungen, im Angriff wie in der Vertheidigung, die Stellung in zwei Treffen hin. Sobald es sich aber

darum handelt, ein Gefecht erst einzuleiten, oder wenn eine Abtheilung isolirt ein Gefecht durchführen soll, bedarf es noch eines dritten; einmal, um nicht von vorn herein mit zu vielen Kräften in das Gefecht einzugehen; dann aber auch, um eine Reserve für die letzte Entscheidung oder für den unglücklichsten Fall zu haben. Es sind dies dieselben Gliederungen, die wir im zerstreuten Gefecht als Tirailleurs, Soutiens und Reserve gesehen haben. In solchen Fällen formirt sich daher jede grössere Abtheilung in drei Treffen. Das erste und schwächere dient als Avantgarde zur Einleitung des Gefechts; das zweite und stärkere zur Durchführung, das dritte zur Entscheidung.

Bei einer Brigade von sechs Bataillonen würden dann ein Füsilier-Bataillon, in Compagnie-Kolonnen auseinander gezogen, das erste Treffen, drei Bataillone das zweite, und zwei Bataillone das dritte Treffen bilden. Dass das letzte Treffen stets in Kolonnen bleiben muss, darüber sind alle Stimmen einig. Es soll zunächst nicht fechten, sondern muss sich erst bewegen, um auf den Punkt zu kommen, wo es wirken soll; und für die Bewegung giebt es keine zweckmässigere Stellung als die Kolonnen. Ebenso bestimmt ist die Ansicht, dass bei drei Treffen das erste in Compagnie-Kolonnen fechten soll. Schwieriger ist die Frage zu beantworten, wie das zweite, oder wenn nur zwei Treffen sind, das erste Treffen sich formiren soll. Bei unseren Exerzitien sehen wir es meist in Linie, und es wird allerdings in grossen Gefechten oder Schlachten, wo im Infanteriegefecht das Massenfeuer entscheidet, nicht wohl eine andere Form haben können, wenn es dieselbe auch erst im letzten Moment vor dem Eintritt des Feuers annimmt. Schlägt sich dagegen eine Brigade oder eine kleinere Abtheilung isolirt, so wird es fast immer vorzuziehen sein, auch dieses zweite Treffen in Compagnie-Kolonnen auftreten zu lassen. Wir würden daher eine Brigade von sechs Bataillonen formiren:

erstes	Treffen	1	Bataillon	in Compagnie-Kolonnen
zweites	»	2	»	» » »
drittes	»	3	»	» Bataillons-Kolonnen,

was eine grosse Menge verschiedener Combinationen zulässt, und wodurch es möglich wird, die Truppe dem Terrain völlig anzupassen. Dies wird sogleich klarer, sobald man irgend ein Terrain betrachtet, welches koupirt ist, und überhaupt vom Exerzirplatz abstrahirt.

Abstrahiren wir nun hier vorläufig von dem gleichsam die Avantgarde bildenden ersten Treffen, und betrachten wir die Brigade nur in zwei Treffen formirt, so leuchtet ein, dass es

eine Aufgabe für das zweite Treffen ist, sich während des Gefechts des erstens Treffens selbst möglichst gefechtsfähig zu erhalten, um jeden Augenblick thätig auftreten zu können. Hieraus folgt, dass das zweite Treffen so weit hinter dem ersten stehen muss, dass es durch das Gefecht desselben keinen Verlust mit erleidet, und so nahe, dass die Möglichkeit einer rechtzeitigen Unterstützung nicht zweifelhaft ist. — Nimmt man an, dass das erste Treffen beim Feuergefecht 200 Schritt vom Feinde entfernt ist, so würde bei der wirksamen Schussweite des Infanteriegewehrs ein Abstand von 200 Schritt hinreichen, um das zweite Treffen gegen bedeutende Verluste durch Infanteriefeuer sicher zu stellen. Indessen ist dieser Abstand doch nur das Minimum; denn einmal kann das Feuergefecht des ersten Treffens auch auf näherer Entfernung vom Feinde stattfinden, und dann ist es auch sehr wünschenswerth, das zweite Treffen dem wirksamen Kartätschfeuer zu entziehen. Es erscheint daher zweckdienlich, den Abstand auf 300 Schritt zu erweitern. Wird das zweite Treffen noch weiter zurückgehalten, so wird das rechtzeitige Unterstützen des ersten Treffens sehr zweifelhaft. Jedenfalls aber wird das Terrain von sehr wesentlichem Einfluss auf die Entfernung des zweiten Treffens sein.

Die Bataillone des zweiten Treffens müssen nun ferner in Beziehung auf die des ersten Treffens, sofern dieses nicht in Compagnie-Kolonnen ist, so gestellt sein, dass sie das Gefecht des ersten ohne Weiteres aufnehmen können, damit dieses unter ihrem Schutz die verloren gegangene Ordnung herstellen, seine Gefechtsfähigkeit wieder gewinnen kann. Es muss also ein Ablösen und Durchziehen beider Treffen leicht möglich sein, was am einfachsten dadurch geschieht, dass die Bataillone des einen Treffens mit den Fahnen auf die Intervallen des anderen Treffens stehen, und dieses Verhältniss nie ganz verlieren dürfen. Diese Einrichtung findet nur in der preussischen Infanterie statt. Das Durchziehen der Treffen geht so ohne alle Umwege vor sich, während z. B. bei den Russen, wo die Bataillone Fahne auf Fahne stehen, die letzteren, wenn beide in Kolonnen sind, einander ausweichen, oder wenn ein Treffen in Linie ist, die Bataillone durch einander durch geführt werden müssen. Mittelst der preussischen Stellung erreicht man zugleich noch den Nebenvortheil einer Ueberflügelung des ersten Treffens durch ein halbes Bataillon des zweiten, bei gleicher Anzahl von Bataillonen in beiden Treffen. Die Ueberflügelung durch das zweite Treffen deckt aber die Flanke des ersten; daher sie bei einer einzelnen Brigade am besten nach

der Seite eintritt, auf welche ein Flankenangriff zu erwarten ist. Bei zwei Brigaden ist der Vortheil auf beiden Flügeln. Endlich gewährt die Aufstellung auf die Intervallen des andern Treffens noch den Vortheil, dass die Bataillone in Kolonnen nach der Mitte vollständig schachbrettförmig stehen, so dass z. B. bei einem Kavallerie-Angriff ein durchgehendes Feuer nach Front und Rücken und damit eine gegenseitige Unterstützung der Bataillone möglich wird. Behalten wir nun die preussische Brigade von sechs Bataillonen im Auge, so haben wir also eine doppelte Normalstellung. Wenn die Brigade als Theil eines grösseren Ganzen auftritt, so steht sie in zwei Treffen zu drei Bataillonen, wo dann durch die Tirailleurs des ersten Treffens die erste Feuerlinie und durch andere Truppen eine Reserve gebildet wird. Sobald die Brigade aber auf sich angewiesen ist, steht sie in drei Treffen, entweder so, dass ein Bataillon als Avantgarde vorausgesendet wird, oder als drittes Treffen eine selbstständige Reserve formirt. So lange die Avantgarde in vollständiger Abhängigkeit vom ersten Treffen bleibt, kann es genügen, sie aus den Tirailleurs dieses Treffens zu bilden. Sobald sie aber das Gefecht selbstständig annehmen und hinhalten muss, fehlt jenen Tirailleurs Einheit des Befehls, taktischer Zusammenhang, und es wird dann nothwendig, ein einzelnes Bataillon zur Avantgarde zu bestimmen, welches befähigt ist, sowohl im geschlossenen als im zerstreuten Gefecht durch Compagnie-Kolonnen allen taktischen Verhältnissen zu entsprechen. Wird das Bataillon der Avantgarde zurückgezogen oder aufgenommen, so verstärkt dasselbe entweder eines der Treffen, oder bildet als drittes Treffen eine disponible Reserve.

Eine solche selbstständige Reserve ist von hoher Wichtigkeit; sie bildet einen Kern für die zurückgehenden Truppen des ersten Treffens, und sichert zugleich die Gefechtswirksamkeit des zweiten Treffens. Sie ist für den schlimmsten Fall eine frische Kraft, an welche sich Alles anschliesst; weil es in der Natur der Infanterie liegt, nach einem Unfall in der Vereinigung der geworfenen Haufen ihr Heil zu suchen. — Kleinere Abtheilungen von fünf, vier, drei oder zwei Bataillonen werden sich nun dem Gesagten analog formiren. Bei fünf Bataillonen kann man eines in das erste Treffen oder in die Avantgarde, und je zwei in das zweite und dritte Treffen stellen. Bei vier Bataillonen stellt man eins in das erste, zwei in das zweite und ein Bataillon in das dritte Treffen. Bei drei Bataillonen kann man ein Bataillon in das erste und zwei Bataillone in das zweite Treffen stellen, und hierbei noch die weitere

Theilung des einen Bataillons in vier Compagnie-Kolonnen anordnen, so dass eine Compagnie die Avantgarde und drei Compagnien das erste Treffen bilden.

Das preussische Reglement vom Jahre 1812 sah die Brigade als erste taktische Einheit der verschiedenen Waffen an, und kombinirte sie aus 7 Bataillonen, 12 Eskadronen, 1 reitenden und 1 Fussbatterie. Die Zahl von sieben Bataillonen entsprach vortrefflich den einzelnen Gefechtsmomenten und wurde dadurch hervorgebracht, dass je zwei Regimenter ein Grenadier-Bataillon hatten. Die Infanterie der Brigade formirte sich in drei Treffen. Die beiden Bataillone der Avantgarde sollten selbstständig bei der Einleitung des Gefechts auftreten, zugleich aber auch das erste Treffen bilden; während das dritte Treffen eine selbstständige Reserve abgab, die fast unter allen Umständen disponibel blieb. In dieser Formation sind die Feldzüge von 1812, 13, 14 und 15 geführt; obschon sie einige Abänderungen dadurch erlitt, dass die meisten Brigaden später beim Hinzutritt der Landwehr neun Bataillone zählten. Nach den Kriegen aber wurde diese Form aufgegeben, und zwei und zwei Brigaden von sechs Bataillonen wurden zu einer Division vereinigt, der man dann Artillerie und Kavallerie zutheilte, und sie zur ersten taktischen Einheit gemischter Waffen machte.

Soll die jetzige Division von zwölf Bataillonen eine Gefechtsform ausserhalb der eigentlichen Schlachtlinie annehmen, in der sie ein Gefecht selbstständig zu führen vermag, so wird eine kräftige Avantgarde und eine tüchtige Reserve nothwendig; und man wird dann gewöhnlich das Verhältniss von ein Viertel Avantgarde, ein Halb Gros und ein Viertel Reserve eintreten lassen, wobei dann die drei Bataillone der Reserve dicht geschlossen mit vorgezogenen Teten bleiben, und so disponibel sind, während die drei Bataillone der Avantgarde sich wieder in sich organisiren. Eine ganz ähnliche Form wird aus denselben Gründen ein Armee-Corps annehmen, wobei natürlich die Stärke der einzelnen Theile verhältnissmässig wächst. So wird hier eine Brigade die Avantgarde, eine Division von zwei Brigaden das Corps de bataille und eine Brigade die Reserve bilden.

Die Gefechtsaufstellung der Infanterie, sie mag nun sein, welche sie will, erhält für die neue Taktik erst ihre Vollendung durch die Zutheilung von Kavallerie und Artillerie.

Es ist von Interesse, hier zu sehen, in welcher Weise sich die Organisation grösserer Infanterie-Abtheilungen für das Gefecht bei den anderen grossen Mächten ausgebildet hat. Die Franzosen und Russen bilden in dieser Beziehung die vollkom-

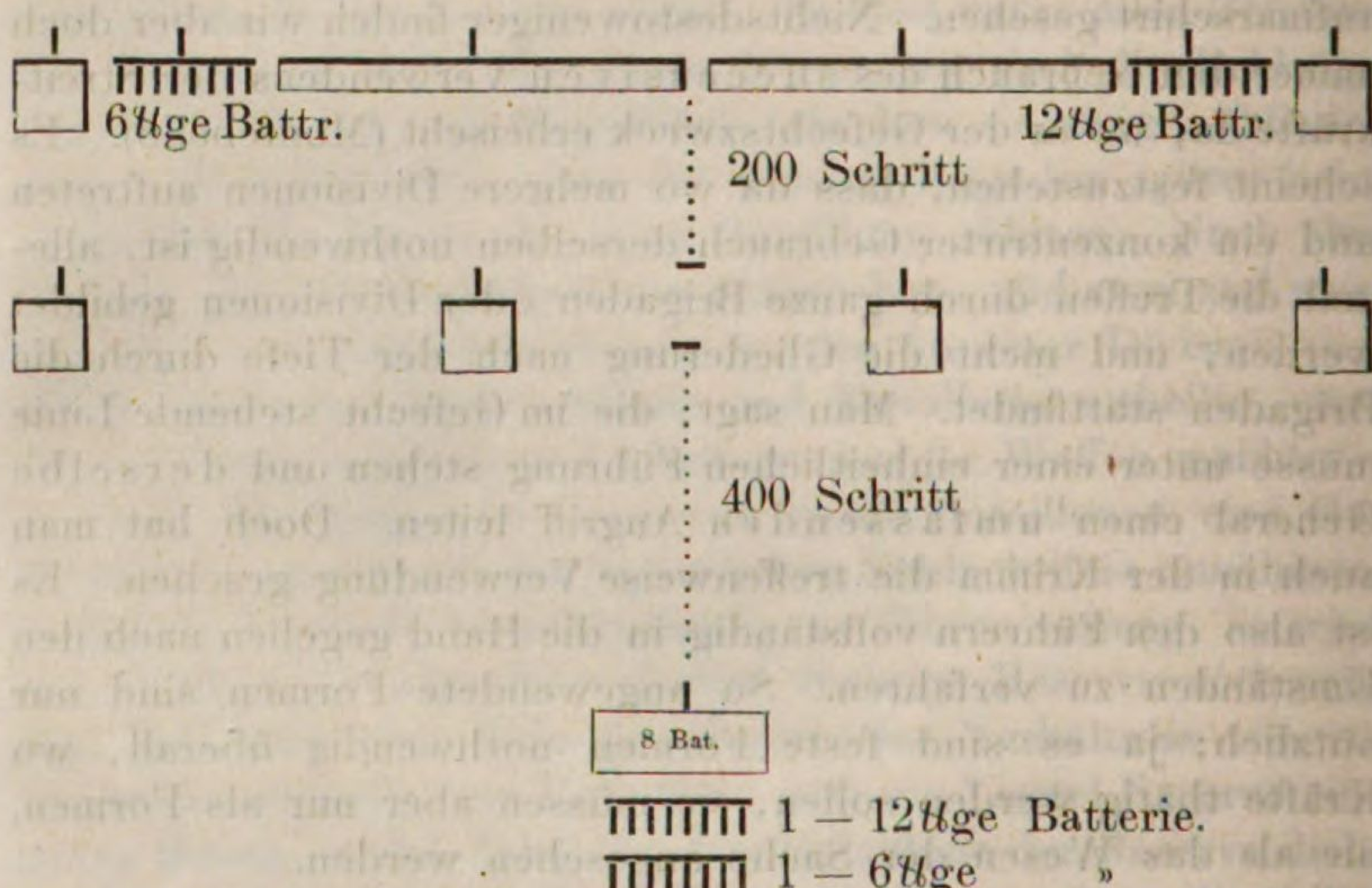
mensten Gegensätze. Die Franzosen haben für diese Formation nichts Feststehendes. Sie haben keine bestimmte Combination der Waffen, und man kennt daher ihre Grundeintheilung der Truppen für das Gefecht nicht im Voraus. Die vollständige Freiheit, welche für die höheren Führer hieraus hervorgeht, wird gegenüber einem in Formen eingezwängten Gegner gewiss sehr vortheilhaft sein. Das Reglement für die Evolutions de ligne schreibt keine einzige Form für Treffendisposition und Bewegungen in Treffen vor, den einzigen Fall des Rückzugs en échiquier gegen Cavallerie ausgenommen. Die Infanterie-Divisionen exerziren fast immer in einem Treffen und ebenso werden in den meisten grösseren Gefechten (so selbst noch bei Magenta und Solferino) dieselben in einem Treffen aufmarschirt gesehen. Nichtsdestoweniger finden wir aber doch immer den Gebrauch des successiven Verwendens der Streitkräfte da, wo es der Gefechtszweck erheischt (Montebello). Es scheint festzustehen, dass da wo mehrere Divisionen auftreten und ein konzentrirter Gebrauch derselben nothwendig ist, allemal die Treffen durch ganze Brigaden oder Divisionen gebildet werden, und nicht die Gliederung nach der Tiefe durch die Brigaden stattfindet. Man sagt, die im Gefecht stehende Linie müsse unter einer einheitlichen Führung stehen und derselbe General einen umfassenden Angriff leiten. Doch hat man auch in der Krimm die treffenweise Verwendung gesehen. Es ist also den Führern vollständig in die Hand gegeben nach den Umständen zu verfahren. So angewendete Formen sind nur nützlich; ja es sind feste Formen nothwendig überall, wo Kräfte thätig werden sollen, sie müssen aber nur als Formen, nie als das Wesen der Sache angesehen werden.

Im Gegensatz hierzu ist nun bei den Russen grade die Form am meisten ausgebildet und das, worauf für die grösseren Truppen-Abtheilungen ein Hauptwerth gelegt wird. Sobald man sich nicht auf die Intelligenz der Führer der Brigaden und Divisionen verlassen kann, und auf das richtige Eingreifen der Unterabtheilungen, wozu ein gewisser Takt gehört, nicht rechnen darf, liegt es freilich nahe, ihnen bestimmte Formen vorzuschreiben, in denen die Truppen sich unter bestimmten Gefechtsverhältnissen schlagen sollen. Unter solchen Umständen können daher solche feste Gefechtsformen ganz gut sein; im Allgemeinen aber muss man sagen, dass da, wo der Geistesthätigkeit zu viel Fesseln dadurch angelegt sind, der Geist selbst getödtet wird.

Die russische Infanterie-Division zählt 16 Bataillone in 2 Brigaden oder 4 Regimentern, denen in der Regel 2 — 12℔ge

und 2 — 6℔ge Batterien beigegeben sind. Eine solche Division kann nur vier eigentliche Gefechtsstellungen annehmen, wobei im Voraus zu bemerken ist, dass, während sonst die Infanterie den eigentlichen Kern der Aufstellung bildet, um welchen sich die andern Waffen gruppiren, bei den Russen die Artillerie das Gerippe abgiebt, zwischen welches sich die Infanterie einschiebt. Ferner ist dabei die Division nicht als ein selbstständiges Ganze, sondern als ein integrirender Theil eines grösseren Ganzen gedacht.

Die erste Stellung ist die sogenannte gewöhnliche Gefechtsstellung, und ist vorzugsweise für die Vertheidigung bestimmt. Sie ist durch zwei Treffen und eine Reserve gebildet und zwar in folgender Weise:



Die Aufstellung hat etwa 1000 bis 1200 Schritt Frontlänge, und 600 bis 700 Schritt Tiefe.

Es ist hier eine Brigade entwickelt, während die zweite die Reserve bildet. Eine Reserve von ein Halb der ganzen Masse ist aber offenbar zu stark; dagegen fehlen alle Vortruppen. Die Russen haben den Grundsatz, die Artillerie durch Bataillonsmassen zu decken, daher sind nur zwei Bataillone deployirt. Einerseits ist hier offenbar zu wenig entwickelt; andererseits der Artillerie dadurch alle Freiheit der Bewegung genommen; sie kann nur grade vorwärts und grade zurück; von einer Aufstellung seitwärts ist nicht die Rede. Dies ist auch ein Hauptgrund, weshalb das zweite Treffen nicht auf die Intervallen des ersten gestellt wird; die Artillerie würde dadurch noch mehr in ihrer Beweglichkeit gehindert werden.

Die zweite Form besteht darin, dass zwei 12 ℔ge und eine 6 ℔ge Batterie vorgezogen sind, und eine Brigade Infanterie in zwei Treffen von vier Bataillonen, welche die Intervallen der drei Batterien und ihre Flanken decken, dahinter stehen. Diese Form soll angewendet werden, wenn die Division sich mehr in die Breite ausdehnen muss; deshalb werden die Intervallen der Bataillone des ersten Treffens beinahe verdoppelt; die Reserve-Brigade theilt sich in zwei Massen, um so jedem Theil der Stellung nahe zu sein.

Die dritte Form entwickelt vier Bataillone in Linie im ersten Treffen, schiebt ebenfalls drei Batterien vor und zwar auf die Mitte und die Flanken der vier Bataillone, während zwei Bataillone in Kolonnen auf den Flügeln der Aufstellung die Flanken decken, sechs Bataillone im zweiten Treffen und vier Bataillone, eine Batterie in Reserve stehen. Diese Form wird gebraucht, wenn die Division ein sehr breites Terrain einnehmen soll, für dessen Vertheidigung eine schwächere Aufstellung hinreicht.

Die vierte Form schiebt alle vier Batterien der Division vor, und zwar zwei 12 ℔ge in die Mitte neben einander; rechts und links dieser Masse je ein Bataillon in Kolonne, sodann zu beiden Seiten je eine 6 ℔ge Batterie, deren äusserste Flanken rechts und links durch je ein Bataillon in Kolonne gedeckt sind. Im zweiten Treffen stehen acht Bataillone in Kolonne und 300 Schritt dahinter vier Bataillone in einer Masse in Reserve. Die Bataillone des ersten Treffens haben hierbei 430 Schritt Intervalle. Diese Form soll die grössten Vortheile für eine energische Vertheidigung darbieten, und gestatten, leicht aus derselben in den Angriff überzugehen. Man sieht, dass hier die Hauptwucht in die Artillerie gelegt wird, welche Alles niederschmettern soll.

Alle diese Formen sind vorzugsweise für die Defensive berechnet, und zwar gegen einen Feind, der den Stier bei den Hörnern fassen will, gegen einen passiven Feind. Jedoch gegen einen thätigen, beweglichen Feind werden sie wenig nutzen, da der Artillerie der Raum zur Bewegung fehlt und sie sich auf einer Direktionslinie hin und her bewegen muss.

Die Oesterreicher stellen ihre Brigaden nach den neueren Bestimmungen entweder in zwei oder drei Treffen. Ist die Brigade fünf Bataillone stark, so stehen entweder drei Bataillone im ersten und zwei im zweiten Treffen, oder es wird ein Bataillon zum Gefecht in Divisionen vorgezogen und die vier andern stehen in zwei Treffen zu zwei Bataillonen dahinter; oder endlich tritt das fünfte Bataillon in die Reserve. Bei

sechs Bataillonen (Reserve-Brigaden) stellt sich die Brigade in zwei Treffen zu drei Bataillonen auf.

2. Bewegungen grösserer Massen.

Denken wir uns eine entwickelte Brigade in zwei Treffen nach beendigtem Tirailleurgefecht so aufgestellt, dass das erste Treffen deployirt, um zum Massenfeuer überzugehen, während das zweite den Ausgang in Kolonnen abwartet. In dieser Situation kommt Alles darauf an, das erste Treffen so lange im Feuern zu erhalten, als es möglich ist, oder bis der Feind weicht.

Es können nun hier zwei Fälle eintreten: entweder der Feind weicht, oder die eigene Linie wird so erschüttert, dass sie das Gefecht nicht länger fortführen kann.

Im ersten Falle wird es fast immer am zweckmässigsten sein, dem Feinde die Tirailleurs des ersten Treffens auf der Ferse und unter lebhaftem Feuer einige hundert Schritt folgen zu lassen. Wir haben sie zu dem Ende 50 bis 100 Schritt als Schützenzüge hinter den Flügeln formirt. Die im Feuer gewesene Linie stellt inmittelst die Ordnung her, füllt die entstandenen Lücken und macht sich von Neuem gefechtsbereit. Hat das erste Treffen sehr gelitten; zeigt der Feind ein neues, welches bereit ist, das Gefecht aufzunehmen; und sind wir im Angriff begriffen, so kann es nöthig werden, demnächst das zweite Treffen vorzuführen. Sind wir dagegen in der Defensive, so wird es fast immer zweckmässig sein, das erste Treffen auch dem erneuten Angriff des Feindes entgegentreten zu lassen; indem wir selbst in dem Falle, dass es dem zweiten Angriffe weichen müsste, den Vortheil erlangen, die feindlichen beiden Treffen durch eins der unsrigen mürbe gemacht und ein zweites ganz intaktes zur Reserve zu haben, was bei gleicher Güte der Truppen und bei sonst gleichen Umständen das Gefecht fast immer zu unseren Gunsten entscheiden wird. Das Avanciren mit abwechselnden Treffen ist daher eine reine Exerzirübung, die auch schon deshalb in der Wirklichkeit nicht zur Anwendung kommen kann, weil sie ein ganz gleichmässiges Zurückweichen und wieder Standhalten des Gegners voraussetzt.

Der zweite Fall ist nun der, dass das erste Treffen selbst zum Weichen gebracht wird. Die Form, wie wir sie auf dem Exerzirplatze sehen, dass nämlich das Treffen sich aus der Linie erst in Kolonnen formirt und dann retirirt, kommt natürlich dabei nicht vor, solche Evolutionen sind im

feindlichen Feuer unausführbar. Das weichende Treffen macht zuerst auf einzelnen Punkten, wo sich etwa die Wirkung des Gegners konzentrirt hat, kehrt; dieses Weichen pflanzt sich fort, und so gehen endlich auch die Bravsten zurück, wenn sie rechts und links Alles retiriren sehen. Dieses Retiriren geschieht natürlich in Linie, und erst wenn die Truppe aus dem wirksamen Schussbereich heraus ist, wird es den Führern gelingen, die lockeren Linien in Kolonnen zu ballen. Hier ist es nun, wo zunächst wieder die Tirailleurs wirksam werden müssen. Sobald es gelingt, die Bataillone nach der Mitte zu Kolonnen zu ballen, oder sobald die Schützen durch die Intervallen frei werden, müssen sie sich in starken Schwärmen dem Gegner entgegenwerfen, und ihm ein heftiges Feuer entgegensetzen. Grössere Intervallen gewähren mithin auch hier Vortheile. Das geworfene erste Treffen geht nunmehr hinter das zweite zurück, wo es die verlorene Ordnung wieder herstellt; das zweite entwickelt sich unter dem Schutz der Tirailleurs und setzt das Gefecht demnächst in Linie fort.

Für dieses Durchziehen der Treffen hat man früher mehrfache Formen gehabt. Man zog mit Reihen durch, mit Rotten, und die Franzosen ziehen noch gegenwärtig mit Sektionen durch, welche sich doubliren; während die einfache Kolonnen-Formation auf das Leichteste diese Evolution zulässt.

Das Ablösen der Treffen kommt nun noch bei dem weiteren Rückzuge vor; namentlich, wenn er Angesichts einer mit Angriffen drohenden Reiterei geschieht; dies ist die Form, welche unter dem Namen des Rückzugs en échiquier bekannt ist. Diese Form ist nur dann zweckdienlich, wenn man eine Truppe hat, auf die man sich nicht verlassen kann, oder wenn sie durch das Terrain vorgeschrieben wird; d. h. wenn das zweite Treffen in dem Terrain eine vortheilhafte Stellung findet, deren Besetzung einige Minuten kostet, und deren Passirung das erste Treffen auf Augenblicke in Unordnung bringt, die der Gegner zu einem raschen Anfall benutzen könnte (z. B. ein Graben, eine Hecke u. s. w.). In allen anderen Fällen ist der Rückzug en échiquier der schlechteste von allen. Denn während man in demselben einen Schritt thut, hat der Feind jedesmal Zeit, deren zwei zu machen; ausserdem ist gar kein Grund vorhanden, das zweite Treffen halten zu lassen, während das erste marschirt. Kann das erste Treffen sich rückwärts bewegen, so kann das zweite Treffen es gewiss. Die alte Kriegsregel sagt: »Wer steht, der stehe fest; wer geht, der gehe schnell«, und hiergegen verstösst der Rückzug en

échiquier doppelt; es wird dabei weder festgestanden noch schnell gegangen.*)

Wir haben uns bis jetzt die Brigade immer nur in Bewegungen senkrecht auf ihre Frontlinie gedacht. Im Gefecht selbst kommt aber der Fall einer Frontveränderung häufig vor. Fassen wir hierbei wieder nur das Bild einer in drei Treffen formirten Brigade ins Auge, so sehen wir, wie leicht es derselben wird, nach jeder Seite hin dem Feinde eine an Front und Tiefe gleich starke Form entgegenzustellen. Eine einfache Schwenkung aller Bataillone in sich, rechts oder links, bietet sofort dieselbe Form nach der rechten oder linken Flanke dar, wobei nur der Platz in den verschiedenen Treffen verändert wird. Darauf kommt aber gar nichts an. Es liegt hierin kein unwesentlicher Vortheil der Normalstellung der Brigade; was besonders hervortritt, wenn man damit die Schwierigkeit vergleicht, welche eine solche Frontveränderung in der Linearstellung hatte, oder die sie bei Festhaltung der Normalstellung in ihrer ganzen Starrheit, wie z. B. bei den Russen, noch hat.

Endlich haben wir hier noch eines taktischen Monstrums zu erwähnen, die Brigademasse. Die Brigademasse taugt weder zu Bewegungen, noch zum Angriff, noch zur Vertheidigung; nur zur ersten Aufstellung der Reserven ist sie brauchbar, da in derselben die Truppen möglichst wenig Raum einnehmen. Für die Bewegungen ist die Brigademasse zu ungelenkig; geht der Marsch nicht geradeaus, oder ist es nicht eine ganz kurze Bewegung, und ist das Terrain nur einigermaassen koupirt, so wird der Marsch in solchen Massen den Truppen höchst lästig. Wird die Bewegung aber im feindlichen Kanonenfeuer ausgeführt, so werden bald unverhältnissmässige Verluste eintreten, die sehr nachtheilig auf die Erhaltung der Ordnung wirken. Für die Vertheidigung taugt die Brigademasse noch weniger. Sie gewährt eine viel zu geringe Feuerwirkung, ausserdem ist von einer Unterstützung der einzelnen Theile nicht die Rede; und es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, dass im Gefecht mit der Kavallerie die Brigademasse derselben nicht mehr Widerstand entgegensetzen wird, als ein einzelnes Bataillon. Ebenso wenig Werth hat sie für den Angriff; bei dem Angriff der Infanterie ist die Möglichkeit, sich schnell in Linie zum Feuergefecht entwickeln zu können, ein Hauptmoment, der hier ganz fortfällt; denn die Entwickelung

*) Die Russen, welche bei der Tüchtigkeit ihrer Infanterie diese Form am Wenigsten gebrauchen, wenden sie am Meisten an, und haben sich dadurch oft in unangenehme Lagen gebracht; d. h. lediglich durch den Zeitverlust. Z. B. bei Krasnoi und bei Etoges.

aus der Brigademasse setzt Evolutionen voraus, die man im Nahgefecht unmöglich ausführen kann. Die Brigademasse gleicht einem Faustkämpfer, der sich die Hände auf den Rücken hat binden lassen, und den Gegner, der die Hände frei hat, umrennen will. Dazu kommt nun noch die mörderische Wirkung, die beim Angriff, wie bei der Vertheidigung von dem Artilleriefeuer gegen solche Massen hervorgebracht werden wird. Dieses ist schon eine Hauptrücksicht bei dem Kolonnenangriff der Kavallerie; um wie viel mehr hier, wo diese Wirkung noch durch die langsamere Bewegung der Infanterie sehr bedeutend gesteigert sein muss. So sehen wir z. B. in der Schlacht von Belle-Alliance die Divisionsmassen der Franzosen, zwölf Bataillone in sechs Treffen mit Compagnie-Distanze, fruchtlos gegen die dünnen Linien der Engländer anrennen; sie erliegen der vereinigten Feuerwirkung der zweigliedrigen Bataillone, die sie umfassen, und der Artillerie. Ebenso bei Albuera. Bei Haynau wurde die Division Maison, die in vier Massen sich formirte, die einander aber so nahe standen, dass sie eigentlich nur eine bildeten, ohne alle Vorbereitung durch Artillerie im ersten Anlauf niedergeritten.

Was man bei der Anwendung der Brigademasse eigentlich will, ist die Conzentrirung einer möglichst grossen Kraft auf einen Punkt, um in einer Richtung damit zu wirken. Es ist dies, sei es beim Angriff, um eine feindliche Stellung zu durchbrechen, oder um sich beim Rückzug um jeden Preis Luft zu verschaffen, ein ganz einseitiger Zweck, der ohne die angeführten Nachtheile erreicht werden kann, wenn man die Distanzen zwischen den Bataillonen und Treffen halbirt. Hier ist auch Vereinigung der Kraft zum Stosse ohne völlige Aufgabe der Beweglichkeit und Manövrirfähigkeit.

B. Die Kavallerie.

1. Von der Aufstellung im Allgemeinen.

Wie die Infanterie-Brigade einer verschiedenen Formation bedarf, je nachdem sie isolirt auftritt und für sich allein ein Gefecht zu bestehen hat, oder einen Theil einer grösseren Abtheilung im Gefecht bildet, so auch die Kavallerie-Brigade. Es ist schon früher erwähnt, dass die Kavallerie in der kleinsten, wie in der grössten Abtheilung niemals ohne Reserve fechten darf; eine Reserve, die sich, sobald die Abtheilung aus mehr

als einem Regimente besteht, als zweites Treffen bildet. Eine isolirte Kavallerie-Brigade formirt daher stets zwei Treffen; ist sie dagegen der Theil eines grösseren Ganzen, so wird das Regiment die Einheit, wie bei der Infanterie sie das Bataillon bildet, und man zieht es sodann vor, die Regimenter einer Brigade, wie dort die Bataillone eines Regiments, in jedem Treffen nebeneinander zu stellen, um durch die Conzentration des Befehls in dem Brigade-Kommandeur eine grössere Gewähr für die Einheit in den Bewegungen zu erlangen.

Wir wollen hier die Brigade als isolirt betrachten, da sie späterhin als Theil eines grösseren Ganzen bei der Betrachtung grosser Kavallerie-Abtheilungen wieder auftritt.

Die Kavallerie-Brigade bildet also zwei Treffen, von denen das erste den Zweck hat, zunächst das Gefecht zu führen, das zweite den, das erste aufzunehmen, abzulösen und die Flanken desselben zu decken. Hieraus folgt, dass sich das erste Treffen stets in Linie, das zweite fast immer in Kolonnen befinden muss. Die Schnelligkeit der Bewegungen der Reiterei gestattet einen grösseren Treffen-Abstand, als bei der Infanterie; man wird solchen daher fast immer auf 300 Schritt annehmen, der ohne Nachtheil auf 400 Schritt vergrössert werden kann. Ein kleinerer Abstand kann sehr gefährlich werden, da dann beim Misslingen des Angriffs das zweite Treffen, in welcher Formation es sich auch befinden mag, leicht mit in den Rückzug des ersten verwickelt wird. Dieser Umstand, der gerade durch die Schnelligkeit der Kavallerie so gefährlich wird, führt darauf, das zweite Treffen, wenn das Terrain es zulässt, nicht direkt, sondern seitwärts hinter das erste zu stellen. Beide Treffen gewinnen dadurch an Leichtigkeit der Bewegung und an gegenseitiger Unterstützungsfähigkeit, so dass eine Kavallerie-Brigade eigentlich nie anders formirt sein sollte.

Die Zusammenstellung von leichter und schwerer Kavallerie ist von wesentlichem Einfluss auf die Formation. Ist die Brigade Theil eines grösseren Ganzen von Kavallerie, so muss sie aus ein und derselben Art bestehen. Es ist nicht zweckmässig, Husaren und Kürassiere in ein Treffen zu bringen. Anders ist es bei einer isolirten Brigade, wo unter Umständen eine solche Mischung der leichten und schweren Kavallerie zweckmässig werden kann. Nach der jetzt fast überall angenommenen Eintheilung wird die schwere Kavallerie fast sämmtlich für die Reserve verwendet, die dann in der Regel als grosse Masse auftritt. Die isolirt auftretenden Brigaden bestehen daher fast immer aus leichter Kavallerie, oder doch

gemischt aus leichter und schwerer. Nehmen wir hier den letzten Fall zum Gegenstande unserer näheren Betrachtung, da sich aus demselben die Regeln für den ersten leicht abstrahiren lassen.

Gemischte Brigaden. Dem schweren Regiment wohnt die grössere Durchbruchskraft, die grössere Gewalt des Choks bei; das leichte hat die grössere Beweglichkeit für sich. Beim Chok ist Zusammenhang und festes Geschlossensein Grundbedingung; wir werden also das schwere Regiment ungetheilt als eigentliches Gefechtstreffen, als den Kern betrachten, um den sich das Uebrige gruppirt. Das leichte Regiment wird das Terrain aufklären, das Gefecht eröffnen, hinhalten; beim Chok des schweren Regiments diesem die Flanken decken; dasselbe aufnehmen, wenn es geworfen wird, und endlich die Verfolgung später übernehmen, wenn der Chok gelingt. Hieraus folgt für die Gefechtseröffnung folgende Form:

In erster Linie die Flankeurs mit ihren Trupps; etwa 200 Schritt dahinter die Schwadronen des leichten Regiments in grossen Abständen, wobei noch zwei Schwadronen oder eine Division geschlossen bleiben können; 300 bis 400 Schritt dahinter das schwere Regiment in Kolonne.

Für den Moment der Gefechtsentscheidung ergiebt sich folgende Form:

In erster Linie das schwere Regiment; 400 Schritt seitwärts dahinter das leichte in Echelons von den Flügeln. Diese können dabei Offensiv- oder Defensiv-Flanken formiren, je nachdem eine dieser Formen vortheilhaft erscheint. Zwei zurückgehaltene Schwadronen können als eigentliche Reserve zur Aufnahme des etwa zurückgeworfenen ersten Treffens betrachtet werden.

Das Terrain, das Benehmen des Feindes, die besonderen Umstände können natürlich in dieser Form viele Variationen hervorbringen, denn sie ist keinesweges ein Rezept für alle Fälle. Der Werth derselben beruht vielmehr nur darin, dass sie den meisten Fällen leicht angepasst werden kann.

Besteht eine isolirte Brigade aus zwei leichten Regimentern, so wird natürlich eins die Stelle des schweren übernehmen; ebenso bei zwei schweren eins die Stelle des leichten.

Eine solche Normalstellung, sie mag übrigens eine Form haben, welche sie wolle, ist als Basis, als erste Anlage der Truppendisponirung im Terrain nothwendig. Sie ist freilich nur eine Form, die erst durch den Geist Leben, Werth und Bedeutung erhält, und man kann daher leicht dazu verleitet werden, solche Form überhaupt zu verwerfen. Die andere

Seite aber ist, dass der Geist erst durch die Form zur Erscheinung kommt; er manifestirt sich durch die Erzeugung und Anwendung der Form, und so ist dieselbe nothwendig. Die Form muss daher aus der Sache selbst hervorgehen. In dem vorliegenden Falle ist das offensive Element der Kavallerie das Bedingende für die Form der Stellung. Diese muss so sein, dass sie den Angriff nicht allein zulässt, sondern begünstigt; was in der vorgeschlagenen Stellung offenbar erreicht ist.

Stossen zwei Brigaden zusammen, so bildet sich eine Kavallerie-Division; nicht aber so wie bei der Infanterie, dass die Brigaden nur nebeneinander treten, und sich ihre Normalstellung zweimal wiederholt; sondern indem die eine Brigade des ersten Treffens, die andere das zweite bildet. Eine schwere und eine leichte Brigade, zu einer Division vereinigt, werden sich dann ebenso verhalten, wie jene beiden Regimenter, nur mit dem Unterschiede, dass hier Regimenter auftreten, wo dort nur Schwadronen oder Divisionen standen. Bei grösseren Kavalleriemassen bildet man auch wohl drei Treffen, wozu schon früh die Unsicherheit des Erfolges der Kavallerieangriffe geführt hat. Das Bedürfniss, die Attaken wiederholen zu können, so wie die oftmals fehlende Terrainausdehnung, leitete auf eine Einrichtung, welche die Wiederholung der Angriffe zuliess, und doch gestattete, eine Reserve zu behalten. Dies ist um so mehr nothwendig, je selbstständiger die Kavalleriemasse auftritt.

So gab schon Friedrich II. durch die Instruktion vom 25. Juli 1744 eine Normalstellung für die Reiterei eines Flügels. Im ersten Treffen stehen 20 Eskadrons Kürassiere mit 10 Schritt Intervallen; auf dem rechten Flügel 10 Eskadrons Husaren zu 2 und 2 Eskadrons; hinter dem linken Flügel 3 Eskadrons Dragoner. 300 Schritt zurück stand das zweite Treffen, 12 Eskadrons Dragoner mit 60 Schritt Intervalle; 300 Schritt dahinter das dritte Treffen, 20 Schwadronen Husaren. Der König sagt:

»Die Husaren auf den Flanken decken die Kürassiers; die Husaren hinter dem zweiten Treffen decken ihnen den Rücken und geben also der Kavallerie die Sicherheit, dass sie mit nichts anders als mit dem Feind, der vor ihr steht, zu thun hat.«

Die drei Eskadrons Dragoner links stehen dicht neben der Infanterie und verhindern, dass dem ersten Treffen nichts in die Flanke komme.

In den Schlachten jener Zeit war von einer Gefechtseinleitung wenig die Rede. Die Schlacht war ein gewaltiges, plötzliches oft allgemeines Zusammenstossen beider Theile. Demgemäss stehen denn auch die Kürassiere, zum Durchbruch, zum Niederwerfen des Gegners bestimmt, im ersten Treffen, und zwar mit kleinen Intervallen. Reichte der Raum nicht zu, so gestattete der König, aus den beiden ersten Treffen deren drei zu bilden, im Ganzen also vier. War der einzunehmende Raum auf die ursprüngliche Weise nicht auszufüllen, so wurde ein Theil des zweiten Treffens in das erste genommen; dieses blieb aber stets geschlossen. — Ueber die Art und Weise, wie ein so gebildeter Flügel im Gefecht verfuhr, haben wir früher schon das Nähere beigebracht.

Betrachten wir diese Normalstellung genauer, so sehen wir den grossen umfassenden und künstlerisch schöpferischen Geist Friedrichs daraus hervorleuchten. Diese Stellung ist vollkommen auf die Natur der Kavallerie als Angriffswaffe basirt, zugleich ist dabei die schwache Seite der Kavallerie aufgehoben, Flanken und Rücken sind gedeckt. Die Vehemenz des geschlossenen Choks ist in das erste Treffen, also an die Spitze der attakirenden Masse gebracht; während in dem zweiten Treffen sich bereits die Beweglichkeit zeigt, in der später die Fechtart in diskreten Haufen auftritt. Dabei gestatten die grossen Intervallen, dass das erste Treffen im unglücklichen Falle durch das zweite zurückgehen kann, ohne dieses mit fortzureissen. Um den Geist, aus dem diese Form gegeben wurde, näher zu charakterisiren, erwähnen wir noch die Bestimmung des Königs, dass im Handgemenge nach dem Chok jeder Eskadronchef für sich agiren solle, d. h. »sobald sie in der Mêlée gewesen sind, so soll derjenige, welcher seine Schwadron zuerst wieder geschlossen hat, ohne seine Kameraden abzwarten, dem Feinde von Neuem auf den Hals gehen.« Die Stellung und das daraus hervorgehende Verfahren ist der damaligen Schlachtordnung und Fechtart auf das Genaueste angepasst. Der König befiehlt, dass, wenn die Aufstellung genommen ist und der Feind keine Bewegungen macht, der General der Kavallerie anfrage, ob er attakiren solle. Macht der Feind aber die geringste Bewegung, oder sieht der General, dass er mit Vortheil angreifen könne, so soll er es sofort thun. Zuerst soll stets die feindliche Kavallerie geworfen und verjagt werden, um sodann die isolirte Lage der feindlichen Infanterie zu benutzen und sie in ihrer schwächsten Seite anzugreifen. Dieses ganze Verfahren ist auf das Genaueste auf den Charakter des Gegners basirt und hat somit

das Eigenthümliche, stets die Initiative vorauszusetzen, wodurch die preussische Kavallerie ein so ungeheures Uebergewicht erlangte.

Diese Gefechtsordnung, zuerst beim Beginn des zweiten schlesischen Krieges gegeben, wurde im Wesentlichen auch im siebenjährigen Kriege beibehalten. Mit der diskreten Fechtart traten jedoch bedeutende Veränderungen in der Taktik und somit auch in den Grundformen der Kavallerie ein. Sie wurde nach und nach ganz von den Flügeln fortgenommen und erhielt ihre Stelle hinter der Infanterie, da sie jetzt nicht mehr das Gefecht als Masse mit entscheidenden Schlägen eröffnen konnte. Sie konnte nicht mehr, ohne die Wirksamkeit der anderen Waffen abzuwarten, gegen die widerstandsfähiger gewordene Infanterie den Chok mit Aussicht auf Erfolg unternehmen, und ihre Thätigkeit wurde so im Allgemeinen mehr auf die letzten entscheidenden Momente der Gefechte beschränkt.

Lange Zeit schwankte man in den Ansichten über die Art der Verwendung der Kavallerie bei den neuen Elementen. Der eine Theil glaubte nur durch grosse Massen wirken zu können, durch grosse Kavallerie-Corps, die den Feind wegschwemmen sollen; eine Ansicht, der die Napoleonischen Formationen ungeheurer Kavalleriemassen besonders Vorschub geleistet haben. Der andere Theil leugnete die Anwendbarkeit solcher grossen Massen, da fast immer das Terrain dazu fehle, auch die Momente, welche den Einbruch der Reiterei besonders begünstigen, zu schnell vorübergehend und nie so allgemein gleichzeitig eintretend seien, um zu ihrer Benutzung so grosse Corps verwenden zu können. Die Hauptsache sei daher, die richtigen Momente der Wirksamkeit der Kavallerie aufzufinden, und dazu seien kleine Abtheilungen an vielen Orten nothwendig und geeigneter. Die letzten Kriege hätten gezeigt, dass kleinere Abtheilungen vielfach die Entscheidung gegeben hätten.

Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte; beide Theile haben Recht und Unrecht. Wir bedürfen grösserer Kavalleriemassen für solche Gefechtszwecke, wo die kleinen Abtheilungen sich als unzureichend erweisen; wo es darauf ankommt, gleichzeitig in einer Richtung und für einen Zweck eine bedeutende Offensivkraft zu entwickeln, wozu die kleineren Abtheilungen schon durch ihre enge Verbindung mit der Infanterie nicht verwendbar sind. Wir brauchen aber auch, und fast noch nothwendiger, diese mit der Infanterie verbundenen kleinen Abtheilungen, durch welche die Offensiv- und Defensivkraft

der Infanterie auf das Doppelte steigt. Die Erfahrungen der Revolutionskriege führten die Ausbildung beider Formen herbei. Man gab den Infanterie-Brigaden oder Divisionen Kavallerie bei und formirte ausserdem selbstständige Kavallerie-Corps.

Die Franzosen gingen hierin, und zwar auf die kolossalste Weise, voran. Ohne eine eigentliche reglementarische Bestimmung hat sich bei den Franzosen eine Formation und Gebrauchsweise dieser Kavallerie-Corps gebildet, die auf die Eigenthümlichkeiten ihrer Fechtart basirt war. Sie stellten bei diesen Kavalleriemassen die schweren Kavallerie-Divisionen in das Centrum, und zwar mit Regiments- oder Brigadefront und mit Treffendistanzen von 50 bis 80 Schritt, also eine fast geschlossene Masse, während die leichte Kavallerie sich auf den Flügeln zur Deckung der Attaken dieser grossen Kolonne befand. Die Attaken selbst geschahen eng geschlossen im Trabe. So stand z. B. die französische Reserve-Kavallerie in dem Gefecht von Eckmühl, 10 Regimenter Kürassiere, in fünf Treffen mit 80 Schritt Distanze. Graf Bismark findet zwar in dieser Form einen wesentlichen Grund zum Siege, sie ist jedoch der Eigenthümlichkeit der Kavallerie vollkommen zuwider, und sie hat nur deshalb günstige Erfolge gehabt, weil sie keinen Gegner fand, der wie Seydlitz agirte und sie bei ihren schwachen Seiten anfasste. Denkt man sich gegen solche massenhafte Kavallerie-Kolonnen reitende Artillerie, in nicht zu geringer Anzahl, den Chok vorbereitend (sie hat Zeit dazu, da die Masse sich nur im Trabe bewegt), und dann eine mit grösster Vehemenz dagegen chokirende Linie, deren Anfall vielleicht gar noch mit einem Flankenangriff vereinigt ist, so wird der Erfolg fast unzweifelhaft sein. Und wird das erste Treffen geworfen, so dürften die vier anderen sicher dieses Schicksal theilen. Die österreichische Kavallerie war in den schlesischen Kriegen mehrmals in ähnlicher Art formirt und wurde jedesmal geworfen.

Seitdem haben nun die Theoretiker vielfache Vorschläge zur Aufstellung grosser Kavallerie-Corps gemacht, wovon sich eine Sammlung in dem Werke von v. Brand: »Grundzüge der Taktik der drei Waffen« findet.

Die Erfahrung aller Kriege seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts lehrt aber, dass, während bei der Infanterie die Aufstellung in mehreren vollen Treffen durchaus nothwendig ist, diese Form, auf die Kavallerie angewendet, nur nachtheilig wird. Stellt man das zweite Treffen ohne bedeutende Intervallen auf, so wird es in die Flucht des ersten mit verwickelt,

sobald dieses geworfen wird; stellt man es dagegen mit grossen Intervallen, so nimmt einerseits die Sache häufig denselben Ausgang, weil die geworfene Reiterei gewöhnlich blindlings und ohne Leitung zurückgeht, andererseits aber erschüttert eine solche Flucht jedenfalls das zweite Treffen, sowohl moralisch als auch physisch; und die Verfolgenden standen so nahe, dass selbst im glücklichsten Falle das zweite Treffen selten eine tüchtige Attake machen kann. Es wird mithin höchstens die feindliche Verfolgung hemmen. Dasselbe wird entstehen, wenn wir nach den neuen Grundsätzen das zweite Treffen in Kolonnen stellen. Die Intervallen sind dann zwar grösser, aber die Kolonne hat den Nachtheil, dass sie erst aufmarschiren muss, wenn sie sich schlagen will; und das wird der Verfolgende, wenn er es tüchtig meint, nicht erlauben.

Aus diesen Gründen ist daher die Aufstellung in mehreren vollen Treffen zu verwerfen; und es ist vorzuziehen, nur disponible Reserven sich zu erhalten, die so aufgestellt sein müssen, dass sie dem Vordertreffen gestatten, das weite Feld rückwärts zu benutzen, ohne dass die Bewegung der Reserve gehemmt, diese erschüttert oder gar mit in die Flucht verwickelt wird. Ferner muss die Reserve so stehen, dass sie ebenso geeignet ist, gegen die Flankenangriffe des Feindes zu wirken, als selbst zum Flankenangriff verwendet zu werden, wodurch die feindliche Verfolgung sicherer gehemmt wird, als durch direktes Entgegentreten. Endlich muss sie so stehen, dass durch Ort und Form der Aufstellung die Bewegung nach allen Richtungen frei und die Truppe völlig in der Hand des Führers bleibt. Die Reserve wird also auch bei grösseren Kavalleriemassen hinter den Flügeln des ersten Treffens und in Kolonne stehen, denn diese Stellung entspricht allein jenen Bedingungen und man erhält dadurch noch den Vortheil, dass man die Reserve auf diese Weise in vielen Fällen dem Auge des Feindes entziehen kann, wodurch überraschende Flankenangriffe am besten eingeleitet werden.

2. Von der Aufstellung und dem Gefecht der Kavallerie im Besonderen. Das Kavallerie-Corps.

Aus den Kriegserfahrungen der letzten Zeit hat sich nun fast überall die Norm herausgebildet, einen Theil der Kavallerie der Infanterie als Divisions-Kavallerie beizugeben; ausserdem aber den anderen Theil in grössere Kavallerie-Corps zu vereinigen. Für die erstere ist in taktischer Beziehung der Zweck gesetzt, zur Aufklärung des Terrains und der feind-

lichen Stellung zu dienen, also der Avantgarde beigegeben zu werden und demnächst im Gefecht selbst die Infanterie zu unterstützen, mit ihr gemeinsam zu wirken. In Bezug auf die Kavallerie-Corps hat man den Zweck, eine grössere Einheit des Befehls hervorzubringen; eine Reserve in der Hand zu behalten, um mit derselben den letzten entscheidenden Stoss zu geben oder im Unglück dem siegenden Feinde mit Festigkeit entgegentreten zu können.

Endlich aber will man auch eine grosse Kavalleriemasse zu grossen Detachirungen und Umgehungen bei der Hand haben. Allerdings können Fälle vorkommen, wo man dergleichen grosse Massen nicht gebrauchen kann. Namentlich kann das Terrain und können die Gefechtsverhältnisse sie unbrauchbar machen, und dann erscheint es am besten, die ganze Kavallerie bis auf eine geringere Reserve der Infanterie zuzutheilen, wie es z. B. bei den Feldzügen in Italien nöthig und immer geschehen ist. Aber auch in dem hierzu geeignetsten Lande hat das Maass der Masse seine Grenze, die theils in der Unmöglichkeit für die Führer liegt, zu grosse Abtheilungen zu leiten, theils in dem Terrain, endlich in den Schwierigkeiten, welche die Verpflegung einer so grossen Anzahl Pferde überall findet. Die Folge kann hier sein, dass die Kavallerie entweder untergeht, wie 1812 in Russland, oder getheilt werden muss, so dass sie selten oder nie vereint wirken kann.

Ausser bei der Einleitung des Gefechts wird die Divisions-Kavallerie fast immer erst zur eigentlichen taktischen Gefechtswirksamkeit kommen, wenn die andern Waffen gewirkt und das Gefecht, bis auf einen gewissen Punkt, der Entscheidung nahe gebracht haben. Die grossen Kavallerie-Abtheilungen und Corps werden im Gegensatz hiervon durch eigene Kraftanstrengung das Gefecht führen, den Feind erschüttern und die Entscheidung durch sich selbst herbeiführen müssen. Dies macht bei der neuen Taktik, wo nie eine Waffe isolirt das Gefecht führt, eine permanente Zutheilung reitender Artillerie nothwendig, um so eine Masse zu bilden, welche im geeigneten Terrain und unter nicht zu ungünstigen numerischen Verhältnissen eine hohe Widerstandskraft, vor Allem aber eine sehr gesteigerte Angriffsfähigkeit besitzt.

Es ist von wissenschaftlichem Interesse, zu sehen, wie sich bei den verschiedenen Grossmächten die Normalbestimmungen für die Stellung und die Führung grosser Kavalleriemassen ausgebildet haben. Wir wollen daher diese Verhältnisse in der russischen, österreichischen, französischen und preussischen Armee näher betrachten.

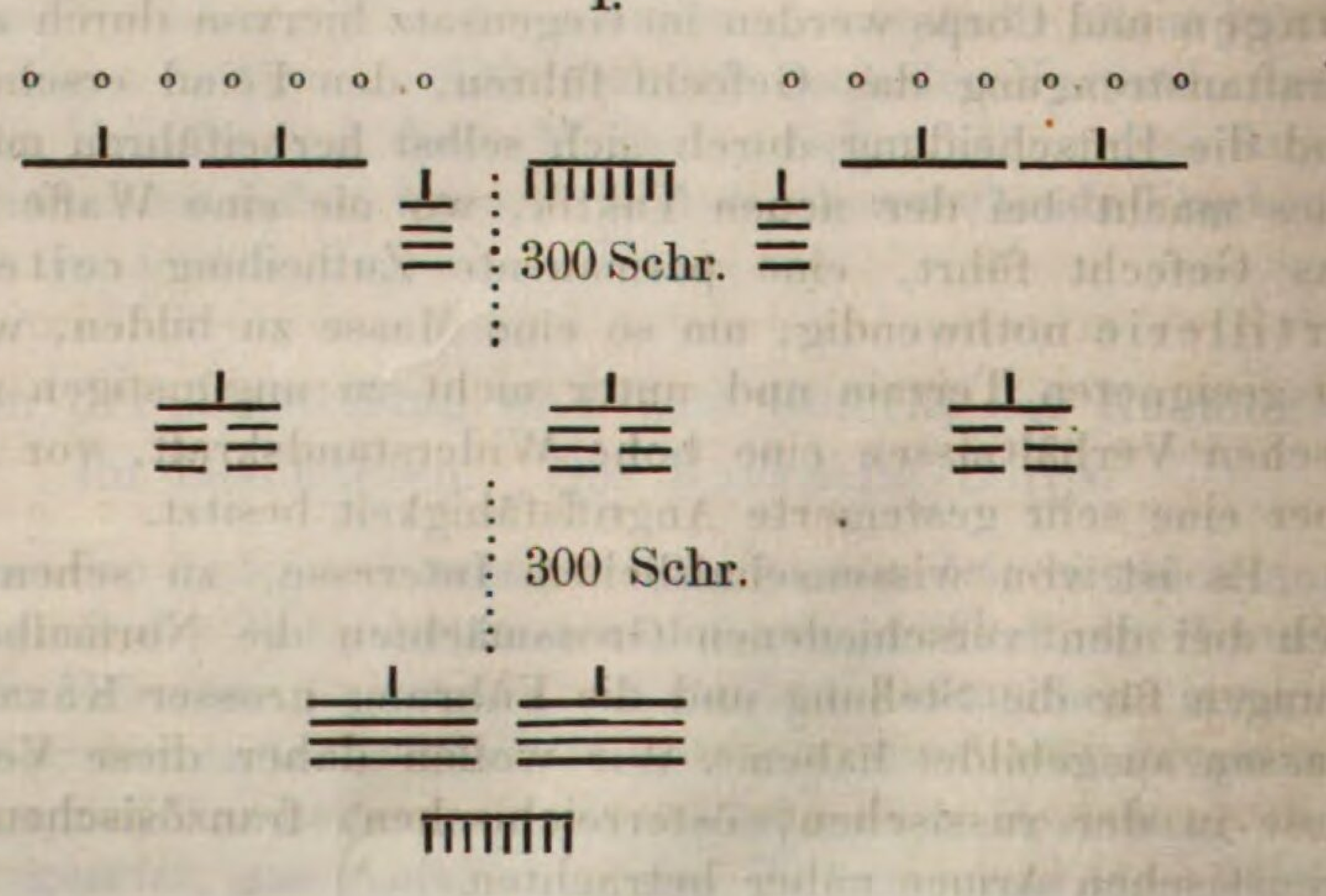
a) Die russischen Kavallerie-Corps.

Das russische Kavallerie-Korps zerfällt in Divisionen von vier Regimentern, und die reglementarischen Vorschriften beschränken sich, so viel sie bekannt sind, auf diese Divisionen, so dass bei den Corps nur eine Wiederholung der Verhältnisse der einzelnen Divisionen stattfindet. Eigenthümlich und auffallend ist, dass, während bei der Stellung der russischen Infanterie die Defensive die alleinige Basis abgiebt, es hier die Offensive ausschliesslich ist, welche zur Grundlage genommen ist, und zwar so, dass der Fall eines Misslingens fast ganz aus dem Auge verloren ist. Wir sehen in Folge dessen die russische Kavallerie-Division stets zwei oder drei volle Treffen bilden, was sich in allen vier Normalgefechtsstellungen wiederholt und ein offenbarer Mangel ist.

Im Allgemeinen ist vorweg zu bemerken, dass die Treffen 300 Schritt Distanze von einander haben; in einzelnen Fällen das dritte Treffen nur 200 Schritt; doch gilt dies nur für die Aufstellung. Bei der Attake sollen diese Abstände bis auf 400 Schritt vergrössert werden. Wird eine Reserve gebildet, so steht sie in Regiments-Kolonnen, in Eskadrons hinter der Mitte. Die Batterien des ersten Treffens fahren 150 Schritt vor der Mitte auf und bleiben in den Intervallen; sie folgen nicht der Attake, sondern verbleiben auf ihrem Platz, um die Kavallerie aufzunehmen. Bei den Kürassier- und Dragoner-Divisionen werden die schweren Batterien in die Linie gezogen, die leichten bleiben in Reserve.

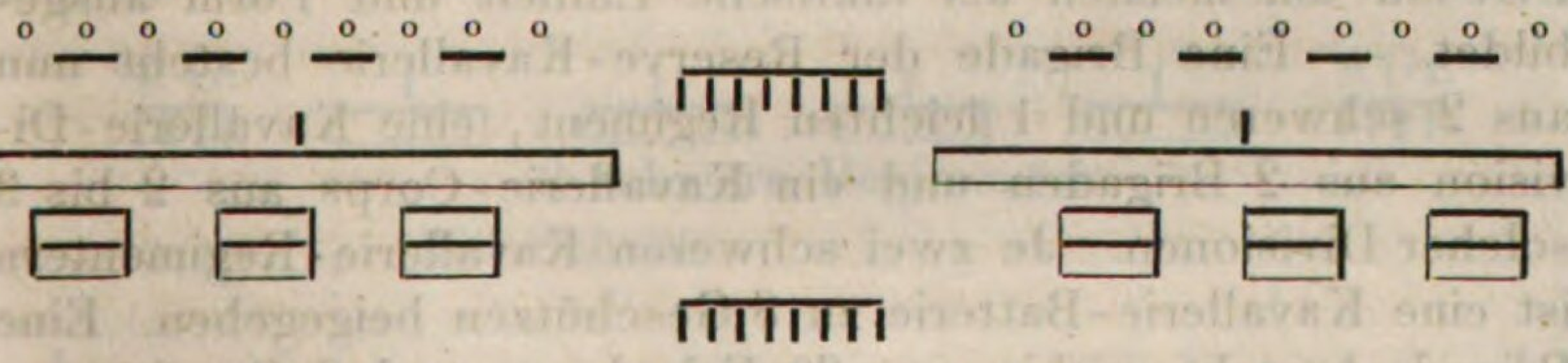
Die vier Aufstellungen sind nun:

I.



Diese Ordre de bataille kommt zur Anwendung, wenn eine Division detachirt ist, also das Gefecht isolirt zu führen hat und deshalb genöthigt ist, einen Theil ihrer Stärke in Reserve zu behalten. Es ist hier ein Regiment mit vier Eskadrons deployirt, die mittleren Eskadrons in Zugkolonnen, um aufzumarschiren, wenn sie bei der Artillerie vorbei sind; Flankeurs theils aufgelöst, theils zur Deckung der Artillerie. Im zweiten Treffen ein Regiment in Divisions-Kolonne auf die Mitte der Division des ersten Treffens. Im dritten Treffen zwei Regimenter in Regiments-Kolonne dicht aufgeschlossen und zusammengerückt. Wie hier die Artillerie das erste Treffen aufnehmen soll, ist nicht abzusehen, da die mittleren Schwadronen beim Zurückjagen schwerlich sich wieder in Kolonne setzen werden, um der Artillerie freie Hand zu lassen. Die Artillerie steht hier sehr gefährdet, und sie steht in der Mitte eines Regiments immer schlecht.

Die zweite Ordre de bataille wird angewendet, wenn die Division durch andere Truppen unterstützt ist, und also keiner besonderen Reserve bedarf; oder wenn sie genöthigt ist, eine grössere Terrainbreite einzunehmen. Demgemäss sind hier zwei Regimenter, eins jeder Brigade, in Linie entwickelt; die Batterie befindet sich vor der Regiments-Intervalle, gedeckt durch Flankeurs, oder in derselben, sobald sie dieser Deckung entbehrt. Das zweite Treffen ist in Divisions-Kolonnen, die auf die Mitten der Divisionen des vorderen Treffens stehen.



Die dritte Ordre de bataille soll ein Mittel, und zwar das leichteste, gewähren, um den Feind mit dem höchsten Nachdruck anzugreifen. Die Division formirt drei Treffen, im ersten ein Regiment in Linie, die beiden Batterien auf den Flügeln; im zweiten ein Regiment in Divisions-Kolonnen; im dritten zwei Regimenter in Divisions-Kolonnen auseinander gezogen. Worin die Steigerung der Kräftigkeit des Choks liegen soll, ist nicht einzusehen. Nirgend zeigt sich hier eine tüchtige Flügeldeckung, obschon bei den acht Eskadrons starken leichten Kavallerie-Regimentern die beiden Flankeur-Eskadrons sich in Zugkolonne überall den Flügeln anhängen, und niemals mit in der Linie stehen.

Die vierte Ordre de bataille ist eine blosse Rendezvous-Stellung, die vier Regimenter in zwei Treffen in Regiments-Kolonne, in Eskadrons neben und hinter einander; die Artillerie dazwischen.

Es ist hier bei den Russen also noch seit 1832 ganz die alte Treffenform beibehalten, und zwar in der mangelhaftesten Form, so dass sich beide oder alle drei Treffen völlig decken, und die taktischen Einheiten, hier die Division, Fahne auf Fahne stehen. Sicherung der Flanken ist nicht bedacht und eigene Flankenangriffe sind nicht vorbereitet. Die reitende Artillerie ist meist in die Kavallerie hineingeklemmt, und wird bei unglücklichen Gefechten fast immer verloren sein, wenn sie sich nicht erlaubt, von den Normalvorschriften abzugehen und bei Zeiten seitwärts sich aus der Mêlée heraus ins Weite zu ziehen.

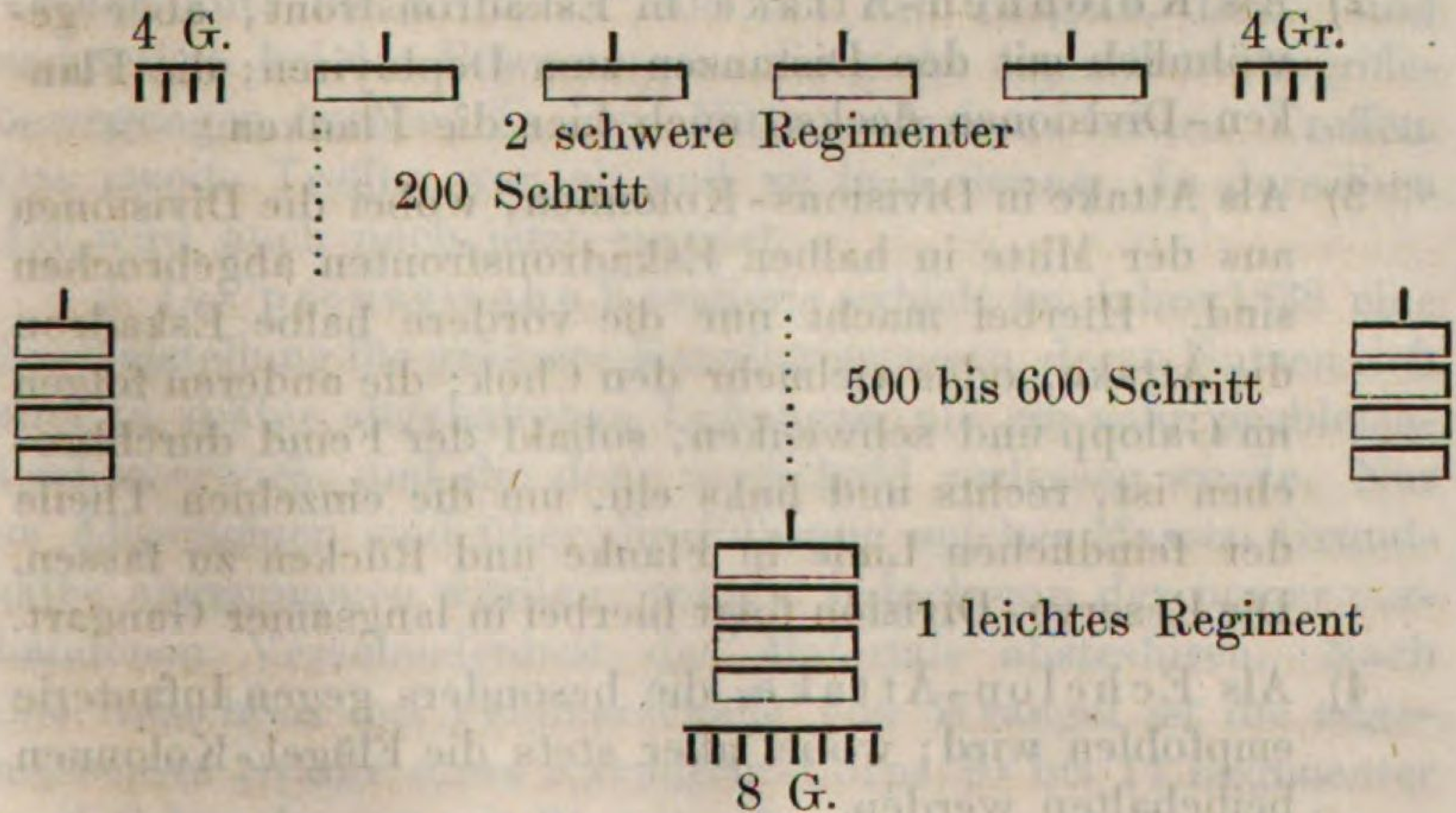
b) Die Kavallerie der Oesterreicher.

Auch bei den Oesterreichern ist die Formation grösserer Kavallerie-Abtheilungen reglementarisch ausgebildet. Wir haben gesehen, wie die österreichische Kavallerie schwere Kavallerie-Regimenter zu sechs Eskadrons in drei Divisionen und leichte zu acht Eskadrons in vier Divisionen hat, und es ist dort die Division am meisten als taktische Einheit und Form ausgebildet. — Eine Brigade der Reserve-Kavallerie besteht nun aus 2 schweren und 1 leichten Regiment, eine Kavallerie-Division aus 2 Brigaden und ein Kavallerie-Corps aus 2 bis 3 solcher Divisionen. Je zwei schweren Kavallerie-Regimentern ist eine Kavallerie-Batterie zu 8 Geschützen beigegeben. Eine Brigade besteht mithin aus 20 Eskadrons und 8 Geschützen, ist also um 4 Eskadrons stärker als unsere Kavallerie-Division.

Ueber den Gebrauch der Kavallerie-Reserve am Tage der Schlacht bestimmt die darüber gegebene Instruktion, sie solle angewendet werden zum Einleiten des Gefechts, wo sie dann die feindliche Kavallerie aufsuchen und schlagen soll; zum Erschüttern und Niederwerfen der feindlichen Infanterie (ersteres geschieht offenbar zweckmässiger durch Infanterie und Artillerie); drittens zur Sicherung eines nicht angelehnten Flügels; viertens zur Herstellung eines unglücklichen Gefechts; fünftens zur Deckung des Rückzuges im offenen Terrain; sechstens zur Deckung von Flankenmärschen; endlich siebentens zur

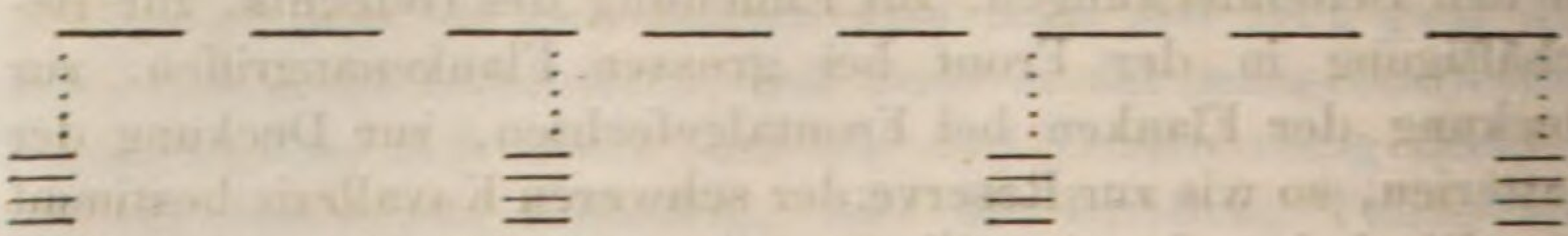
schnellen Besetzung und Festhaltung wichtiger Terrainpunkte, bis die Infanterie erscheint. Im letzteren Falle soll, sofern es angemessen ist, die leichte Kavallerie auch zu Fusse fechten.

Bei allen diesen Gefechtsverhältnissen soll die schwere Kavallerie das eigentliche Entscheidungs-Gefecht führen, während die leichte Kavallerie zur Vorhut und Nachhut, so wie zu den Seitendeckungen, zur Einleitung des Gefechts, zur Beschäftigung in der Front bei grossen Flankenangriffen, zur Deckung der Flanken bei Frontalgefechten, zur Deckung der Batterien, so wie zur Reserve der schweren Kavallerie bestimmt ist. Die beigegebene Artillerie soll unter allen Umständen ihre Aufstellung auf den Flügeln finden (eine wesentliche Abweichung von der Normalstellung der Russen), so dass bei grösseren Kavallerie-Massen eine leichte Eskadron die Partikularbedekkung bildet. Durchgehender Grundsatz ist, dass kein Kavallerie-Regiment ohne Reserve gegen den Feind zum Angriff geführt werden darf, und diese Reserve soll stets durch eine der Flügel-Divisionen gebildet werden, die hinter einem der Flügel auf 200 Schritt in Kolonne mit halber Eskadronsfront folgt. Diese Reserve-Kolonne soll die Flanken und den Rückzug des Vordertreffens decken, und sie ist daher von diesem unzertrennlich, — eine sehr zweckmässige Einrichtung, die durch die starken Regimenter sehr erleichtert wird. Bei grösseren Kavallerie-Abtheilungen sollen in Stelle des zweiten Treffens die nicht in der Front aufgestellten Regimenter hinter der Mitte in Regiments-Kolonnen in weiter Entfernung folgen.



Die Figur stellt eine Brigade vor. Vier Divisionen sind in Linie entwickelt, die Artillerie auf den beiden Flügeln; zwei Divisionen als Flügel-Kolonnen, so wie sie bei einem einzelnen

Regiment oben vorgeschrieben sind; das leichte Regiment als Reserve 700 bis 800 Schritt hinter der ersten Linie, so dass es völlige Freiheit für die Bewegung behält und in der That eine Reserve bildet. Stossen zwei solcher Brigaden zusammen, so bilden bei der ersten die ersten Divisionen, bei der zweiten die dritten Divisionen die Flügel-Kolonnen,



und die beiden leichten Regimenter folgen entweder hinter der Mitte, oder, was häufiger ist, hinter beiden Flügeln als Seitendeckung. Wir sehen so, dass die Oesterreicher das zweite Treffen als ein volles ganz aufgeben und an dessen Stelle nur Reserven in Kolonne haben, die für jede Art der Entwickelung bereit und zum Eingreifen in den Gang des Gefechts disponibel sind.

Es ist nun über die Art der Ausführung der Attake weiter bestimmt, dass dieselbe in folgenden Formen stattfinden soll:

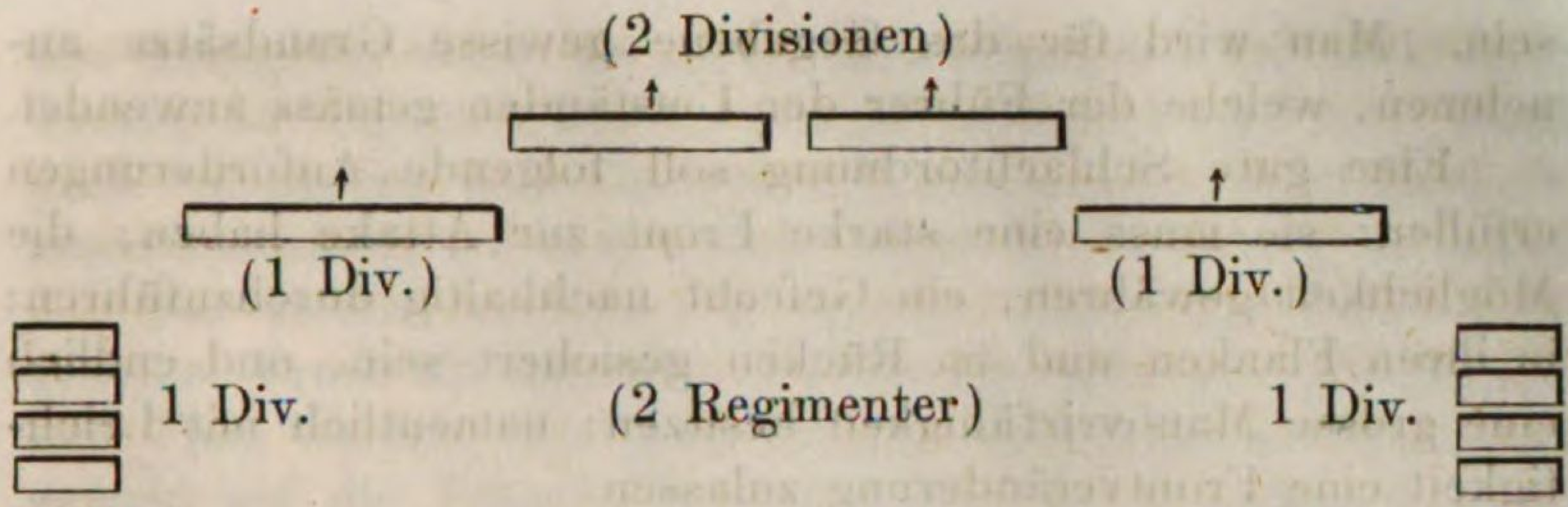
1) Als gewöhnliche Linien-Attake, jedoch nur da, wo sie des Feindes Flanken trifft; indem man ihr vorwirft, dass die Linie flattert oder zerreisst und der Chok daher beim Zusammentreffen mit einer gut geschlossenen Linie sehr zweifelhaft wird.

2) Als Kolonnen-Attake in Eskadronsfront, aber gewöhnlich mit den Distanzen zum Deployiren; die Flanken-Divisionen decken auch hier die Flanken.

3) Als Attake in Divisions-Kolonnen, wobei die Divisionen aus der Mitte in halben Eskadronsfronten abgebrochen sind. Hierbei macht nur die vordere halbe Eskadron die Attake, oder vielmehr den Chok; die anderen folgen im Galopp und schwenken, sobald der Feind durchbrochen ist, rechts und links ein, um die einzelnen Theile der feindlichen Linie in Flanke und Rücken zu fassen. Die Reserve-Division folgt hierbei in langsamer Gangart.

4) Als Echelon-Attake, die besonders gegen Infanterie empfohlen wird; wobei aber stets die Flügel-Kolonnen beibehalten werden.

5) Die Keilordnung zum Durchbrechen einer feindlichen Stellung, wenn schon deployirt ist; ist man nicht entwickelt, so nimmt man dazu die Divisions-Kolonne.



Endlich

6) die Schwärm-Attake, nur gegen Artillerie, wobei eine Division gegen die Batterie schwärmt, die zweite die Bedeckung angreift, und die dritte in Reserve bleibt.

c. Franzosen. In der französischen Armee existiren keine Bestimmungen über die Formation, Aufstellung und Verwendung grösserer Kavallerie-Corps. Ihr Reglement giebt nur die Anleitung zur Bewegung und Aufstellung der Kavallerie-Division, die sich aus zwei Brigaden zu zwei Regimentern bildet. Diese Division formirt sich entweder in einem Treffen und evolutionirt dann grade so, wie ein einzelnes Regiment, oder brigadenweise in zwei vollen Treffen. Von keiner der Modifikationen, die wir bei den Russen und Oesterreichern kennen gelernt haben, ist die Rede. Bei den Uebungen bei Fontainebleau im August und September 1839 war eine Kavallerie-Division aus 6 Regimentern in 2 Brigaden, das Regiment zu 3 Eskadrons, mit 2 reitenden Batterien von 12 Geschützen formirt. Bei allen Uebungen trat die Division in zwei vollen Treffen auf; die Artillerie bald auf den Flügeln, bald (und namentlich bei den Bewegungen, die nicht eigentliche Angriffsbewegungen waren) in der Mitte zwischen beiden Treffen. Das zweite Treffen war ab und zu in Kolonne. In derselben Art wird auch noch jetzt exerzirt.

d. Die preussische Kavallerie erhielt im Jahre 1838 eine Normalstellung für grössere Kavalleriemassen, deren Nutzen sich aber in später abgehaltenen Uebungen als ein sehr problematischer erwies, und die denn auch bald verlassen wurde. Nur im Allgemeinen sind über die Führung solcher Massen Grundsätze angenommen worden, welche jedoch von der immer vorhandenen Verschiedenheit des Materials abstrahiren. Nach den Ansichten des Feldmarschalls von Wrangel ist die angemessenste Stärke eines Kavallerie-Corps 10 bis 14 Regimenter zu 4 Schwadronen mit 24 reitenden Batterien; grössere Corps besitzen nicht die gehörige Manövrirfähigkeit und kleinere sind nicht geeignet, Schlachten zu entscheiden. Eine normalmässige Anzahl von Regimentern wird auch immer schwer zu erlangen

sein. Man wird für das Gegebene gewisse Grundsätze annehmen, welche der Führer den Umständen gemäss anwendet.

Eine gute Schlachtordnung soll folgende Anforderungen erfüllen: sie muss eine starke Front zur Attake haben; die Möglichkeit gewähren, ein Gefecht nachhaltig durchzuführen; in ihren Flanken und im Rücken gesichert sein, und endlich eine grosse Manövrirfähigkeit besitzen; namentlich mit Leichtigkeit eine Frontveränderung zulassen.

Hieraus folgt als erster Grundsatz die tiefe Aufstellung in mehreren Treffen. Gewöhnlich formirt man deren drei. Eins davon ist zur Hauptattake bestimmt und muss deshalb ausschliesslich aus schweren Regimentern zusammengesetzt werden. Die hinteren Treffen gewähren die Nachhaltigkeit der Durchführung, decken die Flanken und den Rücken der vorderen, begünstigen die Formation des Corps nach einer Flanke und decken den Rückzug. Keins der anderen Treffen soll stärker sein als das Haupttreffen, welches in der Regel in erster Linie steht; am angemessensten wird es $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{4}$ des Ganzen betragen. Die Stärke der beiden anderen Treffen richtet sich nach den jedesmaligen Gefechtsverhältnissen; in der Regel wird das zweite etwas stärker zusammengesetzt als das dritte. Die leichten Regimenter, wenn sie nicht mehr als Avantgarde fungiren, nehmen ihren Platz im dritten Treffen, wenn sie nicht anderweitig verwendet werden müssen.

Zur Sicherheit der Flanken werden einige Schwadronen leichter Kavallerie seitwärts, mehr zum Beobachten als Abhalten des Feindes, detachirt.

Die Aufstellung des ersten Treffens zum unmittelbaren Gefecht ist in Linie mit den reglementarischen Schwadrons- und Regiments-Intervallen; bis dahin wegen der grösseren Beweglichkeit in Kolonne.

Wird es geworfen, so ralliirt es sich hinter dem zweiten Treffen. Dieses zweite Treffen ist zur Verstärkung und unmittelbaren Unterstützung des ersten in Glück und Unglück und zur Deckung von dessen Flanken bestimmt, so wie ihm auch unter Umständen das Verfolgen des Feindes zufällt. Damit es nicht bei einem missglückten Angriff des ersten Treffens mit in den Rüchzug verwickelt werde, muss es in Kolonne mit grossen Intervallen und hinreichend von demselben entfernt aufgestellt sein; zur besseren Deckung der Flanken des ersten Treffens dieses mit einem Theile debordiren. Eine Aufstellung von 300 bis 500 Schritt rückwärts hinter beiden Flügeln wird obiger Forderung am besten entsprechen. Erst wenn es angreifen will, darf es sich entwickeln.

Am häufigsten wird es einem Flankenangriff auf das erste Treffen zu begegnen haben; der betreffende Flügel wird dann nach Umständen nach Aussen schwenken oder einen Flankenmarsch machen, um dem Feinde selbst in die Flanke zu fallen.

Das zweite Treffen soll ferner, wenn der Feind eine grössere Front als das erste Treffen hat, den uns überflügelnden Theil werfen. Die debordirende Abtheilung hat sich dann gerade auf die Flügel des ersten Treffens zu setzen und mit demselben zu attakiren, während der Rest in Reserve bleibt.

Soll das zweite Treffen selbst einen aktiven Flankenangriff machen, so soll es sich schräg herausziehen, und zwar in der Halb-Kolonne; namentlich wenn das erste Treffen dasjenige des Feindes schon geworfen hat und nun sich anschickt, dessen zweites zu attakiren. In dem Falle, wo das diesseitige erste Treffen geworfen ist, so soll das zweite die unmittelbaren Verfolger aufhalten, um deren nachrückende geschlossene Abtheilungen zu paralysiren. Jenes wird dann Aufgabe der inneren, dieses Aufgabe der äusseren Regimenter sein. Jene sollen daher den Strom der Verfolger schwadronsweise aus der Kolonne attakiren, nachdem sie in die Flanke derselben geschwenkt sind.

Das dritte Treffen bildet die Hauptreserve. Es soll den Rücken des Corps und den Rückzug desselben decken und bei gefahrvollen Momenten selbstständig eingreifen. Es soll aber auch die anderen Treffen in der Schlachtlinie ganz oder theilweise ersetzen, wenn der Augenblick einer Gefechtsunthätigkeit bei ihnen eingetreten oder über sie theilweise oder ganz anderweitig disponirt worden ist. Seine Stellung in der Schlachtordnung kann noch weniger durch allgemeine Norm bestimmt werden, als die des zweiten Treffens; sie richtet sich nach den besonderen Umständen; sind solche nicht gerade vorhanden, so soll sie etwa 500 Schritt hinter dem zweiten Treffen sein. Sie kann aber ebenso gut gegen einen in Front stärkeren Feind auch zur Verstärkung des dritten Treffens dienen; obgleich dies nur im Nothfall geschehen soll und von Reserven rückwärts hinter den bedrohten Flügeln die besten Dienste gehofft werden. Es kann also schon viel freier manövriren.

Während nun bei der preussischen Infanterie die Manövrirfähigkeit durch Gliederung und Kommando-Eintheilung in die Tiefe stattfindet, liegt es in der Natur der Sache, dass das Kavallerie-Kommando nicht flügelweise, sondern treffenweise, wie bei der französischen Infanterie, eingetheilt ist. Mitunter kann daher die Inversion im Grossen, bei Flankenangriffen

vorkommen, wo sich dann die Gelegenheit zu Echelonangriffen bietet. —

Die Rücksicht auf die nachhaltige und kraftvolle Durchführung des Gefechts, welche bei der Organisirung grösserer Kavallerie-Massen maassgebend ist, vermindert sich natürlich bei kleineren; und es soll sich hier darum handeln, die sämmtlichen Kräfte so viel als möglich in unmittelbare Thätigkeit zu setzen, und nur das Allernothwendigste in Reserve zu behalten. Bei 7 und 6 Regimentern, oder 28 bis 24 Schwadronen, kann man hinter zwei Treffen noch eine Reserve von 1 Regiment behalten, während bei einer geringeren Anzahl von Schwadronen man sich mit zwei Treffen begnügen muss. Je geringer dann die Masse, desto geringer das zweite Treffen. Aber auch hier müssen die Treffen unter selbstständigen Führern stehen, und es ist dann Aufgabe des Kommandirenden, eines der Treffen als Basis der Schlachtordnung zu gebrauchen, so dass nach der Leitung desselben die anderen durch die Treffen-Führer geleitet werden. So wird dies bei einer grösseren Masse das erste Treffen sein. —

Dieses sind im Wesentlichen die Grundsätze, nach denen die preussische Kavallerie geführt werden soll und unter denen der Erste eigentlich der ist, keine Normal-Gefechtsordnung zu haben, da einestheils eine solche den Geist und Willen des Führers bei der Anwendung derselben auf die unendlich mannigfachen Zwecke und Terrainumstände lähmt, andererseits aber auch die vorhandenen Kräfte meistens anders zusammengesetzt sein werden, als es die Normal-Gefechtsordnungen voraussetzen. Ob eine grössere Kavalleriemasse zum Beispiel die letzte Entscheidung geben soll, oder ob sie in der Avantgarde ficht, dies wird wesentlich ihre Organisirung und Fechtweise bedingen. Die grösseren Avantgarden werden sehr oft in der Lage sein, gegen Uebermacht zu kämpfen, oder ein zu ihrer Stärke unverhältnissmässig grosses Terrain zu decken; darauf muss also auch ihre Aufstellung basirt sein. Es ist ferner die Zutheilung der Artillerie und die besondere Rolle, welche diese spielen kann, was die Aufstellung der Kavallerie modifiziren muss. Die Verwendung der Artillerie in den verschiedenen Gefechtsverhältnissen ist so wichtig als schwierig. Schwierig, weil die Artillerie nur wirken kann, wenn sie zur rechten Zeit und am rechten Ort ins Gefecht gebracht und darin erhalten wird; diesem tritt die Schnelligkeit der Bewegung der eigenen und feindlichen Kavallerie entgegen. Wichtig, weil ohne eine solche Mitwirkung die Zutheilung der Artillerie nutzlos wird, und sie wesentlich

dazu dienen kann, Stärkeverhältnisse der Kavallerie auszugleichen. Sie kann den Chok durch ihr Feuer vorbereiten und die Ordnung beim Gegner stören, sie kann den Feind nach glücklicher Entscheidung durch ihr Kugelfeuer rascher und weiter verfolgen; sie kann endlich bei unglücklichem Ausgang seine Verfolgung hemmen.

Aus dem gemeinsamen Zweck ergiebt sich ferner, dass die beiden Waffen in den verschiedenen Gefechtsperioden nicht einzeln hindern dürfen; dass aber die Artillerie von der Kavallerie geschützt werden muss; das wechselseitige Durchgehen und Aneinandervorbeigehen keine Störung verursachen darf, die nachtheilig auf die Thätigkeit der anderen Waffe wirkt; das Durchgehen durch Intervallen wird fast immer zu vermeiden sein. Aufstellung der Artillerie vor der Kavallerie oder in Intervallen ist nur bei kleinen Abtheilungen, im Avantgardengefecht, rathsam. Bei sehr grossen Abtheilungen aber wird man der unbestrichenen Räume wegen es doch thun müssen. Niemals aber muss reitende Artillerie während des Choks sich hinter der Kavallerie befinden; sie geht sofort nach dem Anreiten derselben zur Reserve oder in eine sichere andere Stellung.

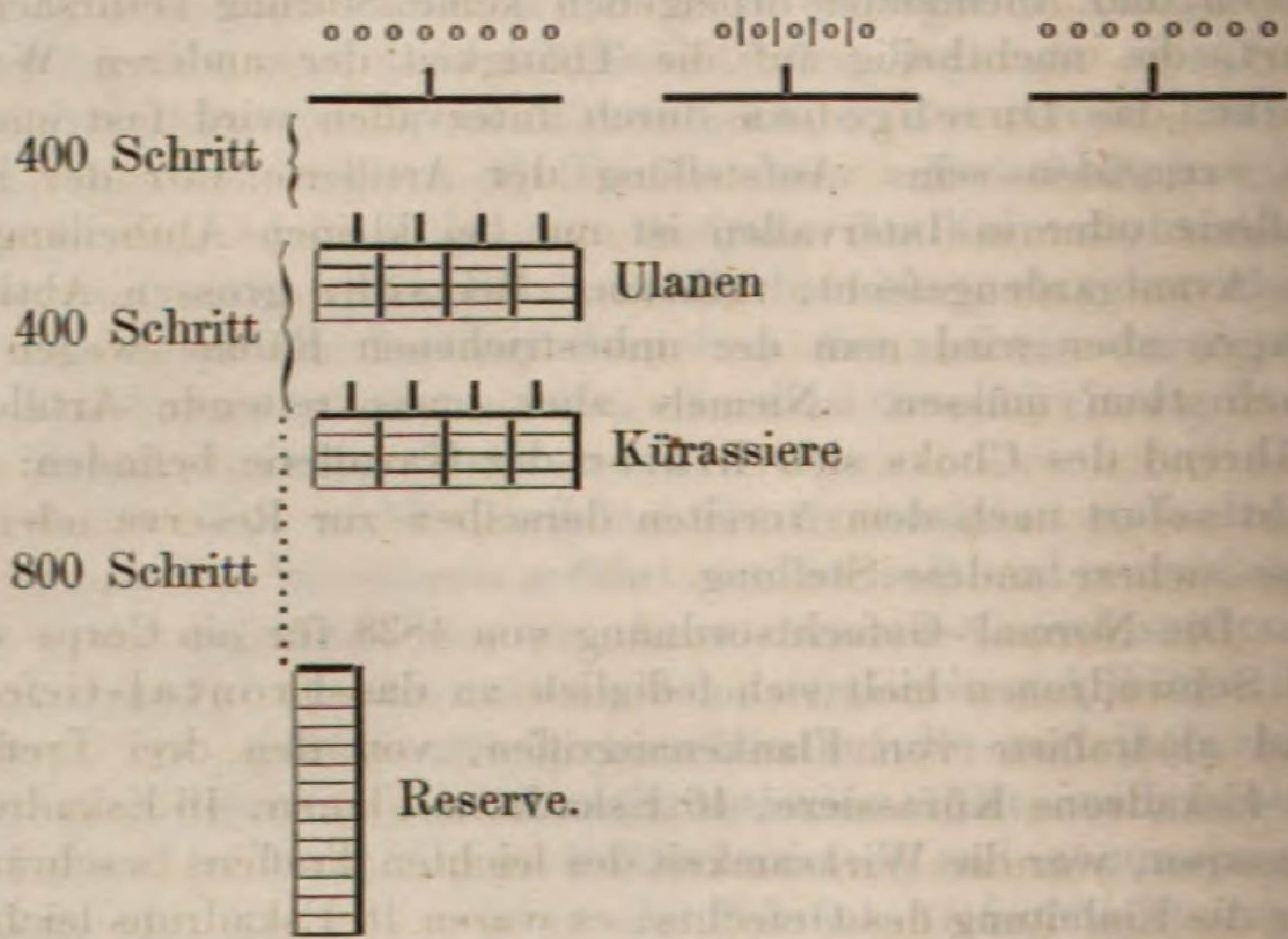
Die Normal-Gefechtsordnung von 1838 für ein Corps von 48 Schwadronen hielt sich lediglich an das Frontal-Gefecht und abstrahirte von Flankenangriffen; von den drei Treffen, 16 Eskadrons Kürassiere, 16 Eskadrons Ulanen, 16 Eskadrons Husaren, war die Wirksamkeit des leichten Treffens beschränkt für die Einleitung des Gefechts; es waren 16 Eskadrons leichter Kavallerie angenommen, mit denen man schon jede schwere Kavallerie angreifen konnte. Die Benutzung der Halb-Kolonne für Flankenangriffe war noch nicht vorgeschrieben. Ausserdem aber war die Führung des Gefechts in Bezug auf diesen ausschliesslichen Charakter leicht und naturgemäss.

Wie heute die Ansichten der höheren Führer stehen, ist am besten aus der Uebungsmethode ersichtlich, welche 1853 bei Berlin von dem General von Wrangel befolgt wurde. Es waren dort vereinigt 28 Schwadronen leichte Kavallerie, 16 Schwadronen Ulanen und 16 Schwadronen Kürassiere (Summa 60 Schwadronen) mit 24 reitenden Geschützen. Die Ordre de Bataille war: Avantgarde 12 Schwadronen (leichte), 4 Geschütze; erstes Treffen 16 Schwadronen Ulanen, 4 Geschütze; zweites Treffen 16 Schwadronen Kürassiere, 4 Geschütze; Reserven 16 Schwadronen (leichte) 12 Geschütze.

Die Avantgarde eklairirte den Feind, welcher mit be-

deutenden Kavalleriemassen sich gezeigt hatte. Unter Deckung ihrer *Geschütze* entwickelt sie sich vorwärts in Kolonne; wenn die Batterie *zweimal* chargirt hatte, deployirt sie in Linie, und attakirt die feindlichen Kräfte, welche sichtbar sind, wirft sie, schickt Flankeurs vor und verfolgt den Feind mit Kugeln. Nach Maassgabe des Vorrückens formiren die folgenden Treffen sich in geschlossener Kolonne in Eskadrons auf 400 Schritt Abstand hinter einem der Flügel der Avantgarde.

A.



Verstärken sich die feindlichen Kräfte bedeutend, so geht die Avantgarde in zusammengezogenen Eskadrons-Kolonnen um die Flügel des Gros zurück zur Reserve; das erste Treffen (Ulanen) stellt seine Batterie seitwärts auf, entwickelt sich, wenn seine Flügel frei sind und greift in Linie an. Wird der Feind geworfen, so verfolgt ihn eins der Regimenter in der Schwärmattake. Während des Deployements folgt das zweite Treffen und die Reserve mit den bisherigen Abständen.

Verstärkt sich der Feind wieder so, dass das *erste Treffen* das Gefecht nicht aufnehmen kann, so geht dieses in zwei Staffeln zurück; die *Kürassiere* nehmen rechtsschwenkend eine flankirende Aufstellung, deployiren, die Batterie vor dem linken Flügel habend, unter dem Schutze derselben, und führen eine Linien-Attake gegen den Feind aus; während die *Reserve* und die Avantgarde in doppeltem Treffenabstand (800 bis 1200 Schritt) hinter den Flügeln des zweiten Treffens folgen.

Man sieht also, dass ohne Künstelei 40 Schwadronen und 12 Geschütze schon gegen den Feind thätig haben werden können, ohne dass die Kräfte zu sehr angespannt oder die Geschütze in ihrer Wirksamkeit beeinträchtigt wurden, ja selbst ohne dass ein bedeutender Raum erforderlich war. Die Reserve - Artillerie steht bereit, jedem Angriff des Feindes, selbst vom Rücken her, unter dem Schutz ihrer Partikular-Bedeckung zu begegnen.

Die reitende Artillerie tritt in diesen Angriffsgefechten des Kavallerie - Corps nur bei der Einleitung entschieden in Wirksamkeit, obschon sie auch im Laufe desselben Momente finden wird, wo sie thätig sein kann; namentlich dann, wenn bei verunglückten Attaken der Feind nicht heftig verfolgt, und so Pausen im Gefecht eintreten, die gleichsam neue Gefechtseröffnungen und neue Einleitungen hervorbringen. Anders wird das Verhältniss bei Kavallerie-Gefechten, die eine mehr defensive Haltung haben. Im Angriffsgefecht ist die Thätigkeit der Kavallerie maassgebend; sie ist die eigentliche Angriffswaffe, die Bewegungen der reitenden Artillerie müssen der ihrigen angepasst werden. Im Defensiv - Gefecht ist es umgekehrt, die Artillerie ist die wahre Vertheidigungswaffe; sie giebt hier die Stützpunkte ab, zwischen denen die Kavallerie agirt, die daher vorzugsweise auf den Flügeln liegen werden; jedenfalls aber durch das Terrain vorgeschrieben sein müssen.

In Bezug auf die Frontveränderungen grösserer Kavallerie - Abtheilungen ist zu bemerken, dass dabei das Abschwenken in Zügen und das Schwenken auf dem Haken, was so oft auf den Uebungsplätzen vorkommt, wegfallen muss. Es ist dies eine zu gefährliche Bewegung, die nur weit entfernt vom Feinde ausgeführt werden kann. Ein aufmerksamer Gegner wird sie in seiner Angriffssphäre nie ungestraft erlauben. Ausserdem ist es aber auch der weitere Weg zum Ziele; man marschirt auf den beiden Katheten eines rechtwinkligen gleichschenklichen Dreiecks, und man hat daher einen mindestens zwei Siebentel weiteren Weg, als auf der Hypothenuse. Alle Frontveränderungen werden demgemäss in Kolonne gemacht;*) so, dass eine Kolonne zum Pivot dient, und die anderen auf dem nächsten Wege ihre Stelle in der neuen Linie einnehmen. Nahe am Feinde wird man bei solchen Frontveränderungen nicht immer die Reihefolge der Treffen beibehalten können, und dieses schadet auch nichts. Man wird sich dann in der Regel begnügen, die Brigaden wo möglich zusammenzuhalten,

*) Ein Prinzip, welches auch die Franzosen befolgen.

ein Treffen aus den Kürassieren zu bilden, und z. B. bei einer Frontveränderung rechts das erste Treffen aus der ersten Ulanen- und ersten leichten Brigade, das dritte aus der zweiten Ulanen- und zweiten leichten Brigade bilden. Solche Frontveränderungen wird man aber wo möglich stets unter dem Schutze der reitenden Artillerie vornehmen, sobald der Feind auf Kanonenschussweite nahe ist.

SECHSTER ABSCHNITT.

Gefechts-Verhältnisse der combinirten Waffen.

Im Verlauf unserer Betrachtung haben wir gesehen, dass die drei verschiedenen Waffen in ihrer Gefechtswirksamkeit wesentlich verschieden sind. Das Charakteristische der Kavallerie beruht darin, dass sie als solche nur zum Nahgefecht, zum Handgemenge, ausgerüstet und qualifizirt ist; sie ist mithin die Waffe der Offensive und kann nur angreifend thätig werden. Im Gegensatz hiervon ist die Artillerie auf das Ferngefecht angewiesen und ihre Hauptseite ist somit die Defensive, während die Infanterie beide Seiten in sich vereinigt, jedoch in einer beschränkten Weise; ihr geht die Wirkung in weite Ferne ab, die die Artillerie besitzt, und sie hat nicht die Impetuosität des Choks der Kavallerie. Es leuchtet auf den ersten Blick ein, dass die verschiedenen Waffen sich so ergänzen, und dass erst durch ihr Zusammenwirken das Höchste zu erreichen ist. Erst in diesem Zusammenwirken kommen alle die Elemente, aus welchen der Organismus des Ganzen besteht, zu ihrer Entwickelung in höchster Potenz; was vorzugsweise darin liegt, dass es ungleichartige Elemente sind, von denen das eine die Mängel des anderen aufhebt; so, dass jedes nur nach dem Verhältniss seiner eigenthümlich starken Seite verwendet werden kann, und sich auf nichts seiner Natur nicht Zusagendes einzulassen braucht.

Durch die Combination der Waffen wird also die Gefechtswirksamkeit jeder einzelnen erhöht, und zugleich entsteht auf diese Weise ein organisch gegliedertes Ganze, welches für jeden möglichen Gefechtszweck geeignet ist. Bei dieser Combination aber tritt ein Minimum und ein Maximum in Bezug auf das Stärkenverhältniss der Truppen jeder einzelnen Waffe ein, unter welchem oder über welches hinaus das richtige Verhältniss gestört, die Eigenthümlichkeit der einen oder der anderen Waffe vorherrschend wird, ohne dass die andere

hierauf einen wesentlichen Einfluss gewinnt. Zwei Geschütze, einer Kavallerie-Brigade beigegeben, erhöhen die Defensivkraft derselben im Gefecht im freien Terrain schon nicht mehr; wollte man einem Kavallerie-Regiment zwei reitende Batterien zutheilen, so würde es nur die Partikular-Bedeckung derselben abgeben, und damit seine Eigenthümlichkeit, die in dem Angriffsgefecht liegt, einbüssen. Dieses Minimum und Maximum lässt sich nun aber weder im Allgemeinen, d. h. in Bezug auf die Organisation des Heeres überhaupt, noch im Besonderen, d. h. für alle Gefechts-Verhältnisse, feststellen.

In Bezug auf die Organisation des Heeres wirkt hierauf der Aufwand an Menschen und Geldkräften, die zur Beschaffung und Ergänzung der einzelnen Waffen nöthig sind; die Verhältnisse des Landes, die Nationalität der Bevölkerung, so wie die Beschaffenheit des möglichen Kriegsschauplatzes. Der Gefechtswerth der einzelnen Waffen ist, wenn auch abstrakt genommen, feststehend, doch in jedem konkreten Fall ein anderer und reicht daher nicht aus, um als Norm für absolut gültige Zahlenverhältnisse zu gelten.

So wird Russland bei einem Kriege mit den Türken, Frankreich in Algier ganz andere Verhältnisse nothwendig haben, als bei einem Kriege gegen deutsche Truppen. Die Kräfte an Geld und Menschen lassen sich zwar in Zahlen ausdrücken, und man kann in dieser Beziehung annehmen, dass ein Bataillon Infanterie, eine starke Schwadron und eine Batterie gleich viel kosten. Es ist dieses jedoch nicht entscheidend, obwohl von grossem Einfluss; und es verändert sich dieser Werth in der Wirklichkeit sehr wesentlich. Noch mehr wechselt der Werth von Menschenleben. In der Zeit der Rekrutirung der Heere durch Werbung steckte in dem Menschenmaterial ein ungeheueres Kapital wirklich ausgegebenen Geldes, und Ersatz war nur durch Geldaufwand möglich. Jetzt kostet das in Russland, Preussen, Oesterreich und Frankreich nichts, und macht nur einige Nebenkosten für Fracht und pro cura.

Eben so wenig wie für die Organisation im Allgemeinen absolute Zahlenverhältnisse zu geben sind, eben so wenig lassen sich dergleichen von vorn herein für die einzelnen Gefechtszwecke auffinden. Diese Gefechtszwecke können so verschiedener Natur sein, das Gefecht selbst unter so verschiedenartigen Umständen, unter so wechselnden Terrain-Einflüssen geführt werden, dass sich über die zu verwendenden Mittel nichts Positives, allgemein Geltendes bestimmen lässt.

In Bezug auf die Organisation und Formation der combi-

nirten Waffen lässt sich nur sagen, dass dieselbe für die gewöhnlichen Fälle des Krieges ausreichend sein und die Möglichkeit in sich tragen muss, für besondere eigenthümliche Fälle dem Zwecke gemäss abgeändert werden zu können. Was dagegen die einzelnen Gefechte anbetrifft, so lässt sich auf indirektem Wege annähernd ermitteln, welches Zahlenverhältniss ein richtiges ist; indem man in Betracht zieht, welches die Folgen sind, sobald wir mit der einen oder der anderen Waffe stärker oder schwächer als der Feind auftreten.

Die Infanterie, Offensiv- und Defensivkraft, wenn auch nicht in höchster Potenz jede, doch beide vereinigt, in sich tragend, ist zugleich die wohlfeilste Waffe; sie ist am schnellsten ausgebildet und hat die geringste Zahl von Bedürfnissen, sowohl in Bezug auf Ausrüstung als Verpflegung. Sie bleibt ausserdem in jedem Terrain wirksam. Wer daher zu wenig Infanterie hat, kann auf die Dauer den Krieg nicht durchführen, wären die anderen Waffen auch noch so zahlreich und tüchtig. Bei einiger Gewandtheit wird der Gegner das Kriegstheater, oder doch wenigstens die Gefechte, in ein Terrain legen, welches die Gefechtswirksamkeit der Kavallerie und Artillerie vernichtet, oder doch hindert. Er wird zwar keine entscheidenden Siege erringen, keine grossen Schläge führen, aber auch wohl eben so vor grossen Niederlagen sicher sein oder gewiss doch seinen Zweck erreichen können. (So Napoleon 1813, Gross-Görschen und Bautzen.)

Die Kavallerie repräsentirt ausser der Offensivkraft zugleich die Beweglichkeit; aber sie ist kostbar, schwierig in der Ausbildung und Unterhaltung. Entschiedener Mangel an Kavallerie schwächt die Beweglichkeit des Heeres, zwingt zur Vorsichtigkeit; man kann in den Bewegungen nicht weit ausgreifen, nichts vom Gegner erfahren, die gewonnenen Siege nicht ausbeuten, nicht gründlich entscheiden.

Die Artillerie ist die Waffe der Defensive; eine zu geringe Zahl schwächt die Defensivkraft des Heeres und zwingt zu steter Bewegung und zum lebhaften Angriffskriege; während das Uebermaass eine Armee schwerfällig macht und zur Defensive zwingt.

Diese Verhältnisse, welche im ganzen Kriege im Grossen hervortreten, spiegeln sich im Kleinen in jedem Gefecht. Eine genügende Zahl Infanterie gewährt unter allen Umständen die meiste Wahrscheinlichkeit für den Sieg. In hinlänglicher Zahl vorhandene Kavallerie bringt Sicherheit und Schnelligkeit der Bewegungen des Ganzen hervor, und bürgt für die Früchte

des Sieges. In hinreichender Zahl beigegebene Artillerie gewährt dem Gefecht zähe Nachhaltigkeit im Widerstande.

Fragen wir nun aber weiter, welches die hinreichenden Zahlen der verschiedenen Waffen sind, so treten dabei sofort die verschiedenen Gefechtszwecke und der Terrain-Einfluss ein. Aus der Erfahrung, und zwar auf empirischem Wege lässt sich dabei etwa Folgendes herausstellen. Die Avant- oder Arrieregarden grösserer Heerestheile müssen so formirt werden, dass sie selbstständig das Gefecht eine Zeit lang unter allen den Umständen, welche gewöhnlich vorkommen, hinhalten oder durchführen können. Es sind somit selbstständige Abtheilungen, die in jedem Terrain fechten können, und so geben sie für unseren Zweck einen ziemlich allgemein gültigen Maasstab. Betrachten wir nun die Kriegsgeschichte der neueren Zeit, so finden wir fast überall die Avantgarde eines Corps von 25 bis 30,000 Mann gebildet aus 6 bis 9 Bataillons Infanterie, 8 bis 12 Eskadrons Kavallerie, 1 Fuss- und 1 reitenden Batterie. Dies scheint, wenn auch nicht ein absolut richtiges, doch ein solches Mischungsverhältniss zu sein, welches im wechselnden Terrain unter gewöhnlichen Umständen den Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Waffen sehr wohl entspricht. Relativ dieselbe Gefechtswirksamkeit würden dann 3 Bataillons, 4 Eskadrons, 8 Geschütze besitzen, und weiter etwa 1 Bataillon, 1 bis 2 Eskadrons und 2 Geschütze.

Natürlich sind solche Verhältnisse nur relativ richtig, und besondere Umstände können oft grosse Abweichungen erheischen. Oft werden wir einem Detachement von Infanterie und Kavallerie gar keine Artillerie zutheilen, weil sie nutzlos oder gefährdet sein würde; ein anderes Mal wird eine Arrieregarde nur aus Kavallerie und Artillerie bestehen.

Festzuhalten aber ist, dass

1. die Artillerie immer nur als Hülfswaffe auftreten kann, da sie dem Nahgefecht nichts entgegenzusetzen vermag;
2. die Kavallerie nur in kleinen Abtheilungen selbstständig agirt, in grösseren mit der Infanterie wirkt, und in ganz grossen stets in Verbindung mit reitender Artillerie auftreten muss;
3. der Infanterie Kavallerie beigegeben sein muss, wenn sie beweglich fechten soll, und Artillerie, wenn es sich um dauernden Widerstand handelt.

Die eigentlich innige Verbindung aller drei Waffen tritt jetzt nur in Armee-Corps hervor; ehe wir hierauf eingehen, wollen wir die Gefechts-Verhältnisse der verschiedenen Waffen-Combinationen, wie sie im einzelnen Gefecht vorkommen,

betrachten, und dabei ein Maass zum Grunde legen, welches uns nicht zu weit über unsere Sphäre hinausträgt.

a. Infanterie und Kavallerie.

Denken wir uns auf der einen Seite ein Bataillon, auf der anderen ein Bataillon und eine Schwadron; die Gefechtsverhältnisse seien sonst gleich. Welche Vortheile erwachsen aus der beigegebenen Schwadron?

Zunächst schnelle Erkennung der Stellung und der Maassregeln des Gegners. Dieser wird weder vor noch im Gefecht eine Bewegung machen können, die nicht sofort entdeckt würde, während zugleich sein Gesichtskreis eingeschränkt wird, wenn er sich nicht im Besitz einzelner dominirender Punkte erhalten kann, welche die Kavallerie nicht anzugreifen vermag.

Im Gefecht selbst, was vorzugsweise ein Feuergefecht sein wird, da bei so schwachen Abtheilungen Sturm und Bajonettangriffe selten gesucht und fast immer vermieden werden, deckt die Kavallerie die Tirailleurs, die daher weit vorgesendet werden können. Zugleich bedroht sie die feindlichen zerstreuten Fechter, welche sich daher stets in der Nähe ihrer Soutiens und Reserve halten müssen. Hieraus erwächst der Vortheil, dass die Soutiens und überhaupt die geschlossene Masse des Theils, welcher Kavallerie hat, ganz sicher gestellt werden kann gegen das Feuer der feindlichen Tirailleurs, während es den Massen des anderen Theils schwer, ja in den meisten Fällen unmöglich werden wird, sich dem feindlichen Tirailleurfeuer zu entziehen. Durch eigene Tirailleurs können sie sich nicht decken, da sie sich nicht von der Masse entfernen dürfen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, zusammengehauen zu werden. Endlich wird der Theil, welcher keine Kavallerie hat, gezwungen sein, in grösseren Haufen zu fechten. Er wird sich nicht in kleine Abtheilungen auflösen und daher nur ein verhältnissmässig schmales Terrain einnehmen können; während umgekehrt der andere Theil sich ohne Gefahr ausdehnen und theilen kann, wie es am zweckdienlichsten erscheint. Es wird ungefähr so sein, als wenn ein Sehender mit einem Blinden kämpft.

Für das geschlossene Gefecht resultiren noch unter denselben Annahmen folgende Verhältnisse aus der Combination von Infanterie und Kavallerie. Das Bataillon ohne Kavallerie muss natürlich in Kolonnen bleiben und würde höchstens in vier dicht bei einander gehaltenen Compagnie-Kolonnen fechten können. Eine solche Kolonne aber mit der einen Schwa-

drôn attakiren, würde wenig Wahrscheinlichkeit des Erfolgs haben; die Kavallerie ist ihrer Zahl nach hier nur Hülfswaffe, und die Infanterie muss das eigentliche Gefecht führen. Die Infanterie hat durch die Kavallerie den grossen Vortheil, sich entwickeln zu können, wie sie will, sie wird also die Linienstellung annehmen, um die grösste Feuerwirkung hervorzubringen. Es werden also zunächst die Tirailleurs des einen Bataillons durch Tirailleurs und Kavallerie zurükgeworfen auf die Kolonne; diese leidet schon durch das Tirailleurfeuer, noch mehr aber durch das Feuer der aufmarschirten Linie, der sie nur das ungenügende Feuer der Kolonne entgegenzusetzen vermag. Kommt es in letzter Instanz zum Bajonettangriff, so hat, abgesehen von einem gleichzeitigen Chok der Schwadron, das Bataillon schon so viel verloren, dass es wenig Wahrscheinlichkeit für den Sieg hat. Wird es aber geworfen, so wird es durch die nachhauende Schwadron zersprengt und wahrscheinlich vernichtet; während, wenn es siegt, die geschlagene Infanterie sich unter dem Schutz der Tirailleurs und der Schwadron zurückzieht.

Für jedes Stadium des Gefechts, für die Einleitung desselben, die Eröffnung, für das Ferngefecht, das Nahgefecht und die Verfolgung, sind die Vortheile der gemischten Waffen so entscheidend, dass der Erfolg fast ohne allen Zweifel sein wird. Ein Bataillon und eine Eskadron können sich in jedem Terrain, welches die Verwendung der Kavallerie erlaubt, mit zwei Bataillonen, die keine Kavallerie bei sich haben, ohne Gefahr in ein Gefecht einlassen; und zwei Bataillone und eine Eskadron halten wir in solchem Terrain drei Bataillonen überlegen.

Zu bemerken bleibt ferner, dass ein Angriffsgefecht unbedingt die Zutheilung von Kavallerie erfordert, während bei der reinen Defensive noch eher mit Infanterie allein auszukommen ist, indem man sich sodann das Terrain demgemäss wählt und so die Wirkung der Kavallerie zu paralysiren sucht. Ist die gemischte Waffe dagegen aus höheren Gefechtszwecken in der Defensive, so darf sie sich doch niemals absolut auf dieselbe beschränken, indem sie dadurch sich der in der Kavallerie liegenden Offensivkraft und mithin gerade der Vortheile begeben würde, die in der Zutheilung der Kavallerie beruhen. Die gemischte Waffe trägt die Elemente zu einer aktiven Vertheidigung in sich, und in dieser muss sie daher wesentlich ihr Heil suchen.

Wir haben im Obigen den Fall angenommen, dass in der Zusammensetzung die Infanterie vorherrschte; es bleibt uns

noch der Fall zu betrachten übrig, wo die Kavallerie an Zahl vorherrscht und hauptsächlich das Gefecht zu führen hat.

Auch für die Kavallerie gehen aus ihrer Verbindung mit der Infanterie bedeutende Vortheile hervor.

Nehmen wir auf der einen Seite vier Schwadronen, auf der anderen Seite vier Schwadronen und etwa zwei Compagnien, oder ein Bataillon, so fällt zunächst ins Auge, dass die mit der Infanterie verbundene Kavallerie viel sicherer in ihren Operationen in Bezug auf die Zufälligkeiten des Terrains sein wird. In einer solchen Verbindung, wie die angenommene, liegt schon die Absicht einer Offensive, eines aktiven Gebrauchs der Kavallerie, und diese ist für sich allein nicht im Stande — oder doch nur sehr mangelhaft dazu befähigt, — die einer kräftigen Offensive nöthigen, defensiven Vorsichtsmaassregeln zu treffen. Dahin gehören z. B. die Sicherung des Rückzugs; Besetzung eines oder zweier Defileen; die daraus folgende Freiheit in der Wahl der Rückzugslinien. Die der Kavallerie beigegebene Infanterie wird diesen Erfordernissen unter den angenommenen Verhältnissen vollständig entsprechen können.

Für den Fall eines Unglücks findet sodann die Kavallerie bei der Infanterie schützende Aufnahme, und in sofern sehr leicht, wenn diese Gelegenheit gefunden hat, sich in einem günstigen Terrain zu postiren. Auf der anderen Seite kann sie der Infanterie das für Kavallerie nicht günstige Terrain überlassen, und sich das geeignete aufsuchen; sie kann dabei dem Gegner seine Flügelanlehnung nehmen, ohne die ihrige zu verlieren. Man sieht hier also wiederum, ohne dass es weiter ausgeführt zu werden braucht, wie sehr eine Mischung der Waffen jede einzelne in ihrer eigenthümlichen Sphäre verstärkt und begünstigt.

Wie die Zutheilung von Kavallerie das Gefecht der Infanterie mit Infanterie verändert, so auch das Gefecht der Infanterie mit Kavallerie; nur ist hier ihr Einfluss nicht so entscheidend und kann sogar verschwinden, wenn die Kavallerie vergisst, dass sie hier nur als Hülfswaffe agiren und sich daher niemals in ein selbstständiges Gefecht einlassen soll. Setzen wir z. B. das Gefecht von einem Bataillon, einer Eskadron mit einem Kavallerie-Regiment von vier Eskadrons voraus, und zwar in der Ebene ohne alle Chikanen des Terrains. Wäre die eine Eskadron nicht da, so würde das Gefecht ganz einfach darin bestehen, dass das Bataillon Karree formirt und das Kavallerie-Regiment mit Staffeln in Eskadrons dasselbe angreift. Da aber eine Schwadron dem Bataillon beigegeben ist, so wird die feindliche Kavallerie zunächst diese von der

Infanterie entfernen, abschneiden und verjagen. Bildet die Infanterie eine Masse, so ist dieses gar nicht zu vermeiden. Die vier Eskadrons werden mit zwei das Karree festhalten, und mit zwei die Schwadron chokiren, sie mag sich aufstellen, wo sie will; und dies wird auch stattfinden, wenn zwei Schwadronen der Infanterie beigegeben sind. Die Infanterie muss also der Kavallerie Schutz gewähren, und dies kann nur durch Theilung geschehen. So kommen wir wieder auf die Stellung in vier Compagnie-Kolonnen, in deren Mitte die Schwadron Platz findet und dazu bestimmt wird, die attakirenden Staffeln durch Flankenangriffe in Unordnung zu bringen; nachzuhauen, wenn der Angriff misslingt; oder die feindlichen Schwadronen selbst zurückzuwerfen, wenn sie eine oder die andere Compagnie überreiten sollten. Den Umständen gemäss lassen sich da eine Menge von Combinationen bilden; auf einen Blick aber ersieht man, dass das Kavalleriegefecht, welches sonst mit dem Chok und dem Einbrechen entschieden und vollendet war, in solcher Form einen viel zäheren Widerstand zu überwinden haben wird. Es muss gleichsam methodisch durchgefochten sein, wobei dann in jedem einzelnen Gefechts-Stadium sich wieder neue Chancen für die Infanterie zeigen. Also auch hier wirkt die zugetheilte Kavallerie, wenn auch nicht überwiegend, doch verstärkend; ein Verhältniss, dass bei grösserer Zahl der gemischten Waffen natürlich noch viel günstiger wird. So werden z. B. acht Eskadrons wenig Aussicht haben, zwei Bataillone und vier Eskadrons zu besiegen, so lange es ihnen nicht gelingt, beide Waffen von einander zu trennen; worauf dann, was als Regel gilt, stets das Bestreben der Kavallerie gerichtet sein muss. Gelingt ihr dieses, so ist die Kraft, die in der Combination liegt, gebrochen, und sie hat dann nur mit vereinzelten, schwachen Abtheilungen zu thun.

b) Infanterie und Artillerie.

Die Artillerie ist, wie wir gesehen haben, die Waffe, welche ausschliesslich das Element des Ferngefechts in sich trägt, dabei aber wesentlich eine defensive Natur hat. Fragen wir nun, was durch die Zutheilung von Artillerie im Gefecht von Infanterie gegen Infanterie hervorgebracht wird, so müssen wir die Antwort nach dieser Seite hin suchen. Die Wirkungssphäre der Infanterie endet für die grössere Masse, die mit dem gewöhnlichen Gewehr bewaffnete Infanterie, mit einer Entfernung von 300 Schritt, die der Artillerie mit 1800 Schritten. Die letztere ist daher in einer sechsmal weiteren Entfernung bereits thätig, und fügt dem Gegner Verluste zu, welche mit

der Verminderung der Entfernung wachsen. Die Artillerie ist zwar unselbstständig, da ihr das Element des Nahgefechts ganz abgeht; aber sie hat durch ihr Feuer eine viel grössere und gewaltsamere Wirkung, als die Infanterie. Eine 6 ℔ge Fuss-Batterie von acht Geschützen hat ungefähr dieselbe Frontausdehnung, wie ein halbes Bataillon, sie hat aber ein Schussfeld von 1800 Schritten, und in der Entfernung, in der das Bataillon erst thätig werden kann, wird sie mit jeder Lage Kartätschen auf den Feind mehr und sicherer gezielte Kugeln schleudern können, als das Bataillon zu einer plötzlichen Wirkung in eine Salve vereinigen kann. Hieraus folgt, dass die Zutheilung der Artillerie gestattet, 1) das Gefecht aus sechsmal grösserer Entfernung zu beginnen; 2) im Nahgefecht eine grosse Wirkung auf einem Punkte zu konzentriren. Für den nicht mit Artillerie versehenen Theil resultiren hieraus zunächst Verluste durch Geschützfeuer, gegen das er sich nur leidend verhalten kann; indem er kein Mittel hat, demselben aktiv zu begegnen. Dann aber entstehen ihm bei dem Uebergange zum Nahgefecht durch die konzentrirte Wirkung gesteigerte Verluste, welche den nachtheiligen Ausgang des Gefechts höchst wahrscheinlich machen. Endlich erleidet er wieder Verluste nach dem Aufgeben des Gefechts; während die Infanteriewaffe durch die grössere Entfernung bereits unthätig gemacht ist, übernimmt die Artillerie die Verfolgung mit Kugelfeuer.

Diese Verhältnisse sind sich gleich bei dem Gefecht mit Infanterie, wie mit Kavallerie. Letztere wird zwar vermöge der Schnelligkeit ihrer Bewegungen durch das Feuer auf grössere Entfernung weniger leiden; dagegen muss sie, um selbst thätig zu werden, bis an die Mündungen der Geschütze heran, was sich dann einander aufhebt. Diese Verluste können aber unter Umständen, besonders im letzten Stadium des Gefechts, so bedeutend sein, dass sie die Ordnung bei der Kavallerie vollkommen zerstören; jedenfalls aber zwingt die der Infanterie beigegebene Artillerie die Kavallerie, ihre Attake aus weiterer Ferne zu beginnen, und die abgeschlagenen Eskadrons in einer solchen wieder zu sammeln. Dies ist ein grosser Vortheil für die Infanterie, die dadurch die Zeit für ihre Bewegungen gewinnt. An eine von Artillerie entblösste Infanterie reitet die Kavallerie bis auf 400 Schritt heran, und chokirt, sobald die Infanterie Miene macht, sich zu bewegen; in derselben Entfernung sammeln sich die abgeschlagenen Staffeln. Ist Artillerie vorhanden, so bleibt die Kavallerie sicher 800 bis 1000 Schritt ab, bis sie den Moment zum

Angriff gekommen glaubt. Wir sehen so, dass durch Zutheilung von Artillerie wesentlich die Widerstandskraft der Infanterie erhöht und zu einer Stärke gebracht wird, die eine einzelne Waffe, Kavallerie oder Infanterie, nur durch grosse Ueberlegenheit der Zahl besiegen kann.

Dieses tritt dann noch mehr hervor, wenn wir das Gefecht aus der absoluten Ebene in ein Terrain verlegen, das an sich der Vertheidigung günstig ist; so z. B. bei dem Defileegefecht, wo die Vertheidigung durch Beigabe von Artillerie unter Umständen so gesteigert werden kann, dass sich ein Maximum des Widerstandes gar nicht ausdrücken lässt.

c) Kavallerie und Artillerie.

Ebenso wie die Infanterie durch die Zutheilung von Artillerie bedeutend an Vertheidigungskraft gewinnt, ebenso wird die Wirksamkeit der Kavallerie, ihre Offensivkraft, durch das Hinzutreten der Artillerie, und namentlich der reitenden Artillerie, aufs Höchste gesteigert. Die Kavallerie erhält nämlich, was das Gefecht mit der Infanterie anbetrifft, durch diese Zutheilung reitender Artillerie das unfehlbare Mittel, bei dem Gegner Unordnung hervorzubringen, wodurch die sonst sehr zweifelhafte Sicherheit des Erfolges wesentlich gesteigert wird.

Kavallerie ohne Artillerie wird einer unerschütterten Infanterie im regelmässigen Gange des Gefechts, wo selten Ueberraschungen eintreten, schwer etwas anhaben können. Kavallerie mit reitender Artillerie wird gegen Infanterie, der eine nur unzureichende Zahl Geschütze beigegeben ist, oft, gegen Infanterie ohne Artillerie fast immer den Sieg davon tragen. Gegen die vereinte Wirksamkeit der Kavallerie und reitenden Artillerie kann die Infanterie im ebenen Terrain sich weder durch Besonnenheit und Tapferkeit, noch durch die Massenstellung, noch durch die Stellung im hohlen Karree retten. — Sie wird auf 300 bis 400 Schritt mit Kartätschen überschüttet, zusammengeschossen, in Unordnung gebracht, und die wankenden, wirbelnden Massen von der einbrechenden Reiterei niedergeritten. (Beispiele sind die bekannten Gefechte von la Fère champenoise 1814 und das an der Göhrde bei Gadebusch 1813.) — Hierbei muss natürlich vorausgesetzt werden, dass die reitende Artillerie Zeit zur Hervorbringung ihrer Wirkung hat; diese kann ihr aber die Kavallerie um so sicherer lassen, als die Artillerie im Stande ist, sich eben so schnell, und beim Beginn der Kavallerie-Attake selbst noch schneller zu bewegen als diese. Während die Kavallerie heran-

trabt, geht die reitende Artillerie im Galopp und in der Carriere vor, indem es bei ihr nur darauf ankommt, den Punkt ihrer Wirksamkeit möglichst schnell zu erreichen. Ob die Pferde dort gesammelt oder ausser Athem ankommen, ist ganz gleichgültig; während bei der Kavallerie gefordert werden muss, dass die Pferde mit voller gesammelter Kraft und mit Athem an den Feind kommen.

Hieraus folgt dann, dass die Wirksamkeit beider Waffen neben einander bestehen kann, und dass im Allgemeinen wird nicht gesagt werden dürfen, dass die reitende Artillerie Aufenthalt verursacht, wenn die Kavallerie-Attake nicht etwa in sehr grosser Nähe unternommen wird. Indessen wird jedenfalls ein solcher Aufenthalt häufig durch den besseren Erfolg der Attake aufgewogen. Je gründlicher die Ordnung und der Zusammenhalt beim Feinde zerstört ist, je leichter wird der Kavallerie das Einbrechen, und der Verlust an Zeit wird den viel geringeren Verlust an Menschen und Pferden hinreichend aufwiegen. Zu bemerken ist übrigens, dass eine recht innige Verbindung und ein vereintes Wirken zu einem Zweck dieser beiden Waffen in der Kriegsgeschichte selten vorkommt; selbst in der Geschichte der neueren Kriege findet man für ein Beispiel solches vereinten Wirkens gewiss sechs andere, wo die reitende Artillerie nichts nutzen konnte, weil man sie nicht zu gebrauchen verstand, oder weil man ihre Wirkung nicht abwarten wollte und Alles von der Ueberraschung des Choks erwartete. So hatte man z. B. bei Hainau die reitende Artillerie hinter dem zweiten Treffen, und sie that keinen Schuss. Schon im Frieden sollte daher die reitende Artillerie in näherer Verbindung mit der Kavallerie stehen und die Führer der letzteren mit dem Gebrauch und der Verwendung der ersteren vertraut gemacht werden.

Sind beide Waffen, Infanterie und Kavallerie, mit Artillerie versehen, und zwar so, dass sich beide die Waage halten, so tritt für die reitende Artillerie zwar der Nachtheil ein, dass sie im wirksamen Feuer der Fussartillerie bis auf Kartätschschussweite heranfahren muss (ein ungünstiges Verhältniss, woran sie unter Umständen sogar leicht scheitern kann). Indessen hat sie den Vortheil freier Beweglichkeit für sich; sie kann diese schwachen Seiten des Gegners ohne Gefahr für sich benutzen. Sie wird sogar hoffen dürfen, ihren Zweck vollständig zu erreichen, wenn sie unbekümmert um das Feuer der Fussartillerie und ohne Rücksicht auf die eigenen Verluste ihr Feuer gegen die feindliche Infanterie richtet, denn mit der Besiegung der Infanterie erfolgt die der Fussartillerie von selbst.

Von der geschickten Führung der reitenden Artillerie wird meistens der Erfolg abhängen, besonders, wenn das Terrain das Manövriren begünstigt.

Handelt es sich um ein Gefecht mit mehreren Bataillonen, so darf die reitende Artillerie ihre Wirkung nicht zersplittern; hat man mehrere Geschütze, so darf man nicht weniger als eine halbe Batterie gegen ein Bataillon wirken lassen. Ist dieses erschüttert und bricht der Chok los, so richtet die Artillerie ihr Feuer gegen ein anderes Bataillon. Die Fussartillerie dagegen muss so viel als möglich bestrebt sein, der reitenden Artillerie während ihres Vorgehens Abbruch zu thun. Ist diese ausser Gefecht gesetzt, so fehlt der Kavallerie das Element des Ferngefechts, und es ist wenig mehr von ihr zu besorgen. Lässt sich die Fussartillerie nicht überraschen, bleibt sie ruhig und begünstigt das Terrain die Annäherung der reitenden Artillerie nicht, so wird jene häufig in den Fall kommen, durch die Demontirung der reitenden Artillerie das Gefecht zu entscheiden. Uebrigens sieht man ein, wie wesentlich dieses ganze Gefechtsverhältniss durch Einführung eines Infanterie-Gewehrs verändert werden wird, welches schnell geladen werden kann und in der Entfernung des Kartätschschusses noch eine sichere Wirkung hat. Wenige Tirailleurs, mit dem leichten Perkussionsgewehr bewaffnet und etwas vorgeschoben, können der reitenden Artillerie ihre Bedienungsmannschaft rauben, ehe sie zweimal durchchargirt hat.

Ebenso einflussreich, wie die reitende Artillerie im Gefecht mit Infanterie auftritt, ebenso gewichtig und entscheidend ist ihre Wirkung im Kavalleriegefecht. Die Kavallerie kommt erst zur Gefechtswirksamkeit im Moment des unmittelbaren Zusammentreffens mit dem Feinde, erst wenn die Säbel sich kreuzen. Durch die Zutheilung von Artillerie erhält sie das Element des Ferngefechts und damit ein entschiedenes Uebergewicht über Kavallerie ohne Artillerie. Ist man auf beiden Seiten mit reitender Artillerie versehen, so gleicht sich dieses zwar aus, das Gefecht selbst aber nimmt eine andere Gestalt an, und zwar in der Art, dass man sowohl von Hause aus, als auch in den einzelnen Gefechtspausen weiter aus einander bleibt, da sowohl bei der Eröffnung des Gefechts als in diesen Pausen die reitende Artillerie am meisten thätig wird. Beim reinen Kavalleriegefecht halten die Linien oft auf Pistolenschussweite von einander; man sammelt sich unverfolgt auf 200 bis 300 Schritt, beobachtet in dieser Entfernung den Gegner, geht von Neuem vor u. s. w. Artillerie bringt mehr Ernst in die Sache; sie ist das tragische Element in den sonst oft komischen Kavalleriegefechten.

Im Allgemeinen ist schon von dem Verhalten der reitenden Artillerie im Kavalleriegefecht bei Gelegenheit der Gefechtsverhältnisse grösserer Abtheilungen gesprochen; im Besondern lässt sich hierüber nichts allgemein Geltendes angeben, doch empfehlen wir denjenigen, welche sich weiter unterrichten wollen, die Gefechtslehre der Kavallerie in Verbindung mit reitender Artillerie von v. Decker.

Wir wollen hier nur noch von einem Verhältniss sprechen, dass überall eintritt, wo Artillerie den andern beiden Waffen zugetheilt wird: von der Deckung der Artillerie durch die anderen Waffen oder der Partikular-Bedeckung.

Obschon einzelne Fälle in der Kriegsgeschichte vorkommen, dass die Artillerie sich selbst aus dem Handgemenge herausgeschlagen hat, so ist sie doch für dasselbe nicht geeignet, und man kann mit Recht sagen, sie sei nur dann vertheidigungsfähig, wenn sie abgeprotzt hat und zum Feuern bereit steht *).

Aber selbst dann ist sie nur in der Front vertheidigungsfähig; und um sich in Flanke und Rücken zu wehren, muss sie erst manövriren und einen Theil ihrer Frontwirkung aufgeben. Gegen Angriffe während der Bewegung, so wie in Flanken und Rücken muss daher die Artillerie während ihres Feuers durch die andern Truppen geschützt werden. Solche Momente, wo sie dieses Schutzes bedarf, können jeden Augenblick und oftmals ganz unvorhergesehen eintreten, weshalb als Grundsatz festgestellt werden muss, dass die Artillerie unter allen Umständen und zu jeder Zeit durch eine ausschliesslich zu diesem Zweck bestimmte Abtheilung gedeckt werde. Diese so an die Artillerie gebundene Deckung nennt man gewöhnlich die Partikular-Bedeckung, im Gegensatz zu der allgemeinen Deckung durch die Vereinigung der anderen Waffen. Diese Partikular-Bedeckung soll niemals fehlen; die Artillerie wird dadurch erst gesichert und kann deshalb in das Gefecht viel kühner und daher viel entscheidender eingreifen. — Aus den starken und schwachen Seiten der Artillerie folgt, dass sie niemals den äussersten Flügel einer Truppenlinie bilden darf; sie muss stets durch die Partikular-Bedeckung überflügelt werden. Diese Bedeckung wird bei der Fussartillerie am zweckmässigsten aus Büchsenschützen bestehen, welche

*) Ein Beispiel hiervon gaben die preussische reitende Garde-Batterie (Willmann) bei Leipzig und die zwölfpfündige Batterie Reuter bei Ligny, welche ihre Bedienungsmannschaften u. s. w. sammelten und die lästigen feindlichen Tirailleurs zusammenhieben.

noch auf weitere Distanzen sichere Wirkung haben, und so am besten die Artillerie gegen die gefährlichen Schüsse feindlicher Tirailleurs sichern. Für die reitende Artillerie wird sie am besten aus leichter Kavallerie gebildet. v. Decker schlägt zwar vor, sie besonders für diesen Zweck aus reitenden Jägern, 100 Pferde für eine Batterie, zu formiren. Man würde jedoch z. B. bei uns auf diese Weise 3000 Pferde nur für diesen ganz einseitigen Zweck errichten und ausbilden müssen, was offenbar nicht zweckmässig ist.

Die Partikular-Bedeckung muss in der Regel getheilt auf beiden Flügeln der Artillerie stehen; auch wohl auf einem Flügel, wenn von der andern Seite her bestimmt nichts zu besorgen ist. Hinter der Batterie darf sie nie stehen, weil sie sich damit zum Kugelfang macht und selbst nicht sehen kann, was vorgeht. Ebenso darf sie, wenn sie aus Infanterie besteht, nicht etwa Tirailleurs zwischen die Geschütze werfen. Sie stören dort die Ruhe und Ordnung und sind den Bewegungen der Artillerie hinderlich. Ebenso wenig darf sie der Artillerie dicht zur Seite stehen, weil sie dabei unnütze Verluste hat, das Ziel vergrössert und ein glücklicher feindlicher Angriff sie sofort mit über den Haufen werfen würde. Am besten steht sie daher, als Infanterie, wo möglich vorwärts und seitwärts, um die feindlichen Schützen in weiter Ferne zu halten; Kavallerie-Bedeckung rückwärts seitwärts, um der feindlichen Attake in die Flanke zu gehen. Greift der Feind in dieser Stellung die Batterie an, so wirkt die Bedeckung auf seine Flanken; greift er die Bedeckung an, so bekommt er Kartätschfeuer von der Artillerie. Muss die Truppe im feindlichen Kugelfeuer längere Zeit ausdauern, so wird es zweckmässig für die Kavallerie-Bedeckung, durch ein von Zeit zu Zeit vorzunehmendes ruhiges und besonnenes Wechseln des Platzes die Verluste zu vermindern. Dies muss aber immer erst geschehen, wenn man bemerkt, dass die feindliche Artillerie sich auf das Ziel eingeschossen hat. Uebrigens wird die Partikular-Bedeckung fast immer Gelegenheit finden, Vortheile aus dem Terrain zu ziehen.

Nachdem wir so die Elementargefechts-Verhältnisse der kombinirten Waffen abstrakt und im Kleinen betrachtet haben wollen wir diese Betrachtung auf grössere Abtheilungen ausdehnen und dabei die in der preussischen Armee geltenden Normen zu Grunde legen.

d) Gefechtsverhältnisse grösserer gemischter Abtheilungen.

1. Bei der Einleitung des Gefechts.

Die verschiedenen Waffen ergänzen und unterstützen einander im Gefecht; jede wird da verwendet, wo es ihrer Natur, ihrem Charakter am meisten entspricht. Ein gleichzeitiges Wirken aller Waffen kommt daher in den meisten Fällen nicht vor. Die Kavallerie eröffnet bei der Offensive durch Aufklärung des Terrains und der Stellung des Feindes das Gefecht, indem sie seine vorgeschobenen Posten zurückdrückt; beim Defensivgefecht, indem sie seine Spitzen aufhält und den Gegner zu zwingen sucht, grössere Abtheilungen zu entfalten. In den meisten Fällen ist damit die erste und nächste Aufgabe der Kavallerie, selbst wenn ihr reitende Artillerie beigegeben ist, erreicht. Das Gefecht mit einem Chok der Kavallerie zu eröffnen, ist den Grundsätzen der neueren Taktik nicht angemessen. Man riskirt dabei grosse Verluste und setzt die Gefechtstüchtigkeit der Kavallerie für längere Zeit aufs Spiel, ohne die Aussicht zu haben, Vortheile zu erringen, welche diese Verluste und diese Gefahr aufwiegen.

Das eigentliche Gefecht wird nach diesem, fast immer eintretenden Vorspiel, durch die Artillerie eröffnet, die zu diesem Ende in der Gefehtsstellung voran stehen muss. Dabei ist sie aber abhängig von der Gefechtsstellung der anderen Waffen, denn in der Bewegung und während der Momente des Auf- und Abprotzens kann sie weder den Angriffen der Infanterie noch der Kavallerie einen Widerstand entgegensetzen. Wie früher den Bataillonen ihre Bataillons-Kanonen, so hat man jetzt den Infanterie-Divisionen Fussbatterien zugetheilt, die denselben unzertrennlich angehören und unter allen Umständen folgen. Sie haben den grossen Vortheil der Einheit in der Leitung und einer grösseren konzentrirteren Wirkung; wie denn unter allen Umständen wenige grosse Batterien vortheilhafter sind, als viele kleine. Die Artillerie wird nun bei der Eröffnung des Gefechts selbst, so wie beim Verlauf desselben in allen Fällen, wo das Terrain es nicht anders erheischt, da stehen, wo sie die vollste Wirkung und Beweglichkeit besitzt, ohne die Wirksamkeit der Infanterie und deren freie Bewegung zu stören, wobei aber allerdings ihre Unselbstständigkeit im Auge behalten werden muss. Sie steht daher auf den Flügeln oder in den Intervallen der Bataillone, und wird zur Eröffnung des Gefechts auf geeignete Punkte unter Bedeckung

vorgeschoben. Bei der Aufstellung auf den Flügeln kann nun die Artillerie ganz auf einem oder getheilt auf beiden Flügeln aufgestellt werden; was hier das Zweckmässige ist, bestimmen die Umstände. Hat man die Absicht, einen Flügel besonders zu verstärken oder durch die Konzentrirung des Feuers gegen ein und dasselbe Ziel eine möglichst grosse Wirkung zu erhalten, so wird es gut sein, die Artillerie auf einem Flügel aufzustellen, und zwar auf dem, wo das Terrain diese Wirkung am meisten begünstigt. Da jedoch eine Infanterie-Brigade eine Frontbreite von 800 bis 1000 Schritt einnimmt, so ist die Artillerie nicht im Stande, von einem Flügel her diesen Raum wirksam zu bestreichen; dieses spricht für die Theilung, welche besonders dann eintreten muss, wenn beide Flügel keine Anlehnung haben und mithin Flankenangriffen ausgesetzt sind. Ferner scheint eine solche Theilung angemessen, wenn es sich um einen Rückzug handelt, der fechtend und unter lebhaftem Widerstand ausgeführt werden muss; wobei sodann, abwechselnd, stehend gefochten und marschirt werden muss. Hierbei treten die Vortheile der Stellung *en échiquier* für die Artillerie ein; nämlich der Vortheil einer nie ganz aufhörenden Wirksamkeit. Bei unserer Brigade-Aufstellung befindet sich die Artillerie fast immer auf den Flügeln, und zwar so, dass sie selbst noch die debordirenden Bataillone des zweiten Treffens überflügelt. In der älteren preussischen Brigadenaufstellung debordirten die Flügelbataillone des zweiten Treffens die Artillerie und gewährten ihr so Deckung. Bei unserer jetzigen Aufstellung ist eine Partikular-Bedeckung unerlässlich.

Uebrigens ist nicht zu verkennen, dass Manches für die Aufstellung auf den Flügeln spricht. Die Artillerie hat dort ein grösseres Schussfeld; sie verstärkt die Flügel sehr bedeutend, denen sie einen sicheren Anhalt gewährt; sie begegnet den Flanken-Angriffen früher; sie hält die Umgehungen in weiterer Ferne, und kann nur hier ihren wesentlichen Zweck erfüllen, nämlich das feindliche Artilleriefeuer von der Infanterie ab und auf sich zu ziehen. Die Aufstellung in den Intervallen hat nur den Vortheil, die Artillerie durch eine bessere Deckung sicher zu stellen; eine Deckung, welche in diesem Grade den Batterien auf den Flügeln fehlt. Denn eine Deckung gewährt nur dann Sicherheit, wenn der Feind die Artillerie nicht früher erreichen kann, als die Bedeckung selbst. Dies ist bei der Deckung der Flügel-Batterien durch die Flügel-Bataillone des zweiten Treffens nicht möglich, da diese selten im Stande sein werden, die auf Gewehrschussweite herangekommenen feindlichen Tirailleurs von der Artillerie abzuhalten. —

Die Reserve dient zur Gefechtsentscheidung; in den meisten Fällen kommt es dabei weniger auf eine nachhaltige, als auf eine plötzlich und überraschend eintretende Wirkung an. Bei solcher Gefechtsentscheidung muss die Artillerie beweglich sein; sie muss mindestens im Trabe vorgehen, sich entwickeln und bis auf Kartätschenschussweite an den Feind schnell herangehen können, um den Gegner zu erschüttern und den Angriff der anderen Waffen vorzubereiten. Dazu gehören leichte Geschütze.

Alles hier von der Artillerie Gesagte gilt übrigens nur für die erste Aufstellung und als die Norm, welche zur leichteren Handhabung der Maschine gegeben ist. Im Gefecht selbst wird in jedem konkreten Falle hauptsächlich, ja man kann sagen ausschliesslich, das Terrain die Aufstellung und Verwendung der Artillerie bestimmen. Für die Gefechtseröffnung, und so lange die Artillerie die allein wirkende Waffe ist, geht die Norm, das Gesetz für die Stellung von ihr aus. Je entscheidender ihre Wirkung werden soll, je mehr müssen sich die beiden anderen Waffen nach ihr richten. Bei der Gefechtsverwickelung und Entscheidung tritt dagegen das umgekehrte Verhältniss ein, und zwar in dem Maasse vorherrschend, als man sich dem Feinde nähert. Die Artillerie wird in dieser Periode des Gefechts fehlerhaft verwendet sein, wenn sie die anderen Waffen in ihrer Wirksamkeit, in ihren Bewegungen hindert.

2. Bei der Entwickelung des Gefechts.

Die Einleitung der Gefechte ist also Sache der Kavallerie, aber durch die Zutheilung derselben zur Infanterie während der Gefechtsverwickelung wird die Wirksamkeit der letzteren wesentlich erhöht. Alle Opfer der Infanterie und Artillerie sind ohne bedeutenden Erfolg, sobald nicht Kavallerie bei der Hand ist, in die Gefechtsentscheidung eingreift, den Feind sprengt, verfolgt, Gefangene macht, Geschütze erobert und so die Trophäen des Sieges erlangt. Zunächst erhält die Infanterie durch die Kavallerie ein Element der Beweglichkeit, welches sie sich aus eigenen Mitteln auf keine Weise zu geben vermag; dann aber wird sie dadurch in den Stand gesetzt, ihre ganze Defensivkraft, ihre ganze Feuerwirkung zu entwickeln; sie wird durch die Kavallerie gegen Flankenangriffe geschützt, und kann mit ganzer Kraft auf das Frontalgefecht eingehen. Endlich aber entscheidet in vielen Fällen die Kavallerie durch ihr Hervorbrechen das Infanteriegefecht und übernimmt sodann die Verfolgung.

Nach der älteren preussischen Brigadestellung gehörten 8 bis 12 Eskadrons zu einer Infanterie-Brigade von 7 bis 9 Bataillonen. Durch die Umformung, welche das Jahr 1812 nöthig machte, sank die Zahl der Schwadronen auf sechs; im Feldzuge 1813 und 1814 waren gewöhnlich vier Eskadrons bei einer neun Bataillon starken Infanterie-Brigade; im Feldzuge 1815 sogar nur zwei bis drei. — Bei der späteren Eintheilung waren jeder Division von zwölf Bataillonen acht Eskadrons zugetheilt. Wird eine solche Divisions-Kavallerie nicht durch vielfache Detachirungen, durch Ordonnanzen und durch Zersplitterung auf vielen einzelnen Punkten geschwächt, so lässt sich damit in vielen Fällen schon etwas ausrichten. Acht Schwadronen bei einer Division können oft in das Infanteriegefecht wirksam eingreifen, ja dasselbe entscheiden. Dieses wird namentlich dann stattfinden, wenn der Gegner keinen Werth auf Divisions-Kavallerie legt, und sich so des einzigen Mittels begiebt, das er dagegen anwenden kann.

Zur Zeit der Lineartaktik war es Regel, die Kavallerie auf den Flügeln aufzustellen, und selbst wenn wir in der Schlachtordnung eine Abweichung hiervon finden, wenn wir einen Theil der Reiterei hinter der Infanterie aufgestellt sehen, so wurde sie doch fast immer nach den Flügeln gezogen, um dort verwendet zu werden. Die wenigen Ausnahmen, welche vorkamen, waren entweder durch das Terrain gebieterisch vorgeschrieben, oder erschienen als eine erfolglose Laune, die keinem wahren Bedürfniss entsprach. Die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit einer anderen Verwendung der Kavallerie lag vorzugsweise in den fest zusammenhängenden Linien der Infanterie, denen die Kavallerie-Linien entsprachen; für beide Waffen war die Kolonnen-Formation noch nicht erfunden, die das Durchgehen der Kavallerie durch die Infanterie so sehr erleichtert und überhaupt möglich macht. Bei dem gegenwärtigen Gange des Gefechts tritt die wahre Erndte der Kavallerie fast immer erst ein, wenn die Ordnung und der Zusammenhang beim Gegner durch das Gefecht mit den anderen Waffen gebrochen ist, und die Verwendung der Kavallerie für diesen Zweck wird um so reichere Früchte tragen, je mehr der taktische Zusammenhang beim Feinde durch das Gefecht aufgelöst ist. Die Aufstellung der Kavallerie wird daher stets so sein müssen, dass sie zur rechten Zeit und auf dem rechten Fleck zur Entscheidung und Vollendung des Gefechts eingreifen kann. Dies wird durch die Schnelligkeit ihrer Bewegungen so erleichtert, dass man sie in vielen Fällen sogar ausserhalb des Bereichs des wirksamen feindlichen Feuers

aufstellen kann, und doch im Stande ist, sie rechtzeitig zu verwenden. Die Kavallerie geht daher in der Normal-Aufstellung hinter das zweite Treffen der Infanterie zurück, sobald sie den ersten Zweck, die Einleitung des Gefechts, erfüllt hat. Hier ist sie disponibel für jede mögliche Weise der Verwendung. Sie kann von hier aus der Infanterie die Flanken decken, ohne, wie früher, eher als diese vom Feinde erreicht zu werden, und ohne in die Gefahr zu kommen, ein isolirtes Gefecht führen zu müssen. Sie ist hier geeignet aufgestellt, um im lebhaften Gefechtsmoment entscheidend gegen Front oder Flanke des Feindes verwendet zu werden; sie kann von hier aus zu einer kräftigen Verfolgung leicht vorgehen, und ist bereit, im unglücklichen Fall den Rückzug der Infanterie zu decken und die Verfolgung des Feindes zu hemmen.

Allerdings können aber auch einzelne Fälle vorkommen, wo sie auch vor der Infanterie und Artillerie wirksam werden muss, z. B. wenn der Feind in einem Zustande ist, wo es nicht einmal der Wirksamkeit dieser beiden Waffen bedarf, ihn zu schlagen; sei es wegen seiner numerischen Schwäche, sei es, weil er durch vorhergegangene Märsche und Gefechte physisch und moralisch erschöpft ist, oder wenn man die Kavallerie zur Deckung des eigenen Rückzuges zurücklassen muss, um Defileen möglichst lange zu halten. — Ob sie dann hinter die Mitte der Infanterie, hinter einen Flügel oder hinter beide zu stellen ist, entscheidet natürlich das Terrain. Ist ein Flügel der Division gut und sicher angelehnt, oder schlägt sich ein Theil derselben in einem der Infanterie vorzugsweise günstigen Terrain, so würde es eine Verschwendung an Kräften sein, hier noch hinter der Infanterie Kavallerie aufzustellen. Sie muss dann vielmehr vereinigt da stehen, wo sie das zweckmässigste Feld ihrer Wirksamkeit vor sich hat, oder wo das Terrain in Bezug auf die Anordnungen des Gegners eine gefahrdrohende Gefechtsverwickelung zulässt.

Schon früher haben wir mehrfach darauf hingedeutet, wie die Momente der Gefechtsentscheidung durch die Kavallerie flüchtig vorübergehende Augenblicke sind, die richtig erkannt und schnell benutzt werden müssen. Dieses wird bei der gegenwärtigen Infanterietaktik um so nothwendiger, als die Infanterie in der Massenstellung, im vollen Karree ein Mittel besitzt, welches sie, selbst in Unordnung gebracht, noch schnell anwenden kann, um der Kavallerie einen Widerstand entgegenzusetzen, dessen Besiegung fast unter allen Umständen für diese zweifelhaft ist. Abgesehen von solchen Ueberraschungsgefechten und von den Gefechten einer isolirten Infanterie

gegen Kavallerie, die ihre Choks durch Artillerie vorbereitet, finden wir nun den Moment der Entscheidung durch Kavallerie vorzugsweise dann, wenn die Infanterie des Gegners durch das Feuergefecht mürbe gemacht, der feste Zusammenhang der Linie durch die Verluste an Todten und Verwundeten aufgelockert ist. Bei einem bis zur letzten Entscheidung durchgeführten Gefecht der gemischten Waffen tritt ein solcher Zustand besonders durch das Massenfeuer der Infanterie ein. Um auf dieses Feuer einzugehen, und andererseits um demselben entsprechend zu begegnen, muss die Infanterie sich in Linie entwickeln, also diejenige Form annehmen, in der sie der Kavallerie in der Flanke den geringsten Widerstand entgegenzusetzen vermag. Bei diesem Feuergefecht, wenn es nicht der zu weiten Entfernung wegen unwirksam bleibt, treten in wenigen Minuten grosse Verluste ein; die Linien lichten sich durch die Todten, Verwundeten und die Leute, welche diese aus dem Gefecht zurückbringen; die Führer fallen; es entsteht Unordnung; die Bataillone wirbeln, wie Friedrich II. es bezeichnet, um die Fahnen. Dies ist der günstigste Moment des Einbrechens der Kavallerie, die unter solchen Umständen mit wenigen Schwadronen im Stande ist, das im Feuer stehende Treffen ganzer Brigaden über den Haufen zu werfen und das Gefecht zu entscheiden. Bedingung aber dabei ist, dass sie nahe zur Hand und in einer Formation sein muss, die plötzliches Hervorbrechen durch die eigene im Feuer stehende Infanterie gestattet. Die Divisions-Kavallerie muss zu dem Ende, sobald das Massenfeuer der Infanterie beginnt, wenn das Terrain es irgend erlaubt, bis dicht an das zweite Treffen heranrücken. Sie muss sich in Kolonnen hinter den Intervallen der Bataillone des ersten Treffens aufstellen. Sind diese Intervallen nach unserem Vorschlage 30 Schritt weit, so kann die Kolonne hervorbrechen, ohne dass die Bataillone abzubrechen brauchen. Alsdann, wenn der Moment des Wankens beim Feinde eingetroffen ist, geht die Kavallerie vor und marschirt dabei auf oder schwenkt ein, um sofort anzugreifen. Diese Gefechtsverwickelung ist das Werk weniger Minuten; und der Gegner wird, wenn er nicht von Hause aus Gegenmaassregeln getroffen hat, fast immer ausser Stande sein, nach Erkennung der ihm drohenden Gefahr (die noch durch den Pulverdampf versteckt wird) irgend Etwas rechtzeitig zur Abwendung derselben zu thun.

Die einzige Gegenmaassregel liegt aber in der Verwendung von Kavallerie zu dem gleichen Zweck; was daher von Hause aus eine gleiche oder doch sehr ähnliche Formation der

Kavallerie voraussetzt. Betrachten wir das Gefecht unserer Infanterie-Division nach dieser Seite, so sind dabei etwa sechs Bataillone im ersten Treffen. Auf den Flügeln und in den Brigade-Intervallen stehen zwei bis drei Batterien, mithin bleiben noch vier Bataillons-Intervallen, um auf diese Weise benutzt zu werden, was aber keineswegs ausschliesst, dass nicht auch ein Theil der Kavallerie in ähnlicher Art auf den Flügeln ins Gefecht gebracht werde.

Die Schwierigkeit dieser Gefechts-Combination beruht lediglich darin, dass die eigene Infanterie schnell zur Einstellung des Feuers veranlasst, die Kavallerie nahe herangebracht und nur im richtigen Moment losgelassen werden muss. Das Erstere ist Sache der Uebung, weshalb dergleichen Combinationen häufig in die Sphäre des Exerzitiums hineingezogen werden sollten. Das Zweite ist Sache der Intelligenz und des richtigen Blicks der Divisions-Kommandeurs, was freilich nicht gelehrt werden kann. Wie entscheidend aber eine solche Verwendung der Kavallerie wird, zeigt uns unter Anderem das Gefecht von Möckern, wo der äusserst blutige Kampf von vier Infanterie-Divisionen durch die Attake, die der Major von Sohr auf seine eigene Hand, aber in dem richtigsten Augenblick, mit dem brandenburgischen Husaren-Regiment machte, entschieden wurde. Das Nachrücken der anderen Kavallerie, so wie das Nachstürmen der Infanterie vollendete nur die Niederlage; die Entscheidung wurde durch vier schwache Husaren-Schwadronen gegeben; dieses Gefecht liefert zugleich ein Beispiel von den Verlusten, welche das Feuergefecht geschlossener Infanterie, in Verbindung mit Artillerie, hervorbringt. Die zweite Brigade, sechs Bataillone, verloren an Todten und Verwundeten den Brigade-Chef, den Brigade-Kommandeur und alle Regiments- und Bataillons-Kommandeurs bis auf einen der letzteren; das erste ostpreussische Infanterie-Regiment, welches im ersten Treffen stand, allein 24 Offiziere. Dem entsprechend waren die übrigen Verluste.

Dass aber der richtige Moment auf glückliche Weise von den einzelnen Führern auf eigene Hand benutzt werde, darauf ist nicht zu rechnen; dieses muss vielmehr durch die Unterordnung und die Formation gesichert sein, und so ist es denn nothwendig, dass die Kavallerie-Abtheilung untrennbar mit der Infanterie-Division unter einem Kommando stehen; jede Mittelsperson ist da ein Uebelstand. Abgesehen aber von dieser einen Seite, der innigen Verbindung von Kavallerie und Infanterie, ist es überhaupt für die Organisation jedes grösseren Truppenkörpers, der aus der Combination verschiedener Waffen

besteht, ebenso und noch mehr wie für jeden Truppenkörper, der aus einer Waffe besteht, nothwendig, dieselbe in eine bestimmte, feste Form zu bringen; in eine Form, in welcher jedes Glied seine Kräfte für sich entwickeln kann, in der aber zugleich alle als eine Einheit auf ein Ziel hin zusammenwirken können. Jeder einzelne Theil jeder Waffe muss daher ein- für allemal in eine bestimmte Ordnung gefügt werden, in welcher alle sich nach und neben einander, sowohl im Zustande der Ruhe, als in dem der Bewegung und des Gefechts, zu erhalten haben, ohne dass es nöthig wird, für jeden speziellen Gefechtsfall detaillirte spezielle Anordnungen zu ertheilen. Durch diese organische Gestaltung der Truppenkörper wird allein diejenige Schnelligkeit und Präzision erreicht, welche für die zweckmässigste Verwendung aller Theile nothwendig ist. In dieser Beziehung darf der Befehl eines Armeecorps keine grössere Schwierigkeit haben, als der eines Regiments.

Diese Zusammenfügung, diese Form der Verbindung derjenigen Truppen, welche gemeinschaftlich mit einander fechten sollen, nennen wir im Allgemeinen Schlachtordnung, Ordre de bataille. Durch dieselbe erhalten die verschiedenen Waffen unter sich, und die einzelnen Grundabtheilungen unter einander ihren Platz, ihr Verhältniss zu einander angewiesen. Auf der einen Seite wird durch sie der Führer des Ganzen, auf der anderen Seite jeder einzelne Unter-Befehlshaber befähigt, in beständiger Uebersicht der Verhältnisse zu bleiben und sich über die Gefechts- oder Marsch-Verhältnisse leicht zu orientiren. Ferner wird dadurch allein die schnelle und ordnungsmässige Aufstellung und Bewegung zum Gefecht erlangt; indem es hierzu nur eines kurzen Befehls, eines Kommandos bedarf. Diese Ordre de bataille, die bei jeder Truppe nothwendig ist, und für die kleineren Theile bereits im Reglement liegt, muss als Grundlage des Ganzen für jedes Corps, jede Division dieselbe sein; sie muss aber so oft erneuert werden, als im Laufe des Feldzuges Veränderungen eintreten. Von dieser Ordre de bataille, die nur eine allgemeine Uebersicht der Zusammensetzung eines Truppencorps ist, unterscheidet sich die Anordnung, welche wesentlich eine bestimmte Rücksicht auf die Verwendung der disponiblen Truppen zum Gefecht nimmt: die Schlachtordnung im engeren Sinne, die Gefechtsordnung.

Durch dieselbe soll jeder einzelne Truppentheil, jede einzelne Waffe befähigt werden, nach ihrer Eigenthümlichkeit zur Ueberwältigung des Gegners beizutragen; zugleich aber

sollen die einzelnen Waffen auch so zu einander in ein Verhältniss gestellt werden, dass sie sich gegenseitig auf das Vortheilhafteste unterstützen und ergänzen können. Endlich muss durch die Gefechtsordnung der Uebergang aus dem Zustande der Ruhe in den der Bewegung und den des Gefechts, oder umgekehrt, mit grösster Schnelligkeit und Leichtigkeit möglich sein. Diese Gefechtsordnung wird nothwendig durch den jedesmaligen Standpunkt der Taktik der einzelnen Waffen bedingt, und sie wird zu einer Fundamental- oder Normal-Gefechtsordnung, wenn sie in einer Armee ein- für allemal reglementarisch festgestellt ist; wenn die Truppen so ohne weitere besondere Befehle und erneuerte Bestimmungen in einer festen Form, gleichsam mechanisch zum Gefecht gehen und es durchführen, so dass Modifikationen hierin nur für spezielle Gefechtsfälle nöthig werden. Diese Modifikationen müssen dann aber auch in solcher Gefechtsordnung schon vorbereitet sein.

Diese Normal-Gefechtsordnungen sind übrigens nicht ein Ergebniss der neueren Zeit; wir finden sie vielmehr überall und schon im Alterthum; die Stellungen der Phalanx, der Legion sind nichts Anderes. In neuerer Zeit ist durch die Einführung der Feuerwaffen, die Vermehrung der Artillerie u. s. w. die Bildung einer solchen Gefechtsordnung viel schwieriger geworden; indem sich damit ein grösserer Reichthum an Kräften aufgethan hat, die auf eigenthümliche Weise zum Zweck des Gefechts verwendet werden müssen.

Diese grössere Mannigfaltigkeit hat zugleich die nothwendige Folge, dass man sich gegenwärtig darauf beschränken muss, die Normal-Gefechtsordnung nur als einen Ausgangspunkt oder Anhaltspunkt zu betrachten, der den allgemeinsten Gefechts-Verhältnissen entspricht und es den Führern überlässt, mit Rücksicht auf das Terrain, den Feind und den speziellen Gefechtszweck die nöthigen Modifikationen eintreten zu lassen. Betrachten wir so die neueren Normal-Gefechtsordnungen als Ausgangspunkt für jedes Gefecht, so ist ihnen ein sehr hoher Werth nicht abzusprechen. In ihnen findet auch der schwächste Führer einen bestimmten Halt, der ihn vor solchen Fehlern und Absurditäten schützt, die vorkommen würden, wenn er im Augenblick des Bedarfs alle Detail-Anordnungen befehlen und erläutern müsste. Aber auch der talentvollste Führer hat durch dieselbe den Vortheil, dass in der Hauptsache Alles abgemacht ist; er wird nicht durch Detail ermüdet, sondern kann seine Aufmerksamkeit ganz auf die Leitung des Gefechts im Allgemeinen richten, wie diese durch das Terrain und den

Feind bestimmt wird. Die Schlachtordnung wird daher für den geistlosen Führer ein Band, das seiner Schwäche hilft; während sie für den tüchtigen Führer nur die erste Anordnung ist, aus der er mit Leichtigkeit in die Formen übergehen kann, die die speziellen Verhältnisse erfordern.

In der Zeit der Lineartaktik bildete ein Heer ein Ganzes, aus ungleichartigen Theilen bestehend. Eine Theilung konnte daher, wenn nicht etwa nur ein Flügel Kavallerie entsendet werden sollte, nur durch neue Formation statthaben. Ein Corps, was entsendet werden und die Fähigkeit haben sollte, ein Gefecht selbstständig durchzuführen, das mithin aus allen Waffen bestehen sollte, musste stets besonders organisirt werden. Dies hatte den doppelten Nachtheil, dass einerseits die zueinanderstossenden Theile nicht genau mit einander bekannt waren, oft nicht zu einander passten; andererseits aber, dass der Organismus des Ganzen zerrissen und gestört wurde. Hiervon ging zuerst der Herzog Ferdinand von Braunschweig 1761 ab, indem er die alliirte Armee in selbstständige Corps theilte, die in ihrer Formation blieben, auch wenn sie, zusammengezogen, eine Armee bildeten. Die verschiedenartigen Elemente seines Heeres (Engländer, Hessen, Hannoveraner, Braunschweiger) gaben hierzu die nächste Veranlassung.

Im Allgemeinen aber ist festzuhalten, dass die Mischung der Waffen zur Zeit der Lineartaktik erst in der Armee als Ganzem stattfand, diese mochte klein oder gross sein. Immer finden wir das Corps de bataille der Infanterie in zwei Treffen und zwei Flügel Kavallerie; ein Verhältniss, welches bis in die ersten Jahre der Revolutionskriege bestand. Durch die Fortbildung der Divisionen zu selbstständigen organischen Körpern hat sich dieses Verhältniss wesentlich verändert. Das Heer besteht jetzt aus organischen Theilen, deren jeder für sich wieder das Bild des ganzen Heeres, und daher verhältnissmässig eben so selbstständig ist. Theilung und Zusammenziehung ist daher auf das Höchste erleichtert. Durch die Theilung wird nicht mehr der Organismus des Ganzen zerrissen; die Zusammenziehung macht keine neuen Formationen nöthig; es ist nur ein In- oder Aneinanderschieben gleichartiger Theile, deren Thätigkeit und Wirksamkeit sofort und auf allen Punkten in einander eingreift. Dass dadurch die Führung des Ganzen, so wie die Gefechtsleitung unendlich gewonnen hat, leuchtet sofort ein.

Was nun die Normalgefechtsordnung der Truppenkörper der einzelnen Waffen betrifft, so ist diese im Wesentlichen schon gehörigen Orts beleuchtet worden, und wir haben dort

gesehen, wie die Franzosen und Engländer eigentlich eine solche nicht besitzen. Es ist aber erwiesen, dass die Gliederung in die Tiefe, *l'ordre perpendiculaire* der Franzosen, das erste Gesetz für eine nachhaltige Gefechtsführung ist, namentlich für die Infanterie; bei der Kavallerie tritt dies Gesetz erst bei grösseren Massen und unter gewissen Gefechtsumständen oder Gefechtszwecken ein. Deshalb hat auch die preussische Brigade schon, wie die österreichische, im Frieden diejenigen ihrer Theile bestimmt, welche im ersten Treffen, und diejenige welche im zweiten Treffen stehen sollen. Der Kommandeur braucht da nur einer Marschkolonne den einfachen Befehl zum Aufmarsch zu geben, um seine Truppe allen Bedürfnissen gemäss gegliedert zu haben. Ganz gleich verhält es sich mit der Führung der Division, und so hat selbst eine solche Masse für jeden der drei Gefechts-Abschnitte, Einleitung, Verwickelung, Entscheidung eine Gliederung in Avantgarde, Gros und Reserve.

Der Krieg erheischt aber, dass isolirt fechtende Massen schon durch ihre Zusammensetzung aus den verschiedenen Waffen allen Anforderungen genügen können, und es ist deshalb nothwendig von vornherein diese Zusammensetzung nach allgemeiner Norm zu regeln. Diese Norm muss nach dem disponibeln Material sowohl wie nach dem Kriegstheater bemessen werden.

Der schwierige Punkt bei der Combination der verschiedenen Waffen ist nun der Ausgangspunkt; nämlich die Beantwortung der Frage, welcher Theil die kleinste Abtheilung gemischter Waffen in der Normalgefechtsordnung sein soll. Von Detachements, die für einen einseitigen Gefechtszweck combinirt werden, ist hier nicht die Rede. Diese Schwierigkeit wächst, je zahlreicher die verschiedenen Nüancirungen der verschiedenen Waffen werden, und je wesentlicher sich dieselben von einander unterscheiden. Wir haben jetzt leichte und schwere Kavallerie, leichte und Linien-Infanterie, Büchsenschützen, Pioniere, leichte und schwere Fuss-Artillerie, Haubitzbatterien, reitende Artillerie, Raketen-Corps u. s. w., und es ist daher unmöglich, kleinere Theile der Armee nach allen Seiten hin gleichartig zu bilden und zu organisiren. Diejenigen Waffen, die nur für besondere, mehr einseitige Zwecke dienen, müssen daher ausgesondert werden; sie können erst bei den grösseren Theilen hinzutreten, da sie nur in geringerer Anzahl nöthig sind.

So ist denn in der preussischen Armee, wie in fast allen andern Armeen, die Division die erste feste, dauernde Zusammensetzung der verschiedenen Waffen, in die aber nur die

drei Hauptwaffen eingehen und zu der erst für spezielle Zwecke spezielle Waffen hinzutreten. Es werden ihr z. B. wenn sie zur Avantgarde dient, reitende Artillerie, Büchsenschützen u. s. w. zugetheilt; wenn sie einen Dorfangriff machen soll, wird sie durch eine Haubitzbatterie verstärkt, u. s. w. Die Zusammensezzung der Divisionen ist bei den verschiedenen Armeen eine verschiedene, und ist wesentlich im Zusammenhang mit ihrer Organisation im Allgemeinen.

In der österreichischen Armee bildet man die Infanterie-Division aus 2 Infanterie-Brigaden, zu 5 bis 6 Bataillons und 1 fahrenden Batterie, und 2 bis 4 Eskadrons (2 bis 4 Divisionen); jedoch hat man auch gemischte Brigaden zu 4 bis 5 Bataillons, 2 Eskadrons und 1—6℔gen Fussbatterie. Die Division hat also etwa 10 bis 11 Bataillons, 2 — 6℔ge Fussbatterien und bis 4 Schwadronen; wobei im Auge zu behalten ist, dass nach den Etats dies eine Masse von etwa 13,000 Mann Infanterie, 800 Pferden und 16 Geschützen ist.

In der französischen Armee besteht die Division in der Regel aus 2 Linien-Infanterie-Brigaden, 1 Jäger-Bataillon mit je 1 fahrenden Batterie, und 1 Genie-Compagnie, also resp. aus 9 bis 13 Bataillons mit 2 Batterien, je nachdem die Regimenter zu zwei oder drei Bataillons erscheinen.

Die hannoversche Armee formirt Infanterie-Divisionen zu 10 Bataillons, mit 1 leichten Batterie; wieviel Kavallerie der Division zugetheilt werden wird, ist noch unbekannt.

Die bayerische Armee bildet 2 Divisionen zu 12 Bataillons, 12 Schwadronen und 4 Batterien (2 — 6℔ge fahrende, 1 — 12℔ge, 1 reitende Batterie).

Man sieht also, dass fast alle der Infanterie-Division auch einige Schwadronen zutheilen; wo dies nicht geschieht, liegt es am Mangel leichter Kavallerie, wie bei den Franzosen, oder an der Organisation der Armee.

Während die Normalgefechtsordnung nur vorschreibt, in welcher Gliederung eine gewisse Anzahl von Bataillonen oder Schwadronen fechten sollen, ist aber auch nöthig, diesen Truppen sowohl für die Lagerungs-Verhältnisse als für das Gefecht eine bestimmte Aufstellung vorzuschreiben, damit der innere Dienst sowohl wie der im Gefecht mit Bestimmtheit und Leichtigkeit gehandhabt werde. Diese Norm für Cantonnirung, Lagerung, Aufstellung, nennt man Ordre de bataille, und sie verbindet auch die grösseren und grössten Massen zu einem leicht zu leitenden und zu ernährenden Organismus. Sie ist nothwendig, damit diese innere Ordnung nicht nach dem Belieben oder Wechsel in der Person des Füh-

rers gefährdet werde; um so nothwendiger, je grösser die zu ordnende Masse ist.

Die vollständige Vereinigung aller Waffen zu einem Ganzen finden wir erst im Armee-Corps.

Das Armee-Corps wird aus Infanterie- und Kavallerie-Divisionen, einer Reserve-Artillerie und einer gewissen Anzahl von technischen Truppen gebildet. Für die Zusammensetzung der Divisionen zu Corps sind bei den verschiedenen Armeen verschiedene Vorschriften; die preussische Armee bildet es aus zwei Infanterie- und einer Kavallerie-Division; die österreichische nimmt meistens zwei, oft auch drei Divisionen Infanterie. In der französischen Armee ist hierüber nichts Bestimmtes bekannt und man hat sich die Freiheit vorbehalten, das Corps aus beliebig vielen Divisionen zu bilden. Die Russen nehmen drei Infanterie-Divisionen und eine Kavallerie-Division.

Man hat vielfach behauptet, dass die Theilung in zwei Divisionen unzweckmässig sei, und nur die Einheit des Befehls hindere; um so mehr, als die eine Division doch getheilt werden müsse. Daher sei es zweckmässiger, vier Divisionen zu bilden. Ausserdem sei eine Division von zwölf bis dreizehn Bataillons zu unbehülflich. Wir können dies nur zugeben, so lange eine solche Division nicht wieder in Brigaden getheilt ist; ist sie so getheilt, so ist sie offenbar gelenkiger als eine Division von neun Bataillons, wie sie in den Jahren 1812 bis 1813 bestanden; sie hat aber auch eine viel bedeutendere Widerstandsfähigkeit.

Vielleicht mag es besser sein, Divisionen von acht Bataillons, in zwei Brigaden formirt, zu haben, so wie die französische Armee; und allerdings hat eine solche Division, insofern ihr noch einige Kavallerie beigegeben ist, grosse Widerstandsfähigkeit und Leichtigkeit der Bewegung.

Wie indessen die Organisation der preussischen Armee beschaffen ist, wie die Eintheilung in gleiche Corps und Divisionen aus dem Bedürfniss einer festen geregelten Verwaltung und Ordnung hervorgegangen und mit allen anderen Staatseinrichtungen fest verwachsen ist, so wird es schwer sein, wegen Nebenumständen, die am Ende leicht zu beseitigen sind, diese Organisation zu ändern.

Bei einer so grossen Menge von Interessen ist nun eine Ordre de bataille ein unabweisbares Bedürfniss, weil nach derselben die Verpflegung der Masse allein geregelt werden kann. Da eine solche Masse aber auch, im Verein selbst mit anderen gleichartigen Massen, immer einen selbstständigen

Gefechtszweck durchzuführen haben, isolirt fechten wird, so ist es nöthig, ihr auch eine Normal-Gefechtsordnung zu geben, welche meist und am besten mit der Ordre de bataille zusammenfällt.

Das Armee-Corps hat nun eine Ordre de bataille, die darauf berechnet ist, dass das Corps selbstständig auftreten und handeln soll, und bei der die preussische Friedensformation zum Grunde gelegt ist. Demgemäss bedarf es einer Avantgarde, eines Gefechtstreffens und einer Reserve. In der Bildung dieser Theile ist der kommandirende General wenig beschränkt; in der Regel wird aber die Reserve aus der gesammten Kavallerie, dem grössten Theil der reitenden und schweren Artillerie bestehen; er kann dann noch Infanterie hinzufügen.

Diese Ordre de bataille erscheint uns höchst zweckmässig; aus ihr kann leicht jede Gefechtsformation hervorgehen; das Infanterie-Corps ist im Stande, selbstständig in jedem Terrain (in dem überhaupt gefochten werden kann) ein hartnäckiges Gefecht geraume Zeit, selbst gegen grosse Ueberlegenheit hinzuhalten; ein Verhältniss, welches sich natürlich in einem günstigen Terrain noch steigert. Bei seinem Eintreffen auf dem Schlachtfelde muss ein solches Corps ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale legen; es sind 25,000 Mann Infanterie, 4800 Mann Kavallerie und 88 Geschütze, welche hier auftreten.

Die Schlachtordnung der Lineartaktik ist auf das Frontalgefecht in der Ebene mit Flügelanlehnung berechnet; sie ist eine vollständige Entwickelung aller Kräfte zu gleichzeitigem Gebrauch; aber eben deshalb, bei dem daraus hervorgehenden Mangel an Tiefe, gestattet sie nur sehr schwierig Abänderungen. Daher kam z. B. die Verlegenheit der Gegner Friedrich's II., wenn sie, um seinen unerwarteten Angriffen, Umgehungen und Flankenangriffen zu begegnen, neue Fronten entgegensetzen mussten. Bei der heutigen Normal-Schlachtordnung bietet das Gefecht in der absoluten Ebene, das Frontalgefecht, keine vortheilhafteren Gefechts-Verhältnisse, als das Gefecht im coupirten Terrain. Flankenangriffe und Flankengefechte kommen überall vor; sie haben ihren absoluten Werth verloren; die Tiefe der Stellung erlaubt, ihnen zu begegnen, sie entweder ganz zurückzuweisen oder doch grösstentheils unschädlich zu machen. Man schlägt sich jetzt nach jeder Flanke, wie in der Front, ohne dass aus ersterem Gefecht bedeutende taktische Nachtheile hervorgingen. (Von den strategischen Nachtheilen haben wir hier nicht zu sprechen.)

In dieser Gefechtsstellung sind die Aufstellungen in Linie oder Kolonne gleich bequeme Zustände; der Uebergang aus einer in die andere, so wie in jede andere Form, ist leicht; das zerstreute Gefecht ist in ihr vollständig vorbereitet. Bei der Gliederung des Ganzen in diskrete Haufen, die hier zunächst durch die Brigaden gebildet werden, ist man im Stande, sich zur möglichst grossen Breite auszudehnen, oder sich in tiefe Kolonnen zusammenzuziehen. Man kann daher hier nach dem Bedürfniss der Umstände die ganze Kraft auf einmal entwickeln oder sie successive an den Feind führen.

Wir verlangen von einer Normalordnung, Ordre de bataille, ausserdem, dass dadurch die schnellen Uebergänge aus dem Zustand der Ruhe in den des Gefechts und der Bewegung begünstigt werden. Auch dieser Forderung ist hier entsprochen. Die Märsche sind nach der Ordre de bataille sehr leicht und einfach anzuordnen; die Formation in diskrete Haufen, so dass jeder Theil zugleich für sich ein selbstständiger ist, erleichtert dies noch mehr. Man kann mit Bequemlichkeit ein Corps von 30,000 Mann auf vier verschiedenen Strassen marschiren lassen, so dass jede Kolonne für sich nicht erst gebildet zu werden braucht, sondern, aus allen Waffen bestehend, für sich im Fall der Ueberraschung ein Gefecht annehmen kann, bis zum Herankommen der anderen Divisionen. Der Treffenabmarsch der Lineartaktik erlaubte dies nicht und verhinderte auch den Vortheil, die Wege auszuwählen; man musste in nächster Nähe zusammenbleiben, um den Aufmarsch so schnell als möglich machen zu können.

Wir sind hiermit an den Schluss der Elementartaktik gekommen. Unsere Betrachtung hat sich noch abstrakt gehalten, indem sie auf das Terrain keine Rücksicht nahm und das Gefecht aller Besonderheiten entkleidete, die durch Zweck und Terrain hinzutreten.

Der Gegenstand des zweiten Theiles wird nun eben die angewandte Taktik sein, die über das Gefecht und die Bewegung in Bezug auf Terrain, Zweck und Mittel handelt.

ZWEITER THEIL.

ANGEWANDTE TAKTIK.

EINLEITUNG.

Wir haben die Vorlesung über Taktik eingetheilt in Elementar- und angewandte Taktik. Zu ersterer zählten wir die Aufbringung und Organisation der bewaffneten Macht; die Ausrüstung des Heeres, die Formation der verschiedenen Waffen, die Evolutionen der taktischen Einheiten dieser Waffen, so wie die Formation grösserer und gemischter Truppenkörper; endlich die Grundzüge, die Elemente des taktischen Verhaltens der Truppen in den verschiedenen Lagen des Gefechts. Wir abstrahirten hierbei, so weit es irgend möglich war, von dem Terrain sowohl, als von den verschiedenen Gefechtszwecken, und liessen alle Beziehungen beider Gegenstände zum Gefecht, den grossen und oft entscheidenden Einfluss derselben, so viel als irgend möglich unberücksichtigt. Wir betrachteten somit die Taktik und das Gefecht ganz abstrakt, entkleidet von der Lebendigkeit, die dasselbe erst durch bestimmte gegebene Zwecke, so wie durch die Ausführung in einem gegebenen Terrain erhält. Wir haben also die Elemente der Taktik kennen gelernt und kommen nun in unserer Betrachtung zur Anwendung dieser Elemente auf das Gefecht, auf den Krieg. Wir bezeichnen deshalb diesen zweiten Theil als Betrachtung der angewandten Taktik.

Elementar-Taktik und angewandte Taktik sind daher kein Gegensatz; jene ist vielmehr nur die Grundlage dieser, das Fundament, von dem ausgegangen und auf das weiter gebaut wird. Während wir im ersten Theile die Formation, Organisation der Truppen, die ihnen inwohnende taktische Ausbildung, die Natur jeder Waffe betrachteten, gehen wir nunmehr zur Betrachtung derjenigen kriegerischen Handlungen über, welche in Folge und vermittelst dieser taktischen Ausbildung durch die Truppen zur Ausführung kommen, und wir haben es daher nicht mehr mit den Vorbereitungen zum Kriege, sondern mit dem Kriege selbst zu thun.

Betrachten wir den Krieg, so sehen wir auf den ersten Blick, dass derselbe im Allgemeinen zerfällt in die drei Momente der Bewegung, der Ruhe und des eigentlichen Kampfes. Dies ist schon an sich klar. Krieg ist Kampf, und somit Kraftäusserung. Eine Kraftäusserung dieser Art wird durch endliche Mittel erreicht, sie kann also nicht kontinuirlich sein, sondern wird durch Ruhe unterbrochen, d. h. Momente, in denen sich die Kraftäusserung nicht zeigt. Diese letztere hat dann für sich wieder die zwei Seiten der Bewegung und des eigentlichen Kampfes im engeren Sinne, des Gefechts.

An dieses Verhältniss wollen wir uns zunächst halten und dasselbe zum Leitfaden für den weiteren Gang unserer Betrachtung nehmen. Hierbei muss dann stets ein Element mit in Berechnung kommen, das bisher ausser derselben blieb, nämlich der Einfluss des Terrains auf Bewegung und Ruhe der Truppen, so wie auf den Kampf, das Gefecht selbst.

I. Abgesehen von dem Gefecht selbst, von den Bewegungen, welche in ihm vorkommen, ist die Bewegung taktischer Körper der Marsch. Diese Bewegung ist doppelter Art. nämlich:

a) Bewegung, Marsch, bei dem das Gefecht nicht direkt in Beziehung kommt. Hierher gehören also alle Märsche als Vorbereitung zum Kriege, Zusammenziehungen, Concentrirung der Truppen, der Marsch nach oder von dem Kriegstheater im engeren Sinne. Man hat viel nach einer bezeichnenden Benennung dieser Art von Märschen gesucht und hat sie endlich Friedensmärsche, Reisemärsche genannt. Erstere Benennung passt indessen für solche Märsche nicht; sie kommen vielfach im Kriege, selbst auf dem Kriegstheater im weiteren Sinne, vor; die Truppen sind dabei auf dem Kriegsfusse, sie führen Bagage, Feldmunition, Feldgepäck etc. bei sich, was bedeutende Unterschiede hervorbringt, die sehr ins Gewicht fallen. Es wird uns nichts Besseres übrig bleiben, als solche Märsche Reisemärsche zu nennen, obschon dieser Name auch vielfache Anfechtungen erlitten hat.

b) Die zweite Art von Märschen sind dann die auf dem Kriegstheater ausgeführten, die eigentlichen Kriegsmärsche, unter den Augen des Feindes oder doch in der Wirkungssphäre desselben, bei denen daher schon eine direkte Beziehung auf den Feind und auf das Zusammentreffen mit ihm, im Gefecht, stattfindet. — Während bei der ersten Art die ökonomischen Rücksichten,

die Rücksichten auf Verpflegung, Bequemlichkeit, Erhaltung der Truppen vorherrschen, ist hier die taktische Rücksicht auf das Gefecht das vorzugsweise Bedingende. Die marschirenden Truppen müssen auf das Gefecht vorbereitet, zum Gefecht geordnet sein, und die Gefechtsordnung wird somit das Bestimmende für die Marschordnung. So tritt mithin die Sorge für die Sicherheit der Märsche hervor und wir haben daher hier

c) den Zweck, das Verhalten, den Dienst der Avantgarden, Arrieregarden und Seitendetachements zu betrachten.

II. Der Zustand der Bewegung steht mit dem der Ruhe in unausgesetzter Wechselwirkung. Die Bewegung, welche die Kraft konsumirt, bedingt die Ruhe, welche diese wiederherstellt; sie geht von dem Zustande der Ruhe aus und geht in denselben wieder zurück.

Im Allgemeinen ist die Ruhe in doppelter Form vorhanden, nämlich als die eine Seite des täglichen Wechsels von Ruhe und Bewegung, und dann als die längere Pause zwischen Perioden der Kraftäusserung.

Der Zustand der Ruhe im Kriege aber lässt sich auch nach drei Seiten betrachten:

a) Die Seite der Unterbringung der Truppen, wobei, wie bei den Reisemärschen, die ökonomischen Rücksichten vorherrschen. Diese Unterbringung ist nun entweder der Cantonnement, oder Lagerung, oder Bivouak.

b) Die Seite der Aufstellung der Truppen, mit Rücksicht auf das Terrain und den Feind, die Betrachtung der Positionen, Stellungen, Aufstellungen.

c) Die Betrachtung der militairischen Maassregeln zur Verhütung der Störung der Ruhe; die Sicherung der Truppenaufstellungen durch Vorposten und Vortruppen, woran sich dann der Parteigängerkrieg anschliesst, der fast immer nichts Anderes zum Hauptzweck hat, als Sicherung unserer Truppen oder Störung der des Gegners.

Nachdem wir so die, dem eigentlichen kriegerischen Akt vorher und zur Seite gehenden Zustände der Bewegung und Ruhe betrachtet haben, gelangen wir zu diesem selbst,

III. dem Gefecht. Das Gefecht ist Kampf, ist Angriff und Vertheidigung in steter Wechselwirkung. Vom taktischen Standpunkte aus lässt sich dieser Kampf wiederum unter einem dreifachen Gesichtspunkte betrachten;

a) Nach der äusseren Erscheinung, und so in bestimmter Beziehung auf die Terrain-Gegenstände und die Gelände, in denen gefochten wird, und welche dem Gefechte eben seine verschiedenartige Gestalt geben, als Waldgefecht, Gebirgsgefecht, Dorfgefecht, Defilee- und Dammgefecht, Gefecht um befestigte Posten, Flussübergangsgefecht.

b) Nach dem innern, zum Grunde liegenden speziellen Zwecke, als das Gefecht der Vortruppen, Rekognoszirungs-Gefecht, Ueberraschungs-Gefecht (Ueberfall, Allarmirung, Hinterhalt), das hinhaltende Gefecht, Scheinangriff, Deckungsgefecht.

c) Endlich nach der Masse der in das Gefecht kommenden Truppen, als das G e f e c h t und die S c h l a c h t.

ERSTER ABSCHNITT.

Lehre vom Marsch.

Die Märsche zerfallen, wie wir in der Einleitung gesehen haben, in Märsche nach dem Kriegsschauplatz oder Reisemärsche, und in Märsche auf demselben oder Kriegsmärsche. Der wesentliche Unterschied beider ist leicht zu sehen. Bei den Reisemärschen handelt es sich um Zurücklegung einer bestimmten Entfernung, das Erreichen eines entfernten Zieles mit möglichster Schonung der Truppen in Bezug auf ihre Kampffähigkeit und das ihnen zugehörige Material*). Es werden daher die ökonomischen Rücksichten, so wie diejenigen auf Verpflegung, Bekleidung und Bequemlichkeit die vorherrschenden sein, jedoch so, dass durch sie die Abhärtung und Kriegstüchtigkeit der Truppen gewinnt.

Diese Art von Märschen hat eine besondere Wichtigkeit für die preussische Armee, wegen der lang gestreckten Form des Staates, welche die Truppen trotz der Eisenbahnen, immer noch zu weiten Märschen nach den Kriegsschauplätzen zwingen wird, und welche dazu benutzt werden muss, in der grösseren Hälfte der Soldaten die Disziplin und die Gewohnheiten des Standes zurückzurufen.

Bei den Kriegsmärschen dagegen handelt es sich um Zurücklegung einer nicht ganz bestimmten, in der Regel geringeren Entfernung, um aus einer Aufstellung in die andere zu gelangen, oder um an den Feind und zum Schlagen zu

*) Kampf- oder Schlagfähigkeit werden wir im Folgenden von Schlagfertigkeit unterscheiden, und zwar so, dass Ersteres jenen Zustand einer Truppe bezeichnet, in dem sie organisatorisch zum Schlagen ausgerüstet ist, aber taktisch noch nicht dazu vorbereitet; Letzteres aber soll die taktische Bereitschaft zum Gefecht bezeichnen, und es wird dann hier in unserer Betrachtung die vollständige Schlagfähigkeit vorausgesetzt, d. h. eine mobilgemachte Truppe; denn eine Truppe kann auch für gewisse Zwecke schlagfertig sein, ohne mobil gemacht zu werden.

kommen; immer jedoch unter steter Beibehaltung der Schlagfertigkeit der Truppen. Die ökonomischen und Bequemlichkeits-Rücksichten treten hier in den Hintergrund, dagegen treten hervor die taktischen, die Sicherheits-Rücksichten, der Zeitgewinn. Es handelt sich darum, möglichst rasch, sicher und mit der dabei geringsten Konsumtion an Kräften zu marschiren. — Beiden Arten ist daher gemein die Thätigkeit des Marsches, und — bei jeder in veränderter Gestalt — die Rücksicht auf Verpflegung und Erhaltung der Disziplin.

I. Reisemärsche.

a) Länge der Märsche.

Jeder Marsch kostet Kräfte und Zeit; die Kräfte, welche für den Marsch verbraucht werden, können nicht anderen Zwecken dienen; ebenso ist es mit der Zeit. Bei dem Reisemarsch aber können, eben weil nicht gefochten werden soll, alle Kräfte auf den Marsch verwendet, dieser also kann ausgedehnter werden; wodurch zugleich Zeitgewinn entsteht.

Die Länge der Reisemärsche nun darf aber nicht nach dem bemessen werden, was ein Einzelner, selbst ein mit Gepäck belasteter Mann oder Reiter leisten können. Der Einzelne geht nach seiner Lust; er kann nach Belieben den Schritt ausdehnen oder verkürzen; er hat keine Aufmerksamkeit auf Andere zu verwenden. Dieses Letztere aber ist es gerade, was die Arbeit des Marschirens in grösseren Haufen, für Mann und Pferde gleich beschwerlich macht. Die stete Aufmerksamkeit auf den Vordermann und die Nebenleute, das unfreiwillige Verkürzen oder Verlängern des Schritts, der Staub u. s. w. tragen fast eben so sehr, als die einfache Bewegung an sich, zur Ermüdung und Verzehrung der Kraft bei. Ein einzelner Mann oder ein einzelnes Pferd würden, ohne grosse Beschwerde, täglich 5 Meilen marschiren können; bei allen etwas grösseren Abtheilungen muss man aber schon bedeutend heruntergehen, wenn man nicht zu grosse Kraftanforderungen stellt, oder stellen muss. In der Regel wird daher der gewöhnliche Reisemarsch nicht über 3 Meilen gemacht, und dann ein Ruhetag alle vier Tage gegeben werden müssen.

Sehr vielen Theoretikern, ja selbst vielen sogenannten Praktikern wird diese Entfernung als eine geringe erschei-

nen. Bedenkt man indessen, dass grössere Abtheilungen, um ihrer Unterbringung willen, die Hauptstrasse nicht allein halten, sondern in der Regel noch abbiegen und Nebenwege einschlagen müssen, ihr Weg sich daher durch die Märsche nach den Quartieren noch gewöhnlich um ¼ bis ½ Meile verlängert, so wird man obige Regel als eine sehr weise erkennen. Jedoch auch Märsche, welche 4 bis 4½ Meile betragen, werden von den Truppen sehr gut ausgeführt werden, und sie können dann mehrere Tage einen solchen Marsch ausführen, wenn die Verpflegung gut, der Quartier-Rayon nicht zu weit ist, und die Wege gut sind.

Märsche, die 5 bis 6 Meilen lang sind, sind stark; die Truppen können dann schon nicht mehr seitwärts der Strasse gelegt werden, sondern müssen bivouakiren, insofern sie nicht an der Hauptstrasse in einem engen Kantonnement untergebracht werden können. Solche Märsche sind für Infanterie nur selten, und dann höchstens drei bis vier Tage hintereinander ausführbar; für Kavallerie dagegen ist dies, wenn sie allein marschirt, keine besondere Anstrengung.

Sechs bis acht Meilen sind jedoch schon sehr starke Märsche, forcirte Märsche.

Die besten Truppen halten sie höchstens zwei bis drei Tage hintereinander aus, und werden doch noch dabei starke Verluste durch Ermüdung und Brustkranke haben. Auch können sie nur mit kleineren Abtheilungen vorgenommen werden. Dabei muss die Verpflegung bei der Hand sein, entweder auf den Bivouakplätzen oder in den Quartieren.

Starke und lange *anhaltende* Märsche hält Infanterie besser aus als Kavallerie. Dies anscheinende Paradoxon erklärt sich leicht dadurch, dass die Kavallerie mehr Bedürfniss hat, in *regelmässiger* Thätigkeit zu bleiben, da die Pferde eine solche lieben und ihre Abwartung leidet. Der Mensch erträgt in der That mehr als das Thier, da er sich leichter an Unregelmässigkeiten der Lebensart gewöhnt, und vor allen Dingen fähig ist, seine physischen Kräfte durch moralische Potenzen zu erhöhen. Gewöhnlich werden so starke Märsche zu einer grossen Entscheidung unternommen; diese Erwartung regt die geistigen und dadurch die körperlichen Fähigkeiten an. Endlich ist die Maschine — Mann und Pferd — komplizirter, ihre Erhaltung im Betriebe schwerer.

Wollte man nach langer Zeit der Ruhe gleich anfangs starke Märsche machen, so würden die Truppen sehr schnell aufgerieben werden. Sie müssen sich einmarschiren, die Pferde *allmählig* das unnütze Fleisch verlieren, und bei der schweren

Kavallerie nach Maassgabe dessen die Sattelung geändert werden. Bei den ersten Zusammenziehungen der Truppen wird man daher stets nur 3 Meilen auf den Tagemarsch rechnen können. Sind die Truppen abgehärtet, einmarschirt, so können ohne zu grosse Verluste die Märsche länger werden.

Es versteht sich von selbst, dass Bekleidung, Bewaffnung und Ausrüstung von Reitern, Pferden und Fussvolk, sehr viel zu Erleichterung dieser Aufgaben beitragen können. Dies ist denn eine Hauptarbeit der neuesten Zeit gewesen; doch bleibt immer noch viel zu thun übrig. Denn die Beschwerde eines gewöhnlichen Marsches selbst ist für einen vollständig feldmässig ausgerüsteten Infanteristen immer gross, da seine körperliche Disposition nicht alle Tage dieselbe ist, und die Verpflegung bald schlechter, bald besser ausfällt. Es giebt Leute (Kraftmänner, wie York sie nennt), welche in ihren Anforderungen an die Leistungen ganz willkürlich und rücksichtslos sind, und die nie berechnen, was sie durch einen oder zwei schlecht den Umständen angepasste Märsche an Abgang verlieren.

Die Franzosen, die in dieser Beziehung sehr praktisch, vernünftig und erfahrungsreich sind, haben selbst noch jetzt den Soldaten ausserordentlich belastet, wahrscheinlich weil das Naturell desselben sich nicht vieler kleiner Bequemlichkeiten enthalten kann, die in ihrer Gesammtheit ins Gewicht fallen, als Bürsten aller Art, Lackirwerkzeuge u. s. w. Auch bei uns hat dies Bepacken mit kleinen Gegenständen, die überdies leicht verloren gehen, viele Freunde. Fast unentbehrlich erscheint uns das Kochgeräth, obgleich die Verpflegung des Soldaten im Bivouak, so wie seine Gefechtsbereitschaft sehr durch das Kochen in Abtheilungen, wie es bei den Franzosen und Oesterreichern geschieht, gewinnt. Ein ganz unnützes, hässliches und leicht verdorbenes Stück ist der leinene Brodbeutel, der leicht den Soldaten zu unnützer Bepackung verleitet und durch Taschen im Waffenrock ersetzt werden könnte, in die Tabak und Pfeife nebst solchen kleinen täglichen Bedürfnissen hinein gehören.

b) Einfluss der Jahreszeit und des Wetters.

Im Obigen haben wir von der Länge der Märsche, ganz abgesehen von allen erschwerenden oder erleichternden Bedingungen, gesprochen. Es ist aber einleuchtend, dass bei der Berechnung der Leistungsfähigkeit der Truppen noch andere Faktoren hineintreten, unter denen die Jahreszeit und das Wetter oben an stehen. Im Sommer sind die Wege in

der Regel besser als im Frühling und Spätherbst; dagegen erschweren Staub und Hitze das Marschiren. Die Heere Deutschlands bestehen grösstentheils aus jungen Soldaten, und die jugendliche Konstitution ist für die Ertragung der grösseren Hitzgrade nicht so gut befähigt, wie die des Mannesalters. Die Franzosen, welche doch zum grössern Theil ältere Soldaten haben und mehr an Hitze gewöhnt sind, machen in Afrika immer nur sehr kleine Märsche, einmal des Mangels an gebahnten Wegen halber und dann der Hitze wegen; dessenungeachtet haben sie öfter unglaubliche Verluste gehabt. Es kamen Fälle vor, wo durch die Folgen der Hitze alle Bande der Ordnung und Disziplin gelöst waren, besonders bei der Infanterie. Dies ist denn die schlimmste Folge überhaupt von übertriebenen Anstrengungen und wird gar zu leicht von den Theoretikern übersehen, während diejenigen, welchen die Aufgabe zugefallen ist, die Disziplin zu erhalten, an solchen kaum lösbaren Aufgaben Muth und Standhaftigkeit aufgeben.

Anders ist dies im Winter. Ist er hart, so marschirt es sich in der Regel gut für die Infanterie, schlecht für die Kavallerie. Natürlich hat auch dies seine Grenze, indem bei sehr starker Kälte das Marschiren sehr unangenehm ist. Wenn indessen nur Reisemärsche gemacht werden, so schadet selbst ein hoher Kältegrad wenig. Im Sommer konsumiren sich die Kräfte schneller, die Anordnung des Marsches muss überhaupt künstlicher sein. Die Glieder müssen wegen Staub und Hitze geöffnet sein, es müssen mehr Ruhepunkte gemacht werden; es muss eine grosse Aufmerksamkeit auf das Schuhzeug und die Fusskranken resp. das Drücken der Pferde gewendet werden. Dies ist ein Gegenstand der beständigen Sorgfalt der Vorgesetzten, und kann Beides nicht genug im Auge behalten werden. Die Erhitzung der Füsse und des Rückens beim Pferde sind sehr stark und fast die alleinigen schwachen Seiten. Ein Fusskranker, selbst wenn er guten Willen hat, reibt seine Kräfte durch den beständigen Schmerz unverhältnissmässig mehr auf. Die Erhaltung der Marschdisziplin ist bei grosser Hitze viel schwerer; besonders bei der Infanterie. Die Leute, von Durst geplagt, suchen jede Gelegenheit zum Trinken herbei und sind dann fast gar nicht im Gliede zu halten. Es ist dann, wo irgend möglich, den Leuten jede Erleichterung zu gewähren; denn nichts erschwert ihnen ihre Aufgabe mehr, als die doch immer vorhandene Beengung der Lungen und somit des freien Blutumlaufs durch das Gepäck. Die Franzosen in Spanien, die Engländer in Indien und die Russen in Persien marschirten bei solchen Gelegenheiten ohne

alles Gepäck, nur mit den Waffen, der Munition und einigen Lebensmitteln.

Bei kühler Witterung im Herbst und im Winter kann man daher die Wege leicht um 1 bis 1½ Meilen länger machen, als im Sommer bei heisser Zeit, ohne die Truppen im mindesten mehr anzustrengen, als dies im Sommer auf einem Marsche von 3 Meilen geschieht.

Hoher Schnee, Schneegestöber, Regenwetter, Thauwetter, Glatteis machen fast immer die Märsche höchst beschwerlich, besonders wenn sie auf Landwegen ausgeführt werden, und diese tief zerfahren sind, indem dann der Soldat schwer einen ordentlichen Fusspfad findet. Durch Glatteis verloren die Franzosen 1812 in der Nähe von Wilna fast den ganzen Rest ihrer Artillerie, Bagage, und namentlich die Kriegskasse. Man nimmt an, dass heftiger Wind von vorne ½ bis ¾ Stunden, Wind mit Regen und Schnee 20 Minuten, starker Regen oder Schnee ohne Wind 15 Minuten, Wärme über 15° 20 Minuten, bis zu 25° um das Doppelte pro Meile den Marsch verzögern.

Die Brigade Pirch des zweiten preussischen Korps marschirte am 30. Juni bis zum 12. Juli in 19½ Stunde bei grosser Hitze 7 Lieus, = 4¼ Meilen, von Blanc-menil bis Carrière; während sie drei Tage früher von Noyon nach Nanteuil 13 Meilen in 38 Stunden gemacht hatte, wobei noch 6 Stunden auf das Gefecht bei Villers-Cotterets zu rechnen sind. Sie hatte bei jenem Marsch bedeutende Verluste.

c) Einfluss der Tageszeit.

Auch diese verdient eine Berücksichtigung bei der Anordnung der Märsche, weniger bei kühlem Wetter, als bei heissem. Man wird sie hier in sofern ins Auge fassen, als natürlich die Märsche so eingerichtet werden müssen, dass man der heissen Tageszeit entgeht. Man wird also bei kürzeren Märschen so früh aufbrechen, dass man den Marsch vor Mittag hinter sich hat, oder wenigstens dann doch — bei sehr starken Märschen — die grössere Hälfte zurückgelegt ist. Alsdann muss man einige Stunden ruhen und darauf den Marsch vollenden. Beides gilt indessen als Regel nur für die Infanterie.

Die heisse Jahreszeit, mit der der längsten Tage zusammenfallend, bietet so Gelegenheit dar, von Morgens drei Uhr, vier Uhr, bis zwölf Uhr Mittags 8 bis 9 Stunden bei hellem Licht zu marschiren. In dieser Zeit kann man schon einen Marsch von 4 bis 5 Meilen machen, da im Sommer bei heissem Wetter die Wege in der Regel gut sind. Kavallerie und reitende Artillerie werden dann sogar 5 bis 6 Meilen zurücklegen

können. Man wird daher selten gezwungen sein, jene Rast zur Zeit der Mittagshitze zu machen, denn es ist immer besser, früh aufzubrechen und früh ins Quartier zu kommen als umgekehrt.

Indessen hat dieses Frühaufbrechen seine Grenze, und ehe man den Einfluss der Hitze zu sehr fürchtet, bedenke man immer, dass nur ein ordentlicher Schlaf die Kräfte ersetzt, und zwar fast mehr als die Nahrung. Soldaten und Pferde müssen ausschlafen. Beides aber ist man nur Nachts zu thun gewöhnt; besonders die Pferde sind hierin sehr schwer zu ändern; es giebt wenige, die sich bei Tage legen; auch lässt sie das Ungeziefer, die Fliegen u. s. w. am Tage nicht ruhen.

Sodann ist es nothwendig, dass die Leute vor dem Ausmarsch etwas gefrühstückt, die Pferde jedenfalls ihr Futter bekommen haben. Beides ist schon um drei Uhr schwer zu erreichen, früher noch weniger. Man muss daher rechnen, dass die Infanterie 1 bis 1¼ Stunde, und die Kavallerie mindestens 2 Stunden vor dem Aufmarsch auf den Beinen sind; wenn also um drei Uhr abmarschirt wird, stehen sie um zwei resp. ein Uhr auf und das ist denn etwas Ausserordentliches.

Es ist also nothwendig zur Erhaltung der Kräfte der Truppen, nicht zu früh aufzubrechen. Besonders aber ist dies nothwendig, wenn man voraussichtlich Mittags einen langen Halt machen und nachher noch 2 Meilen marschiren muss. Kühleres Wetter, das mit den kürzeren Tagen zusammenzutreffen pflegt, macht solche Rücksichten überflüssig. Dann kann man den Marsch, abgesehen von den kürzeren Ruhepunkten, in einem Zuge machen; es braucht die Infanterie dann erst um fünf Uhr, die Kavallerie und Artillerie 1 bis 1½ Stunden später aufzubrechen. Es wird aber, um bei Tage noch das nächste Quartier zu erreichen (was im Winter oft zu berücksichtigen ist, da die Soldaten in der Dunkelheit sehr schwer ihre Quartiere finden) oft nöthig, noch in der Dunkelheit aufzubrechen. Obschon man dies gern vermeidet, so spricht sich neben dem obigen Grunde noch die alte Soldatenregel: »Besser aus der Nacht in den Tag, als aus dem Tag in die Nacht marschirt« dafür aus. Der Soldat muss sich wo möglich noch bei Tageslicht in seinem Quartier einrichten und seinen Sachen die nöthige Sorgfalt widmen können.

d) Beschaffenheit des Terrains im Allgemeinen.

Bei den Reisemärschen ist das Terrain hauptsächlich nur insofern von Einfluss, als es die Beschaffenheit der Wege bedingt. Indessen kann es auch einen selbstständigen Einfluss

ausüben. Der Marsch im Gebirge nimmt trotz der besten Chausseen die Kräfte der Zugpferde ganz anders in Anspruch als der Marsch in der Ebene. Besonders ist dies bei den Menschen und Pferden der Fall, die wie die meisten Soldaten und Pferde in der preussischen Armee, in einem ebenen Lande heimisch sind und im Laufe der Ereignisse lange Märsche im Berglande machen müssen. Dies muss daher von den General-Stabsoffizieren, so viel als irgend möglich, bei der Berechnung der Marschdauer mit angewendet werden.

Auch noch andere Terraineinflüsse machen sich geltend. So z. B. im Sommer der Marsch durch Kienhaiden oder auf ganz baumlosen Ebenen; wie Ersteres in Russland, Polen und dem nördlichen Deutschland viel der Fall ist, Letzteres aber z. B. in der Champagne. In solchen Terrains, wie das letztere, fehlt es dann in der Regel auch an Wasser. Quellen, Bäche, Seen, aus denen getränkt werden kann, kommen da selten vor, und dies hat einen wesentlichen Einfluss auf die Anordnung der Märsche. Im Jahre 1815, im Sommer, litten die Truppen hieran in der Champagne sehr bedeutend, und es gehörte grosse Aufmerksamkeit der Führer dazu, die Märsche so einzurichten, dass dem Bedürfniss der Truppen einigermaassen entsprochen wurde. Ein anderes Beispiel, das freilich nicht ganz hierher passt, da es Märsche auf dem Kriegstheater betrifft, liefert das Jahr 1812. Damals litten die Franzosen auf das Höchste von diesen Terraineinflüssen; besonders auf dem Marsche von Borodino bis Moskau, vom 8. bis 15. September, sieben Märsche auf 15 Meilen. Der Sommer war heiss und trocken; dieser Theil von Russland wasserarm; die Bäche waren ausgetrocknet und Brunnen nicht zureichend, um so mehr als die russische Arrieregarde sie möglichst zerstört hatte. Die Truppen litten daher eben so sehr, wie alle Pferde.

e) Einfluss der Wege.

Die Wege haben natürlich durch ihre Beschaffenheit einen bedeutenden Einfluss auf Länge und Schnelligkeit der Märsche.

Die Wege lassen sich in Bezug auf unseren Zweck eintheilen:

1. in gebaute Strassen; Chausseen;
2. grosse, nicht gebaute Landstrassen;
3. Feldwege.

1. Die Chausseen sind, in Deutschland besonders, eine Frucht der letzten funfzig Jahre, und die Verhältnisse in Bezug auf Truppenbewegung sind durch sie höchst wesentlich ver-

ändert. Sie sind mit den Eisenbahnen die Fäden, an denen sich in neuester Zeit die Heereszüge bewegen, und ihre Wichtigkeit wird selbst durch die Eisenbahnen nicht vermindert. Die Chausseen haben den ganzen Charakter des Landes verändert, besonders in Bezug auf die Kriegsführung, mehr sogar als bis jetzt die Eisenbahnen. Dies tritt besonders hervor, wenn man die Verhältnisse des Feldzuges von 1806 in Thüringen ins Auge fast. Damals führte über den Thüringerwald in der ganzen Ausdehnung von Schleitz bis Eisenach, also auf etwa 20 Meilen keine einzige ordentliche Strasse für Armeen; jetzt giebt es deren nach allen Richtungen und sie vermehren sich von Jahr zu Jahr, und keine bietet sehr bedeutende Schwierigkeiten dar. Man kann mit Sicherheit behaupten, dass die Schlacht von Auerstädt nur deshalb verloren ging, weil keine Chaussee von Weimar nach Kösen führte. 46 Bataillone und 80 Schwadronen mussten auf einem schweren, fettigen Boden 3 Meilen marschiren, und zwar fast in einer einzigen Kolonne. Der Marsch wurde durch den schlechten Weg so verzögert, dass die Truppen 14 Stunden für diese 3 Meilen gebrauchten; und es ist sicher, dass sie denselben Weg auf der Chaussee in höchstens 7 Stunden zurückgelegt haben würden. Kamen sie um 7 bis 8 Stunden früher an, so war das Resultat sicher ein anderes; wir wollen nicht sagen gerade ein siegreiches, aber doch ein weniger verderbliches.

Die Chausseen beschleunigen die Märsche grosser Kolonnen besonders darum so sehr, weil sie neben einem festen geraden Weg immer die zur Erhaltung der Marschformation nöthige Breite darbieten. Auf Landwegen ist dies selten der Fall, da alle Brücken über Bäche u. s. w. fast immer den Weg verengern, deshalb zum Abbrechen, zur Veränderung der Marschformation nöthigen und dadurch Stockungen, Ermüdung u. s. w. erzeugen, ganz abgesehen von allen Unfällen, die durch das Zerbrechen von Brücken geschehen können. Die Chausseebrücken haben immer die Breite der Chaussee, und sind fester, solider gebaut.

Infanterie wird 1 Meile auf der Chaussee in $1\frac{1}{2}$ Stunde zurücklegen können, in kleinen Abtheilungen sogar noch weniger Zeit gebrauchen. Kavallerie liebt es nicht, auf Chausseen zu marschiren, da Pferde und Beschlag durch harten Boden angegriffen werden. Artillerie hat aber, wenn es irgend möglich ist, den Vorzug, auf der Chaussee zu marschiren, da die Zugkraft weniger angegriffen wird und die Brücken zuverlässiger sind.

Aber auch die Chausseen können schlecht werden, und zwar durch grosse und anhaltende Benutzung, wie dies bei grossen Heereszügen immer der Fall ist. Im Jahre 1813 war die Chaussee von Leipzig nach Frankfurt so grundlos, dass die Truppen es vorzogen, daneben über das Feld zu marschiren; ebenso die Chausseen 1814 in Frankreich, welche grossentheils gepflasterte Dämme waren. Bei anhaltendem Regenwetter bildet sich dann auf der Chaussee eine scharf reibende, dünnflüssige Masse, die der Ruin der Fussbekleidung der Infanterie ist, und da die Chausseen viel schwerer abtrocknen, als Feldwege, so sind diese dann vorzuziehen.

2. Die Landstrassen haben vor den Feldwegen in der Regel den Vorzug, dass sie breiter sind, und daher in grösserer Front marschirt werden kann, und direkter zum Ziele führen. Man verliert den richtigen Weg auch schwerer.

3. Die Feldwege sind gewöhnlich nur so breit, dass in schmaler Front, Kavallerie zu Dreien und Infanterie zu Vieren oder in Reihen, marschirt werden muss.

Sind die Wege gut, d. h. trocken, eben und fest, so rechnet man für die Meile, für Infanterie, 2 Stunden, oder auf 3 Meilen 6 bis 7 Stunden; Kavallerie und Artillerie brauchen 4 bis 5 Stunden. Märsche dieser Art können die Truppen lange ertragen.

Sind die Wege uneben, aber doch fest, wie z. B. im Gebirge, so wird pro Meile mindestens eine Stunde mehr gebraucht. Sind sie aber schlecht, aufgeweicht, in schwerem Boden, so kann man auf das Doppelte rechnen, was sich bei schlechtem Wetter, oder im Gebirge, oder in sehr thonigem Boden (Polen, Sachsen) so steigert, dass 2 Meilen die Aufgabe eines ganzen Tages werden. Die preussische Garde-Brigade marschirte im Oktober 1813 von Arnstadt nach Mehlis auf 3 Meilen 20 Stunden, und war dann beinahe aufgelöst.

Am grundlosesten sind in der Regel die Landwege beim Umschlagen starker, anhaltender Kälte in Thauwetter, oder wenn nach Regen oder Thauwetter es plötzlich gefroren hat, und dadurch alle Unebenheiten für Mensch und Pferd gleich unbequem werden. Im letzteren Falle kann der Infanterist keinen bequemen Pfad, der Artillerist kein Geleise bekommen, und es werden beide fast ebenso ermüdet werden, als im ersteren Falle.

Das Thauwetter hat schon durch sein plötzliches Eintreten einen entscheidenden Einfluss auf die Operationen gewonnen, ja sogar auf einen ganzen Feldzug. Ein Beispiel ist der Feldzug

Diebitschs 1831 in Polen*). Oft heissen übrigens Wege grundlos, die es keinesweges sind, ebenso wie man Gebirge unwegsam nennt, durch welche im Fall der Noth Heere ziehen. Napoleon hat behauptet, dass da, wo eine Ziege hinkommen könne, auch Menschen hingelangen würden. Wenn dies auch übertrieben ist, so hat doch er, mehr aber noch Suwaroff gezeigt, was hierin geleistet werden kann; allerdings werden solche übertriebenen Märsche immer von bedeutenden Verlusten oder Entbehrungen begleitet sein.

Die Breite der Wege ist ferner zu berücksichtigen. Sie ist in den verschiedenen Ländern, besonders heutzutage, sehr verschieden, und richtet sich nach dem grösseren oder geringeren Werthe des Bodens. Dort ist die Breite geringer, hier grösser. Fast immer aber wird sich die Infanterie begnügen müssen, in Sektionen, die Kavallerie zu Dreien und die Artillerie zu einem Geschütz zu marchiren. Dies ist schon deshalb gut, weil eine schmale Front, ohne Aufenthalt zu haben, leichter Hindernissen aus dem Wege gehen kann. Denn dies Vermeiden des Aufenthaltes ist fast das wesentlichste Moment, da es ermüdet und die Marschordnung stört. Auch ist es schwer, Wege von einer Breite zu finden, die es erlaubte, dass Infanterie in Halbzügen, die Kavallerie selbst in kleinen Zügen zu zwölf Rotten marschiren kann. Dazu werden resp. 18 oder 15 Schritt Breite mindestens verlangt, und es soll dann noch ein Theil des Weges für die Adjutanten und Führer frei bleiben. Solche Wege sind sehr selten.

Auf Feldwegen wird dann die Infanterie in Reihen, höchstens zu vier Rotten, die Kavallerie zu zweien marschiren können; die letztere zieht diese Formation überhaupt vor.

Wir haben dies Verhältniss genauer betrachtet, weil es allerdings immer von Werth ist, durch Verbreiterung der Front die Tiefe zu verringern und die Länge der Kolonne zu verkürzen. Endlich tritt bei Reisemärschen aber noch das hinzu, dass die Truppen geschont werden sollen, und es ist eine bekannte Regel, dass der Marsch desto unbequemer ist, je mehr Leute neben einander gehen; der Einzelne ist dadurch im Aufsuchen des Pfades gehindert.

Der Mittelweg, in Sektionen zu marschiren, scheint für die Infanterie das Passendste zu sein, so wie die Abtheilung zu Dreien bei der Kavallerie, zu einem Geschütz bei der Artillerie. Viel kommt dabei auf Gewohnheit an.

*) Siehe Note 19.

f) Einfluss der Truppenmassen.

Die Zahl der Truppen, welche gleichzeitig auf einem Wege marschiren, ist natürlich von bedeutendem Einfluss auf Einrichtung, Länge und Dauer der Märsche. Es ist etwas Anderes, ob eine Compagnie, eine Schwadron oder eine Division aus allen Waffen auf derselben Strasse gehen. Das Bedingende ist hierbei hauptsächlich die Länge, welche jede Abtheilung in der Marschkolonne einnimmt.

Man kann rechnen (für preussische Truppentheile):

1 Zug Infanterie	zu 6 Sektionen .	36 Schritt
	zu 9 Sektionen .	40 »
1 Bataillon	in Sektionen zu 6 . .	300 »
	in Sektionen zu 4 . .	450 »
	in Reihen	580 »
1 Eskadron	in Zügen	77 »
	zu Dreien	144 bis 200 Schritt
1 Regiment Kavallerie	in Zügen .	267 Schritt Länge
	zu Dreien	576 bis 800 Schritt Länge
1 Eskadron	zu Zweien	210 » 280 » »
	(je nach Rottenzahl)	
1 Regiment	zu Zweien	800 » 1000 » »
1 achtspänniges Fuhrwerk		24 Schritt Länge
1 sechsspänniges Fuhrwerk		20 » »
1 zweispänniges Fuhrwerk		10 bis 11 Schritt Länge
1 12 ℔ge Batterie	zu 1	500 » »
	in Zügen	250 » »
1 6 ℔ge Batterie	zu 1	400 » »
	in Zügen	200 » »
1 Haubitz-Batterie	zu 1	450 » »
	in Zügen	225 » »

Eine Kolonne von sechs Bataillons, vier Eskadrons und einer 6℔gen Batterie ist daher ungefähr 3500 Schritt lang, wenn immer die nöthigen Distanzen gelassen werden, und die Infanterie in Marschsektion, die Kavallerie zu Dreien marschirt u. s. w. Die Tete muss mithin über eine halbe Stunde marschirt sein, ehe die Queue sich in Marsch setzen kann. Dies Verhältniss wird noch ungünstiger bei schlechtem Wege oder Wetter. Es muss daher wesentlich von Einfluss auf die Einrichtung der Marschdisposition sein. Dies tritt nun noch mehr hervor, wenn man die Bagagen und die Packpferde, deren man sich auf Reisemärschen nicht gern begiebt, mit in die Rechnung zieht. Dann verlängert sich diese Kolonne sicher auf 4500 bis 5000 Schritt; mit den nach Umständen grösseren

oder geringeren Distanzen zwischen den einzelnen Abtheilungen ist sie also eine halbe Meile lang. Eine Division würde also auf einem Wege schon sehr unbequem marschiren, abgesehen von allen übrigen Verhältnissen; denn die letzten Abtheilungen würden zwei Stunden später abmarschiren müssen als die ersten.

g) Einfluss der Truppenarten.

Die Geschwindigkeit, mit der die verschiedenen Truppen marschiren, und die Leichtigkeit, mit der sie Terrainhindernisse besiegen, sind keineswegs gleich. Dieser Umstand bringt ein neues Element in den Kalkül der Anlage der Märsche. Die Infanterie marschirt auf gutem Wege langsamer als die beiden anderen Waffen; sie kommt dagegen im Gebirgsterrain, in waldigen, sumpfigen Gegenden, auf schlechten Feldwegen und bei Glatteis besser fort als Artillerie und selbst Kavallerie in vielen Fällen. Indessen wird gewöhnlich die Bewegungsfähigkeit der Artillerie zu gering angeschlagen.

Das Verhältniss der Schnelligkeit ist ungefähr so, dass Kavallerie und Artillerie 110 Schritt in der Minute machen, während Infanterie 100 Schritt macht; also wie elf zu zehn. Da indessen die Kavallerie ab und zu trabt, so wird das Verhältniss noch ungünstiger für die Infanterie, und während sie auf gutem Wege drei Meilen in 6 Stunden macht, wird die Kavallerie nur $4\frac{1}{2}$ Stunden, die Artillerie etwa 5 Stunden gebrauchen. Wenn man daher eine Kolonne aus verschiedenen Waffen bildet, so kann, wenn die Abtheilungen zusammen bleiben sollen, nur die Schnelligkeit der Infanterie maassgebend sein. Artillerie und Kavallerie wird daher gezwungen sein, langsamer zu marschiren, als es die Natur dieser Waffen bedingt, was natürlich für sie unbequem und ermüdend ist. — Bei den Reisemärschen ist es daher Regel, die Waffen zu trennen und jeder einen besonderen Weg anzuweisen, oder zu anderen Zeiten marschiren zu lassen. — Mit Rücksicht auf ihre Schnelligkeit sowohl, als ihre Fähigkeit in Besiegung von Wegeschwierigkeiten pflegt man der Artillerie den festesten, der Infanterie den kürzesten Weg anzuweisen. Die Kavallerie kann schon eher einen Umweg machen.

Wenn dieses der eine Grund zur Theilung grösserer marschirender Heerestheile ist, so wirkt noch ein zweiter höchst wichtiger Grund in derselben Richtung, nämlich:

h) Die Unterbringung und Verpflegung der Truppen.

Zur Schonung und Erhaltung der Truppen dient wesentlich die tägliche Unterbringung in Marschquartieren. Es

ist eine alte Soldatenregel, dass das schlechteste Quartier besser sei, als der beste Bivouak.

Dieses hat seinen Grund im Schutze gegen die Witterungseinflüsse, den das Quartier gewährt, und darin, dass der Soldat nach einem ermüdenden Marsche nicht noch stundenweit nach Holz, Wasser, Stroh und Lebensmitteln zu gehen hat. In dem schlechtesten Quartiere finden sich auch sonst wohl noch einige Bequemlichkeiten, und sollte es auch nur ein Schemel sein. Bei der Kavallerie und Artillerie ist es auch noch der Stall, wo sich die Pferde besser ruhen und in der Regel besser fressen, als im Bivouak.

Die tägliche Unterbringung der Truppen in Marschquartieren ist so eine Hauptrücksicht, und die, welche auf die Anordnung der Märsche am Meisten influirt. Es ist ein Moment, dessen Anwendung uns gleichsam zur Natur geworden ist. Wir rechnen stets nach Marschquartieren, nach Etappenorten, und die erste Frage ist, ob die Truppen auch Unterkommen finden. Wie viel Truppen in einem gegebenen Orte Unterkommen finden, richtet sich nun sehr nach der Jahreszeit; ob es nämlich möglich ist, die Scheunen dazu zu benutzen, oder nicht; was im Herbst und Winter in der Regel nicht der Fall ist.

Die Beurtheilung der vorhandenen Lokalitäten Behufs Unterbringung der Truppen auf Märschen hat eigenthümliche Schwierigkeiten, die besonders in dem Mangel ganz bestimmter und detaillirter Nachrichten über die Zustände der Lokalitäten, ihre Wohlhabenheit, den Viehstand, die bauliche Einrichtung und in der Schnelligkeit haben, mit welcher die nothwendigen Vorbereitungen getroffen werden müssen. Man ist bemüht gewesen, gewisse Zahlenverhältnisse festzusetzen, um diesem Uebelstande einigermaassen zu begegnen, und so rechnet man bei Marschquartieren, in welchen die Verpflegung durch die Wirthe erfolgt, einen Soldaten auf jeden Einwohner; an Ruhetagen einen auf 2 bis 2½. — Für die Kavallerie bringt man die doppelte Zahl der Einwohner in Rechnung, für die reitende Artillerie ebenso; für die Fuss-Artillerie 1½ Einwohner.

Dies giebt

für ein Bataillon	800 bis 1000 Einw.	an	Marschtagen	
für ein Kavallerie-Regiment	1200	»	»	»
für eine reitende Batterie .	4 bis 500	»	»	»
für eine Fuss-Batterie . . .	3 bis 400	»	»	»

Hieraus folgt, dass nur grosse Städte im Stande sind, bei den gewöhnlichen Marscheinrichtungen, wo die Verpflegung durch die Wirthe erfolgt, grössere Truppenmassen gleichzeitig auf-

zunehmen, und dass selbst die wenigsten Dörfer auch nur ein Bataillon oder ein Kavallerie-Regiment ins Quartier zu nehmen im Stande sind, wenn nicht der Soldat schlecht oder unzureichend verpflegt werden und überhaupt ein schlechtes Unterkommen finden soll.

Diese Umstände zwingen daher zur Vertheilung der Truppen über die Städte und Dörfer, welche in einer entsprechenden Nähe an der Strasse liegen, auf der der Marsch ausgeführt wird. Und diese Vertheilung ist es, welche die Märsche oftmals um die Hälfte verlängert, so dass es nicht zu ungewöhnlichen Erscheinungen gehört, dass Theile einer Truppe bei einem Marsche von dreissig Meilen fünfundvierzig Meilen zu machen haben. Das Ausgleichen ist oft sehr schwer. Am leichtesten ist es noch dadurch, dass die seitwärts detachirten Truppen nicht täglich nach den grossen Strassen herangezogen werden, um auf ein sogenanntes Rendezvous zu gelangen, mit denen zur wesentlichen Belästigung der Truppen ein wahrer Unfug getrieben werden kann. Der Vorwand dabei wird in der Regel der sein, dass der Vorgesetzte sich von dem Zustande der Truppen durch eigenen Augenschein überzeugen müsse. Dies kann aber viel zweckmässiger geschehen, wenn der gemeinsame Vorgesetzte ab und zu zu den seitwärts marschirenden Kolonnen hinreitet. Ein Beispiel liefert der Marsch des Hohenloheschen Corps von Magdeburg nach Prenzlau und der des Blücher'schen nach Lübeck, wo kantonnirend marschirt wurde, weil man das Bivouak überhaupt kaum kannte. Es kam vor, dass Truppen, die Abends spät in ihre Quartiere kamen, gleich wieder aufbrechen mussten, um zur bestimmten Zeit früh Morgens auf dem Rendezvous zu stehen, wo sie dann stundenlang unnütz lagen. Solche Dinge richten eine Armee zu Grunde.

Ein fernerer Nachtheil der Rendezvous ist, dass einzelne Theile in der Regel auf denselben andere abwarten müssen, oder dass wenigstens die Märsche der Abtheilungen, der Aufbruch aus den Quartieren künstlich berechnet werden müssen, und doch noch immer verschiedene Abtheilungen unnütze Umwege zu machen haben. Der einzige Vortheil, der in der Absicht gesucht wird, Einheit und Ordnung der Truppen zu erhalten, kann eben so gut und ohne Belästigung derselben durch die persönliche Thätigkeit der Vorgesetzten erhalten werden.

Man wird daher am zweckmässigsten auf Reisemärschen den Führern der seitwärts marschirenden Kolonnen die Marscheinrichtungen ganz überlassen und Rendezvous nur da ver-

anstalten, wo die Passirung örtlicher Hindernisse (eines Defilees, eines Flusses) die Seitenkolonnen zwingt, die grosse Strasse zu betreten, und dies wird oft genug vorkommen. Ein Hauptaugenmerk aber wird sein, dafür zu sorgen, dass dieselben Truppentheile nicht bald rechts, bald links der grossen Strasse dislocirt werden; wodurch, abgesehen von den Umwegen, ein sehr lästiges und zeitraubendes Kreuzen der Truppen entstehen kann, wenn grössere Massen sich bewegen. Bei den Reisemärschen hat dies in der Regel weniger zu sagen, bei den Kriegsmärschen kann es aber von den nachtheiligsten Folgen sein. Ein Beispiel davon ist der Marsch der verbündeten Truppen zur Schlacht von Gross-Görschen*).

Ist das Kreuzen gar nicht zu vermeiden, so ist es am zweckmässigsten, die Kolonnen neben einander marschiren und sie dann in Zügen oder halben Zügen aufmarschiren zu lassen, um sich durch einander zu ziehen. Dies geht aber freilich nur dann ohne Aufenthalt, wenn sich beide Kolonnen in einem sehr spitzen Winkel treffen oder eine Richtung verfolgen. Ein anderes Mittel ist dann noch, dass der eine Theil aufmarschirt, und in Kolonnen durch den anderen hindurchgeht, — es ist aber immer vorausgesetzt, dass die Terrainbeschaffenheit solche Manöver erlaubt, was oft auch nicht der Fall ist.

Es liegt in der Sache selbst, dass die auf der grossen Strasse marschirenden Truppen die nächsten Wege haben, mithin die kürzesten Märsche. Die Gerechtigkeit erfordert daher, einen Wechsel eintreten zu lassen, obschon die seitwärts marschirenden Truppen in den besseren Quartieren eine Entschädigung finden werden. Nur Artillerie muss so viel als möglich auf der grossen Strasse bleiben.

Die Verpflegung

der Truppen ist es dann, welche auf die Anordnung der Märsche Einfluss hat. Die Verpflegung ist vierfacher Art:

1. Magazin-Verpflegung, ganz oder theilweise;
2. Requisitions-Verpflegung;
3. Verpflegung durch den Wirth;
4. Verpflegung durch Fouragirung.

1. Die Magazin-Verpflegung

ist ganz oder halb, je nachdem die ganze Verpflegung geliefert wird oder nur ein Theil; gewöhnlich Brod und Hafer, während Fleisch und Rauchfutter u. s. w. durch den Wirth

*) Siehe Note 20.

oder die Gemeinde gegeben werden. Für die Truppen ist die Magazin- und Requisitions-Verpflegung dieselbe; bei beiden erhalten sie die Verpflegung aus dritter Hand und daher selten gut oder auskömmlich; sie ist eine Erleichterung der Führung. Bei der Magazin-Verpflegung waltet in der Regel eine grosse Verschwendung ob. Magazine können nicht in allen Dörfern angelegt werden; die Magazin-Verpflegung wird daher bei grossen Truppenmärschen immer nur partiell sein, und der Soldat in den meisten Fällen auf seinen Wirth angewiesen werden müssen. Im Jahre 1814 war in Chalons mit vieler Mühe ein Magazin zusammengebracht, welches 62,000 Scheffel Hafer hatte, mithin für zehn Tage für sämmtliche Pferde der Armee Blüchers das Futter liefern konnte. Als es zum Empfang des Futters kam, wurde das Magazin in zwei Tagen grösstentheils mit Gewalt geleert, obschon ein ganzes Bataillon zuletzt dabei Wache stand. Dies ist ein Beispiel von der dabei obwaltenden Verschwendung.

Die Erfindung, dass die Verpflegung der Truppen durch den Wirth angeht, und besonders, dass sie während längerer Zeit durchgeführt werden kann, ist eine der neuen Zeit; sie war verloren gegangen etwa wie die der Glasmalerei, und musste von Neuem gemacht werden. Im dreissigjährigen Kriege dachte man selten an Magazine, und nicht mehr und nicht öfter als in der neuesten Zeit. Wallenstein sagte schon: »Der Krieg ernährt sich selbst«, und dennoch war die Ansicht, dass eine Verpflegung vom Lande direkt stattfinden könne, ganz verschwunden, so dass die Kriege bis zur Zeit der Revolution stets und ausschliesslich auf Magazin-Verpflegung basirt waren.

Nur die Franzosen waren nie geneigt, die alte gute Sitte ganz aufzugeben und lebten selbst im siebenjährigen Kriege in Westphalen und Hessen fast nur vom Lande. Einzelne Fälle giebt es auch, wo Friedrich der Grosse durch die Wirthe verpflegen liess.*) Sie waren es denn auch, die unsere Lehrer in dieser Art der Verpflegung wurden.

Tempelhof in seinem Werke über den siebenjährigen Krieg stellt die ausführliche Berechnung an, wieviel Märsche eine

*) Als der König nach der Schlacht von Rossbach mit 19 Bataillons und 28 Eskadrons nach Schlesien marschirte, machte er, von Leipzig nach Parchwitz, 41 Meilen in 15 Tagen. Die Wege und Jahreszeit war schlecht; er verlor 300 Mann an Ermüdeten; es wurde kantonirt und die Verpflegung geschah durch die Wirthe, und zwar, wie Tempelhof sagt, aufs Beste. Ein Gleiches geschah auf dem Marsch im August 1758 von Landshut nach Frankfurt. Die Ansichten jener Zeit über diese Verpflegung entwickelt Tempelhof weitläufig in seinem Werke Bd. 1. Seite 190 u. s. w.

Armee machen kann. Die stete Rücksicht und der Hauptfaktor ist dabei die Verpflegung mit Brod und Hafer.

Der Mann trug damals, wie jetzt, Brod auf drei Tage; die den Truppen beigegebenen Brodwagen luden für sechs Tage auf; eine Armee konnte also neun Märsche machen, am neunten Tage neue Verpflegungsquellen, d. h. neue Magazine zu erreichen. Ausser den Brodwagen der Truppen war bei der Armee ein Proviantfuhrwesen und eine Feldbäckerei, mit deren Hülfe die Verpflegung der Truppen und mithin die Zahl der Märsche verdoppelt werden konnte. Ein Wagen lud für 100 Mann Brod auf neun Tage auf, und ein Feldofen konnte täglich 750 Brode backen. Es konnte also, wenn Alles genügend vorhanden war, die Armee eine Operation von achtzehn Tagen machen, in welcher Zeit sie aber ein neues Magazin erreichen oder neue Zufuhren erhalten musste. Diese Zufuhren hatten aber ihre grossen Schwierigkeiten wegen des Hin- und Herfahrens der Wagen, welche abwechselnd Mehl und Brod transportirten. Wir können uns hier nicht ausführlicher aussprechen, und müssen zu näherer Kenntniss auf das angeführte Werk und v. Richthofens »Haushalt der Kriegsheere« verweisen. Das Resultat der Berechnungen Tempelhofs ist schliesslich, dass die Bäckerei nicht weiter als 12 Meilen vom Magazin, und die Armee sich nicht weiter von der Bäckerei entfernen durfte, als dass die Brodwagen in sechs Tagen hin und zurück sein konnten. Sie durfte sich also nicht weiter als 21 Meilen von ihren Magazinen entfernen.

Dieser wesentliche Einfluss der Magazine auf die Operationen ist fast ganz verschwunden. Die Theorie der Anlegung der Magazine u. s. w. gehört nicht hierher. Bei einer raschen Kriegführung kommt es selten zur Anlegung von neuen Magazinen, oder sie kommen erst so spät zu Stande, dass sie grösstentheils nutzlos werden; so z. B. 1812, wo die zusammengebrachten ungeheuren Vorräthe den Russen in die Hände fielen. Operationen gegen Magazine kommen in der neueren Zeit gar nicht mehr vor. Die Truppen werden aus Magazinen verpflegt, wenn es nicht anders geht und sie sich in der Nähe derselben befinden, und die ängstliche Sorge um das liebe Brod hat aufgehört, nachdem man gefunden hat, dass der Raum einiger Quadratmeilen hinreicht, ein Armee-Corps 2 bis 3 Tage zu ernähren. Jedoch können auch Verhältnisse herrschen, welche eine Armee in ihren Operationen durch den Mangel an Magazinen, oder durch die Entfernung von denselben noch heute lähmen. Solche herrschten 1831 in Polen vor, als Diebitsch sich in seinem Uebergang über die Weichsel

(nach der Schlacht von Grochow) durch die Entfernung von Brest Litewsk und durch die Unwirthbarkeit des Landes gehindert sah, ebenso nach der Schlacht von Ostrolenka, als die Russen unterhalb Warschau über die Weichsel setzen sollten, und beinahe zwei Monate über den Vorbereitungen dazu zubringen mussten. Wer aber nun das Requisitionssystem in seinen Folgen für Truppen und Einwohner betrachtet, wird sagen müssen, dass es ein schlechtes, für die Zeit nicht mehr gut passendes ist; dass es die Truppen ermattet und auflöst ohne sie zu befriedigen und die Einwohner ruinirt und feindselig macht. Dieser Meinung sind alle russischen Generale und, wie es scheint, auch die französischen. Man betrachtet es als die letzte Hülfe, zu der man Zuflucht nimmt, wenn alle anderen Mittel nicht ausreichen. Dass eine geordnete Verpflegung besonders in der ungünstigen Jahreszeit jederzeit vorzuziehen ist, sieht man aus dem russischen Feldzuge von 1831, 1849, dem italienischen 1859. (Siehe hierüber übrigens v. Smitt, Feldherrnstimmen über den polnischen Krieg 1831, S. 247 ff.)

2. Die Verpflegung durch die Wirthe.

Man kann annehmen, dass sich in einem mittelmässig bevölkerten Lande auf der Quadratmeile 3 bis 400 Feuerstellen befinden. Nimmt man nun rechts und links der Strasse eine Meile, und vor und hinter der Etappe (der Haupt-Marschstation) eben so viel, so sind dies vier Quadratmeilen mit 12 bis 1600 Feuerstellen, auf denen bequem 6 bis 8000 Mann in Quartieren untergebracht werden können; wenn es nöthig ist, sogar 10 bis 12,000 Mann. Dies giebt 5 resp. 8 Mann auf eine Feuerstelle. Also selbst wenn man sich nicht in die Breite ausdehnen will, so kann man mit Divisionen auf einer Strasse marschiren und die Truppen einquartieren.

Grössere Heere, die aus mehreren Corps bestehen, marschiren aber natürlich besser auf mehreren Strassen, schon weil ihre Tiefe dann geringer ist.

Die Verpflegung durch das Land ist es also, die die schnelle lebhafte Kriegführung möglich macht, welche die neueren Kriege auszeichnet, und den Märschen und Zügen des dreissigjährigen Krieges wieder ähnlich macht. Züge wie der von Mansfeld 1626 von Mecklenburg durch Schlesien nach Ungarn, oder der Torstensons von Schlesien nach Holstein 1643 sind nur auf diese Weise möglich. Letzterer machte den Marsch von Möckern bei Magdeburg bis Kiel, zweiundvierzig Meilen, in zehn Tagen.

Nächst der Schnelligkeit der Märsche wird aber auch nur dadurch die Zusammenziehung so grosser Heere auf einzelnen Punkten, und ohne langdauernde und grosse Vorbereitungen in Bezug auf die Verpflegung möglich. Dabei sind dann natürlich grosse Städte mit ihren bedeutenderen Hülfsquellen wichtig. Im Jahre 1813 spielte Leipzig eine bedeutende Rolle in dieser Beziehung. Die Zahl der Kombattanten betrug resp. etwa 300,000 und 171,000 Mann, die grösstentheils vom 14. bis 20. October in und um Leipzig auf einem Rayon von etwa funfzig Quadratmeilen lagen. Eben so Wien 1809, wo die Oestreicher vor der Schlacht von Wagram auf dem Marchfelde mit 70,000, später 137,000 Mann, und die Franzosen in und um Wien mit beinahe eben so viel lagen.

3. Die Verpflegung durch Fouragirung

tritt, so lange kantonnirend marschirt wird, nicht ein; nur in den Fällen, wo die Einwohner ihre Wohnungen verlassen; wie 1812 in Russland und 1814 theilweise in Frankreich. In der Regel aber wird sie stattfinden, sobald bivouakirt wird: was eine Folge der grösseren Nähe des Feindes ist, die zur Koncentration zwingt, oder auch eiliger nicht vorbereiteter Märsche grösserer Truppenmassen. Diese Verpflegung auf eigene Hand ist der Ruin des Landes, da daraus sehr bald förmliches Plündern wird. Eben so sehr wird sie aber auch leicht der Verderbniss der Truppen Vorschub leisten, da sich dadurch viel Mannschaften von der Fahne verlieren, die Disziplin erschlafft nnd selbst die besseren Soldaten geneigt sind, sich mit allerhand Unnöthigem zu bepacken. Die ganze Thätigkeit und Energie der Vorgesetzten wird daher unter solchen Umständen in Anspruch genommen. Ausserdem wird hierbei unendlich Vieles unnütz verdorben, und der Marsch in mehreren Echelons sehr beschwerlich. Für die hinteren Abtheilungen tritt gewöhnlich grosser Mangel ein, da sie selten noch etwas finden. Da also die Verpflegung durch eigene Fouragirung jedenfalls in ihrem Ertrage zweifelhaft ist, und ihr Erfolg in keinem einzelnen Fall verbürgt werden kann, so ist es nothwendig, dass die Truppen für den Nothfall Lebensmittel mit sich führen.

Der sogenannte eiserne Bestand, der nicht ohne Befehl angegriffen werden kann und sobald irgend eine Gelegenheit ist, wieder ergänzt wird, ist das von den Truppen selbst Mitgeführte. Die nothwendigsten Verpflegungs-Gegenstände sind nun: Brod, Gemüse (Reis, Graupe u. s. w.), Fourage, Branntwein und Salz, soviel als für einige Tage hinreichend

ist. Das Gepäck wird freilich dadurch sehr erschwert. — Branntwein ist ein nothwendiges Uebel, wie die Sache jetzt steht, da sich die niederen Stände an dessen Genuss gewöhnt haben. Aber es ist ein leeres Vorurtheil, auch höher gestellter Personen, dass er dem Soldaten unentbehrlich sei. Er ist immer und überall nutzlos, und in den meisten Fällen schädlich. Namentlich ist er es für den jungen Soldaten, und man sollte daher im Frieden ihn nicht zu den Verpflegungs-Gegenständen rechnen, eben so wenig wie man etwa Kaffee dazu rechnet, obgleich der letztere jedenfalls besser ist. Er sichert mehr vor Krankheiten, und wärmt und stärkt.

Der Erhaltung des eisernen Bestandes ist von den Führern eine unausgesetzte Aufmerksamkeit zu widmen. Die Soldaten bemühen sich, sich dieser Belästigung auf alle Weise durch pfiffige Mittel zu entziehen. Besonders geschieht dies von jungen Soldaten, die den Werth noch nicht kennen, den die Lebensmittel oftmals erlangen können. Es ist im Feldzug von 1815 vorgekommen, dass ein Bataillon zwei Tage ohne Brod war, weil die meisten Leute die ihnen als eisernen Bestand verabreichten Brode, um sie leichter zu machen, ausgehöhlt hatten.

Die besondere Beschaffenheit und Quantität des eisernen Bestandes ist nach Erfahrungssätzen berechnet, und ist das Nähere über die Aequivalente in dem oben angeführten Werk von v. Richthofen zu finden.

i) Schnelligkeit der Märsche. — Bedarf an Zeit.

Der erste Zweck des Marsches ist, einen gegebenen Weg, eine bestimmte Entfernung schlagfähig mit den Truppen zurückzulegen. Der zweite Zweck, dieses in einer bestimmten Zeit zu vollbringen. Je weniger Zeit hierzu nöthig ist, je besser; denn um so mehr wird auf der einen Seite für die Ausrüstung und Mobilmachung der Truppen, andererseits für die eigentlichen Operationen gewonnen.

Die Zeit, welche die Truppen für jeden einzelnen Marsch gebrauchen, erwähnten wir schon im Allgemeinen. Man nimmt an, dass eine Division von allen Waffen auf drei Meilen

bei gutem	Wege	6	Stunden
» mittelmässigem	»	8	»
» schlechtem	»	10	»

gebraucht, und dass drei Meilen ein gewöhnlicher Tagemarsch sind.

Die Kriegsgeschichte lehrt jedoch, dass

einerseits in einzelnen Fällen Truppen längere Entfer-

nungen in einer Zeit zurückgelegt haben, welche beweist, dass sie täglich viel grössere Entfernungen zurücklegten,

andererseits, dass in der Regel die tägliche Marschweite der europäischen Heere, besonders der neuen Zeit, noch nicht drei Meilen direkter Entfernung beträgt.

Sowohl bei der kritischen Beurtheilung der Operationen, als auch bei der Anwendung von Märschen, sind solche Betrachtungen von Wichtigkeit. Leider aber können wir nicht unerwähnt lassen, dass für die Geschichte der Märsche wenig geschehen ist; das Material ist mühsam zusammenzusuchen; Vieles muss kombinirt werden. Indem die Geschichtschreiber aller Zeiten sich mit dem belohnendsten Theil der Kriegsgeschichte, den Thaten der Heere, den Gefechten und Schlachten befassen, lassen sie die Anordnung und Ausführung der Märsche, als für das grössere Publikum uninteressant, auf der Seite liegen, und ihrer geschieht in der Regel nur in ausserordentlichen Fällen, oder insoweit Erwähnung, als es zum Verständniss der Operationen durchaus nothwendig ist.

Wir wollen daher einige Beispiele starker Märsche im Anhange anführen.*)

Die schnellsten Märsche sind danach die des Claudius Nero, 7½ Meilen pro Tag, des Scipio Afrikanus, 5 Meilen, der französischen Garden 1806, 7 Meilen, Herzog Wilhelm von Braunschweig 1809, 4½ Meilen, und der Division Wrede, 6 Meilen, letztere allerdings nur vier Tage lang. Bei allen andern Beispielen sind 4 Meilen noch nicht erreicht. Zugleich zeigt sich die aus der Natur der Sache folgende Erscheinung, dass die stärksten Märsche durch die kleinsten Heere ausgeführt wurden, und die Schnelligkeit steht beinahe im umgekehrten Verhältniss mit der Stärke.

Forcirte Märsche.

Der Gewinn an Zeit ist im Kriege oft von dem höchsten Werthe. Man kann daher genöthigt werden, die Märsche mit Hintenansetzung der Schonung und jeder Bequemlichkeit der Truppen anzuordnen. Solche Märsche nennt man dann **forcirte Märsche**, Märsche ohne **tageweise** Eintheilung. Es wird den Truppen hierbei nur das unumgänglich Nöthige an Zeit zur Ruhe und Verpflegung gewährt, und der Marsch mit der kurzen Unterbrechung, die durch Ruhe, Abkochen und Abfuttern nothwendig wird, ununterbrochen fortgesetzt. Von dieser Art von Märschen ist nicht viel zu halten; sie lösen in kurzer Zeit die Ordnung und Disziplin auf. Dauert ein solcher

*) Siehe Note 21.

Marsch länger als achtundvierzig Stunden, so werden die Truppen sicher längerer Zeit bedürfen, um wieder schlagfertig zu werden und der Gewinn an Zeit geht dadurch wieder verloren; denn das blosse Erscheinen der Truppen ist selten von absolutem Werth.

Man hat im Kriege in einzelnen Fällen Truppen so marschiren lassen, und daraus im Frieden theoretische Folgerungen zu machen gesucht; sogar hat man dieselben auf eine Formel gebracht.

Man nimmt dabei an, dass eine Division von 10,000 Mann gebraucht:

	bei gutem	mittlerem	ganz schlechtem Weg
auf 3 Meilen	6 Stunden,	8 Stunden,	10 Stunden,
» 6 »	19 »	24 »	30 »
» 9 »	31 »	38 »	50 »
» 12 »	46 »	56 »	68 »
» 15 »	76 »	(3 T.) 90 »	104 »
» 18 »	100 »	114 »	128 »
	(4 T.)	(4 T. 18 St.)	(5 T. 8 St.)
» 21 »	124 »	136 »	150 »
	(5 T. 4 St.)	(5 T. 16 St.)	(6 T. 6 St.)
» 24 »	148 »	160 »	174 »
	(6 T. 4 St.)	(6 T. 16 St.)	(7 T. 6 St.)

wobei nach 12 Meilen 24 Stunden Ruhe angenommen sind.

Dies ist aber reine Theorie, und das Resultat bleibt einerseits eben so hinter der Wirklichkeit zurück, wie es dieselbe auf der anderen Seite überfliegt.

Das Zurückbleiben findet nämlich bei guten und mittleren Wegen statt, das Uebersteigen bei schlechten.

Bei gutem Wege marschirt jede Truppe auf gewöhnliche Art 12 Meilen in 2 Tagen, mithin in 36 Stunden; hier nimmt man 46 an. Eben so marschirt sie leicht 15 Meilen ohne grosse Anstrengung in 3 Tagen, d. h. 60 Stunden; hier nimmt man 76 Stunden an. Endlich haben wir gesehen, dass Wrede für 24 Meilen 4 Tage gebraucht; hier 6 Tage 4 Stunden.

Jeder praktische Soldat wird sich ausserdem unter allen Umständen für die gewöhnliche Marschweise erklären, wo der Soldat am Tage marschirt und Nachts ruht; wo er Zeit hat zu kochen, zu futtern, zu putzen, während er so höchstens 4 Stunden Ruhe hat, in der er auch kochen, putzen und futtern soll, und nur nach 3 Tagen 24 Stunden Ruhe.

Was die Annahme für den mittelmässig guten Weg betrifft, so leidet sie an demselben Fehler. Es müssen schlechte Truppen sein, die bei mittelgutem Wege 9 Meilen nicht in

2 Tagemärschen oder 36 Stunden zurücklegen, oder 12 Meilen in 60 Stunden und die auf 24 Meilen länger als 6 Tage marschiren, wenn es darauf ankommt.

In beiden Fällen bleibt die Berechnung hinter der Erfahrung zurück.

Die Schnelligkeit der Märsche bei ganz schlechtem Wege liegt ganz ausserhalb jeder Berechnung, und in obiger Berechnung überfliegt die Theorie die Erfahrung. 24 Meilen bei ganz schlechtem Wege in 6 Tagen und 1 Ruhetag zurückzulegen, ist mehr, als in den meisten Fällen gute Truppen leisten werden. Denn die Erfahrung lehrt, dass unter solchen Umständen 2 Meilen die Aufgabe eines ganzen Tages sein können.

Man wird daher wohl thun, sich auf solche Berechnungen nicht zu fest zu stützen, und sodann die Märsche überhaupt nicht in komplizirter Weise einzurichten. Ist Zeitgewinn nothwendig, oder wünschenswerth, so wird derselbe am besten durch stärkere Märsche erreicht; und von Truppen von innerer Tüchtigkeit, die an das Marschiren gewöhnt sind, kann man unbedenklich verlangen, 4 bis 5 Meilen täglich während 5 bis 6 Tagen zu machen.

Nachtmärsche.

Der Ausspruch Blüchers gegen den Fürsten Hohenlohe:

»ich fürchte die Nachtmärsche mehr als den Feind«

ist beinahe sprüchwörtlich geworden. Er bezieht sich indessen nur auf Truppen, wie Blücher sie zu jener Zeit (1806) kommandirte; angegriffene, entmuthigte, erschöpfte Schaaren, in denen Ordnung und Disziplin locker geworden waren und denen es an kräftigen Führern fehlte, um dieselben unter den ungünstigen Verhältnissen eines übereilten Rückzuges wiederherzustellen.

Nachtmärsche gehören im Kriege zu den gewöhnlichen Erscheinungen, und Blücher hat sie weder in früherer noch in späterer Zeit sonderlich gescheut. Aber allerdings sind sie den Truppen niemals angenehm. Sie sind angreifender als die Märsche am Tage, auch abgesehen davon, dass die Ruhe verloren geht, weil alle Hindernisse der Wege, des Terrains bei Nacht viel schwerer zu überwinden sind. Man hat daher bei gleichem Kraftaufwande und Zeitverbrauch ein viel geringeres Resultat. Man kann daher, ohne sehr zu irren, bei Nachtmärschen die Hälfte Zeit mehr auf die Meile rechnen, und eine grössere Kolonne wird noch mehr Zeit gebrauchen, weil jede Stockung, jedes Hinderniss in der Nacht viel schwerer wieder aufzuheben ist.

Die unausgesetzte Aufmerksamkeit der Führer wird bei Nachtmärschen in Anspruch genommen; sie hat sich bei der Infanterie besonders darauf zu richten, dass die Abtheilungen nicht aus einander kommen. Die Leute sind müde, gleichsam schlaftrunken; es entsteht eine Stockung, augenblicklich hat alles das Gewehr ab und schläft im Stehen. Die Tete tritt wieder an; dies pflanzt sich entweder sehr langsam fort, wodurch die Marschkolonne zu locker wird, oder bricht auf irgend einen Punkt ganz ab. Auf einem der Märsche vor der Schlacht von Bautzen blieb so ein halbes Bataillon stehen. Der Halt hatte lange gedauert und auch die Offiziere waren eingeschlafen, indem sie sich auf einen Grabenrand gesetzt hatten. Das Niedersetzen ist daher streng zu untersagen; aber es gehört viel Disziplin und Strenge der Führer dazu, es zu verhindern. Ich habe erlebt, dass die Leute sich bei einem Nachtmarsche im Winter 1814 im tiefsten Schmutz niederwarfen, unter Umständen, wo von einer sehr grossen Ermüdung nicht die Rede sein konnte.

Die Kavallerie hat ebenso sorgfältig darauf zu halten, dass die Leute nicht auf dem Pferde schlafen. Denn die Pferde werden leicht durch den unsicheren Sitz des schlafenden Reiters gedrückt. Sie gehen in der Regel zwar bei Nacht sicherer als bei Tage, sind sie indessen schon sehr ermüdet, so wird die Führung nothwendig, um das Stürzen und somit Beschädigungen und Unglücksfälle zu vermeiden.

Ferner haben die Führer ihre Aufmerksamkeit darauf zu richten, dass kein Theil vom rechten Wege abkommt. Der Marsch wird in der Nacht jedesmal lockerer, die Abtheilungen erhalten grössere Distanzen, und diese werden leicht so gross, dass die Nachfolgenden die Vorausmarschirenden aus dem Auge verlieren. Es müssen daher an den abgehenden Wegen Unteroffiziere stehen bleiben, die von der nachfolgenden Abtheilung abgelöst werden. Bei dem Rückzuge nach der Schlacht von Dresden, bei üblem Wege, aufgeweichtem Boden u. s. w. kamen mehrere Bataillone durch Verabsäumung solcher Vorsichtsmaassregeln gänzlich auseinander. Kann übrigens der Zusammenhang im Ganzen nicht mehr erhalten werden, so muss wenigstens jede kleinere Abtheilung, jede Compagnie, jede Schwadron geschlossen bleiben, und kein Nachlaufen, Nachreiten gestattet werden.

Uebrigens steigern sich die Schwierigkeiten der Erhaltung der Ordnung, so wie der Besiegung der Marschhindernisse bei Nacht namentlich für grössere Abtheilungen, und besonders wieder für die Kavallerie ausserordentlich. Ausserdem kann

man mit Sicherheit auf Missverständnisse und falsche Ausführung einzelner Befehle rechnen.

Nachtmärsche wird man also bei Reisemärschen gern vermeiden, während bei den Operationen, den wirklichen Kriegsmärschen allerdings Zeitgewinn daraus hervorgehen kann. Bei den Reisemärschen werden sie daher nur vorkommen, wenn die Witterung (grosse Hitze u. s. w.) dazu zwingt. Kavallerie und Artillerie wird sie aber auch dann vermeiden, da die Pferde bei Tage nicht ruhen.

k) Taktische Anordnung des Marsches.

Zunächst muss auf die Beibehaltung einer gewissen Ordnung, neben welcher die Bequemlichkeit des Einzelnen immer noch bestehen kann (wenigstens bis zu einem gewissen Grade), gesehen werden. Ob in Zügen, in Sektions, in Reihen u. s. w. marschirt wird, das muss Alles nicht davon abhalten, dass Jeder auf seinem angewiesenen Fleck bleibe. Dies gilt für jede Truppenart. Dieser Zwang des Einzelnen ist eine Erleichterung für Alle.

Ferner muss die Marschgeschwindigkeit geregelt sein, was durch die Tete geschieht. Sie muss gleichförmig und nicht zu rasch sein; für die Infanterie und Fuss-Artillerie etwa 100, für die Kavallerie und reitende Artillerie etwa 110 Schritt in der Minute.

Es beruht auf einer ganz falschen Ansicht, wenn man die Folge des Abmarsches etwa täglich ändert: indem man glaubt, den Truppen dadurch eine Erleichterung zu gewähren, dass jeder Theil nach und nach an die Tete kommt. Besser ist es, den Abmarsch stets beizubehalten; alles marschirt sich dann sicherer und fester in das bequemste Tempo ein. Der Marsch darf aber auch nicht zu langsam sein, denn nichts ist ermüdender, als ein solcher langsamer Marsch, der alle Augenblick durch Stockungen unterbrochen wird. Er ermüdet aber auch, abgesehen hiervon, mehr als ein geschwinder.

Ferner müssen zwischen den Abtheilungen angemessene Abstände gehalten werden, die den grossen Vortheil gewähren, dass eine irgendwo entstandene Stockung sich nicht durch die ganze Kolonne fortpflanzt. Diese Abstände müssen nach Beschaffenheit des Weges grösser und kleiner gemacht werden. Sie erleichtern den Marsch, wenn der Weg abwechselnd gut oder schlecht ist, oder auch, wenn es sehr staubig ist; denn wenn auch noch so strenge darauf gehalten wird, dass die Leute sich nicht vor nassen Füssen scheuen, so wird doch immer ein Aufenthalt durch nasse Stellen verursacht.

Auf dem Marsche selbst wird von Zeit zu Zeit angehalten. Sind die Kolonnen nicht sehr gross, so lässt man bei den sogenannten kleinen Halten nicht in grösserer Front aufmarschiren. Bei dem langen Halt wird dies nothwendig, weil der Weg nicht längere Zeit gesperrt werden darf und man diese Ruhepunkte gern da nimmt, wo Wasser in der Nähe ist.

Die Infanterie macht den ersten kurzen Halt am besten etwa eine halbe Stunde nach dem Ausmarsch, jedoch nicht länger wie höchstens zehn Minuten. Dann folgen zwei bis drei Stunden Marsch und eine halbe Stunde Ruhe. Ist der Marsch länger als vier Meilen, oder ist es sehr heiss, so wird man nach Zurücklegung der grösseren Hälfte des Marsches einen längeren Ruhepunkt machen müssen, der bei Märschen von sechs bis sieben Meilen zwei bis drei Stunden betragen muss. Diese grösseren Ruhepunkte sind wo möglich so zu machen, dass Wasser geholt werden kann; was jedoch erst kurz vor dem Wiederantritt des Marsches geschehen darf. Bei jedem längeren Halt wird das Gepäck abgelegt. Dies muss befohlen werden.

Im Allgemeinen gilt die Regel, nicht oft zu halten, und so wenig wie möglich in der ersten Hälfte des Marsches. Das Bedürfniss muss der Führer erkennen; und dies kann er durch das öfters eintretende Bedürfniss des Austretens einzelner Leute, aus dem Langsamerwerden des Marsches.

Die Kavallerie macht bei einem Marsch von drei bis vier Meilen nur einen Halt von etwa funfzehn Minuten, wobei das Gepäck revidirt, nachgegurtet und der Beschlag nachgesehen werden muss. Ausserdem ist auf jede Meile ein kurzer Halt nöthig, um die Reiter absitzen und die Pferde stallen zu lassen. Bei fünf bis sechs Meilen macht man einmal eine halbe bis eine Stunde Halt. Muss gefüttert werden, so wird wenigstens eine Stunde geruht.

Man lässt die Kavallerie und reitende Artillerie auf Märschen von Zeit zu Zeit traben; Pferd und Mann werden dadurch munter und es kommt Luft unter den Sattel. In einer halben Stunde trabt man eine Meile, und das halten die Pferde ganz gut aus. Wird abwechselnd getrabt, so macht man mit Leichtigkeit in funfzig Minuten eine Meile. Am 16. Juni 1815 marschirte eine braunschweigische reitende Batterie unter Major Moll, die 1¾ Meile diesseits Brüssel im Quartier gestanden hatte, 6½ Meilen bis Quatrebras, wo sie um ½7 Uhr Abends eintraf; nachdem sie die letzten drei Meilen getrabt hatte, kam sie gleich ins Feuer.

Die Artillerie hält besonders strenge auf gleichen Zug,

gleiche Distanzen zwischen den Fahrzeugen, im Geleise fahren, Vermeiden des Stutzens. Muss ein Fahrzeug halten, so darf dies den Marsch der Kolonne nicht aufhalten, sondern das folgende muss unmittelbar auf der freiesten Seite vorbeigehen. — Die Haltepunkte sind denen der Infanterie und resp. Kavallerie gleich anzuordnen, und werden wie bei der letzteren benutzt. Dabei muss aber auch das Fahrzeug revidirt werden. Auf den Reisemärschen marschiren die Geschütze voran, dann die Munitionswagen, Vorrathswagen, zuletzt die Reservepferde. Auf den grösseren Halt- und Ruhepunkten wird also nach und nach in breiterer Front aufmarschirt, aufgeschlossen und somit die Kolonne verkürzt.

Natürlich kann auch nur nach und nach wieder angetreten werden; und es ist nothwendig, die Leute daran zu gewöhnen, nicht eher sich wieder marschfertig zu machen, als es für ihre Abtheilung (Bataillon, Eskadron, Batterie) befohlen wird; da ihnen sonst oft der grösste Theil der Ruhezeit verloren geht.

Passiren von Defileen.

Zweckmässig ist es, wenn auf dem Marsche Defileen von einiger Schwierigkeit vorkommen, die Ruhepunkte mit dem Defiliren zu vereinigen. Ein Defilee hat fast immer nämlich eine Verengung des grossen Weges zur Folge; nur Kunststrassen bilden — und auch diese nicht immer — hiervon eine Ausnahme. Es folgt hieraus, dass die Marschkolonne ihre Frontbreite verändern, daher ihre Tiefe vergrössern und somit andere Abstände zwischen den Abtheilungen machen muss, was dann für die Vorderen ein Halten zur Folge hat, um diese neue Formation zu gewinnen; ein Aufenthalt, der mit der Tiefe der Kolonne wächst. In einem bergigen oder bruchigen Terrain wird dies sich wiederholen und daher die Truppen ermüden; besonders die Infanterie, welche durch öfteres *Stehenbleiben* mehr ermüdet wird, als durch ein gleichmässiges Fortmarschiren.

Die Passage von Defileen erfordert überhaupt besondere Aufmerksamkeit, wenn dadurch nicht der Marsch aufgehalten und die Truppen unnöthiger Weise ermüdet werden sollen. Allgemeine Regel ist daher, dass die vorderen Truppen nach Maassgabe ihrer Annäherung an das Defilee schärfer austreten und Abstände von den hinteren gewinnen, so dass diese nicht zu halten brauchen, sondern ruhig fortmarschiren, bis an sie die Reihe des Austretens folgt.

Bei sehr grossen Marschkolonnen wird bei *Reisemärschen* die Masse der Fahrzeuge der Bagage durch das De-

filee geschickt, während die Truppen ruhen; da das Defiliren der zahlreichen Fuhrwerke immer längere Zeit kosten wird. Nach Passirung des Defilees marschiren die Abtheilungen auf, um jede Stockung im Defilee selbst ihrerseits zu vermeiden.

Auch auf Reisemärschen soll niemals ohne Vor- und Nachhut marschirt werden, die hier nur polizeiliche Zwecke haben.

Die Avantgarde zieht Erkundigung über die Wege ein, sorgt für zuverlässige Boten, räumt Hindernisse aus dem Wege, wie Fuhrwerk u. s. w.; und führt Schanzzeug bei sich, um den Weg herzustellen. Die Arrieregarde hat hauptsächlich dafür zu sorgen, dass Niemand zurückbleibt. Sie erhält dazu eine angemessene Anzahl Wagen, um Kranke fortzuschaffen. Marodeurs u. s. w. werden mit Gewalt zum Marsch gezwungen. Sind keine Wagen da, so werden die Erkrankten wenigstens bis zum nächsten Orte mitgeschafft. Bleiben Fuhrwerke oder Geschütze zurück, so lässt sie dabei ein Detachement.

Avant- oder Arrieregarde müssen nicht zu nahe an der Kolonne bleiben; erstere, um Zeit für die Hinwegräumung von Hindernissen zu gewinnen; letztere, damit nicht jedes Ereigniss für sie selbst zum Aufenthalt wird.

Beides ist übrigens ein beschwerlicher und lästiger Dienst, weshalb öfters mit den Mannschaften gewechselt werden muss.

l). Verluste an Menschen und Material.

Dieser Verlust ist viel bedeutender, als man gewöhnlich annimmt, und wird namentlich in den neueren Kriegen ein auf die Vernichtung der Heere höchst wirksamer Umstand. Sind die Reisemärsche geregelt, die nöthigen Rücksichten auf Unterkommen und Verpflegung genommen, werden Lazaretheinrichtungen mitgeführt, und herrscht in den Truppen eine strenge Marschdisziplin, so sind bei nicht zu langen Märschen, die nicht in eine ungünstige Jahreszeit fallen, die Verluste allerdings gering. Anders aber wird dies, sobald diese Verhältnisse sich ändern, die Märsche stark, die Wege schlecht werden, Verpflegung mangelhaft ist, bivouakirt wird und die Marschdisziplin nachlässt. Unter solchen Umständen kann ein Heer durch Märsche sich aufreiben. Besonders bedeutend aber wird die Consumtion bei den Märschen auf dem Kriegstheater selbst, indem sich dort die Anstrengungen durch die taktische Anordnung des Marsches gleichzeitig mit den Entbehrungen verdoppeln.

Die Verluste und Abnutzungen auf Märschen betreffen bei der Infanterie den Menschen und das Material. Jeder leichte Kranke ist der Truppe, sobald er in ein Lazareth kommt, auf lange Zeit verloren. Es entwickeln sich Krankheiten, die in dem Maasse unter gewöhnlichen Friedensverhältnissen nie vorkommen: Brustkrankheiten, Fieber, Ruhren und Fusskranke. Bei dem Beginn eines Marsches ist anfangs der Abgang auf diese Weise am stärksten. Die schwächlichen, weichlichen Naturen erliegen bald; ist die Schlacke einmal abgesondert, so tritt ein günstigeres Verhältniss ein, obschon der Abgang nie ganz aufhört.

Der Verbrauch an Material trifft besonders die Fussbekleidung, und es ist überraschend, wie gross derselbe ist. Wenn man bedenkt, dass Seume von Leipzig nach Syracus auf einem Paar Sohlen ging, so ist es oft unbegreiflich, wie zwei drei Märsche die Fussbekleidung konsumiren. Der Verbrauch im Frieden giebt hierbei gar keinen Anhalt. Es wird daher die Erhaltung des Schuhzeugs Gegenstand einer steten Vorsorge sein und es müssen dazu alle Mittel in Bewegung gesetzt werden, die sich in den Städten darbieten.

Der Verlust bei der Kavallerie trifft hauptsächlich das Pferd; der Abgang aber findet in einem umgekehrten Verhältniss statt, wie bei der Infanterie. In demselben Verhältniss, wie der Marsch länger wird, steigt die Zahl der gedrückten und lahmen Pferde. Die Gelegenheit, gesunde Pferde einzutauschen, ist selten, da die Pferdedepots in der Regel nicht viel Gutes mit sich führen. Jedes kranke Pferd zieht somit den Verlust eines Soldaten nach sich, und es ist daher die Hauptsorge aller Führer bei der Kavallerie, auf richtige Lage des Sattels, des Gepäcks, nicht zu frühes Absatteln, richtigen und ruhigen Sitz des Reiters und Erhaltung des Beschlags zu sehen. Ausserdem aber ist es nothwendig, dass jede Schwadron mindestens einen Wagen immer bei sich führt, um Sattelzeug kranker Pferde fortzubringen.

Die Artillerie, als die komplizirteste Waffe, müsste eigentlich die grösste Abnutzung erleiden, doch ist sie hier eigentlich Null. Denn dazu, dass ein wesentlicher Verlust eintritt, z. B. ein Geschütz zurückgelassen werden muss, kommt es auf Reisemärschen nie. Aber auch die Verluste an Mannschaften und Pferden sind in der Regel bei der Artillerie am kleinsten. Die grosse Anzahl Fahrzeuge erlaubt eine Erleichterung in solchen Fällen, wo der Mann sonst der Anstrengung erliegen würde. Ausserdem ist sie in allen Heeren aus ausgesuchten, starken und tüchtigen Leuten formirt; ferner

gestattet die Kombination von Zug- und Reitpferden einen Wechsel der gedrückten Pferde, und endlich ist nicht zu verkennen, dass in allen Artillerien die bei weitem strengste Marschdisziplin gehandhabt wird.

Die Abnutzung trifft hier also besonders das Material, die Fahrzeuge. Jede Artillerie führt jedoch den Ersatz und die Mittel bei sich, den Schaden zu ersetzen, so dass bei der Vervollkommnung der Technik aus der Abnutzung auf Reisemärschen nie wirkliche Verluste werden, wie bei den anderen Waffen.

Es ist nun sehr schwer, ja unmöglich, die Marschverluste auf Zahlen zu bringen, da Jahreszeit, Wege, Wetter, Verpflegung u. s. w. den entschiedensten Einfluss auf die Grösse der Consumtion an Menschen und Material haben. Ohne befürchten zu dürfen, die Zahlen zu gross anzunehmen, kann man indessen voraussetzen, dass bei einem Reisemarsch, unter sonst richtigen Verpflegungs- und Quartierverhältnissen, von sechszig bis achtzig Meilen, bei kühlem oder kaltem aber trockenem Wetter, also bei guten Wegen, der Verlust der Infanterie und Kavallerie mindestens drei bis vier Prozent, bei heissem oder nassem Wetter sechs bis acht Prozent beträgt. Von diesem Verlust fallen bei der Infanterie zwei Drittel in die erste Hälfte, bei der Kavallerie in die zweite Hälfte des Marsches.

Ganz anders aber gestaltet sich der Verlust, wenn die Voraussetzungen andere sind; wenn bivouakirt wird, die Verpflegung schlecht ist, die Disziplin locker wird (was oft erst eine nothgedrungene Folge der schlechten Verpflegung ist), und dann wird der Abgang unglaublich gross. Ein Beispiel davon ist der Marsch Napoleons im Jahre 1812, und wir werden im Anhange die näheren Zahlenangaben beibringen*). Liest man die Geschichte dieser Märsche, so wird die Möglichkeit solcher ungeheueren Verluste erklärlich, und man sieht, dass das beste Heer ähnlichen Einflüssen nicht Trotz bieten kann. Ein mehr für die gewöhnlicheren Verhältnisse geltendes Beispiel ist der Marsch des Yorkschen Corps. Es geht aus allen diesen Erfahrungen hervor, dass die Märsche im Kriege mehr kosten als die Schlachten.

Fassen wir alles zusammen, so erhalten wir als Resultat, dass die Märsche angreifender für die Truppen und zeitraubender werden:

1. je schlechter die Wege;
2. je stärker die einzelnen Kolonnen;

*) Siehe Note 22. Wir werden daselbst noch auf den Marsch Suwaroffs über die Alpen in obigem Betracht etwas anführen.

3. je laxer die Disziplin (Marschdisziplin);
4. bei Nacht;
5. je schlechter und je ungünstiger das Wetter, die Temperatur;
6. je schlechter die Verpflegung und je breiter der Quartierbezirk.

Sie werden befördert, d. h. schneller und weniger angreifend:

1. durch gute Wege;
2. Marschdisziplin;
3. Marschübung;
4. gute Verpflegung;
5. milde oder kühle, trockene Temperatur;
6. durch künstliche Mittel.

Künstliche Beschleunigung der Märsche.

Um den Zeitgewinn mit der Schonung und Erhaltung der Schlagfähigkeit der Truppen Hand in Hand gehen zu lassen, ist man zu allen Zeiten in einzelnen Fällen bemüht gewesen, die Märsche künstlich zu beschleunigen.

Schon Claudius Nero liess sein Fussvolk theilweise fahren. Napoleon hat so ganze Divisionen schnell von einem Kriegstheater auf das andere, oder aus einem Lager mitten in Frankreich nach Deutschland oder Spanien versetzt. Der grosse Kurfürst bediente sich desselben Mittels 1679 gegen die Schweden in Preussen.

Natürlich kann aber nur der Marsch der Infanterie auf diese Weise beschleunigt werden, dass man sie auf Wagen oder Schlitten transportirt. Man wird mit der Infanterie so, ohne die Truppen zu sehr zu ermüden, täglich acht bis neun Meilen, auch wohl zehn Meilen zurücklegen können. Das Essen müssen die Truppen unter solchen Umständen fertig finden, da die eigene Zubereitung zu viel Zeit kostet.

Natürlich können immer verhältnissmässig nur kleine Heerestheile auf diese Weise befördert werden. Man wird im Durchschnitt nicht mehr als 10 Mann auf einen vierspännigen Wagen rechnen können, was achtzig bis hundert Wagen für ein Bataillon, 1200 für eine Division giebt. Soll nicht ganz langsam gefahren werden, so dürfen die Stationen nicht über vier Meilen sein, so dass also bei einem Marsche von zwanzig Meilen schon 6000 Wagen und 24,000 Pferde nöthig würden.

Der Kavallerie und Artillerie kommen diese Beschleunigungsmittel nicht zu Gute; höchstens der Artillerie noch in der Weise, dass man die Fuss-Artilleristen durch Vorspann

fortschaffen lässt. Beide Waffen werden so der Infanterie etwa zwei Tage folgen können.

Kann man nicht den ganzen Truppentheil, z. B. eine Division, auf einmal fahren lassen, so muss man Etappen machen, zwischen denen die disponiblen Wagen hin und her gehen, und wird so noch, wie Napoleon 1806, bedeutenden Zeitgewinn erzielen.

Ein anderes ähnliches Beschleunigungsmittel liegt darin, dass das Gepäck der Infanterie und Fuss-Artillerie gefahren wird. Man bedarf für eine Compagnie hierzu etwa fünf zweispännige Wagen, also zwanzig per Bataillon. Die Wirkung davon ist bedeutend, und man wird, besonders bei heissem Wetter, die Märsche um die Hälfte länger machen können, ohne die Truppen so zu fatiguiren, als wenn sie auf dem gewöhnlichen Marsch das Gepäck tragen müssten. Der Bedarf an Vorspann ist aber hierbei immer noch sehr bedeutend. 240 Wagen für eine Division auf jeden Marschtag ist immer noch mehr, als in den meisten Fällen vom Lande aufgebracht werden kann.

Benutzung der Eisenbahnen für Reisemärsche.

In der neuesten Zeit ist nun durch die Benutzung der Eisenbahnen ein mächtiges Mittel für die Beförderung von Truppen aller Waffen auf weite und nahe Strecken gegeben, welches bedeutende Schonung des Materials (besonders Schuhzeug, Pferde, Fahrzeuge) als Nebengewinn zur Folge hat. Die grösseren Armeen haben, namentlich die französische und österreichische, in dieser Beziehung die erfolgreichsten Erfahrungen gesammelt. Die Benutzung der Eisenbahnen wird nicht nur durch die doppelten Geleise sehr beschleunigt, sondern auch durch die elektrische Telegraphie. Es ist nämlich erfahrungsmässig am besten, immer nur eine, höchstens zwei Lokomotiven vor einen Train zu legen. Diese sind dann im Stande, entweder 1 Bataillon von 1000 Mann nebst dazu gehörigen Pferden und Fahrzeugen, — oder 1 Schwadron zu 160 Pferden, — oder 4 Geschütze zu 8 Pferden nebst 4 Wagen zu 8 Pferden, — oder 4 reitende Geschütze zu 6 Pferden nebst Bedienungs-Mannschaft, — oder $\frac{1}{2}$ Munitionskolonne, — oder $\frac{1}{4}$ Pontontrain, — oder die Stäbe einer Division und zweier Brigaden nebst ihren Fahrzeugen, — oder die Hälfte des Stabes eines kommandirenden Generals nebst den Verwaltungs-Branchen — in einem Zuge zu befördern. Sollen nun mehrere solcher Abtheilungen schleunigst an einen Ort gebracht werden, so ist es nöthig, die vorhandenen Transportmittel dergestalt einzu-

theilen und den Betrieb der Bahnen so zu regeln, dass für längere Zeit im Voraus die Reihenfolge der Züge und der Truppen bestimmt wird. Die Truppen müssen daher möglichst an den Einschiffungspunkten konzentrirt werden, und in ihrer Nähe entweder so kantonniren oder bivouakiren, dass für jeden Zwischenfall ihre Einschiffung befördert oder zurückgelegt werden kann.

Auf kürzeren Strecken, wie z. B. zwölf Meilen, fünfzehn Meilen, wird, sofern die Transportmittel anderer Bahnen sich vereinigen lassen, der Marsch einer Division Infanterie von der Zeitdauer von drei bis vier Tagen sehr leicht auf einen Tag zusammengedrängt werden können, namentlich wenn stellenweise wenigstens sich doppelte Geleise vorfinden. Grössere Abtheilungen aber, welche schon aus gemischten Waffen bestehen, werden zur Abkürzung theilweise marschiren müssen. Es handelt sich nämlich immer darum, die leergewordenen Züge wieder an den Einschiffungspunkt zurückzuführen, um sie dort wieder gebrauchen zu können, und die Regelung dieser Seite des Dienstes wird dann lediglich Sache der Eisenbahnbeamten sein.

Natürlich tritt bei bedeutenderen Strecken dieser Umstand ins Gewicht und die Folge der Ablassungen wird dann eine weniger schleunige sein können. Jedoch hat man in dieser Beziehung Berechnungen angestellt, welche ergeben, dass auf eine Strecke von etwa 40 Meilen in einem Tage 2000 Mann Infanterie, 600 Reiter und 4 Geschütze; in acht Tagen aber 9 Bataillone zu 1000 Mann, 20 Schwadronen, 7 Batterien, 1 Pontontrain, 4 Kolonnen befördert werden können. Hat man also ein preussisches Corps auf solchen Strecken zu befördern, so würde es dazu etwa die doppelte Zeit gebrauchen. In derselben Zeit würde bei forcirten Märschen allerdings ein Corps auch zu Fusse dieselbe Strecke zurücklegen, aber bedeutend angegriffen sein. Ausserdem ist nicht ausser Acht zu lassen, dass schon am dritten Tage 6000 Mann Infanterie, 1800 Reiter und 1 Batterie vereinigt sind und dass diese Zahl mit jedem Tage zunimmt, und dass man sehr leicht statt 600 Pferde 4000 Mann befördern kann, also in einem Tage nöthigenfalls 6000 Mann mit 4 Geschützen vereinigt sind. Je nach der Nothdurft und Beschaffenheit des Kriegsschauplatzes werden sich die Nachschübe regeln müssen. Es ist natürlich bei solchen Zügen nöthig, für die Verpflegung der Truppen besondere Sorge zu tragen.

II. Kriegsmärsche.

Während bei den Reisemärschen die Bequemlichkeit und Erhaltung der Truppen die Hauptrücksicht, das Bedingende war, ist es hier die stete Schlagfertigkeit, ununterbrochene Gefechtsfertigkeit, welche als Grundbedingung hervortritt und alle anderen Rücksichten zwar nicht ausschliesst, aber überflügelt, so dass sie ihr nöthigenfalls zum Opfer gebracht werden müssen; sei dies theilweise oder auch ganz, wenn der Zweck, die taktische Gefechtsfähigkeit, nicht anders zu erreichen ist. Vieles, ja das Meiste von dem, was wir bei den Reisemärschen, ihrer Anordnung und Ausführung als das Geltende und Bestimmende erkannt haben, wird zwar hier auch gelten und von Werth sein; dieser Werth aber ist nur secundair, und tritt gegen die taktischen Rücksichten zurück. Wir haben also hier die Märsche auf dem Kriegstheater, die Märsche in der Nähe, in der möglichen Wirkungssphäre des Feindes im Auge.

Während die Reisemärsche ausschliesslich die Erreichung eines bestimmten örtlichen Objekts zum Ziel hatten, tritt hier das Moment hinzu, dass einmal dieses Objekt bei den Kriegsmärschen häufig ein unbestimmtes wird, oft aber auch das Ziel ein bewegliches ist, nämlich der Feind selbst. Die Vorherberechnung, das Methodische, Geregelte in dem Gange der Märsche, verschwindet daher beinahe ganz; selten weiss Jemand, wo er am folgenden Morgen sein Haupt hinlegen wird.

Schon hierdurch wird der Charakter der Märsche ein ganz anderer; das Vorausbestimmte, Berechnete, die sichere Ruhe, die Gewissheit, Verpflegung und Quartier zu finden, Alles das fällt fort und an ihre Stelle tritt vollkommene Ungewissheit und stete Bereitschaft.

Noch mehr aber wird der Charakter, die Physiognomie des Marsches durch die nothwendigen taktischen Anordnungen verändert, was wir später betrachten werden.

a) Länge.

Was nun die Länge der Kriegsmärsche anbetrifft, so ist dieselbe in der Regel und im Durchschnitt geringer, als bei den Reisemärschen. 2 bis $2\frac{1}{2}$ Meilen pflegt in Feldzügen, selbst bei einer beweglichen Kriegführung, das Maximum zu sein. Einzelne Ausnahmen kommen natürlich vor, indessen gewöhnlich oder fast immer nur nach einer grossen Entscheidung, nach einer Hauptschlacht, die ein entschieden ausge-

sprochenes Resultat hatte, und für einzelne Heerestheile kurz vor Hauptschlachten, wenn sie dann noch zur Mitwirkung mit beschleunigter Geschwindigkeit herangezogen werden*).

Die täglichen Märsche bei den eigentlichen Operationen, dem Feinde gegenüber, haben selten grössere Entfernungen zur Aufgabe, obschon einzelne forcirte Märsche natürlich hiervon Ausnahmen machen. Die Unsicherheit, Ungewissheit ist es, die wie ein Nebel beide Heere umgiebt; nur auf einzelnen Punkten stossen beide auf einander und es ist die Aufgabe der Feldherren, aus diesen oft ganz unzureichenden bekannten Grössen die unbekannten zu konstruiren. Dies macht selbst bei der lebhaftesten Kriegführung die Bewegungen verhältnissmässig langsam. Selbst Napoleon, wenn von ihm die Bewegungen ausgingen, hat mit seinen Heeren keine sehr beschleunigten Märsche gemacht, und besonders von der Zeit an, wo er Gegner vor sich fand, deren Heeresorganisation und Taktik der seinigen ähnlich war, und sie vor überraschenden Schlägen schützte.

Bei den grossen, aus mehreren Armee-Corps bestehenden Heeren wird, abgesehen von allem Anderen, ein grosser Zeitverlust durch die Schwierigkeit der Ueberbringung der Meldung und der Befehle herbeigeführt. Die Meldungen von den Vorposten, die gewöhnlich das Leitende für die neuen Anordnungen sind, kommen nicht vor Nacht ins Hauptquartier an. Berathungen, Zusammenstellungen, Betrachtungen der einzelnen Data, nehmen gewöhnlich die Hälfte der Nacht hinweg. Mit Tagesanbruch erhalten dann die kommandirenden Generale der Corps ihre Befehle, da ein grosses Heer sich ausbreiten muss, um zu leben; und man kann darauf rechnen, dass nun noch einige Stunden für die Disposition und die Vorbereitungen zum Marsch gebraucht werden.

Die französischen Heere brachen in den letzten Feldzügen in der Regel erst um zehn bis elf Uhr, oft noch später, auf; auch bei dem preussischen Heere, wo der innere Dienst des Generalstabes auf die musterhafteste Weise geführt ward, und wo in dieser Beziehung eine Energie und Thätigkeit herrschte, die nicht grösser sein konnte, wurden die Märsche selten so früh angetreten, als dieses bei blossen Reisemärschen der Fall gewesen sein würde.

Dass die Schnelligkeit der Märsche bei der kürzeren Entfernung zunimmt, ist klar, und deshalb wird dadurch ein Theil der Versäumniss wieder gut gemacht.

*) Einige Beispiele siehe Note 23.

Anders ist dies natürlich bei kleinen Detachements, bei der Avantgarde, der Arrieregarde, wo sich Alles nach den augenblicklichen Ergebnissen und Umständen richtet. Hier ist der Führer in der Mitte seiner Truppen, und die Ausführung kann dem gefassten Entschluss unmittelbar folgen. Plötzlicher Aufbruch, der sich an keine Tageszeit bindet, Nachtmärsche, um an den Feind zu gelangen oder sich ihm zu entziehen, — sind da das Gewöhnliche; und während man die Nachtmärsche bei den Reisemärschen vermeidet, sind sie hier oft das Mittel zum Ziel, und oft das einzige*).

Bei den Reisemärschen war die Wahl der Wege und die Anordnung in dieser Beziehung durch die Bequemlichkeit und die mindere Anstrengung der Truppen bedingt. Hier sind zwar die taktischen Rücksichten das Leitende, allein das Resultat ist in den meisten Fällen dasselbe. Der nähere Weg, die gerade Linie, der bessere, festere Weg, gewähren in vielen Fällen auch die taktischen Vortheile, und der schlechte, grundlose, die Truppen anstrengende Weg ist in den meisten Fällen auch mit taktischen Nachtheilen verbunden. Ist dies aber nicht der Fall, so gehen allerdings auch hier die taktischen Rücksichten vor. — (Napoleon 1813 nach der Schlacht von Leipzig.) Während bei den Reisemärschen die Anhäufung der Truppen auf einer Strasse, als die Bequemlichkeit gefährdend und die Märsche verzögernd, vermieden wird, fragt es sich hier nur, ob die Gefechtsrücksicht, der Zweck, welcher erreicht werden soll, das Zusammendrängen auf einer Strasse erheischt. Ist dieses der Fall, so weicht dem jede andere Rücksicht. Ebenso vermeiden wir dort die Kombination der Marschkolonnen aus verschiedenen Waffen; bei den Kriegsmärschen findet solche Zusammensetzung immer statt und die Gefechtsfertigkeit verlangt es; sie steigt, je mehr die verschiedenen Waffen im Stande sind, sich zu unterstützen. Die Marschkolonnen auf dem Kriegsschauplatze sind daher fast immer aus zwei oder allen drei Waffen gebildet, um ihre innere Selbstständigkeit zu erhöhen.

b) Unterbringung, Verpflegung, Bivouak.

Die Nähe des Feindes und die Gefahr, welche aus einem überraschenden Angriff erwächst, zwingt uns, die Truppen zusammenzuhalten; und es kann daher keine Zersplitterung derselben Behufs ihrer Unterbringung in Quartiere stattfinden. Es wird daher gewöhnlich bivouakirt; nur kleinere Abthei-

*) Ein Beispiel siehe Note 24.

lungen können, wenn sie sich nicht in der unmittelbaren Nähe des Feindes befinden, eine Ausnahme davon machen. In den meisten Fällen aber werden auch sie bivouakiren, damit der Führer sie in der Hand behält. Sie sind den überraschenden Angriffen mehr ausgesetzt, als grosse Heerestheile, die sich dagegen durch Vorposten und Vortruppen besser schützen können. Wird der Krieg lebhaft und beweglich geführt, folgen sich die Ereignisse rasch, wird, wie in den neueren Kriegen, weniger manövrirt und mehr geschlagen, so dass der Gegner das stete Objekt ist, das aufgesucht und im Auge behalten wird: so ist das Bivouakiren unerlässlich. Seine grossen Nachtheile haben wir bereits kennen gelernt; aber sie gleichen sich aus, denn wir zwingen den Gegner zu derselben Maassregel; und wenn nicht etwa Verhältnisse, wie 1812 in Russland, stattfinden, so wird der Verlust auf beiden Seiten gleich bleiben. Ausserdem tritt er nach und nach ein; er kann daher nicht entscheidend werden. Die Bivouaks und Marschlager werden nur, wenn es möglich ist, dicht an Dörfern in der Nähe der Strasse genommen, gewöhnlich in der Marschordnung, so dass eben nur bataillons- oder brigadeweise aufmarschirt wird, und in der Nähe von Wasser. Die nächstgelegenen Dörfer werden unter die Truppen vertheilt. Wo möglich muss natürlich das Bivouak Schutz vor dem Winde und Holz in der Nähe haben.

Dass die Truppen das Bivouakiren selbst unter den ungünstigsten Witterungsverhältnissen aushalten, lehrt uns die neuere Kriegsgeschichte. Der Winterfeldzug 1814 begann am 1. Januar mit dem Rheinübergang. Von der Mitte dieses Monats bis zur Einnahme von Paris, mithin $2\frac{1}{2}$ Monate, haben beinahe alle Truppen des grossen verbündeten Heeres stets bivouakirt. Dabei drehte sich der Krieg vom 25. Januar bis 30. März in dem Dreieck Paris — Laon — Bar le Duc, welches einen Flächenraum von etwa 210 Quadratmeilen hat. Von Nachfuhr war fast gar nicht die Rede. Zwar mussten die seitwärts gelegenen Landstriche etwas kontribuiren, besonders Hafer, allein das war bei der Masse der Truppen doch nur unbedeutend. Die Heere lebten hauptsächlich in den Bivouaks durch eigene Fouragirung; was beinahe unglaublich wird, wenn man bedenkt, dass es nahe an 300,000 Mann waren.

Im Sommer, wo die Vorräthe des Landmannes gewöhnlich verbraucht sind, würde es unmöglich gewesen sein, die grossen Heere auf einem so engen Raum zu erhalten, und die Truppen ertrugen selbst bei spärlicher Verpflegung und während des ganzen Winters das Bivouakiren.

Es ist unbestritten, dass die französische Armee selbst die ungeheuere Kälte 1812 von 24 Grad im Ganzen schlagfähig ertragen haben würde, wenn sie nur Lebensmittel und Futter gehabt hätte, so dass ihr Untergang mehr dem Mangel als der Kälte zugeschrieben werden muss.

Obschon das Bivouakiren für die Kriegsmärsche das Gewöhnliche ist, treten doch auch hierin Ausnahmen ein. Ist man in weiterer Entfernung vom Feinde durch die Vortruppen gegen plötzliche Insulten gesichert; gestatten grosse Städte, oder ein reiches, bevölkertes Land die Unterbringung der Truppen auf einem kleineren Raum, so wird man ihnen gern und mit sichtlichem Nutzen Quartier, d. h. sogenanntes enges Kantonnement, gewähren. Sie sind dann aber eng zusammengedrängt, und werden nur unter den Vorsichtsmaassregeln gestattet, die wir später bei den Kantonnements im Felde betrachten werden, und wohin besonders Wachen, Posten, Allarmhäuser und vorherbestimmte Sammelplätze gehören.

Was nun die Verpflegung auf Kriegsmärschen anbetrifft, so ist sie hauptsächlich die Sorge des Landes selbst. Im Quartier giebt sie der Wirth, im Bivouak erhält man sie in der Regel durch Fouragiren. Was in Beziehung auf die Verpflegung aus den Magazinen oder durch Requisition bei Gelegenheit der Reisemärsche gesagt wurde, gilt hier doppelt, und dieses bedingt einen Hauptunterschied zwischen der neueren und der früheren Kriegführung. Obschon überall anerkannt wird, dass bei der Bewegung im Kriege nächst den Füssen der Magen die Hauptrolle spielt, so geschieht doch in der That für den letzteren das Wenigste und genau besehen, lässt sich auch dafür nicht viel mehr thun. Das Zusammenbringen von Magazinen, das Ausschreiben und Beitreiben von Requisitionen und Lieferungen braucht Zeit; die militairischen Operationen aber warten nicht darauf; sie gehen nebenher ihren Gang unaufhaltsam fort. So werden die Operationslinien aufgegeben, neue gewonnen, angelegte Magazine unnütz und der Krieg in Gegenden geführt, wo wir Alles erst in Besitz nehmen müssen. Im Jahre 1814 wechselte Blücher dreimal die Operationslinie. 1815 wurde die Operationslinie an der Maas, auf der alle Verpflegungsmaassregeln getroffen waren, plötzlich aufgegeben. In Folge dessen waren die Truppen vier bis fünf Tage auf das beschränkt, was sie bei sich hatten, und für den ganzen weiteren Feldzug auf das, was sie in Feindes Land fanden.

Das englische Heer lebte während dessen, allerdings auch

schlecht genug, durch Lieferung für schweres Geld, war aber auch gezwungen, kleine Märsche zu machen und blieb deshalb um zwei Tagemärsche zurück. Wenn man Geld hat und langsam operirt, kann man beinahe in jedem Lande durch Lieferung leben, wie 1831 die Russen selbst in Polen. Bei ihrem Heere befanden sich eine grosse Menge russischer und polnischer Bauern, russische und deutsche Spekulanten, die für gewisse Zeit kontrahirt hatten, gut bezahlt wurden und die bei allen nicht plötzlichen und raschen Bewegungen die Subsistenz des Heeres vollkommen sicherten, während in ausserordentlichen Fällen allerdings ein Stillstand eintrat*). Die Franzosen lebten in der Regel durch Requisition, die sie aber nicht bezahlten, sondern mit Strenge beitrieben; ausserdem durch Fouragiren und Plündern. In den letzten Feldzügen Napoleons spielten die Verpflegungsrücksichten eine sehr untergeordnete Rolle, die er selbst kaum eines Blickes würdigte. Die Folgen davon sind aber auch unberechenbar geworden.

Bei den Kriegsmärschen nun ist ein eiserner Bestand unentbehrlich, der für die Gefechtstage wo möglich aufbewahrt werden muss. In den Tagen, wo man schlägt und manövrirt, kann man fast nie, und immer nur theilweise, aus den Dörfern und Städten leben. Die Truppen müssen beisammen bleiben, stets kampffertig sein, und es finden sich oft im Laufe des ganzen Tages nur ein paar Stunden zur Ruhe und zum Kochen. Bei Rückzügen, beim Zusammenziehen der Truppen zu grossen Entscheidungen, wo dann oft grosse Heere von beiden Seiten auf den Raum einiger Meilen zusammengedrängt werden, kann man mit Sicherheit nur auf das rechnen, was der Soldat bei sich trägt.

c) Taktische Anordnung.

Vorzugsweise und vor allen Dingen sind es nun aber zwei Gegenstände, die bei den Kriegsmärschen hervortreten und ihren wesentlichen Unterschied von den Reisemärschen bedingen:

1. die innere taktische Formation der Marschkolonne,
2. die taktischen Maassregeln zur Sicherung des Marsches,

welche wir nun näher betrachten wollen.

*) Siehe hierüber den Bericht des Intendanten Pagodin über die Verpflegung der russischen Armee nach dem Weichselübergange in „von Smitt, Feldherrnstimmen über den russisch-polnischen Krieg 1831.“

1. Formation der Marschkolonne.

Die Kriegsmärsche werden in der Nähe des Feindes ausgeführt; es kann jeden Augenblick die Nothwendigkeit eintreten, aus der Marschordnung in die Gefechtsordnung übergehen zu müssen. Jede Marschbewegung der Truppen aber, selbst die meisten Evolutionen, geschehen auf Kosten der Gefechtsfähigkeit, und die Truppen bedürfen Zeit, um diese wieder herzustellen. Je kleiner die marschirende Truppe ist, je geringer wird diese Uebergangsperiode, ebenso, je mehr die Marschformation der Gefechtsformation ähnlich ist. Ein marschirendes Bataillon, selbst in der ungünstigsten Formation für das Gefecht, in Reihen, eine Eskadron zu zweien, ist in wenigen Minuten in jede beliebige Gefechtsformation zu werfen. Anders ist dies mit grösseren Abtheilungen. Eine Infanterie-Brigade, die in Sektionen auf einem Wege marschirt, braucht hierzu schon 20 bis 25 Minuten. Und zwei Divisionen von allen Waffen würden zum Aufmarsch nach der Tete in solcher Marschordnung beinahe eine Stunde gebrauchen. Die Kolonnen müssen daher verkürzt und die Truppen mehr für das Gefecht formirt werden.

Die Verkürzung der Kolonnen geschieht nun, besonders bei grösseren Truppenmassen, z. B. einem Armee-Corps, durch Theilung in mehrere neben einander marschirende Kolonnen, oder durch Marsch in breiterer Front.

Nur in wenigen Ländern und unter besonderen Umständen wird es möglich sein, auch nur einige Meilen in mehreren Kolonnen dicht neben einander zu marschiren. Bald werden Terrainhindernisse den Marsch der Seitenkolonnen aufhalten, und diese auf einen Weg drängen, so dass sodann bald alle Vortheile der Theilung verloren gehen. Die Unbequemlichkeit, auf einem nicht gebahnten Wege zu marschiren, die den Nebenkolonnen hierbei erwächst, wird ihre frühere Ermüdung zur Folge haben, so dass sie schon deswegen nicht gleichen Schritt mit der auf dem Wege marschirenden Kolonne halten können. Man wird daher genöthigt sein, da parallele Strassen sich sehr selten in grosser Nähe finden, die Kolonnen weiter von einander zu entfernen, und so jeder einen besonderen Weg anzuweisen. Da so aber jede Kolonne in den Fall kommen kann, ein abgesondertes Gefecht auf eigene Hand bestehen zu müssen, so wird man sie so formiren müssen, dass sie dieser Aufgabe gewachsen ist.

Nur in Russland, in den Ebenen Sachsens und der Champagne sind Märsche in dicht neben einander marschirenden

Kolonnen ausgeführt worden, und gewöhnlich auch dann nur einige Meilen. Die Theilung in entferntere Kolonnen findet sich überall, wo sich in neuerer Zeit grössere Heerestheile bewegten, und diese Art der Bewegung geht Hand in Hand mit der Theilung in diskrete Haufen, in Divisionen u. s. w.

In früherer Zeit marschirte man treffenweise oder flügelweise ab. Wir haben über diese Art schon im ersten Theile gehandelt und können uns daher hier des weiteren Details enthalten. Bei allen diesen Märschen war dann die Art des Abmarsches rechts oder links, in Bezug auf den Wiederaufmarsch von Wichtigkeit, und ist somit ein Punkt grosser Aufmerksamkeit in den Dispositionen jener Zeit.

Bei dem treffenweisen Abmarsch war der Aufmarsch nach der Tete natürlich schwierig, zeitraubend und konnte, war man einmal rechts abmarschirt, nur links geschehen, und ebenso umgekehrt. Dabei war für den Marsch selbst der schwierige Umstand, dass die Treffendistanz doch einigermaassen erhalten werden musste. Noch übler war dieses bei dem flügelweisen Abmarsch. Wurden hierbei die Distanzen zwischen den Kolonnen nicht genau erhalten, so entstanden beim Aufmarsch Lücken in der Schlachtlinie, die damals von viel grösserem Nachtheil waren, wie jetzt. Eine Folge davon war, dass, während die eine Kolonne den Weg hielt, die anderen querfeldein mit Anstrengung und Aufenthalt sich einen parallelen Weg bahnen musste. Dies wirkte lähmend auf alle Operationen, und ist ein Hauptgrund der geringen Beweglichkeit der Heere des vorigen Jahrhunderts. Nur Truppen von der höchsten taktischen Ausbildung waren im Stande, im Angesicht des Feindes dergleichen Märsche auszuführen und dabei gefechtsfähig nach den Anforderungen der Taktik jener Zeit zu bleiben.

Die Theilung in diskrete Haufen hat das Alles verändert, und es bieten sich selbst für die am wenigsten taktisch ausgebildeten Truppen keine Schwierigkeiten der Art mehr dar, um an den Feind zu kommen.

Wenn nun aber auch es nicht mehr auf ein genaues Halten der Distanzen zwischen den Kolonnen ankommt, so ist doch auch jetzt diese Entfernung nicht ohne allen Einfluss auf die Formation der Marschkolonnen. Jede Kolonne ist zwar so gebildet, um gemäss des Terrains das Gefecht selbstständig eine Weile führen zu können; allein die Widerstandsfähigkeit hat ihre Grenzen, und die Entfernung der Kolonnen von einander muss damit im richtigen Verhältniss stehen. Dies ist ein Grundsatz, der für alle Bewegungen in verschiedenen

parallelen Kolonnen gilt, sie mögen so stark oder so schwach sein, wie sie wollen; der aber besonders bei grösseren Heerestheilen hervortritt. Eine Division der neueren Heere hat so viel innere Widerstandsfähigkeit, dass sie selbst gegen einen sehr überlegenen Feind das Gefecht vier bis sechs Stunden hinhalten kann. Zwei parallel marschirende Divisionen werden sich daher nicht viel über zwei Meilen von einander entfernen dürfen. Ein Armee-Corps dagegen kann füglich einen Tagemarsch von dem anderen abbleiben.

Aus jenem Grundsatze folgt:

Ist die Stärke der Kolonnen eine gegebene, die aus höheren Gründen keine Aenderung erleiden darf, so muss die Entfernung danach eingerichtet werden

und

Ist die Entfernung eine durch das Terrain, die Wege oder andere Umstände strenge vorgeschriebene, so muss die Stärke der Kolonne danach eingerichtet werden.

Ist endlich beides in kein richtiges Verhältniss zu bringen, wie dies namentlich bei kleineren Truppenmassen vorkommt, so ist es besser, von zwei Uebeln das kleinere zu wählen und in einer Kolonne zu marschiren.

Hier hat man nämlich noch das zweite Mittel, die Tiefe der Kolonne, und damit die zeitraubende Periode des Uebergangs aus der Marschformation in die Gefechtsformation abzukürzen, nämlich den Marsch in grösserer Frontbreite, sobald man in die eigentliche Wirkungssphäre des Feindes gelangt. Die Rücksichten für die Bequemlichkeit der Truppen treten damit ganz in den Hintergrund; die Lehren des Exerzirplatzes kommen zur praktischen Anwendung. Die Infanterie marschirt in Zügen oder Angriffskolonnen; die Kavallerie in Zügen, da sie leicht die Gefechtsform herstellt; Alles bleibt dicht auf, nur zwischen den Zügen werden kleine Abstände (Viertel-Abstände) gestattet; Dörfer werden wo möglich umgangen, um das Defiliren zu vermeiden, kurze Defileen im Trabe durchzogen u. s. w.

Am gefährlichsten ist der Marsch in mehreren Kolonnen, wenn die Wege durch das dazwischenliegende Terrain zu Defileen werden, so dass sich die Kolonnen gar nicht oder nur auf Umwegen zur Hülfe eilen können. Hierbei tritt die Nothwendigkeit, jede Kolonne durch Stärke und Zusammensetzung widerstandsfähig zu machen, am meisten hervor.

Während bei den Reisemärschen eine Trennung der Waffen stattfindet, um jeder den Marsch zu erleichtern, tritt hier nun die Mischung der Waffen schon in der Marschkolonne ein,

indem dadurch die Selbstständigkeit der Kolonne für das Gefecht mehr gewonnen wird. Die Folge aber, in der die Waffen auf einander marschiren, die Formation der Marschkolonnen in Bezug der Waffen, wird durch Terrain und den nächsten Zweck in Bezug auf den Feind bestimmt; also durch den Aufmarsch und die Entwickelung zum Gefecht. Bei kleinen Abtheilungen ist das freilich nicht so wichtig, bei grossen aber wird der Einfluss einer richtigen oder falschen Ordnung der Waffen in der Marschkolonne sehr fühlbar.

Im ebenen, freien, nicht sehr durchschnittenen Terrain marschirt Kavallerie und reitende Artillerie an der Tete, da man sie hier stets zuerst zur Unterstützung der Vortruppen gebrauchen wird; und ausserdem den Vortheil erreicht, die Strasse schnell freimachen zu können.

Ihnen folgt die Infanterie; die der Infanterie-Brigade zugetheilte Artillerie gewöhnlich hinter dem ersten Bataillon, denn sie beginnt mit den Tirailleurs das Gefecht. Sie aber aus der Tiefe der Kolonne hervorholen zu müssen, ist immer beschwerlich und zeitraubend. Die Reserve-Artillerie folgt der Infanteriekolonne, da wir sie nicht eher gebrauchen wollen, als bis das Gefecht im Gange ist.

Im waldigen, coupirten, gebirgigen Terrain wird die Tete durch Infanterie gebildet, der die Fuss-Artillerie und sodann die Kavallerie und reitende Artillerie folgen. Die Artillerie ist dabei wo möglich auf einer Seite des Weges, wenn er Breite darbietet, um umkehren zu können.

Es ist hierbei vorausgesetzt, dass wir den Feind von vorn erwarten. Anders ist natürlich die Marschordnung, wenn wir den Feind von hinten oder von der Seite her erwarten.

Im ersten Falle ziehen wir uns vor ihm zurück, und an der Queue der Marschkolonne werden dann diejenigen Waffen ihren Platz finden, welche am meisten geeignet sind, die Arrieregarde aufzunehmen, wenn sie gedrängt wird, oder sie zu unterstützen, wenn der Feind mit Umfassung droht. Im ebenen Terrain würden daher Kavallerie und reitende Artillerie, im gemischten Infanterie und schwere Artillerie hier ihren Platz finden.*)

Wird der Angriff von der Seite her erwartet, so wird es am zweckmässigsten sein, die Infanterie und Fussartillerie, als die Waffen, welche die stärkste Defensivkraft haben, in die Mitte der Kolonne zu bringen. Kavallerie und reitende Artillerie kommen an die Tete und Queue, da ihre grössere

*) Siehe Note 25.

Beweglichkeit ihnen gestattet, dem Angriff auszuweichen und den bedrohtesten Punkten zuzueilen.

Der schwierigste Punkt in der Anordnung der Märsche ist die Unterbringung der Bagage und Munitionskolonnen; sie erschweren die Bewegungen der Truppen dergestalt, dass man in den neueren Kriegen vielfach, und namentlich da, wo es sich um schnelle Bewegungen handelte, wo der Zeitpunkt grosser Entscheidungen herannahte, diesen Tross ganz und oft auf längere Zeit von den Truppen getrennt und abgesondert hat marschiren lassen. Damit ist man aber auch vielfach in Gefahr des Verlustes der Bagage gekommen. Im Jahre 1815 hatte man am 16. Juni alles was an Munitionskolonnen entbehrlich war, allein auf der Strasse von Gembloux marschiren lassen, und als der Rückzug der Armee nach der Schlacht von Ligny sich nach Wavre dirigirte, fielen diese Kolonnen fast alle in die Hände der französischen Kavallerie, da die Armee zu weit sich entfernt hatte, um sie unter ihren Schutz nehmen zu können.

Am schlechtesten befindet sich die Bagage in der Marschkolonne der Truppen; sie verursacht so viel Störungen, Aufenthalt und Unbequemlichkeit für dieselben, dehnt die Kolonne zu einer so unverhältnissmässigen Länge aus, dass man sie fast nie in der Kolonne dulden wird. Fast jeder Feldzug giebt uns Beispiele, wie bald die Nothwendigkeit hiervon erkannt, wie strenge Maassregeln aber nöthig wurden, sie aus den Kolonnen zu entfernen, da mit dieser Entfernung vielfach persönliche Interessen und Rücksichten, aber gerade nicht die des gemeinen Soldaten verletzt werden.

In der Regel also folgt sie den Truppen beim Vorgehen, oder geht voraus beim Zurückgehen. Es ist dabei nur darauf zu halten, dass sie nicht zu nahe folgt oder weit genug voraus geht.*)

Nähern sich die Tage einer grossen Entscheidung, so wird man am zweckmässigsten thun, den Train einen Tagemarsch von den Truppen entfernt zu halten.

Das Defiliren mit seinen Nachtheilen, von denen wir schon bei den Reisemärschen gesprochen haben, tritt nur noch mehr hier damit hervor, da der Verlust an Zeit das Entscheidendste ist. Man wird daher wo möglich das Defiliren vermeiden, und Dörfer und Flecken umgehen, um nicht dazu gezwungen zu werden. Dies Umgehen geht freilich nicht immer an; wo es sein muss, wird man also suchen mit der grössten

*) Siehe Note 26.

Ordnung und Geschlossenheit zu defiliren. Es ist daher gerathen, Infanterie im Tritt, und alle Waffen in Ordnung und Richtung, wie beim Exerziren, dabei marschiren zu lassen. Erlauben es die Umstände so lässt man dabei schlagen und blasen, welches zur Herstellung der Ordnung überhaupt eines der besten Mittel ist. Ist das Defilee nur kurz, z. B. eine kleine Brücke, so lässt man es im Trabe durchlaufen, wenn der Weg nicht zu steil ist. Auf das geschlossene Traben sollte Infanterie überhaupt exerzirt sein; wenigstens müsste sie 5 Minuten traben können, wodurch die Besiegung von Terrainhindernissen ausserordentlich erleichtert werden würde. Die braunschweigischen Truppen, die nach den Feldzügen in Spanien überhaupt sehr kriegsfähig und kriegstüchtig waren, wurden früher, wie die Franzosen, auf den Laufschritt exerzirt. Ein Bataillon legte mit völligem Gepäck, ohne sichtbare Anstrengung der Leute eine Viertelmeile so in funfzehn Minuten zurück. Allerdings aber war Kleidung und Gepäck sehr zweckmässig. — Als Regel gilt, ein Defilee am Ende des Marsches noch hinter sich zu bringen, statt am andern Tage mit dem Defilee zu beginnen. Natürlich ist dies in der unmittelbaren Nähe des Feindes, also für die Vortruppen, ein Anderes. In allen anderen Fällen lagert man jenseits des Defilees; beim Vorgehen, wie beim Zurückgehen.

Zweitens ist keine Marschkolonne in ein Defilee zu führen, dessen entgegengesetzter Ausgang nicht von den Vortruppen bereits überschritten ist.

Drittens wenn durch das Defiliren ein Aufenthalt entsteht, von dem man übersieht, dass er länger als einige Minuten dauern wird, so marschiren die nachfolgenden Truppen in der Rendezvouzstellung auf, aus der der Uebergang in die Gefechtsstellung durch einfaches Auseinanderziehen geschieht. Man hat damit die Vortheile, beim Vorgehen eine sichere Aufnahme für die vorgeschobenen Truppen zu gewinnen und die Masse überhaupt mehr zu concentriren; beim Zurückgehen giebt dies Replistellungen zur Aufnahme der Nachhut. Ausserdem aber bilden sich so Ruhepunkte für die Truppen.

2. Taktische Anordnungen zur Sicherung des Marsches.

Je mehr die Marschordnung sich von der Gefechtsordnung entfernt, und je grösser der Bedarf an Zeit ist, um aus jener in diese überzugehen, je nothwendiger wird das Bedürfniss, die Marschkolonne mit einer schützenden Kette zu umgeben, um die Annäherung des Feindes frühzeitig zu entdecken und

ihm hinreichend Widerstand zu leisten. Damit gewinnt die marchirende Kolonne Zeit, um in die Gefechtsordnung überzugehen und dem Gegner die Einsicht in die Stärke, Formation und Marschrichtung der Kolonne zu entziehen. Zu einer Zeit, wo in der Gefechtsordnung, gleichsam in Schlachtordnung aus einer Position in die andere gerückt wurde, wo man stets in Schlachtordnung lagerte und die Heere viel kleiner waren als jetzt, beschränkte sich das Bedürfniss nur auf Nachrichten vom Feinde. Die Marschordnung gestattete, jedem Angriff sofort zu begegnen; denn man begab sich nicht in ein Terrain, in dem man nicht wie in Schlachtordnung marschiren konnte. Die schützende Kette bestand daher hier nur aus einigen leichten Truppen in einzelnen Trupps Husaren, Freibataillonen, leichten Truppen, und gewöhnlich war es, dass der General Dujour mit den sogenannten Pikets der Armee (kommandirte Mannschaften aus den Regimentern), die Avantgarde u. s. w. bildete. Besonders gilt dieses von Märschen, die nicht direkt zur Schlacht führten. Beim Aufmarsch zur Schlacht findet sich schon eher eine Avantgarde, gleichsam um den ersten Stoss zu thun; aber nur bei den Heeren Friedrichs II. Bei anderen Gelegenheiten und selbst bei den späteren Schlachten findet sich dagegen keine Spur davon, so bei Torgau, Hochkirch, Prag. Die Gegner Friedrichs II. standen immer nur in dünnen langen Linien, an die er bis auf Schussweite heranrücken konnte, ohne dass sie ihm Schwierigkeiten in den Weg legten, oder ihn zur frühern Entwickelung zwangen. So war die Avantgarde kein wesentliches Bedürfniss.

Jetzt ist eine schützende Kette von Vor- und Seitentruppen ein unabweisbares Bedürfniss für jede marschirende Truppe geworden. Wollte ein Theil diese Massregel aufgeben, während der Gegner sie beibehält, so würde er sich in die Lage eines Blinden versetzen, der mit einem Sehenden ficht. Wir sehen daher, dass von den kolossalsten Heeren herab bis zur Patrouille jede Abtheilung sich, so viel als thunlich, mit einer schützenden Kette umgiebt.

Diese schützende Kette wird nun, ohne Rücksicht auf das Terrain gedacht, die Form eines langen Parallelogramms haben. Die vordere schmale Seite die Avantgarde, die hintere die Arrieregarde, die langen Seiten sind durch die Seitendetachements gebildet. So zeigt sich das Bild in der Theorie. Sobald es aber mit dem Terrain in Berührung kommt, verändert sich diese Gestalt und schmiegt sich demselben an, ja es fallen einzelne Stücke ganz fort, indem sie nach Umständen entbehrlich werden.

Wir wollen nun die einzelnen Theile der schützenden Kette nach ihren besonderen Bestimmungen betrachten.

α. Avantgarde.

Wie schon der Name zeigt, ist sie die vor der marschirenden Kolonne hergehende Truppe. Ihre volle Bedeutung hat sie daher nur beim Marsch gegen den Feind. Ist der Marsch abwärts gerichtet, so verliert sie ihren Hauptwerth, den dann die Arrieregarde einnimmt, und wird dann in der Regel nur ein Beobachtungstrupp, dem zugleich die Polizeimaassregeln obliegen. Es wird hier mithin wesentlich von der Avantgarde in erster Bedeutung die Rede sein; von der Avantgarde, die sich bei Rückzügen in Arrieregarde verkehrt.

Die Stärke der Avantgarde steht in einem geraden Verhältniss zu der marschirenden Kolonne, zu deren Sicherung sie dient. Sie soll nicht bloss sehen, sondern auch fechten, und die Entwickelung der Kolonne, die, je stärker dieselbe ist, je schwieriger wird, begünstigen, ja in vielen Fällen erst möglich machen. Je kleiner die Kolonne, je schwächer kann die Avantgarde sein; und indem dieser Zweck bei einem blossen Trupp ganz verschwindet, wird sie hier nur eine Vorsichtsmaassregel, um nicht mit der ganzen Abtheilung zugleich an den Feind zu kommen. Je mehr innere Stärke die Avantgarde besitzt, je weiter kann sie ihre Arme und Fühlhörner ausstrecken; je mehr kann sie sich in der Breite ausdehnen und je grösser wird die Sicherheit der Kolonne. Obschon wir kein Felddienst-Reglement haben, so hat sich doch in Rücksicht der Stärke und Formation der Avantgarde ein Gebrauch festgestellt, der gleichsam reglementarisch geworden ist, und der mit allen Anforderungen einer vernünftigen Theorie Hand in Hand geht.

Bei grösseren Truppen-Abtheilungen nimmt man ein Viertel zur Avantgarde, so dass dann ein Viertel zur Reserve, die Hälfte zum Corps de bataille bleibt. Diese Eintheilung hat nebenher den Vortheil, dass sie leicht auf alle Formationen anwendbar ist, deren Grundzahl 4 ist. Ein Bataillon würde eine Compagnie zur Avantgarde nehmen; eine Division ein Infanterie-Regiment von drei Bataillonen u. s. w. Bei grösseren Heeren verändert sich das Verhältniss allerdings. So war die kolossale Avantgarde Napoleons 1812, beim Beginn der Feindseligkeiten, etwa 60,000 Mann stark, ein Fünftel der Stärke der Armee des Centrums.

Bei kleinen Abtheilungen muss dagegen die Avantgarde verhältnissmässig stärker werden, und wir nehmen dann ein Drittel; jedenfalls muss sie so stark sein, um einen Vortrupp und zwei

Seitentrupps geben zu können. Hieraus folgt, das 10 bis 12 Mann das Minimum sind. Sinkt die Stärke unter 10 Mann, so ist es nur noch eine Spitze ohne Trupp, und wird dann die Form in der sich alle kleinen Patrouillen bewegen. Die Seitentrupps, die hier nur zwei Mann sind, bis auf einen zu reduziren, nur um einen kleinen Trupp zu bilden, ist nicht rathsam. Von Widerstand is hier doch nicht die Rede, und es ist daher viel zweckmässiger, die eigentlich beobachtende Linie zu verstärken. Ueberhaupt liegt für die Spitze und die äussere Kette der Vortruppen das Gefecht ausserhalb ihres Zweckes; sie sollen nur sehen, beobachten und melden, und es ist daher ein grosser Fehler dieser Abtheilungen, wenn sie in das Flankiren oder Tirailliren verfallen. Ihre Aufmerksamkeit wird dadurch natürlich ganz absorbirt, und nur auf einen Gegner die Augen richtend, verlieren die Leute alles Weitere aus dem Gesicht.

Was nun die Zusammensetzung der Avantgarde nach den Waffen anbetrifft, so hat hierauf einerseits die Zusammensetzung der Marschkolonne selbst, andererseits das Terrain, drittens die Formation des Feindes, die Art seiner Kriegführung, entschiedenen Einfluss.

Regel ist, dass wenigstens einige Reiter bei jeder Avantgarde sein müssen, wenn auch nur, um eine Meldung rasch zurückzubringen, eine entlegenere Anhöhe schnell zu erreichen, um einen Ueberblick der Gegend zu gewinnen. Und wenn ein Mann Kavallerie bei der Kolonne ist, so gehört er zur Avantgarde. Von diesen Verhältnissen aber abstrahiren wir, wo die Kavallerie nur als berittene Boten gebraucht wird, und betrachten eine Avantgarde, welche so formirt und so stark ist, dass jede Waffe darin zu ihrer Geltung und zur Entwickelung ihres taktischen Werthes kommt.

Eine solche Avantgarde wird daher stets mindestens aus den beiden Waffen Infanterie und Kavallerie bestehen, da hier die beiden Elemente derselben Widerstandsfähigkeit und Beweglichkeit, gleichzeitig aber abwechselnd nothwendig werden. Ausnahmen finden nur statt:

Im hohen Gebirge, wo Infanterie allein auftritt, da hier auch die Beweglichkeit der Kavallerie paralysirt ist durch das Terrain;

in der absoluten Ebene, wie in den Steppen Russlands, in der Wüste Syriens u. s. w.;

in einem Terrain, das die Widerstandsfähigkeit der Infanterie auf keine Weise begünstigt.

In jedem anderen Terrain müssen wir die Avantgarde aus

beiden Waffen bilden; denn selbst die grössten Wälder u. s. w. gestatten von Zeit zu Zeit die Verwendung von Kavallerie, und auch in den ebensten Gegenden des kultivirten Europas finden sich Abschnitte, die die Widerstandsfähigkeit der Infanterie erhöhen, oder die Wirksamkeit der Kavallerie aufheben.

Je nachdem das Terrain aber vorherrschend den einen oder den anderen Charakter hat, wird die eine oder die andere Waffe den Hauptbestandtheil der Avantgarde ausmachen.

Während in durchschnittenem, waldigem, abwechselnd freiem und koupirtem Terrain die Hauptstärke der Avantgarde in der Infanterie beruht, wird man in einer vorherrschend ebenen Gegend sie durch Kavallerie verstärken. Napoleon that dies in Russland mehrfach mit ganzen Kavallerie-Corps. 1813 geschah es von den verbündeten Heeren in Fällen, wo die Avantgarde in ebene Gegenden kam, durch Kavallerie-Brigaden oder Regimenter der Reserve-Kavallerie. So sehen wir es im Grossen, und so finden wir es ebenfalls nothwendig im Kleinen und im Kleinsten.

Kavallerie darf also einer Avantgarde nie ganz fehlen. Sie ist vorzugsweise zur Aufklärung des Terrains, zur Durchsuchung desselben nach allen Seiten geeignet, und sie vollbringt diese Aufgabe in ein Drittel der Zeit, die die Infanterie braucht; sie übersieht aber in derselben Zeit wenigstens fünfmal so viel Terrain. Man darf auch nicht zu leicht das Terrain für inpraktikabel für Kavallerie halten; einzelne Kavalleristen kommen fast überall durch, und sind sogar im Walde in vielen Fällen brauchbar und mehr leistend wie Infanterie. Eine nur aus Infanterie bestehende Avantgarde kann, wenn sie nur einigermassen ihre Pflicht thun, das seitwärts liegende Terrain nicht ganz undurchsucht lassen will, nicht von der Stelle. Wir sehen das schon bei unseren Friedensübungen der Infanterie, die sich gerade nach dieser Seite des Felddienstes so weit von aller Wahrheit entfernen.

Die Artillerie tritt gewöhnlich nur zur Formation der Avantgarde hinzu, wenn diese schon eine grössere Stärke besitzt, und ihre Widerstands- und Angriffsfähigkeit wesentlich erhöht werden soll. Bei einer Avantgarde von einem Bataillon und einigen Schwadronen findet man häufig schon einige reitende Geschütze, welche hierbei oft die wesentlichsten Dienste leisten können. Einmal weichen in der Regel alle kleinen Trupps vor einer Abtheilung, welche Geschütze ins Gefecht bringt; zweitens aber gewähren sie beim Angriff von Terrainhindernissen, sowie bei deren Vertheidigung, einen entschiedenen Vortheil.

Bei den grösseren Avantgarden, welche aus ganzen Regimentern und Brigaden bestehen, ist eine entsprechende Artillerie nothwendig; und es ist sogar zweckmässig, eine solche Avantgarde, welche in den Fall kommen kann, längere Zeit ein Gefecht oft gegen grosse Ueberlegenheit führen zu müssen, stark an Artillerie zu machen. Hiermit wird zugleich der Zweck erreicht, sie in den Stand zu setzen, selbst stärkere feindliche Abtheilungen schnell über den Haufen zu werfen. Eine Avantgarde, die aus sechs Bataillonen, acht Eskadrons besteht, hat daher in der Regel eine 6℔ge reitende und eine 12℔ge Fussbatterie bei sich. Auch Raketiers dürften hier an ihrer Stelle sein. Die Oesterreicher hatten sie im Feldzuge gegen Neapel stets bei der Avantgarde. Da dieselbe ein weites Feld, *besondere* Widerstandsfähigkeit haben soll, so können sogar *gezogene* Geschütze kaum entbehrt werden.

Vorzugsweise sind es nun die leichten Truppen, die zu dem eigentlichen Dienst der Avantgarde in Bezug auf Beobachtung des Feindes und Durchforschung des Terrains gebraucht werden. Während zwar den Kern der grösseren Avantgarden schwere Infanterie bildet, nimmt man doch fast nie, und nur im Nothfall, schwere Kavallerie dazu. — Der Dienst der Spitze, Vortrupps und Seitentrupps ist ein höchst beschwerlicher, namentlich für die Infanterie. Während das Gros der Avantgarde auf dem gebahnten Wege bleibt, häufig Halt macht und dann ruht, sind jene Abtheilungen in steter Bewegung auf grossen, theils ungebahnten Wegen; Wald, Gehölze, Gehöfte, Dörfer, Gebüsche und jede Falte des Terrains durchsuchend. Dies geht natürlich langsamer vor sich, je schwerer das Gepäck ist; es dürfte daher hier vorzugsweise der Fall sein, das *Gepäck* dieser äussersten Vortruppen *fahren zu lassen*. Ein paar Wagen, um das Gepäck von einer bis zwei Compagnien zu fahren, können hier den Marsch für die ganze Kolonne wesentlich beschleunigen.

Es ist einleuchtend, dass die Fechtart des Gegners und seine moralische Beschaffenheit einen wesentlichen Einfluss auf die Zusammensetzung der Avantgarde haben muss. Ist er sehr mobil, rasch, zu kühnen Unternehmungen geneigt, so wird man die Avantgarde stark zu machen haben, ihr Artillerie beigeben und hinreichend sie mit Kavallerie versehen. Ist er an Kavallerie überlegen, so muss man auch die Avantgarde oft ganz aus Kavallerie zusammensetzen, die sich ihm rasch entziehen kann. Ist er zäh und hartnäckig, so wird Infanterie mit Artillerie bessere Dienste in der Avantgarde leisten.

Die Avantgarde hat den doppelten Zweck, beobachtend

sich vorwärts zu bewegen und das Gefecht zu eröffnen. Dies bedingt eine doppelte Formation, Marschformation, Gefechtsformation, welche sich möglichst ähnlich sein müssen, um schnell, ohne Zeitverlust und ohne unnütze ermüdende Bewegung für die Truppen, aus einer in die andere überzugehen, da eine Avantgarde in einem Marschtage zuweilen zehnmal und öfter eine Gefechtsaufstellung nehmen muss.

Was die Gefechtsformation der Avantgarde betrifft, so wird hierüber späterhin gesprochen werden; hier werden wir hauptsächlich von der Marschformation zu handeln haben.

Marschformation der Avantgarde.

Die in der preussischen Armee observanzmässige Marschformation, die jedoch merkwürdiger Weise durch keine reglementarische Bestimmung vorgeschrieben ist, ist nun folgende:

1. Spitze von 2 Mann;
2. Gefreiter (Unteroffizier);
3. Vortrupp;
4. Haupttrupp (Offiziertrupp);
5. Gros.

Hierzu kommen

6. Seitentrupps, die nach Maassgabe ihrer Stärke von obigen fünf Punkten entweder 1. und 2., oder 1. 2. und 3., oder 1. bis 4. haben.

Zwischen den Seitentrupps und der Avantgarde selbst sind, sobald sie einige Entfernung von einander erreichen, Zwischenposten nöthig, welche wieder mindestens aus 2 Mann bestehen, und deren Zahl vermehrt wird, je nachdem sich die Seitentrupps mehr entfernen oder das Terrain schwieriger zu übersehen ist*).

Es ist natürlich, dass die Theoretiker und Praktiker in der Formation der Avantgarde nicht übereinstimmen. Wir wollen einige Vorschläge näher betrachten.

Französische Taktiker geben der Avantgarde mehr die Form eines Dreiecks, welches sich mit der Spitze gegen den Feind bewegt. La Roche Aymon macht so z. B. bei einer aus 2 Bataillonen, 6 Eskadrons, 4 Geschützen bestehenden Avantgarde folgende Eintheilung:

*) Man wolle diese Seitentrupps nicht mit Seitendetachements verwechseln, welche später im Text betrachtet werden, ganz unabhängig von der Avantgarde sind, und nicht von ihr aus, sondern direkt von der Kolonne gegeben und kommandirt werden, während obige Seitentrupps von der Avantgarde gegeben und kommandirt werden.

1. Spitze von 3 Pferden;
2. Unteroffiziertrupp von 12 Pferden;
3. 20 Mann Infanterie;
4. 20 Mann Kavallerie, mit Seitentrupps;
5. 2 Eskadrons;
6. 20 Mann Infanterie mit 2 Geschützen;
7. 2 Compagnien;
8. 2 Eskadrons;
9. 2 Bataillons geschlossen (der Rest);
10. 2 Eskadrons und 2 Geschütze.

Flankendeckuugen durch kleine Unteroffiziertrupps jeder Waffe.

von Decker dagegen formirt eine Avantgarde von 2 Eskadrons, 1 Bataillon, 4 Geschützen.

1. Spitze;
2. General-Stabsoffizier mit 8 Reitern;
3. 6 Unteroffiziertrupps von 6 bis 8 Pferden, 900 bis 1000 Schritt auf jeder Seite;
4. 1 Offizier, 20 Husaren, rechts und links in gleicher Höhe ein Trupp von 20 bis 30 Pferden, und 20 bis 30 Mann Infanterie;
5. 2 Züge Kavallerie 600 Schritt weiter;
6. eine Compagnie 600 Schritt weiter;
7. das Gros der Avantgarde.

General von Brandt formirt den Vortrupp seiner Avantgarde nur aus Kavallerie, und zwar in dem Verhältniss von 250 Pferden irregulairer Kavallerie zu 100 Dragonern.

1. Spitze von 8 bis 10 Mann;
2. 20 Mann unter einem Offizier;
3. 60 Dragoner und 1 irregulaire Eskadron;
 100 Pferde in Trupps von 3 Mann rechts und links in gleicher Höhe mit dem Offiziertrupp;
 120 bis 150 Schritt hinter diesen 4 Trupps Dragoner zu 10 Pferden hinter der Mitte und den äussersten Flügeln.

Der Franzose geht mehr in die Tiefe, und mit schmaler Front; von Decker mehr in die Breite. Beide haben zu viel einzelne Truppchen, die schwer in Ordnung zu erhalten sein werden, sobald sie in ein schwieriges Terrain kommen, oder auf den Feind stossen. Den General-Stabsoffizier wird man nicht überall haben, und er wird besser sehen, wenn er sich beim Haupttrupp befindet.

Die Form des General von Brandt ist sehr einfach und natürlich, und gewährt grosse Sicherheit. Die Infanterie der Vortruppen wird dabei durch Dragoner ersetzt, was natürlich

die Schnelligkeit in den Bewegungen und dem Aufklären des Terrains sehr fördert. Ferner bildet General von Brandt das Gros der Avantgarde entweder nur aus Infanterie oder nur aus Kavallerie, und verwirft die gemischten Detachements, weil sie Zögerung und Unentschlossenheit herbeiführen; indem immer eine Waffe verlange, dass die andere Rücksicht auf sie nehme.

Einmal ist jedoch zu bemerken, dass wir irregulaire Reiterei, wie sie hier verlangt wird, und wobei ihm offenbar die Kosacken vorgeschwebt haben, eben so wenig wie andere europäische Mächte, ausser Russland, haben. Ferner haben wir auch nicht so viel Dragoner, um sie bei jeder Avantgarde benutzen zu können. Wenn wir daher nicht überall in der Nähe des Feindes unsere Avantgarde oder Seitendetachements durch ein paar feindliche Infanteristen aufgehalten sehen wollen, so müssen wir Infanterie zur Kombination der Avantgarde und Seitentrupps verwenden. Eine nothwendige Folge aber hiervon ist, dass auch das Gros der Avantgarde aus gemischten Waffen bestehen muss.

Wir werden also die Verhältnisse so zu nehmen haben, wie sie sind und wie sie sich namentlich in der preussischen Armee gestalten.

Die Formation der Avantgarde in der preussischen Armee nun muss sich, in Bezug auf die Waffen, natürlich vielfach, und oft in ganz kurzen Zeitabschnitten nach dem Terrain ändern.

Während z. B. die Infanterie auf dem Hauptwege durch einen Waldstrich geht, bildet der grössere Theil der Kavallerie einen oder beide der Seitentrupps, welche über freies Terrain marschiren. Oder die Infanterie marschirt in der Ebene geschlossen und die ganze eigentliche Kette ist durch Kavallerie gebildet.

Dieses Wechseln der Waffen, ihre Anwendung nach den Terrainverhältnissen, ist eine Hauptsache, und muss in den Grundzügen von Hause aus durch die Formation vorbereitet sein, d. h. selbst jede kleinere Abtheilung muss die Elemente dazu in sich tragen. So müssen auch z. B. die Seitentrupps eine gewisse Stärke erreichen, ebenfalls aus gemischten Waffen bestehen, damit nicht erst im letzten Augenblick Entsendungen vom Haupttrupp nöthig werden, die stets einen unverhältnissmässigen Aufenthalt verursachen. Ueber die Entfernung, in der die verschiedenen Theile und Abtheilungen der Avantgarde marschiren und auf einander folgen sollen, ist sehr viel theoretisirt worden.

Die schützende Kette, deren Zweck es ist, zu sehen, muss man natürlich so weit als möglich vorausschicken, ohne in Gefahr zu sein, abgeschnitten zu werden. In einem offenen, freien Terrain wird daher die Avantgarde so weit voraus sein können, dass sie das Terrain durchsucht hat, ehe das Gros herankommt. Im bergigen und waldigen Terrain dagegen hat die Avantgarde einerseits mehr zu thun, andererseits mehr zu fürchten; sie wird daher näher an der Kolonne bleiben, und von dieser häufig eingeholt werden. Dies giebt dann unvermeidlichen Aufenthalt und ist ein Hauptgrund der geringen Schnelligkeit der Kriegsmärsche.

Scharnhorst giebt in seinem Taschenbuch folgende Entfernung für kleine Avantgarden als Norm:

der Vortrupp 200 bis 400 Schritt vor der Avantgarde;
die Spitze 100 Schritt von dem Vortrupp;
die Seitentrupps 600 Schritt von der Avantgarde;
die Avantgarde vom Gros 1000 bis 2000 Schritt;

jedenfalls so weit, dass die Kolonne zum Gefecht aufmarschiren kann, ehe der Feind, auf den die Avantgarde stösst, heran ist.

Die Entfernungen unter den einzelnen Abtheilungen lassen sich theoretisch nicht feststellen. Sie modifiziren sich vielfach nach dem Terrain, der Witterung und Tageszeit, die entweder einen weiteren Gesichtskreis gestatten, oder ihn beschränken; endlich werden sie durch die Waffe bestimmt. Im koupirten Terrain oder bei Nacht und Nebel werden die Trupps näher an einander bleiben, oder Zwischentrupps eingeschoben werden müssen. Ebenso entfernt sich Infanterie nicht so weit von einander, wie Kavallerie. Es ist Regel:

1. die Ausdehnung in der Breite muss erlangt werden, wenn auch mit Schwächung, ja selbst Auflösung der Unterstützungstrupps. Die einzelnen Flankeurs und Patrouillen dürfen nur so weit von einander entfernt sein, dass keine Terrainfalte, kein Gegenstand, der dem Feinde zum Versteck dienen kann, zwischen ihnen undurchforscht bleibt. In nicht sehr koupirtem Terrain und bei Tage werden die Infanterietrupps oder Patrouillen etwa 300, Kavallerie 500 bis 600 Schritt von einander bleiben; während im Walde, bei Nacht, im Nebel, Infanterie 80 bis 100 Schritt, Kavallerie (insofern sie dann überhaupt zu gebrauchen ist) nicht viel weiter.
2. Die verschiedenen Abtheilungen der Avantgarde folgen sich in solcher Entfernung, dass sie einander im Auge behalten und sich einander unterstützen können; sie bleiben aber so weit auseinander, dass sie nie gleich-

zeitig, oder doch beinahe gleichzeitig, in ein Gefecht verwickelt werden können.

Gefechtsformation der Avantgarde.

Die innere Formation der kleinen Trupps, die geschlossen marschiren, ist in der Regel gleichgültig, da ein solcher Trupp ohne Zeitverlust nach allen Seiten hin Front machen kann, und dieses ist die einzige Gefechtsformation, die ein solcher Trupp hat. Anders ist dieses mit dem Gros der Avantgarde, welches in der Regel schon mehr ein gegliedertes Ganze von grösserer Masse bildet, und schon einer bestimmten Ordre de bataille zu ihrer Entwickelung bedarf, wenn nicht vom ersten Augenblick an Unordnung einreissen soll. Diese Gefechtsordnung der Avantgarde nun muss biegsam, gelenkig sein, muss schnelle Verwendung einzelner Theile und Detachirung von dergleichen erlauben, ohne dass die Ordnung des Ganzen dadurch gestört wird.

Bataillone sind hier zu grosse, zu unbehülfliche Einheiten, und es muss daher Theilung derselben eintreten. Die Formation der Compagnie-Kolonnen bietet hier für preussische Truppen das geeignetste Auskunftsmittel dar. Eine Compagnie in der Stärke der unsrigen, 200 bis 250 Mann, hat schon eine verhältnissmässig starke Defensiv- und Offensivkraft. Sie hat dieselbe Front und entwickelt dieselbe Feuerwirkung, welche ein Bataillon im Frieden hat. Diese Kraft der Compagnie-Kolonnen aber wächst durch die gegenseitige Unterstützung, und es dürfte keinem Zweifel unterliegen, dass drei, in vielen Fällen sogar schon zwei Compagnie-Kolonnen einem geschlossenen Bataillon überlegen sind. Die Bedingungen des Gefechts mit Compagnie-Kolonnen sind: a) starke Compagnien, b) tüchtige Offiziere, c) ein Gewehr, welches schnell geladen ist und nicht versagt.

Von der Kavallerie gilt Aehnliches. Selten werden ganze Regimenter bei einer Avantgarde sein; jedenfalls nur bei stärkeren, aus ganzen Brigaden bestehenden. Auch sie wird daher in Eskadrons, mindestens in Divisionen, manövriren. Auch die Artillerie wird sich theilen müssen, wenn mehr wie eine halbe Batterie und nicht mehrere Batterien bei der Avantgarde sind.

Es wurde bereits erwähnt, dass der Dienst der Avantgarde vielfache Detachirungen und Entsendungen in kleinen Trupps nöthig macht. Diese Detachirungen können nun auf doppelte Weise geschehen: entweder durch Theile von allen oder den meisten Abtheilungen, oder dadurch, dass man einzelne

Abtheilungen ganz dazu verwendet. Die erste Art ist die bei den Manövern gewöhnlich vorkommende, welche auch gewählt wird, um die Ordre de bataille nicht zu stören, und scheinbar die Hauptmasse nicht zu schwächen. Sie ist für den Ernstgebrauch jedoch durchaus verwerflich. Denn sie bringt eine Schwächung aller Abtheilungen hervor; bringt einzelne Theile gerade in dem Moment, wo der Führer und die Truppe am meisten auf einander vertrauen, am genauesten sich kennen sollen, unter fremde Führer, und zwingt in einem solchen Moment zu neuen Formationen aus einander fremden Elementen. Es ist daher in allen Fällen die zweite Art, ganze Abtheilungen zu entsenden, oder zu Entsendungen aufzulösen, vorzuziehen. Man behält dann im Gros ungetheilte und ungeschwächte taktische Körper, und wenn man deren dann auch weniger hat, so ist die Wirkung doch grösser und die Einheit des Befehls gesicherter.

Wir würden daher z. B. bei einer Avantgarde von 1 Bataillon, 2 Eskadrons, von einer Eskadron und einer Compagnie, oder im Nothfalle von 2 Compagnien alle Detachirungen geben, etwa in folgender Art:

	Spitze.	
1 Zug Kavallerie.	2 Züge Kavallerie.	1 Zug Kavallerie.
	Haupttrupp.	
50 Mann Infanterie.	(100 Mann Infanterie.)	50 Mann Infanterie.
	Gros.	
	(3 Compagnien, 1 Eskadron.)	

Bei 2 Bataillons, 4 Eskadrons, 2 Geschützen würden wir in ähnlicher Weise eintheilen:

	Spitze.	
$\frac{1}{2}$ Eskadron.	1 Eskadron.	$\frac{1}{2}$ Eskadron.
	Haupttrupp.	
1 Compagnie.	1 Compagnie.	1 Compagnie.
	Gros.	
	(5 Compagnien.)	
	(2 Eskadrons.)	
	(2 Geschütze.)	

Indem wir so bei der Avantgarde stets in kleinen taktischen Körpern auftreten, gewinnen wir einerseits an Beweglichkeit, andererseits aber auch an Sicherheit, indem wir uns eine disponible Reserve, ein drittes Treffen, bilden können. Drei

oder fünf Compagnie-Kolonnen können überall schon in zwei Treffen gebraucht werden. Ueberhaupt aber wird Infanterie bei dieser Art von Formation stets die Stellung in zwei Gliedern einnehmen, wodurch der Uebergang in die zerstreute Fechtart sehr erleichtert wird. Eben so wird dadurch das Sammeln und das Herstellen geschlossener Massen leichter.

Eine Normalstellung für die Avantgarde ist, wie bemerkt, nicht gegeben. Die Kavallerie hat etwas dem Aehnliches, wenigstens für den Exerzirplatz. Diese Stellung besteht darin, dass zwei Eskadrons, je eine von jedem Flügel, vorgehen, und ihre vierten Züge vorschieben, während zwei Eskadrons geschlossen bleiben. In der Ausführung würde diese Stellung aber daran laboriren, dass das Gros aus zwei Schwadronen besteht, die für gewöhnlich keine taktische Einheit machen. Auch ist hier auf Zutheilung von Infanterie keine Rücksicht genommen. Wir würden unter solchen Umständen lieber eine ganze Division, d. h. zwei immer im taktischen Verband stehende Schwadronen, vorsenden, und sie in Schwadronen manövriren lassen, dagegen aber die anderen Divisionen zusammenbehalten.

Marsch der Avantgarde.

Der Zweck der Avantgarde ist also, vorauszugehen, und den Gegner zu erspähen, zu beobachten. Dieser Vormarsch der Avantgarde darf indessen nicht allein den Stempel der Vorsicht und Behutsamkeit tragen, womit bald alle Bewegungen unsicher, schleichend werden und den Charakter der Furchtsamkeit und Aengstlichkeit annehmen. Der Vormarsch muss entschieden, bestimmt und möglichst rasch geschehen. Man darf dabei nicht vergessen, dass in der Regel der Feind von uns nicht mehr weiss, wie wir von ihm, und dass wir daher selbst beim unvermutheten Zusammentreffen immer noch so viel Zeit gewinnen werden, um ihn gefechtsfähig empfangen zu können.

Im freien, ebenen Terrain trabt daher die aus Kavallerie bestehende schützende Kette entschlossen vor, unterhält dabei die Verbindung in sich, und sucht das Terrain ab. Solche Terrains, in denen dies Absuchen ohne Schwierigkeit, ohne Veränderung der Formation geschehen kann, sind selten meilenweit zu finden. Sobald sie daher an ein koupirteres gelangt, hat sie so einen Vorsprung, und damit einen Zeitraum gewonnen, den sie benutzt, um das koupirte Terrain schon vorläufig zu durchspähen oder theilweise, z. B. in der Nähe der Wege, zu durchsuchen. Kommen nun die aus gemischten

Waffen bestehende Vortruppe und die Seitentrupps heran, so übernimmt die Infanterie die genauere Absuchung, während die Kavallerie auf einzelnen lichten Stellen, den Wegen u. s. w. vorgeht, und neue Spitzen vortreibt. Das Absuchen geschieht durch die Infanterie meistentheils am besten durch Tirailleurlinien, wobei dann natürlich die einzelnen Rotten eine grössere Distanz haben können, als zum Gefecht. Hierbei ist in Wäldern indessen besonders darauf zu sehen, dass die Rotten die ursprüngliche Direktion wenigstens einigermaassen erhalten, was in dichtem Unterholz oft sehr schwierig werden kann. Bei einer solchen Gelegenheit muss man denn auch nicht zu sparsam mit den Tirailleurs umgehen, wenn man völlige Sicherheit erlangen will.

In ähnlicher Weise durchsucht die Infanterie Dörfer, Flecken, Gebüsche u. s. w., während die Kavallerielinie, nachdem sie sich oberflächlich von dem Nichtvorhandensein des Feindes überzeugt hat, an denselben vorbeigeht, und nur eine Patrouille hindurch schickt.

Bei Nacht und Nebel nimmt das Alles einen anderen Charakter an. Man kann da nicht mehr so dreist vorgehen, und am wenigsten so rasch. Indessen gilt doch auch hier, was zuvor erwähnt ist; der Feind weiss nicht mehr von uns, wie wir von ihm, und wenn daher im Augenblick des Zusammentreffens nicht die Ordnung verloren geht, so wird einem beherzten Haufen, der kühn darauf los geht, dann in der Regel noch weniger geschehen, wie bei Tage. Ausserdem wird man bei finsterer Nacht gewöhnlich gezwungen sein, auf den Wegen zu bleiben, und man wird die Hauptsicherheit darin suchen müssen, geschlossen zu bleiben und seine Kräfte nicht zu zersplittern. Der einzelne Infanterist aber ist bei Nacht niemals gefährdet, da er sich schlimmsten Falls seinem Verfolger leicht entziehen kann. Die Avantgarde wird dann vorzugsweise aus Infanterie gebildet, eben so auch die Spitze und die Seitentrupps, die man dann überhaupt nur in weitere Entfernung entsendet, wenn parallele Wege vorhanden sind, die in diesem Falle aber jedenfalls entsendet werden müssen.

Ausserdem müssen bei Nacht und bei so starkem Nebel, dass er alle Fernsicht hindert, auf allen Wegen, die in der Richtung nach dem Feinde zu und unter einem rechten Winkel von dem Hauptwege abgehen, kleine Patrouillen vorgesendet werden, die in einer ihnen ganz bestimmt anzugebenden Entfernung (500 Schritt, 1000 Schritt) halten bleiben, bis die Kolonne vorbei ist. Hierzu wird man zweckmässig Kavallerie

gebrauchen können, die den Vortheil hat, dass sie die Avantgarde bald wieder einholt.

Die Seitentrupps erhalten sich mit der Spitze in gleicher Höhe. Sie besetzen Defilees, die in der Flanke des Marsches liegen, wenn auch nur mit einigen Mann, bis die Seiten-Detachements herankommen. So will es die Theorie. Marschiren mehrere Kolonnen neben einander, also auch mehrere Avantgarden, so müssen diese unter sich mittelst der Seitentrupps Verbindung unterhalten. Fällt einer der Seitentrupps oder beide weg, so schliessen sie sich dem Vortrupp an, und lösen sich von demselben wieder ab, sobald das Breiterwerden des Terrains dies nöthig macht. Gewöhnlich wird die Regel gegeben, dass sie sich nicht durch unpassirbare Terraingegenstände von der Avantgarde trennen lassen, und dieselbe daher auf der Seite der Avantgarde umgehen sollen. Eine solche abstrakte Regel ist indessen selten ausführbar, und in den meisten Fällen werden die Seitentrupps durch ihre Befolgung ihren eigentlichen Zweck ganz verfehlen. Sie müssen sich also nach den Umständen richten, und nur im Auge behalten, dass unter solchen Umständen ihre eigene Sicherheit allein von ihrer eigenen Vorsicht abhängt. Sie müssen diese sodann verdoppeln, da sie eben selbst ausgesetzt werden und sich Gefahren aussetzen müssen, um das Ganze zu sichern. Einmal wird es daher genügen, wenn die Kavallerie des Seitentrupps den Terraingegenstand auf der feindlichen Seite umgeht; ein anderes Mal wird eine Patrouille hinreichen; oft aber wird auch die Infanterie den gefährlichen Marsch machen müssen. Das Gefährliche aber liegt hier darin, dass der Seitentrupp, so lange als das Hinderniss dauert, auf seine eigenen geringen Kräfte beschränkt ist, und Gefahr läuft, gegen jenes Hinderniss geworfen zu werden. Dieser Gefahr lässt sich am besten durch Ausdehnen der schützenden Kette in die Breite nach der feindlichen Seite zu begegnen*).

Von der Führung der Avantgarde.

Der Führer der Avantgarde ist die Seele derselben. Er muss unbedingt gut beritten und ein guter Reiter sein. Ohne einen berittenen Führer ist die Avantgarde beinahe ohne Führer. Er ist es, der die komplizirte Maschine im ununterbrochenen Gange erhält; in seiner Hand vereinigen sich alle Fäden der Meldung von allen Seiten. Er spielt gleichsam ein Instrument. Bald beschleunigend, bald aufhaltend, regelt er die Bewegung aller Theile. Er schiebt bald einen Seitentrupp vor; entsendet

*) Ein Beispiel siehe Note 27.

besondere Patrouillen; unterstützt, wo die Mannschaft der Detachements nicht ausreicht, diese durch Theile des Hauptrupps. Er sammelt, was in der schützenden Kette zu viel wird; lässt hier die Kavallerie von der Infanterie, dort diese von jener ablösen, wie das Terrain es erfordert. Vor allen Dingen aber versieht er den Befehlshaber der Kolonne mit zuverlässigen und ergiebigen Notizen und Nachrichten.

Er darf daher unter keinen Umständen einen Theil der Avantgarde persönlich kommandiren, sondern jeden Theil, jeden Trupp hat er geeigneten Unterbefehlshabern zu übergeben. Am wenigsten darf er die Spitze selbst führen wollen, dann sieht er gewiss nur das Mindeste. Dies gilt von der grössten bis zur kleinsten Avantgarde, und ist ein Punkt, gegen den häufig gefehlt wird.

Das Terrain muss der Führer der Avantgarde stets aus zwei verschiedenen Gesichtspunkten betrachten. Einmal in Bezug auf die Vortheile, die es dem Feinde darbietet, sich verdeckt aufzustellen, uns einen Hinterhalt zu legen; zweitens in Bezug auf die Vortheile, die es ihm selbst darbietet, die Avantgarde zum Gefecht aufzustellen.

In der ersten Beziehung darf daher keine Falte des Terrains, kein Gebüsch u. s. w. undurchsucht bleiben; womit indessen keinesweges gesagt ist, dass jedes Haus, jede Scheune durchkrochen werden soll, was in angebauten Gegenden ganz unausführbar ist. Jeder Punkt, der eine weite Umsicht gewährt, muss benutzt werden; und der Führer muss ihn selbst benutzen, wenn er nicht zu weit von dem Hauptwege abbleibt.

In der zweiten Beziehung wurde schon erwähnt, dass die Avantgarde bei jedem längeren Halt in die Gefechtsformation übergeht; sie muss aber auch eine Gefechtsstellung dem Terrain gemäss nehmen,

1. wenn sie auf den Feind stösst, und dieser nicht bloss aus einigen zurückziehenden Plänkern besteht; so dass also zu erwarten ist, bald auf mehr Widerstand zu treffen;
2. wenn sie den Angriff des Feindes kommen sieht, und sich in der Defensive halten will, um der Kolonne Zeit zum Aufmarsch zu gewähren;
3. ferner bei den längeren Haltepunkten, die durch das Ruhen entstehen;
4. endlich am Ende eines jeden Marsches, während unter ihrem Schutz die Vorposten ausgesetzt werden.

Die Gefechtsstellungen, besonders bei 1., 2. und 3. kann man nicht lange wählen; es muss ein rascher Entschluss

gefasst werden, dem die Ausführung augenblicklich folgt. Schnelle Beurtheilung des Terrains, Erkennen desselben in seinem Zusammenhange aus einzelnen bekannten Stücken, und richtige Verwendung der Truppen hiernach, sind ein Haupterforderniss bei den Eigenschaften eines tüchtigen Avantgardenführers. Jene Gefechtsstellungen aber, besonders bei 1. und 2., liegen ausserdem nicht immer in der Marschrichtung, und oft seitwärts derselben, zuweilen in einer, der Marschrichtung parallelen Front. Es ist sogar oft zu empfehlen, die Gefechtsstellung der Avantgarde mehr seitwärts zu wählen, wenn sich auch die Möglichkeit einer anderen bietet, um bei Unglücksfällen die Vortruppen nicht auf die Hauptstellung geworfen zu sehen. Solche Stellungen lassen dem Führer der Kolonne mehr Freiheit in der Wahl seiner Entschlüsse, und das bleibt immer eine Hauptsache. Karten und dergleichen Hülfsmittel reichen dabei nicht aus, und es muss dann oft in wenigen Minuten durch einige Blicke auf das Terrain eine Ansicht desselben gewonnen werden, welche bei der Aufstellung die Basis abgiebt. — Man sieht hieraus, wie viel Thätigkeit und Beweglichkeit, ganz abgesehen von der eigentlichen Gefechtsführung, im Verein mit schnellem Entschluss, zu den Eigenschaften eines Führers der Avantgarde gehören.

Leicht verfallen Individuen, welche die geringste Anlage zur Aengstlichkeit haben, in den Fehler, Alles selbst thun, sehen und leiten zu wollen. Dieser ist das Extrem jenes anderen Fehlers, wo der Führer genug gethan zu haben glaubt, wenn er seine Disposition macht, seine Eintheilungen trifft, die Führung des Haupttrupps übernimmt und, mit demselben auf der grossen Strasse hinziehend, sich freut, wenn er nur recht viele Meldungen bekommt. Jener Fehler des Allesselbstmachens ist beinahe noch nachtheiliger, da er eine allgemeine Unsicherheit hervorbringt und bald dahin führt, dass keiner der Führer der Abtheilungen selbst mehr denkt.

Das rechte Maass zwischen beiden halten, bestimmte Befehle ertheilen, über ihre Ausführung wachen, und nur da einschreiten, wo dagegen gefehlt wird, ist hier eine Hauptsache, wo die unausgesetzte Thätigkeit und die persönliche Hingebung jedes Gliedes der Maschine mehr als irgendwo verlangt wird.

Der Dienst der Avantgarde ist ein höchst beschwerlicher; was sich schon dadurch zeigt, dass er die Truppen am meisten konsumirt; obschon es ihnen in Bezug auf Verpflegung in der Regel am besten ergeht. Ein Hauptaugenmerk muss daher auf möglichste Schonung der Kräfte von Mensch und Thier

gerichtet werden. Nur dann, wenn man jede unnütze Reibung, jede unnöthige Verschwendung von Kräften vermeidet, werden sie längere Zeit aushalten, und im entscheidenden Moment, im Gefecht selbst nicht fehlen. Man gewähre daher den Truppen der Avantgarde alle, mit steter Gefechtsbereitschaft zu vereinbarenden Bequemlichkeiten, und vermeide unnütze Hin- und Hermärsche, die oft nur angeordnet werden, um der Form zu genügen. Ferner vermeide man alle unnützen Meldungen, wie wir sie bei der Friedensübung häufig sehen, und die sich weniger auf den Feind, als auf das Terrain beziehen. Vieles lässt sich in ziemlich weiter Entfernung durch Zeichen, die natürlich vorher verabredet sein müssen, verständlich machen; und es kommt dann nur darauf an, die Leute zu gewöhnen, auf die Zeichen zu achten. Bei der Infanterie ist für geringere Entfernung die Signalpfeife ein zweckmässiges Mittel, die Aufmerksamkeit der Leute zu erregen.

Bei dem Zusammentreffen mit dem Feinde ist die erste Pflicht des Führers, sich selbst durch die eigenen Augen von seiner Stärke, seiner Marschdirektion, seinen Maassregeln zu überzeugen, um sich die Momente zu verschaffen, aus denen seine Absichten zu taxiren sind. Die zweite Pflicht ist, dieses dem Befehlshaber der Kolonne melden zu lassen; die dritte, die taktischen Anordnungen, welche für die Avantgarde selbst danach nöthig werden, zu treffen. Das Letztere wird dadurch erleichtert, dass zwischen dem ersten Zusammenstosse der Plänker und dem Moment, wo sich grössere Abtheilungen zeigen, in der Regel einige Zeit vergeht. Zuweilen erfolgt beides fast gleichzeitig; eine eigentliche Ueberraschung aber wird immer nur eintreten, wenn entweder im Allgemeinen fehlerhafte Anordnungen getroffen worden sind, oder auf irgend einem Punkte der schützenden Kette eine Nachlässigkeit vorgekommen ist.

Vorzugsweise aber sind dergleichen Ereignisse kurz nach dem Ueberschreiten eines Defilees und in der Zeit der Ruhe und Haltpunkte zu fürchten; indem in einer solchen Periode die Aufmerksamkeit leicht nachlässt und oft gerade um so mehr, je angestrengter sie vorher gewesen ist. Ausserdem ist es leichter, eine ruhende Truppenmasse anzugreifen, als eine in der Bewegung begriffene, und das Halten und Ruhen fordert den Gegner gleichsam dazu auf. — Es wurde schon erwähnt, dass in diesen Fällen daher stets eine Gefechtsstellung genommen werden muss. In derselben müssen aber auch die nothwendigen Vorsichtsmaassregeln getroffen werden.

Hierher gehören: Besetzung von vorliegenden Dörfern, Gehöften, Gebüschen, Brücken u. s. w.; Ausstellung von Posten auf den Wegen und auf Punkten, wo sie eine Umsicht haben, z. B. auf Kirchthürmen; Versenden von Kavallerie-Patrouillen, die sich einige Tausend Schritte vorwärts aufstellen. Hat man bedeutende Defileen zu überschreiten, so ist es am zweckmässigsten, den Marsch so einzurichten, dass vor denselben gehalten wird. Denn in der Regel müssen in solchen Fällen die Seitentrupps herangezogen werden, da ein Hinderniss, welches ein bedeutendes Defilee bildet, selten in der Nähe mehr als den einen Uebergang hat. Zugleich wird die Zeit des Haltens dazu verwendet, um jenseits gleichsam eine Atmosphäre kleiner Patrouillen auszubreiten; so dass die Avantgarde selbst das Defilee erst passirt, wenn das Terrain jenseits bereits aufgeklärt ist, was unter solchen Umständen mit Musse geschehen kann. Ein solcher Abschnitt giebt dann auch zugleich Gelegenheit, die schützende Kette abzulösen, und sie von neuen Truppen aus dem Gros der Avantgarde zu bilden.

Ein häufig vorkommender Fehler ist das Schiessen der Plänker, sobald sie auf den Feind stossen. Dieses muss nur geschehen, wenn der Plänker nicht vorsichtig war, der Feind ihm schon im Rücken ist, oder ihm ganz plötzlich auf den Leib kommt. In allen anderen Fällen wird nur gemeldet, und von dem zweiten Mann der Plänkerrotte der Feind, wo möglich unbemerkt, beobachtet. Die Plänker haben überhaupt Alles zu vermeiden, um die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zu ziehen. Weisses Lederzeug, Schimmel u. s. w., nimmt man daher nicht gern zur Avantgarde, und vermeidet bei derselben Signale, Trommeln u. s. w. Wenn wir dadurch auch nichts weiter gewinnen, als den Vortheil der Ueberraschung der äussersten Vortruppen, so ist dies doch von Wichtigkeit und führt oft zu grösseren Resultaten. Es ist sehr schwierig, Alles dieses mit der Hauptaufgabe der Avantgarde, die immer am Feinde bleiben, immer die Fühlung seiner Klinge behalten soll, zu vereinigen. Dieses wird indessen weiterhin bei der Betrachtung des Gefechts der Avantgarde erörtert werden.

Ein Beispiel über Eintheilung und Führung der Avantgarde siehe im Anhang*).

β. Die Flankendeckungen, Seitendetachements.

Der zweite Theil der schützenden Kette sind nun die eigentlichen Seitendetachements. Ihr Zweck ist:

1) zu verhüten, dass die Kolonne nicht an einem seitwärts

*) Note 28.

stehenden oder sich bewegenden Feinde vorbeigehe, ohne ihn zeitig genug zu bemerken, und seinen Angriffen begegnen zu können;

2) zu verhindern, dass nicht kleine feindliche Parteien sich von der Seite her und hinter der Avantgarde heranschleichen und die Kolonne während des Marsches beobachten oder beunruhigen.

Wäre nur der erste Zweck zu erreichen, so könnte die Flankendeckung viel näher an der Kolonne sich befinden, als die Avantgarde, da die Kolonne im Stande ist, nach der Seite hin viel schneller dem Feinde geordnet entgegenzutreten, als nach vorne hin.

Soll aber auch der zweite Zweck erreicht werden, so müssen die Flankendeckungen sich oft viel weiter von der Kolonne entfernen, stärker sein und jedenfalls das Terrain in der Entfernung eines Kanonenschusses, 1500 bis 2000 Schritt weit sichern.

Die Theorie verlangt nun gewöhnlich eine zusammenhängende Kette von Plänkern oder Tirailleurs zur Flankendeckung marschirender Kolonnen, unterstützt durch Soutiens, und wir sehen dergleichen auf Uebungsplätzen zuweilen formirt. Diese Art von Formation ist jedoch nutzlos, wenn die Avantgarde ihre Schuldigkeit thut, und in gehöriger Breite vorgeht. Ueberhaupt aber haben Flankendeckungen, wenn sie in dieser oder einer ähnlichen Art neben der Kolonne herziehen, wenig Werth; indem sie dann durch das Besiegen der Terrainhindernisse genugsam aufgehalten werden und ihre Kräfte konsumiren. Sie sind sodann fast immer genöthigt, ohne Weg und Steg zu marschiren. Demnächst aber sind sie sogar schädlich, weil sie eine s c h e i n b a r e Sicherheit gewähren, die aber eigentlich nicht vorhanden ist; da sie einmal nur höchst selten einen Fehler der Avantgarde wieder gut machen, zweitens in einer bestimmten Entfernung von der Kolonne ab bleibend, nur zufällig auf die Punkte treffen, von wo sie das Terrain wirklich übersehen können. Denn es mangelt ihnen, wenn der ganze Zusammenhang nicht zerrissen werden soll, an Z e i t, um Punkte, die ausser der Marschdirektion liegen, zu besetzen. Bei der Avantgarde ist dies anders. Sie regelt den Marsch der Kolonne, und hat zu jeder Maassregel deshalb die nöthige Zeit; die Kolonne muss auf sie warten, also auch die Flankendeckung; während sie umgekehrt beide in ihrem Marsch mit sich fortzieht, mag er schnell oder langsam sein.

Wir ziehen es daher vor, unsere Flankendeckung aus kleinen Detachements zu bilden, mit denen wir wichtige

Punkte besetzen, die in der Flanke der Marschkolonne liegen. Diese müssen so lange stehen bleiben, bis die Kolonne vorüber ist, und schliessen sich sodann der Arrieregarde an, oder folgen auf Seitenwegen der Kolonne. Solche wichtige Punkte sind: Höhen, die eine Umsicht nach dem Feinde zu gewähren; Waldspitzen, Defileen, Brücken und Dörfer, insofern sie Defileen bilden.

Die Stärke solcher Flankendetachements ist mithin sehr veränderlich, und lässt sich nur in jedem einzelnen Falle mit Rücksicht auf das Terrain und die Stärke der Marschkolonne bestimmen. Endlich aber kommt dabei der Umstand in Rechnung, ob das in der Flanke liegende Terrain von der Art ist, um das Gefecht darin anzunehmen, und so durch die Besetzung der wichtigsten Punkte zugleich ein entscheidender Vortheil für das Gefecht der ganzen Kolonne gewonnen werden kann. — Es kann daher genügen, einen Punkt durch eine Kavallerie-Vedette oder eine Infanterie-Patrouille zu besetzen, während in anderen Fällen es nothwendig wird, ein ganzes Bataillon mit einigen Kanonen zur Besetzung eines anderen Punktes in die Flanke zu entsenden.

Im freien Terrain sind die Flankendetachements mehr nur Beobachtungstrupps; im koupirten dagegen sollen sie in der Regel auch Widerstand leisten, weshalb sie demgemäss formirt sein müssen. Jedenfalls aber sind sie nicht von der Avantgarde, sondern von der Kolonne selbst zu entnehmen. Ein Beispiel hierüber im Anhange.*)

Von besonderer Wichtigkeit werden die Flankendetachements bei Parallelmärschen mit dem Feinde, sei es, dass derselbe sich auch in Bewegung, oder in einer Stellung befinde. Sie sind dann gleichsam seitwärts vorgeschobene Avantgarden, die in sich als solche formirt sein und oft eine bedeutende Stärke erhalten müssen.

Ferner tritt ihre Wichtigkeit hervor bei der Deckung von Transporten, wovon später noch des Weiteren gehandelt wird; sodann bei einem Marsch längs einer Reihe von Defileen, wenn die Avantgarde das Terrain jenseits nicht absuchen kann. Dies ist z. B. der Fall, wenn die Kolonne parallel mit dem Fuss eines Gebirges marschirt, wo jede Thalmündung leicht ein Defilee, ein Thor ist, aus dem der Feind debouchiren kann; oder wenn sie längs eines weitläuftigen Waldgebiets zieht u. s. w. In allen diesen Fällen müssen die Flankendetachements gegen die Punkte vorgeschoben werden, von denen her ein Vordringen des Feindes zu erwarten ist.

*) Siehe Note 29.

Die Entfernung der Flankendetachements von der Kolonne lässt sich natürlich nicht in abstracto bestimmen. Sie richtet sich nach den Umständen, nach der Stärke der Kolonne, des Detachements selbst, und nach dem Terrain. — Soll ein Flankendetachement nicht blos sehen, sondern auch Widerstand leisten, so muss eine Unterstützung aus der Kolonne selbst noch möglich sein. Stärke des Detachements und Entfernung müssen also in Bezug hierauf in richtigem Verhältniss stehen. Hat das Detachement ein koupirtes waldiges Terrain vor sich, während es selbst in freiem Terrain marschirt, so ist es exponirt und darf sich nicht zu weit entfernen; marschirt es selbst im koupirten Terrain und hat es freies vor sich, so kann es sich weit entfernen ohne Gefahr. — Verbindung zwischen den Detachements und der Kolonne muss stets möglich sein, wenn sie auch nicht strenge unterhalten wird. Die Detachements müssen Verbindung unter einander aufsuchen, es sei denn, dass unpraktikables Terrain dazwischen liegt.

Nach dieser Ansicht besteht also die Flankendeckung einer marschirenden Kolonne aus einzelnen ungleich starken, nach den Terrainverhältnissen abgemessenen Detachements, die gleichsam seitwärts Position nehmen, und einen Vorhang bilden, hinter dem die Kolonne marschirt.

Es ist fast immer unmöglich, eine zusammenhängende Kette von Plänkern auf beiden Seiten zu haben. Das Terrain macht es ihnen zu schwierig, gleichen Schritt mit der Kolonne zu halten; es wird oft sogar bei Defileen gebieten, sie vor denselben heranzuziehen und dann jenseits wieder neu zu formiren. Will man absolut eine solche haben, so muss sie nach dem Feinde zu eine Spitze haben, ebenso wie nach der Avantgarde und Arrieregarde, um mit diesen in Verbindung zu bleiben. Sie sind dann nur bei sehr kleinen Kolonnen, wie etwa zwei Bataillonen anzuwenden, und werden, da sie sich in dieser Form nicht weit von derselben entfernen dürfen, auch wenig Sicherheit gewähren. Bei Nachtmärschen lassen sie sich eher anwenden.

Dass der Dienst der Seitendetachements wichtig ist, hat die Kriegsgeschichte in einzelnen Fällen gezeigt, wo er vernachlässigt wurde. Die Division Maison bei Haynau, das Ney'sche Corps bei Dennewitz und Gross-Beeren, und Alsuwieff bei Champaubert, haben ihre Unglücksfälle lediglich der Vernachlässigung dieser Vorsichtsmaassregeln zuzuschreiben.

γ. Die Arrieregarde.

Die Arrieregarde hat eine doppelte Bedeutung; je nachdem die Kolonne gegen den Feind zu marschirt, oder sich vor ihm zurückzieht.

Im ersten Fall ist die Formation der Arrieregarde eine Maassregel zur Aufrechthaltung der polizeilichen Ordnung auf dem Marsche. Hinter der Kolonne ist das eigentliche Terrain für alle Elemente, welche die Ordnung stören; Bagage, Tross, Marketender, Trainknechte, Marodeurs, Krankenwagen, Musici u. s. w. — Alles findet hier Gelegenheit, sich lästig zu machen. Diese Elemente in Ordnung und in geregelter Bewegung zu erhalten, ist der Zweck der Arrieregarde.

Wir können dies Alles hier seitwärts liegen lassen, aber es springt in die Augen, dass unter solchen Umständen die taktischen Rücksichten in den Hintergrund treten, und es bleibt eigentlich nur das übrig, dass die Verbindung mit der Flankendeckung erhalten werden muss, wenn auch nur, um sie davon zu benachrichtigen, dass die Kolonne vorüber ist, und dass ein Trupp die äusserste Queue bildet, der seine Aufmerksamkeit nach hinten richtet, um die Kolonne gegen einen plötzlichen Angriff von dort her zu sichern; der bei keinem Marsch vor dem Feinde ausserhalb der Grenzen der Möglichkeit liegt. Wichtiger ist aber die Arrieregarde beim Rückzuge. Sie ist dann eine umgekehrte Avantgarde, und die Formation und Eintheilung der Truppen, wie wir sie für die letztere angeführt haben, bleibt auch hier geltend. Zweck, Anordnung und Verhalten sind im Allgemeinen dieselben. Das Verschiedene ist nur, dass weil das Terrain bereits durch die Kolonne und Avantgarde durchschritten ist, ein Absuchen desselben durch die Arrieregarde nicht nöthig ist. Diese hat daher mehr das Terrain in folgenden Beziehungen im Auge zu behalten:

dass sie die möglichst vortheilhafte Benutzung für sich selbst und ihre Vertheidigung daraus ziehen könne, und

dass sie sehe, welche Gelegenheit dasselbe dem Feinde zur Benutzung darbietet.

Eine Hauptschwierigkeit der Führung der Arrieregarde folgt daraus, dass dieselbe in der Regel mit demoralisirenden Umständen verbunden ist. Der Rückzug, auf dem sich eben die Thätigkeit der Arrieregarde entwickelt, ist in der Regel kein freiwilliger, und der freiwilligste ist immer ein Zwang, den wir uns selbst in Erkennung unserer Schwäche auferlegen.

In der Regel gehen dem Rückzuge unglückliche Ereignisse voran, oder sie begleiten ihn; und selbst unter glücklichen Rückzugsgefechten ist die Idee des Ausweichens, des Zurückgehens für die Truppen entmuthigend. Es liegt dies in dem, was die tägliche, stündliche, unmittelbare Anschauung dem Soldaten giebt. Jeder Verwundete, jeder Ermattete fällt sicher in die Hand des Feindes, dessen Kühnheit und Keckheit von selber zunimmt, je länger der Rückzug dauert. Alles dies erschwert die Führung einer Arrieregarde, und macht sie zu einer der schwierigsten Aufgaben; die, einem unternehmenden, stark nachdringenden Feinde gegenüber, nur mit Erfolg gekrönt sein wird, wenn der Führer Entschlossenheit und Umsicht, Kühnheit und kaltes Blut vereinigt. — Eine Arrieregarde muss mit dem zähesten Muthe den hartnäckigsten Widerstand leisten, und in dem Moment, wo ihr Vernichtung droht, das Gefecht schnell abbrechen; sie muss dem kecken, unvorsichtigen Feinde eine Lektion geben, und sich doch durch dergleichen Erfolge nicht hinreissen, nicht aus dem Gleichgewicht bringen lassen. Und doch, wenn Alles das erreicht ist, wie oft hat sie dennoch keinen andern Ruhm, als den der Rettung des Ganzen durch die eigene Aufopferung?

Wir sagten oben, die Arrieregarde habe das Terrain unter zwei bestimmten Gesichtspunkten aufzufassen. Das Terrain ist gewöhnlich als bekannt anzusehen; es ist durchforscht, und der Führer erhält von der Kolonne und den Seitendetachements die nothwendigen Mittheilungen, um seinen Marsch nach den Terrainhindernissen, welche er passiren muss, einzurichten. Ferner aber muss, wenn die Arrieregarde dem nachdringenden Feinde kräftigen Widerstand leisten soll, dieselbe Unterstützungstrupps, Soutiens auf den Punkten finden, bei deren Passirung sie am meisten gefährdet ist. Hierher gehören besonders Defileen. Liegen mehrere derselben neben einander, so müssen vorzugsweise auch die seitwärts liegenden von Truppen der Kolonnen besetzt werden; denn der Feind wird nicht ermangeln, gegen eines derselben stark zu drängen, die Seitentrupps der Arrieregarde abzudrängen, um so sich in Besitz eines Mittels zu setzen, gleichzeitig mit derselben das Hinderniss zu passiren, welches die Defileen bildet. Ist es ein Defilee, auf welches sich die Arrieregarde konzentriren muss, so ist auch dieses von Truppen der Kolonne zu besetzen. Die Arrieregarde wird suchen, sobald sie sich solchem Defilee nähert, den Feind sich durch einen entschlossenen Angriff vom Halse zu schaffen, dann das Defilee schnell zu passiren, es durch Pioniere sperren, und ihre Artillerie Position diesseits

nehmen zu lassen. Sie hat rasch die Seitentrupps heranzuziehen, selbst schneller zurückzugehen, um die gefährlichen Momente vor dem Defilee, die der Feind sicher benutzen wird, möglichst abzukürzen. Ueberhaupt gilt hier die Regel von Behrenhorst im vollsten Maasse: »Wer steht, der stehe fest, wer aber gehen muss, der gehe schnell.«

Zögern, Unentschlossenheit, Schwanken in den Maassregeln und der Anordnung, führen bei einer Arrieregarde sicher zur Niederlage.

Hauptpunkte, um welche es sich bei der Arrieregarde handelt, sind:

a) nicht zu nahe an die Kolonne zu kommen;
b) sich den Feind nicht zu nahe kommen zu lassen;
c) das Terrain seitwärts so im Auge zu behalten, dass von dort her kein unvermutheter Angriff geschehen könne.

a) Die Entfernung der Arrieregarde von der Kolonne richtet sich einmal nach der Stärke beider, zweitens nach dem Terrain, drittens nach den Waffen. Eine starke Arrieregarde im koupirten Terrain, oder eine aus Kavallerie und reitender Artillerie bestehende kann ohne grosse Gefahr die Entfernung grösser nehmen. Umgekehrt ist es im anderen Falle. Folgt der Feind nicht unmittelbar, so hat das überhaupt keine Schwierigkeit; die Arrieregarde bleibt dann so weit ab, als nöthig ist. Anders ist es, wenn sie eine unmittelbare Verfolgung erleidet. Dann findet ein fast ununterbrochenes Plänkergefecht statt, und es ist die Pflicht der Arrieregarde, den andrängenden Feind abzuwehren und so lange aufzuhalten, dass die Kolonne die Zeit gewinnt, welche nöthig ist, den Marsch fortzusetzen, und ohne Störung Defileen u. s. w. zu passiren. Folgt der Feind entschlossen und in der Absicht, zu schlagen und die Kolonnen zum Halten und Aufmarschiren zu zwingen, so wird dieses Aufhalten in freiem Felde fast nie, und stets nur mit grosser Gefahr zu erreichen sein. Die Arrieregarde wird daher aus dem Terrain alle Vortheile ziehen müssen, die es gewährt. Sie wird also in solchen Fällen in ein Gefecht hinter Defileen, um Wald- oder Dorf-Lisieren u. s. w. eingehen, Brücken abwerfen, Strassen barrikadiren, selbst nöthigenfalls Dörfer in Brand stecken, um den Feind aufzuhalten, damit die Kolonne wieder einen Vorsprung gewinne. Ist dieser gewonnen, so wird sie selbst ihren weiteren Rückmarsch schnell antreten und eine neue Stellung zu erreichen streben. Bei schlechten Wegen, ermüdeten Truppen, schlechter, abgetriebener Bespannung der Artillerie, ist diese Aufgabe eine sehr schwere,

und die Arrieregarde wird dann, einem unternehmenden und kräftigen Feinde gegenüber, oft schmerzliche Opfer bringen müssen. Diese Opfer aber darf sie nicht scheuen; sie soll die Kolonne decken, und darf daher auf keinen Fall sich auf dieselbe werfen lassen. Andererseits aber darf sie sich auch nicht zu weit von der Kolonne, in der ihre Unterstützung liegt, entfernen, damit der Feind sie nicht bei Fortsetzung des Marsches einholen, verwickeln und erdrücken könne, ehe sie unterstützt wird.

b) Das Zweite ist, dass die Arrieregarde sich den Feind nicht zu nahe soll kommen lassen, womit jedoch nicht gesagt ist, dass sie das Gefecht vorzeitig abbrechen solle. Nur zur rechten Zeit soll sie es thun, und sich nicht durch unnütz verlängerten Widerstand in Gefahr bringen, erdrückt zu werden. Im Anfang eines jeden Gefechts hat sie es mit einem Gegner zu thun, der ihr an Kräften gleich oder doch nicht zu sehr überlegen ist. Dieses Verhältniss aber ändert sich nach und nach. Anfangs ist es die feindliche Avantgarde, vielleicht in passendem Terrain durch Kavallerie verstärkt. Gegen diese ist in einer günstigen Stellung das Gefecht schon eine oder ein paar Stunden hinzuhalten. Nun aber kommt die Spitze der Hauptkolonne heran. Gleichzeitig wird der Feind sicher eine Umgehung versuchen, und zwar je sicherer, je stärker die Stellung der Arrieregarde in der Front ist. Jetzt ist es Zeit, den Rückzug anzutreten. Hat die Arrieregarde offenes Terrain hinter sich, so ziehen Infanterie und Fuss-Artillerie zuerst ab; die Kavallerie und reitende Artillerie halten den Feind beim Debouchiren möglichst lange auf, damit jene einen Vorsprung gewinne. Ist koupirtes Terrain hinter ihnen, so geht die Kavallerie zuerst zurück, und ihr folgen Artillerie und Infanterie.

c) Das Dritte war, das Terrain seitwärts so im Auge zu behalten, dass von dort her kein überraschender Angriff geschehen könne. Dieses ist Sache der Seitentrupps der Arrieregarde, die zu dem Ende eben so formirt sein müssen, wie die der Avantgarde. Erlaubt es das Terrain nur irgendwie, so wird der Feind gewiss den Versuch machen, die Arrieregarde zu umgehen; was mit Reiterei im offenen Terrain selten schwer ist, und er wird so suchen, sich zwischen die Kolonne und die Arrieregarde einzudrängen. Es folgt hieraus, dass die Seitentrupps der Arrieregarde verhältnissmässig stärker sein müssen, als die der Avantgarde, und dass Soutiens von der Kolonne her zu ihrer Unterstützung bereit sein müssen.

Ueberhaupt aber muss die Arrieregarde durch Zwischen-

posten in steter Verbindung mit der Kolonne und den Seitentrupps bleiben, und von jedem Ereigniss daselbst, jeder Stockung im Marsche der letzteren, benachrichtigt werden.

Die Formation der Arrieregarde ist der Avantgarde ähnlich. Da es jedoch in der Defensive viel nachtheiliger ist, ohne Soutien zu fechten, und Alles ins Gefecht zu bringen, so bedingt dies eine grössere Vorsicht und eine grössere Oekonomie, wie bei der Avantgarde. Es wird daher nothwendig, die Vor- und Seitentrupps vom Gros auseinanderzuhalten. Das Gefecht der Avantgarde ist ausserdem in der Regel offensiv, und bei der Offensive kann die Tiefe leicht gewonnen werden, was bei der Defensive nur mit Zeitverlust geschehen kann.

Die eigentliche Kette besteht, wenn der Feind nicht unmittelbar folgt, nur aus einzelnen Posten und zwar stets aus Kavallerie; es sei denn, dass im ganz koupirten Terrain marschirt werde. Höhen, die eine Umsicht gewähren, und ähnliche Punkte bleiben möglichst lange besetzt. Nur wenn der Feind drängt, entwickeln sich die diesseitigen Plänkerlinien aus den Trupps.

Muss die Arrieregarde halten, sei es um zu ruhen, oder weil eine Stockung im Marsch der Kolonne eintritt und die Meldung davon eingeht, so muss die Arrieregarde jedesmal eine zweckmässige Gefechtsstellung einnehmen. Ist diese auf der Stelle von dem Terrain nicht geboten, so muss bis zum nächsten Abschnitt marschirt, oder nach dem letzten zurückgegangen werden. Einen durch Defileen gebildeten Abschnitt wird man da allerdings nicht immer haben, indessen findet sich selbst in ebenen Gegenden in der Regel eine Terrainbildung, welche Vortheile zur Defensivaufstellung darbietet. (Ein Waldrand, einige Gebüschgruppen; eine Anhöhe, die eine verdeckte Aufstellung einiger Truppen gewährt und, sanft abfallend, die Wirkung der Artillerie erhöht; ein Dorf, dessen Lisiere vertheidigungsfähig ist; ein Graben, der ein Hinderniss der Annäherung ist u. s. w.) Im Hügellande finden sich solche Vortheile des Terrains häufig, im Gebirge überall. Sowie die Arrieregarde diese Stellung eingenommen hat, gehen Patrouillen gegen den Feind vor; und zugleich werden die Mittel ins Werk gesetzt, welche die Vertheidigung erleichtern und den Feind aufhalten.

Wenn in der Dunkelheit oder in der Nacht marschirt wird, und ein Halt oder eine Stockung eintritt, so werden sogleich unter dem Schutze der Arrieregarde Vorposten aufgestellt, welche wo möglich aus der Kolonne oder dem Gros der Arrieregarde genommen werden.

Beim Aufbruch bleiben dann in der Regel diese Vorposten stehen; sie folgen, wenn die Kolonne sich vollständig wieder in Marsch gesetzt hat, und werden dann eingezogen. Es ist nicht gut, die Arrieregarde aus denselben zu bilden, da sie ermüdet sind und unter dem Schutz der schon aufgestellten Avantgarde eingezogen werden.

Ebenso, wie bei der Avantgarde, ist es auch die Pflicht des Befehlshabers der Arrieregarde, häufige und sichere Meldung über das, was er vom Feinde erfährt, über die Ereignisse, welche sich bei der Arrieregarde zutragen, zu schicken. Vor allen Dingen ist es hierbei nöthig, die Gefahr nicht zu übertreiben, und nicht in ungewissen Ausdrücken zu sprechen. Ein ängstlicher Charakter, der sehr wohl mit der höchsten Tapferkeit gepaart sein kann, verfällt leicht in den ersteren Fehler, durch den häufig der Befehlshaber der Kolonne veranlasst werden kann, starke Soutiens halten zu lassen; wodurch natürlich der Marsch des Ganzen verzögert wird.

Beim Rückzuge während der Nacht ist die Gefahr für die Arrieregarde viel weniger gross; indem es ihr in der Regel gelingen wird, den Feind auf irgend einem günstigen Punkt des Terrains festzuhalten. Derselbe ist selten geneigt, in einem ihm unbekannten Terrain gegen einen Gegner, dessen Stärke er nicht übersehen kann, gleichsam blind anzurennen. Dagegen muss sie bei Nachtmärschen möglichst weit von der Kolonne abbleiben; denn diese wird sich bei solchen Märschen unverhältnissmässig ausdehnen; und die Gefahr, die ganze Kolonne dadurch in Verwirrung zu bringen, dass die Arrieregarde auf dieselbe geworfen wird, ist dann grösser.

Führung der Arrieregarde. Das Benehmen derselben richtet sich endlich vielfach nach dem des Feindes; gleichsam nach seinen Manieren, die sich bei länger dauernden Kriegen feststellen und zeigen; die man benutzen, auf die man aber nicht bestimmt rechnen darf. So hatten die Franzosen 1813 und 1814 die Sitte, spät aufzubrechen; die Arrieregarden hatten daher immer Ruhe bis gegen zehn Uhr Morgens. Abends, wenn jene ihr Lager neben den Strassen aufgeschlagen hatten, brach eine Stunde später ein Detachement von ihnen auf und ging eine halbe Stunde weit vor; war die Arrieregarde diesem letzten Stoss ausgewichen, so hatte sie Ruhe für die Nacht. Ein Beispiel für die Führung der Arrieregarde im Anhange*).

*) Siehe Note 30.

ZWEITER ABSCHNITT.

Der Zustand der Ruhe.

Einleitung.

Die Kräfte des Heeres, zusammengesetzt aus Menschen und Pferden, sind endliche Grössen; das Material ist ein vergängliches.

Im Verein mit den politischen Beziehungen, welche häufig die Bewegungen und Schläge im Kriege aufhalten oder ganz suspendiren, bringt dies in der Führung desselben einen Wechsel von Bewegung und Ruhe, kriegerischer Thätigkeit und Schlaf hervor. Ausserdem aber ist der Beginn des Krieges, die Eröffnung desselben, jedesmal ein Uebergang aus dem Zustand der Ruhe in den der Bewegung und Thätigkeit.

Sehr selten ist die Erscheinung, dass der ganze Feldzug ohne solche Pausen verläuft. Pausen grösserer Art, so wie die kleinen Pausen, die täglichen und mehrtägigen, werden schon durch die militairischen Bewegungen bedingt. Zu den Ausnahmen gehört der Feldzug 1815. Es kann diese fortgesetzte Kraftäusserung aber immer nur in kurzen Feldzügen, wo die Entscheidung bald erfolgt und eine vollständige ist, oder wo die Entscheidung in den Kabinetten der Diplomatie erfochten wird, der Fall sein.

In einer früheren Periode folgten diese Pausen regelmässig auf jede Bewegung; z. B. im siebenjährigen Kriege, wo es gewöhnlich war, dass die Truppen Wochen und Monate lang im Lager standen, und einige Märsche machten, um wieder längere Zeit stehen zu bleiben. Ausserdem aber zerfielen die Kriege ganz regelmässig in eigentliche Feldzüge durch die Winterquartiere. Während dieser Winterquartiere wurden dann die Truppen in weitläufige Kantonnirungen verlegt, und es fand nach ausdrücklichem oder stillschweigendem Uebereinkommen eine oft ganz vollkommene Waffenruhe statt. Diese Zeit ward zur Rekrutirung und Remontirung der Truppen

benutzt. Sie stellten das verlorene oder unbrauchbar gewordene Material wieder her, ersetzten es durch neues, gewannen durch Exerziren wieder taktische Ausbildung; die schlaffer gewordenen Zügel der Disziplin wurden wieder angezogen. So erschien das Heer, gestärkt, erneut, verjüngt im Frühjahr auf dem Kriegsschauplatze im neu beginnenden Feldzuge.

Anders haben sich die Verhältnisse in neuerer Zeit gestaltet. — Der Krieg wird rascher, gewaltsamer geführt; dem Ziele, der Entscheidung unaufhaltsam entgegen gedrängt, und die längeren Pausen entstehen nur noch durch die grossen, weit ausgreifenden Kombinationen der Operationen und Bewegungen. Sie sind dann nur partiell, d. h. ein Theil der grossen Heere steht, gleichsam wartend, während ein anderer sich bewegt, operirt; oder sie entstehen durch Erschöpfung und sind dann gewöhnlich allgemein.

Die partiellen Pausen finden wir in allen Feldzügen neuerer Zeit, in denen im Grossen manövrirt ward; die lange dauernden aber bilden gleichsam die natürlichen Abschnitte im Verlauf des Krieges. Sie sind die Zwischenakte in dem grossen Schauspiel, die dann oft länger sind, als die Akte selbst.

Ein geistreicher Schriftsteller unserer Zeit (von Clausewitz Theil 1. Seite 267.) behauptet, dass, wenn wir den Blick auf die Kriegsgeschichte richten, wir offenbar Stillstehen und Nichtsthun als Grundzustand der Heere mitten im Kriege finden, während das Handeln nur als Ausnahme erscheint. Ganz so schlimm ist es indessen nicht, zumal wenn wir von einigen der thatenlosesten Feldzüge abstrahiren; und namentlich tritt in den Revolutionskriegen und in den Feldzügen Napoleons die Energie der Kriegführung im höchsten Grade hervor. Trotzdem aber finden wir auch in diesen Feldzügen die Pausen.

Diese Pausen nun können wir nach dem Zweck derselben betrachten.

Ist die Erholung der Truppen, die Wiederherstellung derselben nach den Anstrengungen des Feldzugs, die Ergänzung und Retablirung der Zweck; oder sollen die Kräfte für die beginnende Campagne noch geschont werden, so ist es nothwendig, die Truppen in Quartiere unterzubringen; man muss sie in diesem Zustande, in welchem sie eigentlich mehr oder weniger widerstandslos und nicht gefechtsfähig sind, gegen den überraschenden Angriff des Feindes sichern.

Dergleichen Quartiere nennt man Kantonnirungs-Quartiere, und wir haben daher von der Einrichtung solcher Kantonnirungen und von den Sicherheitsmaassregeln in denselben zu sprechen.

Die zweite Art der Pausen sind die, welche durch die augenblicklichen und partiellen Stillstände in den Operationen entstehen. In diesen Pausen ist die Erholung Nebensache; hier treten die taktischen Anordnungen hervor, die Benutzung des Terrains. Diese Pausen sind also Stillstände taktischer Art; und die Art und Weise, in welcher die Truppen stehend in dem Terrain vertheilt werden (das Gefecht vorbereitend und bereits für die Zwecke des später eintretenden Gefechts), nennen wir Stellungen, Positionen nehmen. Von diesen werden wir daher zweitens handeln.

Es leuchtet ein, dass das Terrain eine ganz andere Benutzung zulässt und ganz andere Anforderungen macht, je nachdem eine Truppe die Absicht hat, sich zu vertheidigen, den Angriff des Gegners zurückzuweisen — oder bezweckt, selbst angriffsweise zu verfahren, den Feind aufzusuchen und aus seiner Stellung zu schlagen. Die Stellungen werden hiernach einen verschiedenen Charakter an sich tragen, je nachdem sie entweder Defensivstellungen oder Offensivstellungen sind.

Endlich aber geht aus der Natur der Sache noch eine dritte Art von Stellungen hervor, nämlich die, wo weder der eine noch der andere Zweck vorherrscht; Stellungen, in denen wir weder uns schlagen, noch aus denen wir direkt zum Angriff vorgehen wollen. Dieses sind die gewöhnlichen, täglich vorkommenden, sogenannten Marschstellungen, Marschlager.

Jede Truppe ist im Zustande der Ruhe nicht gefechtsfähig und gleichsam widerstandslos. Im völlig gefechtsfähigen Zustande ist sie in vollkommenster Spannung, dem Gegensatze der Ruhe. Je mehr dieser Zustand umschlägt in den Gegensatz, je nothwendiger ist es, dass für die Sicherheit gesorgt werde. Dieses geschieht durch Wächter, welche auf die Gefahr, welche vom Feinde kommt, achten und aufmerksam machen. Es wird so ein Theil des Heeres bestimmt, der für die Sicherheit des Ganzen wacht. Dies sind die Vortruppen, und ihr Dienst ist der Sicherungsdienst.

Dieser Sicherungsdienst kann nun auf eine doppelte Weise betrieben werden; entweder indem sich eine zusammenhängende Kette von Vortruppen gegen den Feind aufstellt, gleichsam ein Gitter bildend, das derselbe durchbrechen muss, um an das Heer zu gelangen; — oder indem bewegliche Abtheilungen ihm auf allen Wegen und Richtungen entgegen gehen. Die erste Art ist der Dienst der Vorposten, die zweite der Dienst der Patrouillen.

Beide Arten spielen natürlich vielfach und stets in einander hinüber, was jedoch keinen Grund abgeben kann, eine dritte Kathegorie aufzustellen.

A. Die Kantonnirungen.

Seitdem die Zelte und der damit verbundene Tross als eine unnütze Last fortgeworfen sind, und die Heere sich von den Fesseln befreit haben, die ihnen durch denselben aufgelegt wurden, sind Quartiere wieder unentbehrlich geworden; wenn die Heere nicht durch Entbehrungen und Krankheiten aufgerieben und ihre Kräfte nicht unnütz erschöpft werden sollen.

Allerdings wird das Beziehen von Quartieren in zwei Fällen unmöglich: in der Nähe des Feindes, und bei schnellen, anhaltenden Bewegungen. In Kriegen, die gleichsam Schneide an Schneide geführt wurden; wo Schlag auf Schlag nur mit kurzen Pausen folgte; in Kriegen, wo die Energie der Feldherren vorwärts, von Entscheidung zu Entscheidung, trieb: da kommen sie nicht vor. Solche Feldzüge dauern nicht lange; aber sie haben dennoch ungeheuere Verluste hervorgebracht, und damit um so grössere Pausen nachher.

Der Feldzug von 1809 dauerte vom 16. April bis zum 11. Juli, also drei Monate; und vom 22. Mai, der Schlacht von Aspern, bis zum 5. Juli, der Schlacht von Wagram, war für beide Heere ein sechswöchentlicher Stillstand.

Der Feldzug von 1812 dauerte vom 24. Juni bis Ende December, also sechs Monate. In diese Zeit aber fallen ein vierzehntägiger Aufenthalt zwischen Wilna und Smolensk; vom 14. September bis 18. Oktober blieb man in und um Moskau.

Der Feldzug 1813 dauerte vom April bis zum November, also etwa sechs Monate; der Waffenstillstand zerlegte ihn aber in zwei Theile. Der Krieg dauerte bis zum 4. Juni und vom 15. August bis Anfangs December.

Der Feldzug von 1814 dauerte nur drei Monate, und der von 1815 nur achtzehn Tage.

Nehmen wir den Feldzug von 1812 aus (der aber auch ohne die Kälte wahrscheinlich die französische Armee um fünf Sechstel reduzirt haben würde), so hat in keinem die unausgesetzte Thätigkeit länger als drei Monate gedauert; und auch in solcher Zeit haben immer einzelne Ruhetage für das Ganze,

und kleinere Ruhepausen für einzelne Heerestheile stattgefunden. Freilich kann es auch andere entgegengesetzt so treffen, dass sie in steter Bewegung bleiben.

Während solcher längeren oder kürzeren Ruhepausen ist es nun erforderlich, den Truppen Quartiere anzuweisen, wenn sie nicht unnütz leiden sollen; dies wird beinahe unumgänglich nöthig, wenn der Feldzug in eine schlechte Jahreszeit fällt.

Die Art der Unterbringung nun ist eine doppelte, je nachdem dieselbe Hauptsache oder Nebensache ist. Die in Quartiere vertheilten Truppen sind nicht schlagfähig. Ist also das taktische Verhältniss vorherrschend, so können nur beiläufig die in der Nähe der Stellung gelegenen Quartiere benutzt werden. Ist dagegen die Erholung der Truppen das Wesentliche, so müssen sie nach Maassgabe der Quartiere auseinander gezogen werden. Dies ist ein Grundsatz, der eben so von einem Armee-Corps, wie von einem Bataillon gilt. Im Angesicht des Feindes, z. B. hinter einem Flusse, kann oft ein bedeutender Theil des Heeres, namentlich die Kavallerie, in Quartieren untergebracht werden. Indessen darf darunter die schnelle Wiederherstellung der Schlachtordnung nicht leiden. Die Quartiere werden daher eng sein, und es wird immer nur ein Theil des Heeres darin untergebracht werden können.

Was nun die Eintheilung des Quartierbezirks, die Maassregeln zur Versammlung, die Bestimmung der Versammlungspunkte für die einzelnen grösseren Abtheilungen und für das Ganze anbetrifft, so gehört dieses in einen Vortrag über Strategie; wir haben hier nur von der taktischen Anordnung dabei zu sprechen.

Taktische Anordnung der Quartiere.

Kantonnirungs-Quartiere, die so gelegen sind, dass sie nicht unmittelbar angegriffen werden können, setzen nur zur Erhaltung der inneren polizeilichen Ordnung und zur Beobachtung der Signale, auf welche die Truppen sich versammeln, Wachen und Posten aus. Diese Posten müssen wo möglich eine Uebersicht der Gegend haben, jedenfalls aber an geräuschlosen Orten stehen (z. B. nicht in der Nähe von Mühlen), um entferntes Schiessen hören zu können. — Jeder Abtheilung wird ein Sammelpunkt im Orte oder ausserhalb bestimmt. Ist der Truppe eine Stellung angewiesen, die sie beim Allarm einnehmen soll, so muss der Weg dahin frei und jedem Offizier bekannt sein. Diese werden überhaupt gut thun, sich mit der Lokalität in der Nähe des Kantonnements, vor allen Dingen aber mit den Strassen, Eingängen, Passagen in demselben

bald möglichst genau bekannt zu machen. Geschütz und Bagage werden ausserhalb auf geeigneten freien Punkten aufgefahren, von wo sie leicht in die Wege einfallen können, die nach ihrem Bestimmungsort führen. Die Artillerie wird häufig in den Fall kommen, zu diesem Ende kleine Gräben auszufüllen, oder sich einige Durchgänge durch Hecken und Zäune zu öffnen, um nach jeder Richtung hin abmarschiren zu können. Dies darf nie versäumt werden; denn sie kann leicht in den Fall kommen, in einer ganz anderen Richtung abmarschiren zu müssen, als auf welche man ursprünglich angewiesen war. Ist den Truppen eine Stellung nach dem Feinde zu angewiesen, welche sie im Fall eines Allarms einnehmen und in der sie den Vortruppen zum Repli dienen soll, so muss diese Stellung beim Einbruch der Nacht durch eine oder einige Feldwachen besetzt werden.

In dem Beispiel von Note 30. über die Führung einer Avantgarde würden zwei Bataillons in Langen-Bielau Posten auf dem Hörk- und Huth-Berge haben; sie besetzen beim Einbruch der Nacht mit vier Feldwachen die Hauptübergänge über den Klinckenbach.

In den Kantonnirungs-Quartieren in der Nähe des Feindes müssen die Mannschaften Nachts angezogen bleiben. Die Infanterie wird in einigen Allarmhäusern versammelt; die Gewehre werden, wenn das Wetter nicht ganz schlecht ist, im Freien zusammengesetzt, das Gepäck liegt dabei, besondere Posten bewachen Beides. Bei schlechtem Wetter muss jeder Mann das Gepäck bei sich haben. Kavallerie und Artillerie haben gesattelt. Beide Waffen kann man selten, der Pferde wegen, in Allarmhäusern konzentriren; um so grösser muss die Aufmerksamkeit sein, und man wird daher häufig die Mannschaft nur abwechselnd schlafen lassen. Jedenfalls muss in jedem Quartier Licht brennen, und ein Mann wach und im Freien sein.

Ist ein direkter Angriff auf das Quartier möglich, oder gar wahrscheinlich, so muss die Vorsicht verdoppelt werden, und namentlich während der Nacht. Ueberfälle von Quartieren am Tage gehören zu den grössten Seltenheiten, und gelingen nur, wenn jede Vorsicht versäumt ist. Dagegen ist die Kriegsgeschichte voll von gelungenen Ueberfällen bei Nacht, und oft unter Umständen, wo dieselben kaum möglich schienen. Hierher gehört nun vorzugsweise die Sicherung durch Feldwachen, Pikets und Patrouillen.

Bei dem Angriff eines Kantonnements kommt es vor allen Dingen darauf an, die Annäherung des Feindes zeitig zu

erfahren, um die Truppen zu versammeln und in eine vertheidigungsfähige Lage zu bringen. — Die Posten und Patrouillen sollen nun durch Meldungen und Schiessen zeitig das Zeichen zur Allarmirung geben.

Kann man die Feldwachen nicht weit genug von dem Kantonnement entfernen; ist das Terrain ganz eben und frei, so dass die Feldwachen keinen Widerstand leisten können, und in beiden Fällen befürchtet werden muss, der Feind werde mit ihnen zugleich in die Quartiere eindringen: so muss eine Abtheilung zur Unterstützung der Feldwachen und zur Besetzung der Eingänge während der Nacht unter den Waffen bleiben; dieses ist das Piket.

Aber nicht allein in der Richtung nach dem Feinde zu sind Feldwachen auszustellen; bei isolirten Quartieren ist der grösste Umweg und die unwegsamste Gegend oft die, von der die meiste Gefahr droht. In solchen Fällen bleibt nichts übrig, als den Ort in einer Entfernung von 5 bis 600 Schritten mit einer Kette von Posten zu umgeben, und auf allen Wegen Feldwachen auszusetzen. Vor allen Dingen aber müssen unausgesetzt kleine Patrouillen auf den Wegen vorgehen, die den Feind (der bei einem nächtlichen Ueberfall stets möglichst weit den Weg verfolgt und ihn erst verlässt, wenn er sich seinem Objekt nähert) um so sicherer entdecken, je weiter sie vorgehen. Diese Patrouillen sowohl wie die Posten müssen häufig horchen; bei Nacht, bei Frostwetter, auf Steindämmen, Chausseen hört man marschirende Truppen, namentlich Kavallerie, sehr weit.

Gestatten es die Umstände, dem Feinde die zu uns führenden Wege zu versperren, so steigert sich dadurch die Sicherheit, und jedenfalls wächst der Gewinn an Zeit; während der Feind Zeit opfern muss, um solche Hindernisse hinwegzuräumen. Denn diese geben auch in der Regel die zweckmässigsten Punkte zur Aufstellung unserer Feldwachen und Posten. Defileen, enge Passagen durch Dorfstrassen, sperrt man durch einige halb umgeworfene Mistwagen, durch anderes Material, Bauholz, ein paar abgehauene Bäume; Brücken bricht man auf, und kann so Reiterei längere Zeit aufhalten. In waldigem Terrain legt man auf geeigneten Punkten, wo sie nämlich nicht umgangen und leicht aufgeräumt werden können, kleine Verhaue an. Endlich schliesst man auch die Ausgänge des Dorfes nach der feindlichen Seite, und die, welche man nicht zum Herausziehen der Truppen braucht, durch Barrikaden.

Was die Quartiere anbetrifft, so wird die Infanterie in

Allarmhäuser gelegt, die den Eingängen des Orts zunächst liegen; Mannschaften und Pferde der Artillerie in die Quartiere zunächst des Platzes, wo die Geschütze aufgefahren sind. Kavallerie wird in die grössten Gehöfte möglichst konzentrirt, z. B. in Schafställen untergebracht, und nach der Seite hin, wo sie sich formiren soll. Sie formirt sich nie im Orte selbst, sondern sie muss unter allen Umständen sofort beim Allarm suchen, das freie Feld zu gewinnen. Zu dem Ende wird, wo irgend möglich, von jedem Kavallerie-Quartier ein Ausgang durch die Gärten, die in der Regel hinter den Gehöften liegen, nach dem freien Felde zu durchgebrochen.

Für jede grössere Abtheilung wird ein Allarmplatz bestimmt, demnächst aber ein allgemeiner Sammelplatz, der so gelegen ist, dass sich das Detachement auf demselben vortheilhaft zum Gefecht aufstellen kann, den aber der Feind nicht früher, als wir, muss erreichen können. In vielen Fällen wird es am zweckmässigsten sein, den Ort selbst zu vertheidigen. Dieses findet statt, wenn derselbe ein Defilee bildet, das der Feind nicht umgehen kann; also wenn derselbe hinter einem Fluss, einem Wiesenterrain u. s. w. liegt; oder wenn er die Gegend dominirt; oder wenn er eine feste Umfassung hat. Dann muss jedem Theile die Rolle genau bekannt sein, welche er bei der Vertheidigung zu übernehmen hat. — Schwieriger ist der Fall, wo der Ort vor einem Defilee liegt; so dass mit dem Herausziehen der Truppen zugleich ein Defiliren verbunden ist. Die Allarmhäuser müssen dann in der Nähe des Defilees liegen; doch so, dass Artillerie und Kavallerie diesem zunächst ist.

Die Artillerie wird man übrigens niemals allein kantonniren lassen, wenn ein Angriff auf das Quartier möglich ist. Sie kann in solche Fälle also nur kommen, indem sie mit anderen Truppen zusammen kantonnirt. Dann muss jedesmal ein Theil derselben zu ihrer speziellen Deckung bestimmt sein, der augenblicklich dahin rückt, wo die Geschütze aufgefahren sind. Uebrigens kann man darauf rechnen, dass in den meisten Fällen die Fuss-Artillerie eher völlig gefechtsfähig auf dem Platze stehen wird, wie die Kavallerie. Dies hat seinen Grund darin, dass bei der Kavallerie auf jedes aufzuzäumende, zu sattelnde, zu packende Pferd nur ein Mann kommt, während bei der Fuss-Artillerie auf jedes Pferd zwei bis drei Mann gerechnet werden können.

Kavallerie, welche allein kantonnirt, ist es, welche besonders vorsichtig sein muss. Sie kann sich, vereinzelt in einem Orte angegriffen, selten mit Erfolg wehren, und wird

in einem solchen Falle manche Einbusse haben; besonders wenn sie von Infanterie überfallen wird. Sie hat sofort das Freie zu suchen; dies darf aber nicht einzeln und in völliger Unordnung geschehen; die Quartiere müssen dabei zusammen bleiben. In solchem Falle schlagen sich zehn bis zwölf Reiter, namentlich in der Nacht, gewöhnlich durch; während jeder Einzelne gefangen oder heruntergehauen wird.

B. Von den Gefechtsstellungen und Positionen.

Die Wahl der Positionen hatte in früheren Kriegen eine viel höhere Bedeutung, ja man kann sagen, dass sich in vielen Fällen die Kriege um die Wahl der Stellungen drehten. Der Grund lag in der Lineartaktik, welche nicht gestattete, in jedem Terrain zu fechten, so dass ein Schlachtfeld, eine Gefechtsstellung förmlich gesucht werden musste, und die Jagd nach Positionen der Hauptdienst des Generalstabs wurde.

Wir haben die Taktik jener Zeit schon näher betrachtet, und vorzugsweise gesehen, wie sie das Gefecht im koupirten Terrain, das Dorfgefecht, ängstlich vermied. Die Aufstellung der Armeen jener Zeit ging in die Breite bei geringer Tiefe. Die Folge war, dass das Terrain einer Stellung nur geringe Tiefe zu haben brauchte, und dies hatte um so weniger Nachtheil, als die Heere jener Zeit an sich nicht die Fähigkeit hatten, den Sieg durch rasche Verfolgung des Feindes bis zu seiner Niederlage zu steigern. Ein Mangel an Tiefe der Stellung konnte daher an sich nicht so gefährlich werden wie jetzt, wo ein Defilee, was eine geschlagene Armee in zu naher Distanz hinter sich hat, ihre Niederlage vollständig machen kann. Der Besitz guter Stellungen war, da sich selten alle Erfordernisse vereinigt finden, damals von viel höherem Werthe als jetzt, wo sich die Truppen dem Terrain viel mehr akkomodiren können.

Die Stellungen im siebenjährigen Kriege haben so das Eigenthümliche, dass sie, mit Sorgfalt gewählt, gleichsam mehr Zweck, als Mittel im Kriege waren. Oft drehten sich wochenlange Operationen nur darum, den Gegner aus seiner Stellung zu manövriren, und man setzte sich den grössten Gefahren aus, weil man nicht im Stande war, den Gegner aus seiner Stellung zu schlagen.

In einer späteren Zeit, namentlich in den ersten Revolutionskriegen, ging man hierin bis zum Extrem fort, und die

Positionen wurden der eigentliche Kriegszweck. Man besetzte Alles, was erreichbar war, jede Kuppe, jeden Weg; und schlug sich in vielen Fällen eigentlich nur um den Besitz dieser oder jener Position, deren Einfluss auf den eigentlichen Gang des Krieges an sich schon Null war, und sogar durch diese Art und Weise nachtheilig und verderblich wurde.

Die neueren Kriege haben auch hier das wahre Verhältniss wiederhergestellt, und wir suchen jetzt nicht mehr Positionen um ihrer selbst willen; sondern wir suchen sie, um für die Truppen in Bezug auf das Gefecht den möglichst grössten Nutzen aus der Konfiguration und Bildung des Terrains zu ziehen. Für die Organisation und Formation unserer Truppen ist im Allgemeinen jedes Terrain, welches überhaupt gangbar ist, ein solches, in welchem sie sich schlagen können; und wir werden in diesem Sinne überall Stellungen finden, um uns zu schlagen. Allein jedes Terrain bietet Vortheile und Nachtheile für das Gefecht dar, und zwar in der Regel so, dass das, was dem Einem Vortheil bringt, für den Gegner Nachtheil ist; dieses sind dann absolute Vortheile der Stellung. Sie können aber auch relativ sein, indem sich der Eine einen Vortheil daraus bilden kann, der dem Andern aber nicht zum absoluten Nachtheil gereicht (z. B. unangreifbare Strecken in der Stellung).

Der Begriff Stellung, Position, hat nun zwei Seiten, je nachdem entweder

a. das Terrain und seine Bildung, der Zusammenhang der einzelnen Terraintheile und die Beziehung, in der sie zu einander stehen, ins Auge gefasst wird; oder

b. die Aufstellung, Vertheilung, Verwendung der Truppen in dem gegebenen Terrain näher betrachtet wird.

Es sind hier beide Seiten in Erwägung zu ziehen; die erste ist die theoretische, die zweite die praktische, und diese letztere soll in der nachfolgenden Betrachtung vorherrschen.

a) Die Stellungen in Bezug auf das Terrain.

Nach dieser ersten Seite werden wir an das Terrain, wenn es uns möglichst vortheilhaft sein soll, folgende Anforderungen machen:

1) Das Terrain muss dem Gegner die Annäherung erschweren. Ist die Annäherung unmöglich, so ist es eine sogenannte unangreifbare Position, welche immer den Nachtheil hat, dass sie umgangen werden kann, und dass auch uns fesselt, was dem Gegner ein unübersteigliches Hinderniss ist. Solche Positionen sind

nur gut, wenn der Krieg auf einem Punkte aufgehalten, in die Länge gezogen werden soll, oder wenn in ihnen eine Zuflucht vor grosser Uebermacht gesucht wird. Zeitgewinn ist das einzige Resultat derselben; es kann aber freilich entscheidend werden (Linien von Torres Vedras, Lager von Bunzelwitz.)

Das Terrain vor der Front muss also die Annäherung erschweren, jedoch ohne uns die Uebersicht der Bewegungen des Feindes bis auf 2000 bis 2400 Schritt zu benehmen und die Wirkung unserer Feuerwaffen zu beschränken. Flüsse, Bäche mit sumpfigen Ufern, deren höherer Thalrand auf unserer Seite liegt, sind das gewöhnliche Frontalhinderniss, hinter welchem die Stellungen in neueren Kriegen genommen werden, da dieses Hinderniss (das Wasser) das Einzige ist, welches vollkommen beiden Forderungen entspricht. Es hindert; aber es entzieht uns weder die Umsicht, noch beschränkt es den Gebrauch unserer Feuerwaffen.

2) Die zweite Forderung ist, dass das Terrain ausgänglich sei. Es muss uns gestatten, die Stellung zu verlassen, ohne zu defiliren. Ist es eine Stellung der Defensive, so muss sie namentlich in der Richtuug des Rückzuges ausgänglich sein. Ist es eine Offensivstellung, so muss die Möglichkeit gewährt sein, zum Angriff übergehen zu können. In dieser Beziehung ist die Stellung der Franzosen bei Austerlitz und die der Alliirten bei Laon ein Muster.

Eine Folge der Forderung ist also, dass eine gute Stellung kein Defilee hinter sich haben darf; wenigstens nicht in solcher Nähe, dass wir in Folge des Gefechts auf und in dasselbe geworfen werden können. Dieses ist eine Regel, gegen welche in allen Kriegen die häufigsten Verstösse vorkommen, und deren Nichtbeachtung die entschiedensten Nachtheile hervorgebracht hat. Namentlich wird man da, wo Wiesenstriche und Ravins die Stellung kompliziren, auf Wege für die Artillerie bedacht sein müssen. Die höchste Bedeutung erhält nämlich dieser Umstand in den eigentlichen Defensivstellungen, die in der Regel der schwächere Theil, oder der, welcher sich selbst für den schwächeren Theil hält, zu nehmen veranlasst ist. Da wird dieser Umstand oft entscheidend, und macht aus einer Schlacht, welche man aufgiebt, eine Niederlage.

Die Russen sind es namentlich gewesen, welche, wahrscheinlich auf die Widerstands-Zähigkeit ihrer Truppen bauend, diese Maassregel beinahe stets vernachlässigt haben. Die Schlacht bei Heilsberg ist hiervon ein sprechendes Beispiel;

dieser Ort, der den einzigen Uebergang über die Alle darbot, lag hinter dem linken Flügel, die Alle hinter der ganzen Front. — Bei Friedland stand geradezu der Rücken der Russen gegen die Alle. — Bei Zorndorf hatten sie die Quartschener Moräste, damals unpassirbar, hinter sich. — Bei Kunersdorf war die Oderbrücke Frankfurts, der einzige Uebergangspunkt, so schwach besetzt, dass sie am Tage der Schlacht durch ein Detachement des Königs genommen wurde.

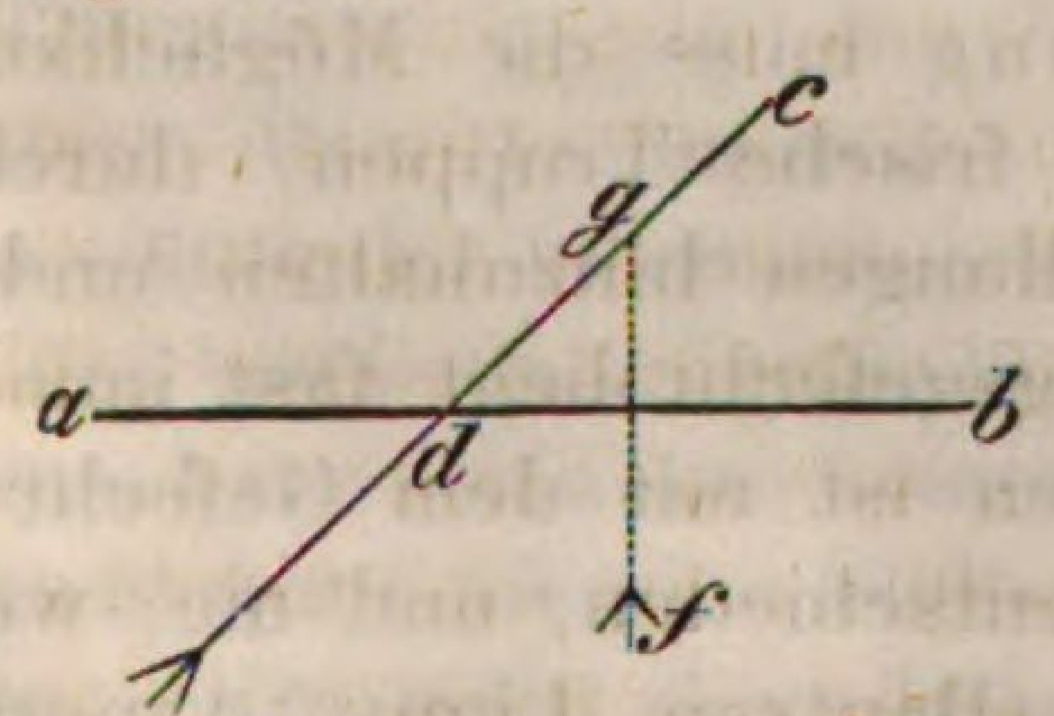
Auch Napoleon ist, namentlich als er sich auf die Defensive geworfen sah, in diesen Fehler gefallen, und besonders sind demselben die ungeheuren Resultate der Schlacht von Leipzig zuzuschreiben.

Der Fehler ist desto übler, je breiter die Stellung und je schwieriger das Hinderniss ist.

Man hat, von dieser Forderung der Ausgänglichkeit ausgehend, oft dem Herzog Wellington als Fehler angerechnet, sich vor dem Walde von Soignies geschlagen zu haben; namentlich ist dieses von französischen Schriftstellern geschehen, die im Unmuth sich gefallen, zu deduziren, dass die Schlacht von Waterloo eigentlich theoretisch eine für die Engländer total verlorene gewesen wäre, und dass das Blatt sich nur durch eine Reihe von Zufälligkeiten gewendet habe. Ein zugänglicher Wald, der überall passirbar ist, dürfte aber eher ein Vortheil für den Rückzug sein, als ein nachtheiliges Hinderniss.

3) die dritte Forderung ist die günstige Lage der Rückzugslinie zur Front der Stellung.

In der Regel ist die senkrechte Lage dieser beiden Linien zu einander die vortheilhafteste; je spitzer ihr Winkel wird, desto gefährlicher wird sie; besonders bei einem Angriff, der auf die Rückzugslinie gerichtet ist. Bei einer Offensivstellung gewährt aber eine solche Lage auch oft Vortheile, vorzüglich wenn die Seite der Stellung schwer angreifbar ist, welche die der Rückzugslinie abgewandte ist.



In der Figur stellt sich dieses beides noch deutlicher dar, wenn man annimmt, dass *a b* die Front, *d c* die Rückzugsrichtung der Stellung, und *f* die Richtung des Angriffs vorstellt, und *a d* der stärkere Theil der Stellung ist.

Ueberhaupt kann der Nachtheil, der aus der schiefen Lage der beiden Linien entsteht, in vielen Fällen aufgehoben werden. Entweder geschieht dies durch das Terrain selbst, welches auf der einen oder der andern Seite die Annäherung erschwert oder unmöglich macht, — oder es geschieht durch geschickte Vertheilung der Truppen und Tapferkeit derselben. In dem vorliegenden Falle würde die Reserve ihre Stellung bei *g* haben, und dadurch schon die Nachtheile etwas aufwägen.

In ähnlicher Weise ist, z. B., die Schlacht von Borodino geführt, ohne dass diese Lage der Rückzugslinie wesentliche Nachtheile für die Russen gehabt hätte.

4) Hinter dem Hinderniss vor der Front müssen sich in angemessener Entfernung Punkte befinden, die eine gedeckte Aufstellung der Truppen gestatten, und zugleich die Vertheidigung begünstigen. Eine Stellung, der solche Punkte, wie Höhen, Dörfer, Waldränder u. s. w., abgehen, ist jedesmal nur schwach, und keiner ernstlichen Vertheidigung fähig.

Der Feind hat die Wahl des Angriffspunktes, kann dort seine Kräfte vereinigen; während wir die unsrigen von Hause aus zersplittern müssen. Diese Punkte müssen nicht zu nahe am Hinderniss liegen, da die Truppen der Reserve gleich mit in den Kampf um das Hinderniss verwickelt werden würden; nicht zu weit davon ab, weil sonst die Wiederherstellung des Gefechts um das Hinderniss unmöglich, und dem Feinde die Entwickelung diesseits leicht wird. Wirksames Artilleriefeuer dürfte die richtige Entfernung abgeben; also 500 bis 1000 Schritt. Musterhaft war in dieser Beziehung die Stellung der Engländer bei Waterloo.

5) Jede Stellung muss eine angemessene Tiefe haben, und zwar um so tiefer sein, je mehr beabsichtigt wird, das Gefecht hartnäckig durchzuführen. In dieser Tiefe der Stellung muss die Möglichkeit liegen, das Gefecht durch frische Truppen, durch Reserven, durch neue Aufstellungen hinzuhalten und zu erneuern. Das Entscheidungsgefecht liegt fast immer in der Stellung selbst; selten ist mit dem Gefecht um das Hinderniss der Kampf entschieden, und nie, wenn es ernstlich gemeint war. (Bautzen, Ligny, Aspern.)

Fassen wir nun nochmals zusammen, was das Terrain der Stellung bieten muss, so ist es Folgendes:

vortheilhafte Aufstellung der Artillerie und der leichten Truppen zur Eröffnung des Gefechts;

verdeckte Aufstellung der eigentlichen Gefechtslinie und der Reserven auf den geeigneten Punkten;

Möglichkeit der Verwendung der Truppen nach den vorhandenen Waffen;

freie Aussicht auf das Vorterrain bis auf etwa 1500 bis 2000 Schritt; Wegsamkeit und freie Gemeinschaft im Innern, so, dass nicht ein Theil der Stellung vom anderen durch Hindernisse getrennt ist — also Möglichkeit, mit den Truppen zu manövriren.

Verhältniss der Stellung zu der sonstigen Umgebung.

Jede Stellung, wenn wir etwa die von Torres Vedras ausnehmen, kann umgangen werden. Gegen die Umgehung in grösster Nähe schützt die Anlehnung der Flügel an ein unzugängliches oder wenigstens hinderndes Terrain; aber sie gewährt keinen absoluten Schutz. Es fragt sich also nur, in welcher Entfernung die Umgehung möglich ist.

Je grösser diese Entfernung ist, desto vortheilhafter ist die Stellung. Denn wer eine Position nimmt, will Zeit gewinnen, und diesen Gewinn trägt er dann ohne Kampf davon. Dieses Verhältniss wiederholt sich, wie alle vorhergehenden, im Kleinen wie im Grossen. Je weiter die Umgehung gemacht werden muss, je grösser ist natürlich der Zeitgewinn; damit tritt aber noch ein zweiter Umstand ein; nämlich, dass für den zu Umgehenden sich leichter eine Gelegenheit findet, über den Gegner herzufallen und ihn theilweise zu schlagen.

Kann daher eine Stellung nur durch eine weite Umgehung tournirt werden, so wird dieselbe in der Regel unterbleiben; der Gegner wird sie in der Front angreifen müssen, und wir werden alle Gefechts-Resultate aus der richtigen Benutzung des Terrains ziehen. Bei alle dem bleibt aber die Umgehung ein Hauptmittel gegen starke Stellungen, und wenn wir das beste Mittel, die Offensive, gegen den Umgehenden in der Kriegsgeschichte nicht öfter angewendet sehen, so hat dies seinen Grund darin, dass die Umgehung in solcher Nähe ausführbar ist, dass der partielle Angriff leicht zu einem allgemeinen Kampf führen kann, den der Schwächere vermeidet; — oder darin, dass der in der Defensive Stehende die Verhältnisse nicht klar übersieht, oder nicht die nöthige Energie hat, um plötzlich aus der Defensive in die Offensive überzuspringen.

Dass selbst einem thätigen Feinde gegenüber bei weit ausholenden Umgehungen ein Gegenstoss ohne Gefahr möglich ist, zeigt z. B. das Gefecht von Königswarthe am 19. Mai 1813,

wo zwei Meilen von der französischen Hauptarmee die Spitzen der Umgehungskolonne recht ordentlich geschlagen wurden; ein Gefecht, welches nur deshalb keinen grossen Erfolg haben konnte, weil zu wenig Truppen dazu disponibel waren.

Der Feldzug von 1796 in Italien ist reich an Ereignissen der Art, und es dreht sich eigentlich dieser ganze Krieg um solche Operationen. — Die Worte »Umgehung«, »wir sind umgangen« u. s. w. haben einen sehr üblen Klang und entmuthigen sehr, obschon eigentlich damit nichts gesagt ist; denn damit aus einer Umgehung etwas wird, müssen wir erst geschlagen werden. Leider gewähren die Friedensübungen keine Möglichkeit, dieses Verhältniss klar darzustellen, sondern sie im Gegentheil bringen gerade hierin ein schiefes Bild hervor. Bei unseren Manövern, wo natürlich die Tapferkeit der Truppen nicht ausgedrückt werden kann, und eben so wenig der Zustand einer plötzlich von überlegenen Kräften angegriffenen und zurückgeworfenen Truppe darzustellen ist, hat einerseits jede Umgehung Erfolg; und andererseits wird der, welcher den Tempostoss auf den schwächeren Theil unternimmt, durch das Gefecht verwickelt und kann sich nicht wieder vom Gegner losmachen. Dieses aber ist im Kriege ganz leicht, wenn der Umgehende einen tüchtigen Schlag bekommen hat, und es wird daher im Friedensmanöver für den Umgangenen dann jedesmal das Gefecht nachtheilig.

Die hier angegebenen Forderungen sind die, welche bei einer guten Defensivstellung an das Terrain gemacht werden müssen; obschon man sich nicht davor fürchten darf, sich auch in jedem anderen Terrain zu schlagen, so wird man doch, wenn eine oder die andere Forderung nicht zu erfüllen ist, das Aeusserste in einer solchen mangelhaften Stellung nicht abwarten. Einzelne Schwächen der Stellung lassen sich aber durch die Verwendung der Truppen, durch ihre Gruppirung, so wie durch künstliche Mittel, welche die Feldfortikation darbietet, ersetzen.

b) Die Verwendung und Vertheilung der Truppen in der Stellung.

Die Theorie, welche sich mit der Betrachtung der Positionen beschäftigt, fordert für eine gegebene Frontausdehnung der Stellung eine bestimmte Anzahl Truppen. Man hat z. B. da die Annahme, dass in einer zugänglichen Stellung, welche ernstlich vertheidigt werden soll, das Produkt von acht in die in Schritten ausgedrückte Breite, die Anzahl an Infanterie, —

das Produkt von zwei in dieselbe Zahl, die Zahl der Kavallerie giebt, welche nöthig zur Vertheidigung sind, wobei auf 1000 Mann 3 Geschütze kommen. Dies giebt auf eine Frontbreite von 1000 Schritt 8000 Mann Infanterie = 10 Bataillone, 2000 Mann Kavallerie = 14 Eskadrons und 30 Geschütze, 4 Batterien.

Dies ist das Maximum. Das Minimum wird durch Multiplikation mit 5 und 1 erreicht, und giebt 5000 Mann Infanterie, 1000 Mann Kavallerie oder 6 Bataillons, 6 bis 8 Eskadrons, 12 Geschütze.

Die Theorie geht hierin offenbar zu weit; sie berücksichtigt nur vollkommen offenes Terrain, und stellt Anforderungen, denen nur unter besonderen Umständen genügt werden kann. So haben dann auch die Schlachten der neueren Zeit ganz andere Normen gehabt.

Die Stellung von Laon hatte (excl. der Stadt) 18,000 Schritt Ausdehnung, welche mit 80,000 Mann Infanterie, 18,000 Mann Kavallerie und 320 Kanonen besetzt waren. Nach der Theorie würde man fordern:

			Pferde	Kanonen.
Maximum:	144,000	Mann Infanterie,	36,000	540
Minimum:	90,000	» »	18,000	216

Ligny ist 22,000 Schritt lang und war mit 82,000 Mann besetzt. Man fordert:

Maximum:	176,000	Mann Infanterie,	44,000	Mann Kavallerie.
Minimum:	110,000	» »	22,000	» »

Belle-Alliance hat 6000 Schritt Breite und war mit 62,000 Mann besetzt. Die Theorie hat im Maximum 48,000 Mann Infanterie und 6000 Pferde.

Die Praxis fasst also die Sache anders. Das Gegebene sind hier die Truppen, und das Gesuchte die Stellung. Schon Friedrich der Grosse sagt, »eine gute Stellung sei wie ein Kleid; es müsse dem passen, der es tragen solle.« Die Theorie hat das Kleid und sucht den Mann, während die Praxis den Mann hat und das Kleid nach seinem Maasse macht.

Um nun das Passende für eine gegebene Truppenzahl zu ermitteln, kommt es bei unserer jetzigen Fechtart nicht darauf an, die ganze Front mit zusammenhängenden Linien zu füllen; dies ist sogar unserer Fechtart entgegen und oft geradezu nachtheilig. Es ist vollkommen hinreichend, wenn die Front der Stellung, so weit sie zugänglich, vom Geschütz beherrscht und durch eine Schützenlinie ausgefüllt ist, hinter denen sich Unterstützungs-Trupps befinden. Diese sollen wieder aus den

im Rückhalt befindlichen Truppen, die das Gefecht entscheidend durchführen sollen, abgelöst oder unterstützt werden können.

Es leuchtet ein, dass, je schmaler die dem Angriffe des Feindes ausgesetzte Fronte ist, desto mehr Truppen disponibel bleiben, desto hartnäckiger der Widerstand sein kann. Dies hat jedoch sein Maximum, und zwar in der Breite, welche die Truppen zur Entwickelung ihrer Widerstandsfähigkeit bedürfen. Sinkt die Breite der Front unter dieses Maass, so wird die Verringerung der Frontbreite nachtheilig. — Ausserdem aber hat jede schmale Front den Nachtheil, dass mit der Abnahme der Breite auch die offensive Vertheidigung erschwert wird; während eine grössere Breite gleichsam von selbst auf eine offensive Vertheidigung führt. Nur bleibt hierbei zu erinnern, dass man keinenfalls die Truppen in der Stellung verstreuen und verzetteln darf.

Ohne uns in Abstraktionen zu ergehen, können wir über die Verwendung der Truppen in einer Stellung noch Folgendes bemerken.

Jeder Waffe muss ein Terrain angewiesen sein, in welchem sie ihre Wirksamkeit entfalten kann. — Diejenigen Punkte, welche der Feind angreifen muss, oder deren Angriff und Wegnahme ihm den meisten Vortheil gewährt, müssen natürlich verhältnissmässig am stärksten besetzt sein, und in ihrer Nähe müssen sich Reserven befinden.

Diese Reserven müssen wo möglich zunächst spezielle Reserven sein, welche nur für einen bestimmten partiellen Zweck zum Handeln kommen, und nicht in die Gefechte um andere Theile der Stellung verwickelt werden dürfen. Die ausserhalb der Zwecke und Bestimmungen der speziellen Reserven liegenden Fälle der Schlacht bleiben der disponibeln, oder allgemeinen Reserve zur Erledigung vorbehalten. — Niemals dürfen alle Truppen zur unmittelbaren Vertheidigung der Stellung angewiesen sein. Je grösser der disponible Rest ist, je besser; da er allein die Mittel gewährt, das Gefecht wieder herzustellen, durchgedrungene feindliche Kolonnen zurückzuwerfen, zur Offensive überzugehen; denn von den zur eigentlichen Terrainvertheidigung bestimmten Truppen ist dieses Alles nicht zu verlangen. Sie sind bald mit dem Feinde engagirt, befinden sich in einem hinhaltenden Feuergefecht, und man kann mit ihnen nichts Besseres thun, als eben das Gefecht zu unterhalten.

Die Avantgarde und die Vorposten werden in den meisten Fällen die Verpflichtung haben, den ersten Stoss des Feindes

aufzunehmen. Sie sind über die eigentliche Stellung hinaus vorgeschoben, um den Gegner zu beobachten, und namentlich die Richtung seines Angriffs zu entdecken. Sie finden eine Aufnahme in der eigentlichen Stellung, und man pflegt wohl, wenn die Zeit es erlaubt, aus ihnen eine neue Reserve zu bilden; in den meisten Fällen ist dies möglich, und sie erhalten dadurch einige Ruhe. Die Zugänge zur Stellung sind sodann mit Infanterie zu besetzen, die die Lokalität nach Möglichkeit benutzt, Brücken abwirft, Eingänge barrikadirt. Die Artillerie steht dahinter, um den Feind schon früh zur Entfaltung seiner Kräfte zu zwingen. Die Kavallerie steht verdeckt, aber in der Nähe, um die Infanterie und Artillerie aufzunehmen und über die Kolonnenspitzen des Feindes, welcher gezwungen ist, zu defiliren, herzufallen. — Die Reserve postirt sich ausserhalb des Kanonenfeuers auf solchen Punkten, von wo aus jeder mögliche Angriffspunkt unterstützt werden kann. Selten ist die Front einer Stellung in ihrer ganzen Ausdehnung von gleicher Stärke. Die Reserve muss dann den schwächeren Punkten näher stehen. Entfernte feste Punkte müssen unter solchen Umständen sich oft selbst überlassen werden; je fester sie sind, je weniger Nachtheil kann dies haben. Ist die Stellung ohne Flankenanlehnung, so sind Reserven hinter den nicht angelehnten Flügeln nothwendig, wenn die Stellung überhaupt gehalten werden soll. — Kavallerie und reitende Artillerie können in der Reserve weiter zurückstehen, als Infanterie und Fussartillerie. — In einer Defensivstellung werden Kavallerie und reitende Artillerie stets in der Reserve ihre Stelle haben. — Der Feind wird selten oder nie die ganze Front einer Stellung angreifen; oft nur beschäftigen und häufig auch dieses nicht. Dies zeitig und richtig zu entdecken und zu würdigen, ist eine Hauptsache und durchaus nothwendig, wenn wir ihm nicht die Möglichkeit in die Hand geben wollen, einzelne Punkte der Stellung mit überlegenen Kräften anzugreifen und zu überwältigen. Unter solchen Verhältnissen werden falsche Angriffe häufig angewendet, um den eigentlichen wahren Angriffspunkt zu maskiren; man darf sich da nicht täuschen lassen.

Die Flanken der Stellung müssen in irgend einer Art ein Hinderniss als Stützpunkt oder Anlehnung haben. Diese Anlehnungen sind doppelter Art, nämlich entweder undurchdringliche Terrainstrecken oder Gegenstände, die der Vertheidigung Vortheile gewähren, und dann besetzt werden.

In Betreff der ersten Art täuscht man sich oft über den Grad der Undurchdringlichkeit; eigentlich hat nur tiefes Wasser diese Eigenschaft. Fast alle Stellungen in Gebirgen, die also

Anlehnung an Gebirgsgänge haben, sind Flankenangriffen ausgesetzt. Anlehnungen an Wälder, deren feindliche Seite wir nicht besetzen können, sind ganz schlecht; denn mit dem Verlust der Lisiere hört jede Sicherheit auf.

Es wurde oben bemerkt, dass der innere Raum einer Position wo möglich nicht durch Hindernisse durchschnitten sein darf, welche die freie Bewegung erschweren, und so die Unterstützung aller Punkte unmöglich machen. Solche Hindernisse aber lassen sich selten ganz vermeiden und sich oft auch sehr gut benutzen, um dem Feind, der das erste Terrainhinderniss überwunden hat, neue in den Weg zu legen. Sie können auch dazu dienen, ihn entweder durch umfassende Angriffe ins Gedränge zu bringen, oder unseren Abmarsch zu begünstigen, wenn wir das Gefecht nicht aufnehmen wollen. Diese Hindernisse hinter der eigentlichen Front sind sehr in Betracht zu ziehen, und eigentlich diejenigen, welche den nachhaltigen Widerstand und allen Chikanen des Gefechts begünstigen, aber in der Regel nicht genug beachtet werden. Dazu gehört aber, dass der innere Raum einer Stellung weder vom Feinde aus übersehen, noch mit seinem Feuer, am wenigsten mit einem konzentrischen Feuer bestrichen werden kann.

Künstliche Verstärkung der Stellung.

Gestattet es die Zeit, so werden künstliche Mittel angewendet, die Stellung zu verstärken; also um einerseits die Hindernisse der Annäherung zu vermehren, andererseits die Chikanen im Innern der Stellung zu steigern. Hier hat nun, was das Erste anbetrifft, vorzugsweise die Feldfortifikation das Feld ihrer Thätigkeit, obschon in neuerer Zeit viel weniger Gewicht auf ihre Hülfsmittel gelegt worden ist, als in früheren Perioden. Die verschanzten Stellungen, die oftmals wie Pilze über Nacht aus der Erde schossen, kommen nicht mehr vor; und es scheint, als ob man sich lange besinnen müsse, ehe man jetzt dazu kommt, einen Einschnitt für eine Batterie zu machen. — In früherer Zeit war man hiermit vielleicht zu freigebig. So wurden in jedem Lager Friedrichs II. normalmässig kleine Fleschen vor den Lagerwachen aufgeworfen; und mit welcher Schnelligkeit man dabei zu Werke ging, davon ist z. B. die Stellung des verbündeten Heeres in der Schlacht von Neerwinden (29. Juli 1693) ein Beispiel.

In der Nacht vor der Schlacht verschanzte der Prinz von Oranien die ganze Fronte und die rechte Flanke der Stellung, von Neerwinden bis Neerlanden, in einer Ausdehnung von

¾ Meilen. Quer über eine sanftansteigende Ebene hinweg wurden zusammenhängende Linien aufgeworfen, die so stark waren, dass der Marschall von Luxemburg sie nicht in der Front angriff; was er bei seiner überlegenen Reiterei sonst sicher gethan haben würde. In den neueren Kriegen hat man die Feldfortifikation nur in Stellungen, die man für den Schlüssel des Landes hielt, und die daher zur Vertheidigung wochenlang vorher bestimmt waren, oder zur Sperrung von Gebirgspässen und Flussübergängen angewendet. Man hat da selten grösseren Nutzen von solchen verschanzten Stellungen gehabt; entweder weil der Feind in einer ganz anderen Richtung vordrang und so die vorbereiteten Centralstellungen unnütz wurden, oder weil die Schanzen schlecht angelegt waren; gewöhnlich in einem viel zu kleinlichen Maassstabe. So Borodino und Bautzen.

Es ist damit eine Art von Abneigung gegen verschanzte Stellungen gebräuchlich geworden, welche allerdings auch in der so raschen Kriegsführung ihren Grund hat. Der grosse Nutzen, den ein paar tüchtige Erdwerke haben können, darf jedoch nicht verkannt werden; und es ist sicher, dass manches Defensivgefecht einen anderen Ausgang gehabt haben würde, wenn einige solche feste Punkte den Truppen des Vertheidigers zum Anhalt gedient hätten. Eine starke Redoute auf den Höhen hinter Möckern hätte wahrscheinlich die letzten Angriffe der preussischen Truppen erfolglos gemacht, die durch den blutigen Kampf in Möckern bereits sehr geschwächt waren. Napoleon hat von der Feldfortifikation selten Gebrauch gemacht; Defensive lag nicht in seinem Charakter, und da er stets die Initiative hatte, so konnte er dergleichen Hülfsmittel entbehren. Wo er jedoch aus der Feldfortifikation Nutzen ziehen konnte, hat dies in der grossartigsten Weise stattgehabt. Seine Vertheidigungslinie von Osterode zur Deckung der Belagerung Danzigs 1807, die Verschanzung der Lobau 1809, von Paris und Dresden sind die Beispiele davon.

Ein Hauptvortheil verschanzter Stellungen liegt darin, dass eine geringe Infanterie und Artillerie konzentrirt auf den festen Punkten eine ausgedehnte Front behaupten kann; wenn sie nur durch eine verhältnissmässig starke Kavallerie unterstützt wird. — Der zweite Vortheil ist der, dass durch Verschanzungen gewöhnlich einige der Zugänge der Stellung beinahe unangreifbar gemacht werden können.

Das Zerstören der Uebergänge über die Gewässer; das Barrikadiren der Eingänge der Dörfer; das Sperren der Waldeingänge durch Verhaue; das Einrichten der Gebäude und

Umfassungsmauern zur Vertheidigung, alles das sind Mittel, um eine Stellung in ihren einzelnen Theilen zu verstärken. Wie gross die Vortheile sind, die bei einer tüchtigen Vertheidigung aus dergleichen Hindernissen gezogen werden können, zeigen alle Gefechte und Schlachten der neueren Zeit. Es ist gerade das Charakteristische der Gefechte dieser Periode, dass in den Stellungen ein hartnäckiger Kampf um bewohnte Orte geführt ward. In keiner früheren Periode hat sich das Gefecht so konsequent in Dörfern und Gehöften konzentrirt, und niemals hat die Entscheidung eines Gefechts so bestimmt von dem Besitz eines solchen Punktes abgehangen, als in den neueren Kriegen. Es ist dies nur möglich geworden durch die Ausbildung des Soldaten für das Einzelgefecht und seine daraus hervorgehende Vervollkommnung. Es gehört aber auch eine eigenthümliche Erbitterung dazu, ein kriegerischer Raufsinn, die beide eigentlich nicht mit der heutigen Taktik parallel gehen. Diese so wie die heutige Bewaffnung begünstigen den Einzelkampf nicht; denn das Einnisten in den Häusern u. s. w. und das Vertreiben des Gegners aus denselben setzen voraus, dass Jeder den Willen und die Lust habe, sich Mann gegen Mann zu schlagen.

Wir werden im Anhange einige Beispiele in Bezug auf Vertheidigung von Stellungen beibringen*). Bei Ligny zog man nicht alle die Vortheile aus der preussischen Stellung, die die Engländer bei Waterloo aus der ihrigen zu gewinnen wussten.

So gross aber einerseits die möglichen Vortheile sind, so gross können auch die Nachtheile werden, wenn dergleichen übersehen und dem Feinde das ohne ernstlichen Kampf überlassen wird, was festzuhalten im Interesse des Vertheidigers lag. Ein Beispiel liefert das Gefecht von Wavre**).

Unsere Uebungen im Frieden gestatten leider nicht, diesen Gegenstand recht anschaulich zu machen und die Truppen daran zu gewöhnen, alle Vortheile des Terrains auszubeuten. Auch liegt es mehr im Charakter des preussischen Soldaten, sich lieber in der taktischen offenen Formation, als versteckt hinter Häusern, Mauern und Gebüsch zu schlagen. Um so mehr wird hierbei Thätigkeit und Umsicht der Offiziere in Anspruch genommen werden, von denen bei solchen Gelegenheiten Alles abhängt. Die meisten Unteroffiziere, und noch weniger der gemeine Soldat, wissen nicht, sich in einem Gehöfte vortheilhaft festzusetzen; nicht eine Mauer zur Verthei-

*) Siehe Note 31.
**) Siehe Note 32.

digung einzurichten u. s. w. Hierin sind die Franzosen fast allen germanischen und slavischen Stämmen voraus; sie ziehen mit überlegener Schnelligkeit Alles in den Bereich der Vertheidigung, und verstehen es, die Lokalitäten hierin schnell zu beurtheilen.

Zur Einrichtung der Stellung gehören endlich ausser den genannten Verstärkungen auch noch die Eröffnung von Kommunikationen im Innern derselben, in sofern Hindernisse die freie Bewegung, und somit die Unterstützung aller Punkte, welche festgehalten werden sollen, erschweren oder unmöglich machen. — Hierher gehören: das Anlegen von Brücken, das Zurechtlegen von Fuhrten, Moorbrücken, Abstechen von Grabenrändern; Durchbrechen von Hecken, Oeffnen von Passagen durch Waldstrecken, Ausfüllen eines Hohlweges u. s. w. Selten oder nie kommt Alles dieses auf einmal in einer Stellung vor; indessen möchte in jeder sich wohl die eine oder die andere Arbeit für die Truppen finden, wenn Alles, was Vortheil bringen und Nachtheile abwenden kann, scharf ins Auge gefasst wird.

Zur Benutzung des Terrains auf die hier ausgeführte Weise, um für die Gefechtsstellung den möglichst grössten Vortheil daraus zu ziehen, gehört Zeit. Man muss in solcher Stellung verweilen; und wenn dazu auch keine wochenlange Dauer nöthig ist, so werden es doch Tage sein. — Geht der Krieg aber einen raschen Gang, folgen sich die Ereignisse schnell und drängen sie zur Entscheidung, so fehlt in der Regel diese Zeit und man muss sich dann begnügen, die Stellungen so zu nehmen, wie es das Terrain gestattet, um entweder das Gefecht darin anzunehmen oder zum Angriff vorzugehen. Da, wo wir vom Gefecht selbst sprechen, werden wir auf diesen Gegenstand zurückkommen.

C. Die Marschstellungen, — Marschlager.

Das Charakteristische derselben ist, dass ihre Existenz nur eine schnell vorübergehende sein kann, und ihre Einrichtungen, die zu treffenden Maassregeln nur provisorische sind. Es geschieht nur das Nothwendigste, um die Truppen zu sichern, und sie so aufzustellen, dass ihnen die Möglichkeit gegeben ist, Vortheile aus dem Terrain zu ziehen.

Jedes längere Verweilen in einer Stellung bringt es mit sich, dass die Truppen eine Gefechtsposition nehmen. Denn

mit dem längeren Verweilen wird der Feind klarer sehen und in den Stand gesetzt, von jeder Unterlassungssünde Vortheil zu ziehen. Bei dem kurzen Verweilen während einer Nacht ist für stärkere Abtheilungen dergleichen selten oder nie zu fürchten. Um daher die Truppen nicht durch das Auseinanderziehen in die Breite zu ermüden, lässt man sie in grösserer Tiefe, also in kleinen Abtheilungen, in der Marschdirektion aufmarschiren, und sorgt nur für ihre Sicherheit durch Detachements.

Die Franzosen echelonniren in solchen Fällen die grösseren Abtheilungen (Corps, Divisionen) auf einer Strasse. — Die Russen beziehen mehr breite Bivouaks. — Unsererseits hat man sich begnügt, bei diesem Dorfe eine Brigade, und bei jenem eine andere lagern zu lassen.

Kein Marschlager wird in der Absicht genommen, sich darin zu schlagen; und es ist daher zweckwidrig, und für die Truppen ermüdend, die Kolonne heute in der Breite zu entwickeln, um sie morgen mit dem Beginn des Marsches wieder zusammen zu falten. Man wird daher am besten die Truppen in der Marschordnung am Wege Stellung nehmen lassen.

Die meisten Wege ziehen sich in Thälern längs eines Wassers, oder sie durchschneiden solche Thäler und Wasserläufe. Eine trockene Wiese oder ein ebenes Ackerstück am Wege, in der Nähe des Wassers, giebt den besten Lagerplatz. Die Tete hält, und die Kolonne marschirt in so breiter Front auf, als es das Terrain zulässt; auf einer oder auf beiden Seiten des Weges. Jedoch darf Infanterie höchstens in der Breite von drei bis vier Bataillonen, Kavallerie in der der Regimentsfront und Artillerie in Batteriefront aufmarschiren; das Minimum der Breite ist dann für Infanterie ein Bataillon, für Kavallerie eine Eskadron und für Artillerie eine Batterie, damit die Tiefe nicht zu gross wird. Die Zwischenräume müssen möglichst so gross sein, dass die Truppen in denselben kochen können; und jedenfalls so breit, dass man einzelne Truppentheile aus der Kolonne herausziehen kann.

Seitdem die Armeen keine Zelte mehr haben, ist die Nähe von Dörfern für lagernde Truppen ein nothwendiges Bedürfniss, um Stroh und Holz zu erlangen; gewöhnlich ist es aber auch der Lebensmittel wegen nöthig, da die Verpflegung durch Fouragirung die gewöhnliche ist. Liegen Dörfer auf der Strasse oder nicht weit von derselben, so echelonnirt man die Truppen nach Maassgabe der Grösse der Dörfer und der Stärke der Truppenmasse bei denselben. — Infanterie lässt man ausserdem gern im Gehölz, Kavallerie in hohem Walde, alle Truppen

wenigstens in der Nähe desselben lagern, da das Holz vielfache Bequemlichkeiten und immer einigen Schutz gegen die Witterung gewährt.

Die Sicherheit der lagernden Truppen beruht wesentlich in der Avantgarde, der Arrieregarde und den Seiten-Detachements; also den eigentlichen Vorposten, von denen wir noch weiter sprechen werden.

Um indessen gegen jeden Ueberfall einer kleinen Truppe, die sich vielleicht durchgeschlichen haben könnte, oder von den Vortruppen übersehen ist, zu sichern, umgeben wir unser Lager mit Wachen und Posten, den sogenannten Lagerwachen.

Für die Aufstellung derselben giebt es allgemein bekannte reglementarische Bestimmungen. Es sei hier nur bemerkt, dass das, was in dieser Bestimmung sich als eine feste Norm in der Zahl von Posten, Wachen und ihrer Entfernung zeigt, im Felde nach den Umständen modifizirt und dem Terrain angepasst werden muss. Während das Reglement vorschreibt, die Lagerwache solle in der Stärke von 24 Mann auf ein Bataillon 300 Schritt vor der Front sein, werden wir, wenn ein Defilee, eine Wald-Lisiere weiter entfernt ist, vielleicht eine Wache von 50 Mann 1000 Schritt weit vorsenden.

Gewöhnlich lagert man auf diese Weise in der Marschordnung. Dieses gilt jedoch eigentlich nur von grösseren Abtheilungen, wo in der Regel jede Abtheilung ungetheilt unter ihrem Führer auch während des Marsches bleibt. Bei kleineren Abtheilungen, wo während des Marsches die taktischen Einheiten der verschiedenen Waffen oft zerrissen werden müssen, stellt man diese auf dem Lagerplatze wieder her, damit zur besseren Erhaltung der Ordnung und zur Erleichterung der Oekonomie die Truppen wieder unter ihre ursprünglichen Führer treten.

Ferner nimmt man auf dem Lagerplatze die Front nach der feindlichen Seite, z. B. bei Rückzügen, damit die Truppen, welche zur Unterstützung der Arrieregarde dienen sollen, einfach nur vorzugehen brauchen und nicht zu verwickelten Bewegungen genöthigt sind, da diese leicht Unordnungen erzeugen. Endlich nimmt man auf dem Lagerplatze Infanterie an die Tete oder resp. Queue, wenn diese während des Marsches auch durch eine andere Waffe gebildet wurde. Zunächst an der feindlichen Seite lässt man niemals Artillerie lagern, weil diese bei Nacht fast widerstandslos ist, dann am leichtesten in Unordnung kommt, und weil der Schaden, den die kleinste feindliche Abtheilung in ihr anrichten kann, am schwersten

wiederherzustellen ist. Ueberhaupt muss Artillerie, wenn es irgend möglich ist, so lagern, dass sie in mehr als einer Richtung marschiren kann. Ueber die Einrichtung der Läger und Bivouaks, das Verhalten der Truppen in denselben, die Maassregeln zur Erhaltung der Ordnung und Disziplin u. s. w. gelten reglementarische Bestimmungen; wir können hier dieses Alles übergehen.

D. Der Sicherungsdienst.

I. Die Vorposten.

In einer früheren Periode, namentlich noch im siebenjährigen Kriege, waren in den meisten Fällen die Feld- und Lagerwachen ein und dasselbe; d. h. die Lagerwachen waren zugleich die Feldwachen, und bildeten die Vorposten; die eigentlich mehr den Zweck hatten, die Desertion zu verhindern, als den Feind zu beobachten. Die Sicherheit des Lagers beruhte grösstentheils auf der Schnelligkeit, mit der die Truppen in den Waffen waren, und auf besonderen Detachements, Pikets, die gewöhnlich aus der Kavallerie gezogen und gegen einzelne Punkte entsendet, oder auf den Strassen vorgeschoben wurden.

In dem Lager von Hochkirch standen sich die Haupt-Armeen auf 5000 Schritt einander gegenüber. Etwa 1000 Schritt von der preussischen Front waren die Dörfer Küppritz und Niethen mit zwei Bataillons besetzt, und der eigentliche Sicherungsdienst beschränkte sich ganz auf die gewöhnlichen Lagerwachen. In ähnlicher Weise ward fast immer verfahren, und zwar ohne besonderen Nachtheil, da man Ueberfälle und Nachtgefechte grösserer Art eher vermied, als suchte. Dies hatte seinen Grund besonders in der taktischen Ausbildung der Infanterie, welche nur gewohnt war, in Linien zu fechten. Durch das Nachtgefecht bei Hochkirch kamen die siegreichen österreichischen Truppen in die vollständigste Unordnung und so durch einander, dass beim beginnenden Tage Stunden nöthig waren, sie wieder zu sammeln und zu formiren. Die preussischen Bataillone avancirten bei diesem Nachtgefecht in Linie; Kolonnen-Angriffe, mit derselben seltenen Kühnheit ausgeführt, hätten wahrscheinlich das ganze Gefecht hergestellt.

Der Vorpostendienst sowohl in dieser, als auch in der späteren Zeit, beruhte, insofern er über jene Lagerwachen

hinausging, grösstentheils und fast ausschliesslich auf der Kavallerie, und war auf ganz mechanische Dienstformen gegründet, die das Reglement angab. In neuerer Zeit hat sich dieses wesentlich geändert; indem man bei der grösseren Beweglichkeit weniger in den Fall kommt, unthätig einander gegenüber zu stehen, und bei der Ausbildung der Truppen für das Einzelngefecht und das Gefecht im koupirten Terrain mehr Sicherheitsmaassregeln bedarf. Zugleich aber hat man auch nicht mehr die Schonung der Truppen vorzugsweise im Auge; endlich besitzt man auch verhältnissmässig mehr Truppen, welche sich zum Vorpostendienst eignen.

Man verwendet also mehr Truppen hierzu, kombinirt diese den Verhältnissen und dem Terrain gemäss aus allen Waffen, und treibt sie in weitere Entfernung von den zu sichernden Abtheilungen vor.

Gewöhnlich bildet die Avantgarde, oder ein Theil derselben, bei Rückzügen die Arrieregarde, die Vorpostenlinie, die wegen des höchst beschwerlichen Dienstes täglich abgelöst wird. Zuweilen, und besonders bei längerem Verweilen in einer Gegend, hat man eigene Abtheilungen für den Vorpostendienst gebildet, die man, da sie aus verschiedenen Waffen zusammengesetzt wurden, V o r p o s t e n - B r i g a d e n genannt hat; so 1812.

Der Dienst der Vorposten war sonst durch das Reglement geregelt und bis ins Detail festgesetzt; so noch in dem Reglement von 1790. Je mehr in einer späteren Zeit die Combination und der Dienst der Vorposten verwickelter und schwieriger wurde, je mehr wurde er der Beurtheilung der Führer überlassen; so dass wir gegenwärtig gar nichts Reglementarisches mehr darüber haben. Dies ist eigentlich zu bedauern, da sich in diesem Dienst doch noch mancherlei Formen finden, deren Gleichmässigkeit sehr nothwendig werden kann.

Die V o r p o s t e n - K e t t e haben wir uns nun als eine zusammenhängende Linie von P o s t e n zu denken, die so stehen, dass nichts vom Feinde unbemerkt hindurch kann. Die Posten haben also nur den Zweck, zu sehen und zu benachrichtigen. — Hinter dieser Linie befinden sich in angemessener Entfernung die F e l d w a c h e n, zur Ablösung der Posten, zum Patrouilliren und um einigen Widerstand zu leisten.

Hinter den Feldwachen endlich stehen die S o u t i e n s, um erstere aufzunehmen, zu unterstützen und zu grösserem Widerstand zu unterstützen.

Es ist die schützende Kette der Avant- oder Arrieregarde,

mit ihren Trupps und Soutiens, welche in einem bestimmten Terrain fixirt ist; so hat sich dieses bei uns herausgebildet, und in dieser Form stellen wir unsere Vorposten-Ketten aus. Bei anderen Armeen hat sich dieses anders gebildet; das Wesentliche indessen ist sich gleich. — Bei den Russen liegt der ganze Vorpostendienst den Kosacken ob, die eines Theils dazu allerdings sehr befähigt sind, deren Fehler aber auch andererseits weniger nachtheilige Folgen haben, weil sie in der Regel sehr weit gegen den Feind vorgetrieben werden. In der Benutzung der Terrainvortheile zu verdeckter Ausstellung der Vorposten, und in der Gewinnung einer Uebersicht des vorliegenden Terrains sind die Kosacken Meister. Von einer Ausbildung der Dienstformen aber ist nicht die Rede. Ein Kosackenpulk lagert wie eine Zigeunerbande an einem möglichst verdeckten und versteckten Platz; und die vorgeschobenen Posten werden vom Gros aus abgelöst. Hinter den Kosacken kommen erst die Vorposten mit Formen, die den unsrigen sehr ähnlich sind.

Die Formation der französischen Vorposten ist anders, als die unsrige. Sie stellen nur einfache Posten, die alle Stunden abgelöst werden, in deren Nähe sich aber ein Korporal oder Brigadier mit drei Mann etablirt und die Ablösung für vier Stunden bewirkt. Nach vier Stunden wird dann der ganze Trupp von der Feldwache abgelöst, und zieht nach vier Stunden wieder auf. Dieser kleine Trupp, der, abgesehen von der Ablösung des Postens selbst, etwa die Funktionen eines auf der Strasse stationirten Examinirtrupps hat, ist ein Mittelglied zwischen Feldwachen und Posten. Zu bemerken ist, dass auf diese Weise für jeden Posten zehn Mann gebraucht werden, während wir zur Ablösung eines preussischen Postens sechs haben. Thut Alles seine Schuldigkeit im höchsten Grade, so ist wohl nicht zu leugnen, dass auf diesem Wege eine grössere Sicherheit für die Feldwache erreicht wird, als bei unserem System. Indessen ist nicht zu übersehen, dass die kleinen Trupps keinen eigentlichen Dienst haben, sich daher in einem Zustande halber Unthätigkeit befinden, der leicht in Sorglosigkeit und Nachlässigkeit übergeht; da es zu schwer ist, alle diese kleinen Abtheilungen zu kontrolliren. Daher kann die grössere Sicherheit leicht illusorisch werden. Es wird dadurch ein starkes Drittheil der Mannschaft zerstreut; was von Wichtigkeit werden kann, wenn eine Feldwache Widerstand leisten soll. Dagegen wird allerdings wieder das Heranprallen einzelner Plänker an eine solche Postenkette weniger besorgt werden dürfen, da sie hier auf jedem Posten

gleich fünf Mann gegen sich finden. Jedenfalls müssen unter gleichen Verhältnissen die französischen Feldwachen viel stärker sein, als die unsrigen, was mit der Schonung der Leute nicht Hand in Hand geht. Eine Feldwache, die fünf Posten hat, braucht bei den Franzosen:

50 Mann zu den Posten,
15 Mann zu Patrouillen,

Summa 65 Mann;

bei uns dagegen sind 45 Mann zu demselben Zweck erforderlich. — Endlich ist noch zu bemerken, dass bei den Franzosen jeder Mann eine Stunde von acht wirklich auf Vedette, drei Stunden auf dem Meldeposten (also so gut wie auf Posten), und vier Stunden auf der Wache sich befindet; während bei uns der Mann in sechs Stunden nur zwei auf Posten zubringt. Es ist schwer zu entscheiden, welcher Modus für die Mannschaften angreifender ist.

Bei den Oesterreichern ist eine der französischen ähnliche Formation der Vorposten eingeführt; indem sie nämlich zwischen den Posten und den Feldwachen noch Unteroffizierposten einschieben, von denen jeder dann einen oder zwei Posten abzulösen hat.

Der Theorie nach sollte allerdings die grössere Theilung eine grössere Sicherheit gewähren; in der Praxis aber stellt sich dieses vielfach anders. In dieser kommen eine Menge Momente mit in Rechnung, welche die Theorie gar nicht berücksichtigt; z. B. alles Personelle: der Mangel geeigneter Führer für diese kleineren Abtheilungen, die ihrerseits gerade ebenso gewandt, thätig, umsichtig und in der Gegend orientirt sein müssen, als der Kommandeur der Feldwache selbst. Ohne also der einen oder der anderen Form den absoluten Vorzug geben zu wollen, müssen wir uns hier darauf beschränken, die Vorposten nach der Form zu betrachten, wie sie bei uns, wenn nicht vorgeschrieben, doch gebräuchlich ist. Bemerken wollen wir aber, dass die Kenntniss der fremden Formen im Kriege selbst, besonders bei den Unternehmungen und Vorfällen des kleinen Krieges von entschiedenem Nutzen sein wird.

Wir wollen nun die Kette der Vorposten nach ihren einzelnen Gliedern betrachten. Wir bemerken jedoch hierbei, dass dasjenige, was Jeder durch die Praxis längst erfahren hat, das Formelle des Vorpostendienstes ausserhalb der Betrachtung bleiben wird.

a. Die Posten, Vedetten.

Alle Posten gegen den Feind sind doppelt besetzt; nur die Avertissements- und Verbindungsposten im Innern der Vorposten-Aufstellung werden in der Regel einfache sein.

Die erste Frage bei der Aussetzung der Vorposten ist:
wie viel Posten sind unumgänglich nothwendig, d. h. mit wie wenig Posten kann der gegebene Terraintheil so besetzt werden, dass nichts von feindlicher Seite her ihn unbemerkt passiren kann?

Die zweite Frage ist, wenn man zwei Drittel der Wache für die Posten, ein Drittel zum Patrouilliren, in vier Ablösungen rechnet:

Reicht die gegebene Stärke dazu aus?

Die Beantwortung der ersten Frage ist theoretisch für jeden Fall sehr schwierig und kann eigentlich a priori, d. h. nach Plänen und Karten, gar nicht gegeben werden. Sie findet sich erst auf dem Terrain selbst als Resultat der nach allen Regeln erfolgten richtigen Aussetzung der Posten. Ein scheinbar schwieriges, koupirtes Terrain wird sich oft mit wenigen Posten vollkommen decken lassen, indem der Zugänge nur wenige sind; während ein anscheinend leicht übersehbares Terrain, welches Schluchten, Thäler und Wasserrisse enthält, die kein Plan angiebt, einer Menge Posten bedarf.

Die Frage aber, wie wenig Posten sind nöthig? muss dem Kommandeur der Wache bei dem Aussetzen der Posten stets vorschweben, damit er keinen Posten unnütz aussetzt. Die Friedensübungen verführen leicht hierzu, indem man sich gewöhnt, das, was hier zur Uebung der Leute geschieht, und wobei natürlich keine Rücksicht auf Schonung der Kräfte zu nehmen ist, auch auf den Krieg selbst zu übertragen. Im nicht sehr zerrissenen und durchschnittenen Terrain, am Rande eines Waldes, hinter einem Höhenzug u. s. w., genügt oft bei Tage eine einzige Vedette. Man gewinnt dann die Kräfte der Leute für die Nacht; was um so nöthiger ist, als gerade in solchem Terrain die Aufstellung der Posten für die Nacht um so schwieriger wird, je leichter sie bei Tage war. Die Aussetzung der Posten erfolgt nun am zweckmässigsten von der Mitte der Stellung aus, hinter der dann auch gewöhnlich die Feldwache ihren Platz findet. Dies gewährt den Vortheil, dass sie von den Flügeln der Linie gleich weit entfernt ist. Man nimmt zwei Nummern der Posten mit vor, also etwa die Hälfte der ganzen Wache; sind die Posten nach dem einen Flügel hin ausgesetzt, so erfolgt die Aussetzung nach dem

andern. Wird eine Feldwache abgelöst, so geht die ganze neue Wache mit vor, damit die Leute das Terrain kennen lernen; es sei denn, der Feind könnte die Postenlinie übersehen.

Stehen rechts und links andere Wachen, so gehen, sobald der mittlere Posten steht, Kavallerie-Patrouillen rechts und links ab, um die Verbindung zu suchen. Stehen keine andere Wachen, so gehen diese Patrouillen auch; jedoch um das Terrain in weiterer Entfernung zu durchsuchen (eine Anlehnung der Postenlinie, ein Gewässer, Sumpf), oder um wenigstens eine Nachricht über den Zustand des Terrains einzuziehen. Ein paar Mann Kavallerie müssen zu solchen Patrouillen, wie zum Melden jeder Infanterie-Feldwache beigegeben werden. Der Fall, dass eine Feldwache isolirt steht, ist im Kriege beinahe die Regel; denn wenn von der Avantgarde auch mehrere ausgesetzt werden, so sind die Flügelfeldwachen schon jedesmal nach einer Seite isolirt; aber selten wird auch die Verbindung der Feldwachen unter einander vollkommen hergestellt. Es wird bis zum Abend marschirt; mit Einbruch der Nacht Stellung genommen; dann werden die Feldwachen vorgezogen, und da ist es denn kein Wunder, dass die Verbindung in einem den Offizieren gewöhnlich ganz fremden Terrain nicht so leicht gefunden wird. Für eine Nacht kommt darauf in der Regel auch nicht so sehr viel an; wenn nur die Wege, Uebergänge u. s. w., die nach dem Feinde führen, möglichst schnell mit Posten besetzt werden. Der Feind hat selten Zeit und Gelegenheit, die kleinen Mängel der Ausstellung zu seinem Vortheil auszubeuten. Anders ist es natürlich: sobald man länger, wenn auch nur vierundzwanzig Stunden, in der Stellung verweilt.

Jedenfalls aber ist es nothwendig, dass der Führer der Feldwache in möglichst kurzer Zeit eine genaue Kenntniss des Terrains sich erwerbe. Er muss dies zu Pferde thun, und kann es auch nur auf diese Weise. Ist er also nicht beritten, so muss er dazu ein Pferd von den Kavalleristen nehmen, die ihm jedenfalls zu Meldungen beigegeben sind; es ist der beste Gebrauch, den er davon machen kann. Er muss aber nicht bloss das Terrain *vor* der Postenlinie, sondern besonders auch *hinter* derselben und in den *Flanken* kennen lernen.

Was nun die *Stellung der Posten* betrifft, so müssen sie *bei Tage* so stehen, dass sie möglichst weit die vorliegende Gegend übersehen können, ohne gesehen zu werden. Also Anhöhen, ein Thalrand, Waldränder, ein einzelnes Haus, ein Kirchthurm, eine Windmühle u. s. w. geben die besten Punkte ab. Zugleich müssen sie das Terrain seitwärts und

bis zu dem Gesichtskreis des Nebenposten übersehen können. Die Forderung, dass ein Posten den andern sehen soll, geht zu weit und häuft die Posten in vielen Fällen unnöthig. Wo möglich muss jeder Posten freie Kommunikation mit der Feldwache haben; aber auch dies ist nicht immer zu erlangen, wenn man dagegen nicht die grossen Vortheile, welche oft die Besetzung eines günstigen Punktes hat, aufgeben will. Bei Tage ist dies auch, wenn die Posten nur aufmerksam sind, nicht so gefährlich; da sie den ihnen bekannten Umweg immer noch vor dem Feinde zurücklegen werden.

Bei Nacht erhalten die Posten und Vedetten gewöhnlich eine andere Stellung; indem in der Regel die Vortheile, welche einzelne Terrainpunkte gewähren, durch die Finsterniss verloren gehen. Standen sie bei Tage auf der Höhe, so werden sie bei Nacht in das Thal zurückgezogen, und es werden nun vorzugsweise die Wege, Brücken, Fuhrten, Uebergänge und Eingänge, die zur Stellung führen, mit Posten besetzt. Man wird bei Nacht stets mehr Posten als bei Tage gebrauchen.

Sehr vortheilhaft ist es, wenn die Posten bei Tage so stehen, dass sie aus der Gegend der Aufstellung der Feldwache gesehen werden können. Dies ist jedoch bei neblichtem Wetter oder des Terrains wegen nicht immer zu erreichen; dann aber dürfen sie doch nicht weiter entfernt sein, als man einen Schuss hört. In solchen Fällen stellt man dann noch einzelne Zwischenposten aus; auf Punkte, von wo sie die Vedetten und die Wache sehen können.

Infanterie-Posten wird man selten weiter als 400 Schritt vor die Wache stellen, während man Kavallerie-Vedetten 6 bis 700 Schritt vorschiebt, und sie bei hellem Wetter und bei weiter Aussicht, besonders wenn man Zwischenposten aussetzt, bis auf 12 bis 1500 Schritt ohne besondere Gefahr bei Tage vortreiben kann.

Im Felde kommt es selten und nur als Ausnahme vor, dass die Vorposten so nahe einander gegenüberstehen, wie wir es bei den Uebungen so häufig sehen. Eine praktische Regel ist hierbei, dass, je näher die Vorposten an dem Feinde stehen, je weiter die Feldwache hinter den Vedetten placirt sein muss.

Einer Infanterie-Feldwache giebt man ungern eine grössere Breite, als etwa 1000 Schritt, zu bewachen. In den meisten Fällen gebraucht man bei Nacht für eine solche Terrainbreite fünf bis sechs Doppelposten; diese, die Avertissements-Posten, der Posten vor dem Gewehr, so wie die Patrouillen, giebt eine Stärke von 50 bis 60 Mann.

Kavallerie-Feldwachen sind gewöhnlich schwächer; einmal weil bei Nacht in der Regel die Infanterie ihren Dienst übernimmt; zweitens aber weil sie, wenn dies nicht geschieht, nur in ganz freiem Terrain ausgesetzt werden; wo man dann nur wenige Posten aussetzt und die Sicherheit durch weites und stetes Patrouilliren erreicht.

Die gemischten Feldwachen sind im Kriege die gewöhnlichen, bei denen dann die Kavallerie bei Tage den Hauptdienst hat, während er bei Nacht der Infanterie anheimfällt.

Was man nun von der Stärke der Wache bei der Aussetzung der Posten erübrigt, dient dazu, die Zahl der Patrouillen zu verstärken. Fehlen dagegen Mannschaften, so muss auf Verstärkung der Wache angetragen werden; besonders wenn man den Mehrbedarf bei Nacht nicht durch Ersparung am Tage decken kann. Solche Anträge darf der Kommandeur aber erst nach einer genauen, jedesmal nach der Aussetzung vorzunehmenden Korrektion und Revision der Posten machen.

Das Terrain in der Postenlinie sieht oft ganz anders aus, wenn man weiss, wie es 500 Schritt davor und dahinter beschaffen ist, und es findet sich dann gar häufig, dass ein Posten, 100 Schritt weiter vor oder zurück, zwei andere unnütz macht.

Die Vedetten und Posten werden spätestens alle zwei Stunden abgelöst; bei schlechtem Wetter, besonders bei grosser Kälte, alle Stunden.

Verhalten der Posten.

Das Verhalten derselben ist grösstentheils durch Instruktionen geregelt. Es ist hier nur zu bemerken, dass das sogenannte Examiniren der Posten etwas ist, was man möglichst vermeiden muss. Die Posten im Felde rufen nur an, und examiniren nur Ablösungen und Patrouillen, um sich von ihrer Identität zu überzeugen. Alle anderen Personen sind bei Tage, wie bei Nacht, zurückzuweisen und nach einem erkennbaren Punkt in der Postenkette zu schicken, wo man einen Examinirtrupp hinter den Vedetten aufstellt, den ein zuverlässiger Mann führt. Ein solcher Punkt ist besonders da, wo ein Weg, eine Landstrasse in die Kette führt. Ueberhaupt aber ist im Felde vor dem Feinde keine grosse Frequenz zwischen den Vorposten der feindlichen Armeen; und wer in solchen Zeiten ausserhalb der Wege durch Feld und Wald schleicht, von dem ist nichts Gutes zu erwarten.

Ein wichtiger Punkt ist das Schiessen der Vedetten. Die Vedetten sollen sehen und benachrichtigen. Gefecht tritt bei ihnen nur ein als ein Akt persönlicher Nothwehr; wenn sie sich plötzlich angefallen sehen. Dies setzt aber entweder eine schlechte Ausstellung der Vedette, oder einen Mangel an Aufmerksamkeit ihrerseits voraus, also stets einen vorangegangenen Fehler. Käme im Felde das Schiessen so oft vor, als bei den Uebungen, so würden die Feldwachen immer unterm Gewehr und im Sattel bleiben müssen. Ausserdem aber hat viel Schiessen der Vorposten den Nachtheil, dass es sorglos macht; die Feldwachen und Soutiens gewöhnen sich daran, es als eine Neckerei anzusehen, und schicken bald eines Schusses wegen keine Patrouillen; es erfolgt auch keine Meldung. Dieses Alles sind gute Vorbereitungen, um dem Feinde einen Ueberfall möglich zu machen. Unnöthiges Schiessen muss daher auf das Strengste untersagt werden. Bei Tage muss bei den Vorposten eigentlich niemals ein Schuss fallen, als wenn der Offizier der Feldwache auf die Meldung von der Annäherung des Feindes es befiehlt. — Bei Nacht ist es freilich nicht ganz zu verhindern, und manchmal auch nöthig, um die Nebenposten zu allarmiren. Indessen muss es doch nur stattfinden, wenn der Feind die Vedettenkette durchbricht oder zurückdrängt.

Das Dritte ist das Melden der Vedetten. So freigebig die Vedetten in der Regel mit dem Schiessen sind, so sparsam sind sie gewöhnlich mit dem Melden. Einen Weg von 1000 Schritt hin und her zu machen, ist für den gemeinen Mann eine Arbeit, und er besinnt sich, ehe er sie beginnt. Man kann in dieser Beziehung nicht strenge genug sein, denn die Fehler und Unterlassungssünden, welche hierbei gemacht werden, lassen sich selten wieder gut machen, und haben oft die unangenehmsten Folgen. Hat man in der Postenlinie oder nicht zu weit davon einen geeigneten Punkt, von wo aus das Terrain in grösserer Ferne zu übersehen ist, z. B. einen Kirchthurm, eine Anhöhe, so wird es in vielen Fällen zweckmässig sein, denselben bei Tage durch einen Unteroffizier mit einigen Mann zu besetzen, der nichts zu thun hat, als die Gegend im Auge zu behalten und zu melden.

Ein Weiteres ist, dass die Vedetten häufig zu spät melden; sie wollen erst genauer sehen und ihrer Sache sicher sein. Dies ist ebenfalls ein Fehler, weil dadurch gewöhnlich dem Kommandeur der Feldwache die Möglichkeit genommen wird, sich selbst von der Sache durch eigenen Augenschein zu überzeugen. Die Vedetten müssen also Alles, jede Veränderung,

Staub, Rauch, jede Bewegung von Truppen melden; und diese Meldung muss erfolgen, sobald sie dergleichen bemerken; sie müssen nicht die fernere Entwickelung, das genauere Erkennen abwarten wollen.

Endlich ist hier auch noch das Anrufen zu bemerken. Es wird vielfach verlangt, dass dasselbe leise geschehen soll, damit der Feind den Stand der Posten nicht bemerke. Diese Regel ist unpraktisch. Die Vedetten müssen so laut wie möglich anrufen, damit man schon dadurch, namentlich in der Nacht, bei der Wache hört, dass auf den Vorposten etwas vorgeht. Man kann so häufig von der Wache aus die Patrouillen kontrolliren.

b) Die Feldwachen.

Ist das Terrain der Vorpostenkette frei und eben, so wird man die Feldwachen aus Kavallerie, und vorzugsweise aus leichter Kavallerie bilden; im durchschnittenen, waldigen, oder Gebirgs-Terrain fällt der Infanterie dieser Dienst zu.

Ist endlich das Terrain wechselnd, so mischt man beide Waffen bei dem Vorpostendienst. Da man nur selten mitten im Walde, oder quer über eine ganz ebene Gegend Vorposten aussetzt, so sollten eigentlich die Feldwachen stets gemischte sein. Der Dienst der Wache selbst wird dadurch sehr erleichtert und zugleich die Sicherheit im Ganzen unendlich erhöht. Bei Tage wirkt vorzugsweise die Kavallerie, deren Beweglichkeit es gestattet, die Vedetten und Patrouillen weit gegen den Feind vorzutreiben. Während der Nacht übernimmt dann die ausgeruhte Infanterie den Dienst, und zwar die Posten in einer Stellung, die dem Feinde bis dahin unbekannt blieb. Die Kavallerie wird dann 1000 bis 1500 Schritt zurückgeschickt, um zu futtern und zu ruhen. — Obschon nun die Feldwachen selten so formirt werden, so ist es doch unumgänglich nothwendig, dass einige Mann Kavallerie sich bei jeder Feldwache befinden, um Meldungen und ab und zu einmal eine rasche Patrouille gegen den Feind zu machen.

Was nun die Stärke der Feldwache anbetrifft, so regulirt sich dieselbe nach der Zahl der Vedetten. Die Zahl der Vedetten multiplizirt mit neun giebt die Zahl der Wache, wozu dann noch der Posten vor dem Gewehr, einige Gefreite und einige Avertissementsposten kommen. Eine Feldwache, welche fünf Vedetten auszusetzen hat, muss daher 50 Mann stark sein, nämlich:

5 Vedetten	30	Mann,
1 vor dem Gewehr	3	»
Patrouillen	15	»
2 Gefreite	2	»
	50	Mann Infanterie, 6 bis 8 Pferde.

Mit acht solcher Wachen, also 400 Mann und 50 bis 60 Pferden, lässt sich das Terrain in einer Breite von etwa einer Meile sichern. Ungleich grösser wird die Sicherheit, wenn man jeder Wache 25 Mann Kavallerie beigiebt, wodurch aber allerdings ein Mehrbedarf von 140 Pferden entsteht. Der Vormarsch der Feldwachen, der stets nach den Regeln des Avantgardendienstes geschieht; das Aussetzen der Posten; das Absuchen des vorliegenden Terrains; das Abhalten kleiner feindlicher Patrouillen; der innere Zusammenhang der ganzen Kette; endlich auch die Widerstandsfähigkeit — mit einem Worte, der ganze Vorpostendienst wird dadurch wesentlich erleichtert und bekommt eine andere Gestalt. Die leichte Kavallerie der Avantgarde kann daher nicht wohl besser verwendet werden.

Die Wahl des Standorts der Feldwachen war sonst Sache des Generals du jour; jetzt soll der Vorposten-Kommandeur dieses bestimmen. Da er nicht gleichzeitig überall auf der Vorpostenlinie sein kann, die Etablirung derselben aber nicht auf ihn warten darf, so fällt diese Wahl in der Regel den Führern der Feldwachen anheim.

Abgesehen von dem Terrain, muss die Feldwache hinter der Mitte der Vedettenlinie stehen; also gleich weit von beiden Flügeln. Dies erleichtert den Dienst in der Kette sehr, aber es darf nicht peinlich daran festgehalten werden; ja es kann der Fall leicht vorkommen, dass die Feldwache hinter einem der Flügel der Vedettenlinie stehen muss. — Die Feldwache muss nämlich verdeckt stehen, aber so, dass sie sich nach allen Seiten bewegen kann und dass das im Rücken liegende Terrain den Rückzug begünstigt. Eine Kavallerie-Feldwache steht daher schlecht, wenn sie ein Defilee, ein Dorf, was nicht mit Infanterie besetzt ist, ein koupirtes, waldiges Terrain dicht hinter sich hat. Umgekehrt steht eine Infanterie-Feldwache schlecht, wenn sie hinter sich ganz ebenes Terrain hat, oder wenn sie in einem Defilee steckt.

Die Feldwache muss ferner eine freie Kommunikation mit den Vedetten und mit den Soutiens haben, und endlich ist es vortheilhaft, wenn in ihrer Nähe ein Punkt ist, welcher die Uebersicht des Terrains möglich macht.

Bei Tage, wo ein Ueberfall weniger zu fürchten ist, stellt man, namentlich im koupirten Terrain, die Feldwache gern an rückwärts führende Wege. Bei Nacht rückt man mehr von dem Wege ab.

Die Feldwachen müssen endlich in angemessener Entfernung von dem Gros der Vorposten stehen; d. h. nicht weiter, als eine Unterstützung und ihre Aufnahme durch das Gros noch möglich ist; und nicht näher, als dass letzteres noch bei entstehendem Allarm ohne Uebereilung gefechtsbereit sein kann. Stehen die Feldwachen zu entfernt, so ist es möglich, dass sie aufgerieben werden, ehe ihnen Unterstützung werden kann. Sie müssen deshalb sehr stark gemacht werden, was die Kräfte der Vortruppen frühzeitig konsumirt. Stehen sie zu nahe, so geht ihr Nutzen grösstentheils verloren; indem auf jeden Schuss, der bei den Vorposten fällt, das Gros allarmirt wird oder befürchten muss, dass ein schneller, unternehmender Feind mit den weichenden Feldwachen zugleich in den Bivouak dringt. Die Entfernung einer Feldwache von der anderen bestimmt vorzugsweise das Terrain; indessen stellt man sie nicht gern weiter als 12 bis 1500 Schritt von einander, und Infanterie-Feldwachen noch näher. Letzteren Falles haben die Flügel-Vedetten schon 8 bis 900 Schritt bis zur Wache; die Meldung eines Infanteristen braucht mithin schon acht bis zehn Minuten, in welcher Zeit eine antrabende feindliche Schwadron bereits 3 bis 4000 Schritt zurücklegt. Die Flügel-Vedetten müssen in solchen Fällen jedenfalls schon aus Kavallerie bestehen. 2000 Schritt sind die weiteste Entfernung für zwei Feldwachen, die noch in Verbindung bleiben sollen; und dann werden die Wachen schon eine Stärke von 100 bis 120 Mann haben müssen. Man thut dann viel besser, vier Wachen von 50 bis 60 Mann auszusetzen.

Obschon es in der Regel nicht Hauptzweck der Feldwachen ist, sich zu schlagen, so werden dieselben doch gewöhnlich angewiesen, sich zu vertheidigen, um den Feind aufzuhalten und zum vorsichtigeren Vorgehen zu zwingen, und so dem Gros Zeit zu gewähren, ins Gewehr zu kommen. Vertheidigung und Angriff so kleiner Abtheilungen, wie die einer Feldwache, haben nur Wirkung durch Ueberraschung. Die Stellung der Wache muss daher gestatten, den Feind plötzlich anzufallen, wenn er unvorsichtig vordrängt, oder ihm einen unvermutheten Widerstand entgegenzusetzen. Steht eine Infanterie-Feldwache länger als eine Nacht auf einem Posten, so darf in dieser Beziehung nichts versäumt werden, indem fast jeder Posten einer Infanterie-Feldwache dergleichen

zulässt. Die günstigste Stellung einer Feldwache ist in dieser Beziehung natürlich die, welche den Gegner zwingt, vor ihr ein Defilee zu passiren, was jedesmal vielfache Chikanen erlaubt. Aber auch fast in jeder anderen Stellung lässt sich eine Verstärkung anbringen, die um so nützlicher wird, als Ueberfälle und plötzliche Angriffe auf die Vorposten fast immer bei Nacht oder noch im Finstern beim Tagesanbruch stattfinden. Die französischen Feldwachen sicherten sich 1812 und 1813 gegen die nächtlichen Angriffe der Kosacken durch leichte Spaliere von Stangen, die sie um sich her zogen.

Bei Kavallerie-Feldwachen ist dergleichen allerdings nicht thunlich; sie müssen den Feind in solchen Fällen aufzuhalten suchen, indem sie sich da auf seine Tete werfen, wo er gezwungen ist, in schmaler Front zu marschiren. Die Kriegsgeschichte liefert zahlreiche Beispiele dessen, was in solchen Gefechten ein kühnes Darauflosgehen vermag, und wie wenig gefahrbringend dasselbe in der Regel ist, da es hauptsächlich durch Imponiren wirkt.

Ein Hauptaugenmerk des Führers der Feldwache ist die richtige Benutzung der Kräfte der Mannschaften. Steht eine Wache vierundzwanzig Stunden, so müssen sich die Leute bei Tage ruhen, schlafen, die Pferde müssen bei Tage gefuttert werden, und es reicht zu, wenn die Vedetten wachsam sind und der Posten vor dem Gewehr aufmerksam bleibt. Bei Nacht ist dann Alles munter; die Mannschaft soll das Gewehr in der Hand, die Kavallerie aufgezäumt haben. Im Felde aber ist das oft Alles ganz anders. Die Feldwachen bestehen aus Leuten und Pferden, die den ganzen Tag marschirt, auch wohl gefochten haben, und die am anderen Morgen weiter marschiren sollen. Man muss also dann einen ganz anderen Maassstab anlegen, und zunächst an Ruhe zur Wiederherstellung der Kräfte denken. Sobald daher die Posten ausgesetzt und Patrouillen gegen den Feind abgegangen sind, futtert die Feldwache nummerweise, die Mannschaft kocht und Alles ruht. Dieser Zustand dauert etwa bis Mitternacht; dann aber muss jeder fernere Gedanke an Bequemlichkeit schwinden, und jedes Mittel ergriffen werden, um die Mannschaft munter zu erhalten, wie Tabackspfeife, Erzählungen. Behrenhorst sagt: »Die Feldwache ist der Ort, wo der Offizier Alles anwenden muss, um sich mit Anstand gemein zu machen.« Ein Satz, in dem unstreitig viel Wahres liegt.

Gewöhnlich befindet sich der Feind in keiner besseren Lage, wie wir. Ging er vor uns zurück, so hatte er die Beschwerden des Rückzugs zu ertragen; dann rührt er sich vor

Mitternacht sicher nicht. Folgte er uns, so hat er auch marschiren müssen, und es ist ein Angriff ebensowenig in der Nacht zu erwarten. Gefährlicher ist es, wenn wir uns einer Stellung genaht haben, in der er uns erwartet. Wir würden dann die Hälfte der Wache etwas weiter rückwärts ruhen lassen, und damit nach einigen Stunden wechseln. Mit müden, hungrigen Menschen und erschöpften Pferden ist auf Feldwachen nichts zu machen. Für die Verpflegung muss daher gesorgt werden, und dazu ist denn auch Feuer nöthig.

Gewöhnlich ist die Regel, dass die Feldwachen kein Feuer haben sollen. Einerseits aber müssen sie kochen; denn dass ihnen aus dem Lager gekochtes Essen gebracht wird, wie bei den Uebungen, kommt selten vor.

Andererseits ist es oft, z. B. im Winter, ohne Feuer unerträglich. So haben denn im Felde gewöhnlich alle Feldwachen Feuer. Allerdings aber wendet man dabei alle Vorsichtsmaassregeln an, und macht Feuer nur auf solchen Plätzen, wo es keinen weiten Kreis erleuchten kann, also auch nicht weit zu sehen ist; besonders aber nie vor hohen Gegenständen, Mauern, Bäumen, die dadurch erleuchtet und weit sichtbar werden. Ferner wird das Feuer immer in einiger Entfernung von der Wache selbst angemacht, und während der Nacht darf sich nur ein Theil der Mannschaft daran wärmen. Steht man Tag und Nacht dem Feinde gegenüber, dann ändert sich auch dieses Verhältniss. Die Wachfeuer werden dann für die Nacht nicht mehr nothwendig, es sei denn im Winter; sie werden daher mit Beginn der Dunkelheit ausgelöscht. Indessen auch in solchen Lagen hat man sie zuweilen brennen lassen, um den Feind irre zu führen und ihn plötzlich von einer anderen Seite her anzufallen, wenn er sich gegen die Feuer dirigirte. Unter Umständen, wo ohne Feuer nicht auszudauern ist, wird dies weiter zurück angemacht, und ein Trupp, der von Zeit zu Zeit abgelöst wird, bleibt auf der Stelle der Feldwache völlig gefechtsbereit stehen.

Geht von den Vedetten die Meldung der Annäherung feindlicher Truppen ein, oder fällt bei denselben ein Schuss, so geht, bei Tage wie bei Nacht, die Wache ins Gewehr und macht sich gefechtsfertig. Infanterie nimmt eine Stellung zur Aufnahme der Vedetten, in einer Tirailleurlinie mit einem Soutien; Kavallerie wird bei Tage in den meisten Fällen vorrücken. Der Kommandeur begiebt sich bei Tage selber vor, um zu sehen, was es giebt. Sobald er einige Gewissheit über Stärke, Marschrichtung und Absicht des Feindes hat, und sich überzeugt, dass er es nicht mit einer blossen Rekognoszirungs-

Patrouille des Gegners zu thun hat, sendet er Meldung davon an das Soutien und an den Kommandeur der Vorposten, sowie an die Nebenfeldwachen.

Aus dem Benehmen, der Art des Auftretens, und besonders aus der Stärke und Formation der feindlichen Abtheilungen, wird man ziemlich sicher auf deren nächste Absichten schliessen können. Hat feindliche Kavallerie Flankeurs vor sich, und geht sie rasch und entschieden im Trabe vorwärts; hat sie gar reitende Artillerie bei sich: so ist es ganz unbedingt auf einen Angriff und ein Durchbrechen der Vorpostenkette abgesehen. Infanterie, welche Tirailleurs vornimmt, sich in mehrere Abtheilungen entwickelt oder auch in einer Kolonne im Vormarsch bleibt, hat gewiss ähnliche Absichten. Sind dagegen die Bewegungen zögernd; werden Patrouillen rechts und links abgesandt; wird von Zeit zu Zeit gehalten; wird viel hin und hergeschickt: so weiss der Feind noch nichts Genaues über unsere Stellung, und will dieselbe erst rekognosziren.

In beiden Fällen wird das Benehmen der Feldwachen ganz von den Stärkeverhältnissen, dem Terrain und den anderweitigen Umständen geregelt werden. Es lässt sich da wenig allgemein Geltendes bestimmen. Bei Nacht werden die Feldwachen den Feind gewöhnlich am zweckmässigsten in einer günstigen Stellung erwarten und versuchen, plötzlich über ihn herzufallen, wenn er sich, der Oertlichkeit wegen, nicht entwickeln und also von grösserer Stärke keinen Gebrauch machen kann.

Eine Infanteriewache, welche von Kavallerie angegriffen wird, wird sich natürlich in demselben Terrain anders benehmen müssen, als wenn sie durch Infanterie angegriffen ist; ebenso ist es mit einer Kavalleriewache. Noch anders wird das Benehmen der Feldwachen bei Tage sein. Hat eine Infanteriewache innerhalb der Vorpostenkette ein Terrainhinderniss, welches der Feind überschreiten muss, so besetzt sie dies. Häufig aber wird sie, um Vortheil aus dem Terrain zu ziehen, bis in die Vedettenlinie vorgehen müssen und dort eine Tirailleurlinie entwickeln (z. B. wenn die Vedetten am Rande eines Waldes, am Ausgange eines Dorfes, auf einem okkupirten Höhenzuge u. s. w. stehen).

Je länger wir dem Feinde den Besitz eines solchen Terrainabschnitts streitig machen, je länger behalten wir die Uebersicht des vorliegenden Terrains und mithin der Anstalten, Stärke und Absichten des Feindes. In allen solchen Fällen muss daher die Wache rasch vorrücken und den bedrohten Punkt mit Tirailleurs besetzen. Anders ist es, wenn Wache und Vedetten

im koupirten Terrain stehen, und keine freie Aussicht vor sich, oder gar ein Defilee hinter sich haben. Im ersten Fall ist es zweckmässig, das Gefecht auf dem geeignetsten Punkte an der Rückzugslinie aufzunehmen; im letzten Falle muss man hinter das Defilee zurückgehen, besonders wenn dasselbe in geringer Entfernung hinter der Wache sich befindet, und nicht vom Soutien besetzt ist.

Eine Kavalleriewache geht bei Tage immer dem Feinde entgegen. Hat sie Infanterie gegen sich, so sucht sie die Tirailleurs zusammenzuhauen; feindlicher Kavallerie fällt sie unvermuthet auf den Hals. Bei Gefechten dieser Art ist die innere Güte der Truppe, die Ausbildung von Mann und Pferd für das Einzelngefecht, so wie der kühne Muth, die kaltblütigste Unerschrockenheit des Führers das Entscheidende. Man darf nicht glauben, dass zwanzig bis dreissig Pferde eine zu geringe Zahl seien, um mit ihnen Wichtiges auszuführen. In neuester Zeit sind freilich in den Kriegen der grossen Armeen die Vorpostengefechte beinahe aus der Mode gekommen; andere Verhältnisse aber können leicht auch hierin eine Aenderung herbeiführen und die Schranken wieder öffnen, die hier dem persönlichen Muth, dem kühnen Scharfblick, der List und der ritterlichen Tapferkeit einen grossen Kampfplatz darbieten. Belehrend ist in dieser Beziehung besonders das Campagne-Journal des Generals von Blücher aus den Jahren 1793 und 1794. Jede Seite desselben erzählt uns Thaten des Blücherschen Husaren-Regiments, in denen jene Eigenschaften eines Vorposten-Offiziers in den mannigfaltigsten Individualitäten hervorleuchten.

In der Natur der Sache liegt nun, dass der Widerstand der Feldwachen nur sehr relativ ist. Der Feind wird, wenn er es ernstlich meint, die lange dünne Linie der Vorposten fast auf jedem Punkte sprengen können, und die Feldwachen würden in solchen Fällen entweder übereilt zurückgehen, oder sich dem aussetzen müssen, völlig aufgerieben zu werden. Diesem Uebelstande zu begegnen, placirt man, namentlich bei den Vorposten grösserer Abtheilungen, hinter den Feldwachen Unterstützungstrupps.

c) Soutiens, Replis, Pikets.

Den ersten Namen führen die Unterstützungstrupps, wenn sie aktiv oder offensiv die Feldwachen unterstützen, also zu ihrer Verstärkung dem Feinde entgegen gehen sollen. Replis werden sie genannt, wenn sie dazu dienen sollen, die Feldwachen aufzunehmen und durch Besetzung geeigneter Terrain-

hindernisse den Rückzug derselben sichern, also defensiv dem weiteren Vordringen des Feindes entgegentreten sollen. Es liegt indessen auf der Hand, dass sich das Verhalten dieser Unterstützungstrupps nicht strenge vorher bestimmen lässt, und dass dasselbe von den Umständen abhängt. Derselbe Unterstützungstrupp, der sich defensiv verhalten wird, wenn der Feind mit zwei Bataillons die Postenlinie forcirt, wird zum Angriff vorgehen, wenn 50 bis 60 Mann Infanterie eine schwache Kavallerie-Feldwache im koupirten Terrain zurücktreiben. Und so wird denn auch in der Praxis die Benennung Soutiens und Repli nicht strenge unterschieden; und die Unterscheidung bezeichnet mehr nur den allgemeinen Zweck.

Pikets sind endlich solche Unterstützungstrupps, welche nur in Bereitschaft sind, aus dem Lager des Gros der Vorposten vorzurücken, sobald das Bedürfniss eintritt. Zahl und Waffenverhältniss der Pikets richtet sich nach der Stärke der Gros überhaupt, und nach dem Terrain, in welchem sie wirken sollen. Es kommt zunächst nur darauf an, dass die dazu bestimmte Mannschaft zusammengezogen sich in vollständiger Bereitschaft zum Abrücken befindet. Die Verwendung selbst fällt gewöhnlich dem Vorposten-Kommandeur anheim, und ist grösstentheils derjenigen der Soutiens und Replis gleich.

Soutiens und Replis, sind nun so nahe aufzustellen, dass sie die Feldwachen wirksam unterstützen oder dieselben aufnehmen können, ehe sie aufgerieben werden, und so entfernt, dass sie nicht mit ihnen zugleich ins Gefecht verwickelt werden; sondern Zeit behalten, sich in Bereitschaft zu setzen. Es würde die Truppen zu sehr ermüden, wollte man die Soutiens in derselben Aufmerksamkeit, Anspannung und augenblicklichen Gefechtsbereitschaft erhalten, wie die Feldwachen selbst; namentlich in der Nacht. Es tritt also hier gewöhnlich ein Mittelzustand zwischen Ruhe und Gefechtsbereitschaft ein. Wir sagen gewöhnlich; denn es können allerdings auch Verhältnisse obwalten, wo die Soutiens eben so aufmerksam sein müssen, als die Wachen (z. B. in einem insurgirten Lande, in sehr koupirtem, verwickeltem Terrain; oder bei anerkannt mangelhafter Vorpostenstellung, die oft aber nicht zu ändern ist; endlich bei einem mangelhaften Vorpostendienst). Auf den Standort der Soutiens und Replis wirkt zugleich das Terrain wesentlich ein. Man stellt sie verdeckt natürlich gern so, dass sie Terrainvortheile für die Defensive haben, was das Aufnehmen der Wachen erleichtert, zugleich aber so, dass sie auch dem Feinde entgegengehen können. Endlich wirkt die Beschaffenheit des Terrains

vor den Vedetten und die Entfernung vom Feinde auf die Soutiens ein. Steht man mehr am Feinde, ist das zwischenliegende Terrain schwer zu übersehen, können also die Vedetten überraschend angegriffen werden, so dürfen die Soutiens nicht zu entfernt stehen, und müssen in demselben Maasse aufmerksamer sein. Endlich muss auch ein Infanterie-Soutien viel näher stehen als ein Kavallerie-Soutien, da es dreimal so viel Zeit gebraucht, um heranzukommen.

Die Soutiens stellt man nun, wenn es irgend möglich ist, so, dass eines mehrere, und wenigstens zwei Feldwachen unterstützen kann, da sonst zu viel Kräfte dazu gebraucht werden. Jedenfalls aber müssen die Flankenwachen Soutiens haben, die dann eine besondere Aufmerksamkeit nach der äusseren und hinteren Seite richten müssen. Ueber die Wahl der zu den Soutiens zu verwendenden Waffen entscheidet der Zweck, das Terrain und die Tageszeit. Bei Tage, im freien Terrain und bei offensivem Verhalten der Vorposten überhaupt, ist Kavallerie am zweckmässigsten zur Unterstützung der Feldwachen. Bei Nacht, im koupirten Terrain und bei einem mehr defensiven Verhalten muss Infanterie dabei vorherrschen. Die Stärke der Soutiens beträgt gewöhnlich 100 bis 200 Mann Infanterie oder 60 bis 100 Pferde, und es ist klar, dass man nur unter besonderen Umständen so schwachen Abtheilungen Artillerie mitgiebt; indem sie dadurch und durch den eigenthümlichen Dienst immer exponirt ist. Indessen kommen doch auch Fälle vor, wo ein paar Geschütze wesentliche Dienste leisten können, und geleistet haben; vorzugsweise wenn die Unterstützung dazu dienen soll, einen bedeutenden Terrainabschnitt, ein schwieriges Defilee, einen Damm, eine Brücke über ein bedeutendes Gewässer festzuhalten, also sich vertheidigungsweise benehmen soll. Die Geschütze werden dann ihre Stellung so bekommen, dass das zu vertheidigende Terrain unter ihrem wirksamen Feuer liegt. Ein paar zweckmässig abgegebene Kanonenschüsse haben in solchen Fällen häufig der Verfolgung ein Ende gemacht; abgesehen davon, dass sie auch den grossen Vortheil haben, die ganze Vorpostenkette zu allarmiren.

Wir haben bemerkt, dass die Soutiens selten in dem Grade der Gefechtsbereitschaft zu sein brauchen, wie die Feldwachen selbst. Kavallerie zäumt namentlich bei Tage ab; von Absatteln ist freilich nicht die Rede. Die Infanterie nimmt das Gepäck ab, und braucht nicht das Gewehr in der Hand zu haben, wie die Wachen. Es kann gekocht werden und die Feuer brauchen nicht zu verlöschen. Während der Nacht kann

die Hälfte, unter Umständen zwei Drittel der Mannschaft schlafen. — Ganz darf sich aber kein Soutien auf die Vorposten verlassen; es muss vielmehr, namentlich für die Nacht, Maassregeln zur eigenen Sicherheit treffen. Es sind daher nach allen Seiten hin Posten auszustellen in einer Entfernung von 200 bis 300 Schritten, und ein lebhafter Patrouillengang zu erhalten. Besonders ist es nothwendig, den nicht durch die Feldwachen gedeckten Seiten mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ueberfälle auf die Soutiens kommen gewöhnlich öfter von der Seite und von hinten, als von vorn. — Die Verbindung mit den Feldwachen, so wie mit den nebenstehenden Soutiens, muss bei Nacht durch fleissiges Patrouilliren erhalten werden. Bei Tage reicht gewöhnlich ein Posten vor dem Gewehr und eine in der Richtung der Feldwachen vorgeschobene Vedette für die eigene Sicherheit aus.

Wie der Führer der Feldwache das Terrain in seinem Bereich möglichst genau kennen muss, so ist es eine Hauptpflicht des Kommandeurs oder des Soutiens oder Replis, möglichst schnell das Terrain zwischen den Feldwachen und dem Soutien, und zwischen diesem und dem Gros kennen zu lernen. Da er keine Vedetten auszusetzen braucht, so gebricht es ihm dazu nicht an Zeit. Vorzugsweise muss er sich mit dem Standorte der Feldwachen, den dahin führenden Wegen und dem Terrain bekannt machen, welches rechts und links neben seinem eigenen Posten liegt. Auch die Unteroffiziere und ein Theil der Mannschaft müssen noch bei Tage mit diesen Wegen u. s. w. bekannt gemacht werden; sonst irren sie in der Nacht umher, und können die Feldwachen, namentlich wenn sie keine Wachfeuer haben, nicht finden.

Das Verhalten der Soutiens bei einem feindlichen Angriff wird nun gewöhnlich durch den Vorposten-Kommandeur geregelt. Der erste Zweck ist stets der, die zurückgehenden Feldwachen aufzunehmen, und dem weiteren Durchbrechen und Vorgehen des Feindes ein Ziel zu setzen. Der zweite ist das eigene Vorgehen, um den Feind zurückzuwerfen, ehe er die Feldwache zurückgetrieben hat. Bei Nacht, wo man die eigentliche Stärke des Feindes nicht übersehen kann, und wo man von dem Augenblick des Zurückgehens der eigenen Vedetten an nicht mehr wissen kann, ob der Gegner in mehr als einer Kolonne und aus mehr als einer Richtung vordrängt, wird man sich gewöhnlich mit der Defensive und dem Aufnehmen der Feldwachen begnügen müssen. Bei Tage treten andere Verhältnisse ein; man übersieht immer wenigstens einigermaassen die Stärke und die Absichten des Feindes; man

wird ihm dann oftmals entscheidend entgegengehen können und die Feldwachen am besten degagiren, wenn man dieses recht kräftig und ohne Rücksicht thut. Verlässt das Soutien dabei eine Aufstellung hinter einem Defilee, so darf dies niemals ganz unbesetzt bleiben; da man niemals wissen kann, welchen Gang das Gefecht nehmen wird. Je schwächer das Detachement ist, je nothwendiger ist dies; sehr oft aber wird gerade hiergegen gesündigt, weil man dann nicht gern zum Gefecht selbst sich noch mehr schwächt. Indessen liegt gerade in der Idee, den Rückweg gesichert zu wissen, eine Steigerung der moralischen Kräfte, die fast immer den Abgang an materiellen Kräften reichlich ersetzt. — Artillerie wird man überhaupt nur bei einem Vorposten-Soutien haben, welches ein Defilee vertheidigen soll; geht ein solches zur Unterstützung der Feldwachen vor, so wird man die Geschütze stets unter Bedeckung für den ersteren Zweck zurücklassen.

d) Das Gros der Vorposten.

Es ist dies gewöhnlich das Gros der Avantgarde im Zustande der Ruhe, gleichsam das Reservoir, aus welchem die Vorposten entnommen werden. Dasselbe muss daher alle die Bestandtheile enthalten, welche für den Vorpostendienst nothwendig sind, und dies um so mehr, als dieselben Elemente, leichte Infanterie, leichte Kavallerie und Artillerie, auch die wesentlichen Bestandtheile der Avantgarde bilden. Der zweite Zweck des Gros der Vorposten ist dann aber auch der, einen nachhaltigen Widerstand zu leisten.

Die Vorposten und Soutiens werden aus dem Gros entnommen und kehren nach Beendigung ihres beschwerlichen und angreifenden Dienstes in dasselbe zurück. Dieses bedingt, dass das Gros sich der Ruhe und Wiederherstellung der Kräfte muss überlassen können. Es hat daher seine Stelle in weiterer Entfernung hinter den Vorposten. Das Zweite ist, dass es dem Vordringen des Feindes einen hartnäckigen Widerstand entgegensetzen soll. Es muss daher eine vortheilhafte Gefechtsstellung haben, angemessen der Stärke und den Waffen, aus denen es besteht. — Die Sicherheitsmaassregeln bei dem Gros bestehen dann in denselben, welche jede andere bivouakirende Abtheilung nimmt; in Lagerwachen u. s. w. Bewegungen bedeutender Truppenabtheilungen geschehen stets auf grösseren Wegen, Hauptstrassen; an diesen ist dann die Stellung des Gros der Vorposten, während die Vorpostenkette sich rechts und links ausdehnt.

Nehmen wir nun als Beispiel die Vorposten einer Division von 12 Bataillonen und den zugehörigen Theilen anderer Waffen, so wird die Avantgarde derselben, welche dann auch zugleich den Vorpostendienst versieht, etwa betragen 3 Bataillons, 4 Eskadrons, 8 Geschütze.

In der Regel wird die Vorpostenkette einer Division sich 4000 bis 5000 Schritt rechts und links ausdehnen müssen; also eine Breite von einer Meile einnehmen. Dies macht nöthig mindestens

8 Feldwachen zu	60 Mann Infanterie	=	480 Mann Infanterie,
	10 Mann Kavallerie	=	80 Mann Kavallerie,
4 Soutiens zu	100 Mann Infanterie	=	400 Mann Infanterie,
2 Soutiens zu	60 Pferden	=	120 Mann Kavallerie.
	Summa 880 Mann		200 Pferde;

also ein Bataillon und ein Drittel der Kavallerie; so dass mithin die Mannschaft den dritten Tag zum Vorpostendienst verwendet wird. Dies ist beinahe das Maximum, wenn die Truppen nicht in kurzer Zeit aufgerieben werden sollen.

Hiernach wird sich für stärkere und schwächere Avantgarden leicht übersehen lassen, wieviel Wachen sie auf längere Zeit zu geben im Stande sind, und wie breit durchschnittlich das Terrain ist, welches sie sichern können. Ein Bataillon und eine Eskadron als Avantgarde einer Division zu sechs Bataillonen u. s. w. werden daher gewöhnlich nicht mehr als drei Feldwachen geben und einen Terrainabschnitt von 2000 bis 3000 Schritt sichern können. Für eine Nacht, oder unter ganz besonders dringenden Umständen treten natürlich auch andere Verhältnisse ein*).

Sobald nun mehr als eine Feldwache ausgesetzt wird, ist es nothwendig, die Vorposten unter einen gemeinsamen Befehl zu stellen, damit ein gemeinsames Wirken und das nothwendige Ineinandergreifen stattfindet. Es ist nun der

Vorposten-Kommandeur,

der diesen Befehl führt; der wenigstens im Allgemeinen jeder Wache (welche eine Nummer oder besser einen Namen nach

*) Im Jahre 1815 beim Beginn der Feindseligkeiten standen die Vorposten des 1sten, 2ten und 3ten Armeecorps von Binch bis Rochefort; eine Ausdehnung von 12 Meilen. Jedes Corps hatte seine eigenen Vorposten formirt, die im Ganzen aus 18 Eskadrons (2700 Pferden) und $6\frac{1}{2}$ Bataillonen Infanterie bestanden (4500 Mann). Es ist jedoch hierbei zu bemerken, dass es nur darauf ankam, die Hauptrichtungen, die grossen Strassen zu besetzen und festzuhalten, während das dazwischen liegende Terrain durch Kavallerie-Abtheilungen beobachtet wurde.

dem Standort erhält) ihren Platz anweist und ihren Wirkungskreis bezeichnet. Er sorgt für die Verbindung in der Vorpostenkette im Grossen; placirt die Unterstützungstrupps, Soutiens u. s. w., ordnet die Stärke, Zusammensetzung und das Verhalten der Wachen an; leitet die grösseren Rekognoszirungs-Patrouillen; sorgt für die Ablösung der Wachen; und an ihn müssen hiernach auch die Meldungen über alle wichtigeren Ereignisse gemacht werden.

Bei kleineren Abtheilungen ist der Kommandeur der Avantgarde gewöhnlich auch Vorposten-Kommandeur; bei grösseren muss beides getheilt werden. Eine Norm lässt sich dafür nicht annehmen. Wo aber zwei Soutiens ausgesetzt werden, ist ein besonderer Vorposten-Kommandeur nothwendig, wenn ein gemeinsames Wirken stattfinden soll. Bei längeren, in Verbindung stehenden Vorpostenlinien, bei den Vorposten in einer Stellung, ist es durchaus nothwendig, sie unter einen Befehlshaber zu stellen. Dieser darf sich natürlich nicht mit dem Anordnen und Befehlen begnügen; es ist nothwendig, dass er sich durch eigenen Augenschein von der richtigen Ausführung derselben überzeuge, denn bei keiner Art des Dienstes kommen im Felde leichter Missverständnisse vor, als beim Vorpostendienst. Es muss hier im ersten Augenblick so Vieles der Umsicht und Einsicht der Unterbefehlshaber überlassen bleiben. Auf die Terrainkenntniss des Vorposten-Kommandeurs, auf seine rastlose Thätigkeit kommt daher sehr viel an; und es ist hier die Stelle, wo sich der tüchtige, praktische Sinn, der schnelle Ueberblick der Verhältnisse, das augenblickliche Erkennen der Zusammenhänge und der Schwierigkeiten des Terrains bewähren, und wo persönlicher Muth und Entschlossenheit die schönsten Früchte bringen können. Auch in dieser Beziehung ist das Journal Blüchers zu empfehlen; er erscheint während der beiden Campagnen von 1793 bis 1794 stets als Vorposten-Kommandeur, und es entwickelt sich in dieser Zeit auf jedem Blatte die hohe Eigenthümlichkeit seiner ächten Husarennatur, die, allen Verhältnissen sich anpassend, bald in unermüdlicher Thätigkeit, bald in der schlausten List, bald in dem kühnsten, wagehalsigsten Muth sich zeigt. Er erscheint hier in der That als das Vorbild jedes Vorposten-Kommandeurs; seine Anstalten sind musterhaft; er kennt in kürzester Zeit das Terrain vollkommen; weiss in jeder Lage jeden möglichen Vortheil daraus zu ziehen; ist selbst immer beim ersten Pistolenschuss im Sattel; führt jedes bedeutende Unternehmen gegen den Feind selbst; versäumt keine Vorsichtsmaassregel; haut aber auch jedesmal selbst mit ein, wenn es

zum Schlagen kommt, und ist bei unglücklichen Gefechten unerschöpflich an Hülfsmitteln.

II. Von den Patrouillen.

Die Patrouillen sind der bewegliche Theil des Sicherungsdienstes, der Vorposten. Man theilt sie nach dem Zweck des Dienstes, der ganz unabhängig von dem der Vorposten ist (insofern auch Patrouillen gemacht werden können, ohne das regelmässig Vorposten gesetzt sind), ein in

Visitir-Patrouillen,
Rekognoszirungs-Patrouillen,
sogenannte stehende Patrouillen.

Eben so findet indessen eine Eintheilung nach ihrer Stärke, in Schleich-Patrouillen und grössere Patrouillen, statt. Erstere indessen fallen eigentlich mit Visitir-Patrouillen zusammen, während auch eine Rekognoszirungs-Patrouille aus 2 Mann bestehen kann.

Wir wollen daher eine andere Eintheilung zur bestimmten Bezeichnung der Patrouillen machen, nämlich:

1. Feldwach-Patrouillen.

a) Visitir-Patrouillen,
b) Patrouillen gegen den Feind,
c) stehende Patrouillen.

2. Rekognoszirungs-Patrouillen,

die fast immer aus besonders kommandirten Mannschaften, gewöhnlich aus den Soutiens bestehen.

a) Visitir-Patrouillen

sind nun alle innerhalb der Postenkette gehenden Patrouillen, was dann nicht ausschliesst, dass sie bei Gelegenheit auch das Vorterrain absuchen. Sie haben den Zweck, die Vedetten zu kontrolliren, das dazwischen liegende Terrain zu durchforschen, die Verbindung der Neben-Feldwachen, der Soutiens und des Gros zu erhalten. Sie werden also von den Wachen und Soutiens ausgeschickt, und bestehen gewöhnlich aus zwei bis drei Mann. Zur Erleichterung ihres Dienstes lässt man die Mannschaft Gepäck und Lederzeug (besonders weisses) ablegen; sie nehmen nur Gewehre und einige Patronen mit.

Bei Tage, wenn nicht nebliges Wetter herrscht, oder Regen und Kälte die Patrouillen unaufmerksam macht, sind sie grösstentheils entbehrlich; aber man schickt sie aus, damit

die Mannschaft das Terrain und die Vorpostenstellung kennen lerne.

Ihr eigentlicher Dienst beginnt in der Nacht. Man schickt sie zwischen den Ablösungen; sie visitiren die Posten, überschreiten von Zeit zu Zeit diese Linie, wenn sie etwas Verdächtiges wahrnehmen. Ausserdem aber macht auch jede Ablösung eine solche Patrouille vor der Front. Gestattet das Terrain es, so kann man den Gang dieser Patrouillen in eine regelmässige Form bringen. Man muss aber dann von Zeit zu Zeit einen Wechsel eintreten lassen, damit die Patrouillen den Vedetten nicht immer von derselben Seite kommen, wohin sie dann unwillkürlich eine grössere Aufmerksamkeit wenden. Auch müssen von Zeit zu Zeit die Flügel-Vedetten der Nebenwachen durch die Patrouillen berührt werden.

Ueberhaupt aber wird der Nutzen dieser Art von Patrouillen häufig überschätzt; er ist in der That nur gering, namentlich wenn man sich auf seine Vedetten verlassen kann. Kann man das aber nicht, so kann man sich auch eben so wenig auf die Patrouillen verlassen, und es steht dann schlimm um den Vorpostendienst. Ist man einem unternehmenden Feinde sehr nahe gegenüber, so tritt ihr Nutzen mehr hervor; sie müssen dann aber mehr vor der Kette der Vedetten als in derselben gehen. Indessen auch dann werden sie nicht immer den Anforderungen entsprechen. General von Brandt erzählt ein interessantes Beispiel. Nach der Schlacht von Borodino setzte eine polnische Division Vorposten auf dem Schlachtfelde aus; die russischen Jäger standen den Polen theilweise auf 100 Schritt nahe. Der Vorposten- und Patrouillendienst wurde auf das Lebhafteste betrieben. Die Mannschaften der Feldwachen standen abwechselnd unter den Waffen; die Patrouillen jagten einander; die Offiziere hielten sich während der Nacht auf den exponirtesten Posten auf. Dennoch blieb es ganz unbemerkt, dass die russischen Jäger während der Nacht verschwanden und durch Kosacken abgelöst wurden. Erst als am Morgen um vier Uhr die Kosacken die Vedetten attakirten und man sie nun verfolgte, wurde der Abmarsch der Infanterie bemerkt, und gerade hierauf war die höchste Aufmerksamkeit gerichtet; da das ein sicheres Zeichen war, dass die Russen am folgenden Tage den Kampf nicht fortsetzen würden.

Zu diesen Visitir-Patrouillen verwendet man nun wo möglich nur Infanterie. Kavallerie-Patrouillen werden zu weit gehört; haben in der Nacht mehr mit den Schwierigkeiten des Terrains zu kämpfen und verlieren dadurch den Vortheil

grösserer Schnelligkeit. — Kavallerie - Feldwachen machen natürlich davon eine Ausnahme; sie stehen dann aber auch in ebenem, zugänglichen Terrain.

b) Patrouillen gegen den Feind.

Während die Visitir - Patrouillen mehr parallel mit der Aufstellung der Vorposten gehen, schneiden diese sie in der Richtung von der Wache gegen den Feind.

Sie gehen bei Tage und bei Nacht, sind die wichtigeren, und das Hauptsicherungsmittel der Vorposten. Ihre Stärke ist verschieden, gewöhnlich zwei bis drei Mann; indessen unter Umständen sind sie auch stärker; besonders die ersten, welche mit der Aussetzung der Vedetten gleichzeitig vorgehen und den Charakter der Rekognoszirungs - Patrouillen mehr annehmen. Eben so sind die Patrouillen, welche man mit Tagesanbruch vorschickt, gewöhnlich stärker; da sie ebenfalls das Terrain in grösserer Breite absuchen müssen und in Gefahr kommen, plötzlich angegriffen zu werden.

Bei Tage nimmt man Kavallerie, bei Nacht, oder wenn das Terrain sehr koupirt oder waldig ist, Infanterie zu diesen Patrouillen.

Steht man nicht zu weit vom Feinde, so werden sie bis an seine Vedettenlinie herangeschickt, um über seine Aufstellung, sein Verbleiben in der Stellung u. s. w. Nachricht einzuziehen.

Sie benutzen zu dem Ende die Terrainvortheile; ist das Terrain eben und gewährt es keine Deckung, so ist es am besten, entschieden vorzutraben, um etwa einen Punkt zu erreichen, der eine Fernsicht gewährt. Im waldigen, koupirten Terrain muss sich die Vorsicht verdoppeln; da der Feind bei einiger Thätigkeit sicher nicht unterlassen wird, Hinterhalte zu legen oder doch ähnliche Patrouillen vorzusenden. Wenn man längere Zeit in einer Stellung verbleibt, die dem Gegner also bekannt wird, muss man vermeiden, eine gewisse Regelmässigkeit in den Gang dieser Patrouillen kommen zu lassen. Blücher und seine Offiziere haben den Franzosen in dieser Beziehung manche empfindliche Lehre gegeben, und dies wird besonders gefährlich bei den Patrouillen in den Morgenstunden, welche Behrenhorst die Schäferstunden des Ueberfalls nennt. So wurde 1794 eine französische Infanterie - Feldwache in der Nähe von Münchalben bei Pirmasens bei hellem Tage von den Husaren überfallen, welche den französischen Morgenpatrouillen folgten, die die Wache zu einer bestimmten Zeit in bestimmter Richtung vorsandte.

Hätte man Mannschaften genug, so würde es am zweckmässigsten sein, eine zweite Patrouille bei den Vedetten zu stationiren, welche vorgeht, sobald die erste zurückkehrt. Mit Tagesanbruch wird eine solche Einrichtung aber beinahe nothwendig und ist, wenn sonst die Kräfte der Mannschaft geschont worden sind, auch ausführbar.

Bei Nacht bestehen diese Patrouillen aus Infanterie und vorzugsweise aus Jägern, die nur das Gewehr und einige Patronen mitnehmen. Sie gehen einzeln und horchend vor; wie denn überhaupt bei Nacht das Gehör der vornehmste Sinn der Patrouillen sein muss; indem man bei hinreichender Aufmerksamkeit marschirende Truppen, namentlich bei ruhigem Wetter und im Winter, sehr weit hören kann. Einen Infanterietrupp von einiger Stärke hört man so auf 500 bis 1000 Schritt, je nachdem der Boden lockerer oder fester ist. Kavallerie ist im Schritt bereits auf etwa 800, im Trabe auf 1200 Schritt wahrzunehmen; eben so Artillerie. Einzelne Infanteristen werden natürlich immer erst viel näher kommen müssen, ehe man sie hört; einzelne Reiter dagegen sind gewöhnlich schon auf 2 bis 300 Schritt bemerkbar.

Ein Fehler der Patrouillen ist, dass sie in der Regel nur einen bestimmten, ihnen angewiesenen Punkt zu erreichen streben, und dann ohne Aufenthalt zurückgehen. Sie müssen angewiesen werden, sich unterweges, besonders an Punkten, welche der Feind passiren muss, wenn er an die diesseitige Vedettenlinie herantritt, aufzuhalten; also an Defileen, Brücken u. s. w., und besonders ihren Rückweg nicht zu beschleunigen. Stossen sie auf eine feindliche vorrückende Abtheilung, so geben sie Feuer, um so auf das Schnellste die Vedetten und Wachen zu benachrichtigen, denn in der Nacht möchten sie häufig mit der Meldung nicht schneller ankommen als der Feind. Kleine feindliche Patrouillen oder einzelne Leute lassen sie gewöhnlich unangegriffen; wenn sie nicht den besonderen Auftrag haben, zu allarmiren oder Gefangene einzubringen.

Gewöhnlich wird verlangt, die Patrouillen sollen auf einem anderen Wege zurückkehren als auf dem sie vorgegangen sind. Dies ist jedoch in der Praxis selten thunlich, indem es gewöhnlich den Nachtheil hervorbringt, dass die Leute stundenlang ohne Weg und Steg umherirren. Führen mehrere Wege gegen unsere Vorposten, so ist es zweckmässig, bei Nacht auf jedem einen Patrouillengang zu etabliren; und man wird so die Mannschaft immer noch weniger angreifen, als durch die erste Anforderung.

Nicht selten finden sich vor oder seitwärts Terrainpunkte,

welche der Feind passiren muss, um an uns zu kommen; die aber so entfernt sind, dass eine daselbst aufgestellte Vedette vollkommen exponirt sein würde. Man pflegt auf solchen Punkten, besonders wenn sie von Wichtigkeit sind, eine Unteroffiziers-Patrouille von 6 bis 8 Mann zu etabliren, die sich selbst durch unausgesetztes Patrouilliren, so wie durch mehrfache Veränderung ihrer Stellung sichert, und die dann während der Nacht mindestens einmal abgelöst wird. Man nennt solche Posten sehr uneigentlich

c) stehende Patrouillen.

Der Name kommt zuerst vor im Feldzug 1812, und namentlich vor Riga. Die sumpfigen Waldungen, welche vor der Front der preussischen Stellung lagen, und diese von den Russen und Riga trennten, waren nur stellenweise zu passiren. Die auf den durchschneidenden Wegen aufgestellten Feldwachen konnten daher keine Verbindung halten, und waren deshalb Ueberfällen sehr ausgesetzt; wie denn auch mehrere solche Ueberfälle den Russen gelangen. Man suchte sich daher durch solche stehende Patrouillen zu sichern, die entweder auf den Wegen bis auf Stellen vorgeschoben wurden, wo der Feind neben denselben auch nicht fort konnte; oder welche man auf den praktikablen Stellen zwischen den Wachen stationirte.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, dass sie hier wesentliche Dienste geleistet haben; indessen kann mit diesen stehenden Patrouillen auch viel Missbrauch getrieben werden, da es offenbar ein sehr angreifender, die Kräfte der Leute erschöpfender Dienst ist.

Nur zu oft sehen wir sie als ein Auskunftsmittel angewendet, wo ein etwas schwieriges Terrain übersehen werden soll, und wo man nicht recht weiss, wie dies anzufangen ist. Bei Tage müssen sie in dieser Form eigentlich gar nicht vorkommen. In einzelnen Fällen können sie dann aber wohl in anderer Weise angewendet werden; nämlich so, dass man eine schwache Patrouille auf einem entlegenen, aber die Umsicht begünstigenden Punkte stationirt, die man von Zeit zu Zeit ablöst. Es ist dies dann eigentlich nichts weiter, als eine weit vorgeschobene, aus 3 bis 5 Mann bestehende Vedette.

Wie nun der Vorpostendienst ein anderer ist, wenn man nur eine Nacht in einer Stellung bleibt, als wenn man längere Zeit darin verharrt, so ist es auch mit dem Patrouillendienst. Für den Vorpostendienst einer Nacht reichen die hier angegebenen Maassregeln vollkommen aus. Anders aber ist dies,

sobald man längere Zeit in einer Stellung bleibt. Die Vorposten bilden die Sphäre der Berührung der beiderseitigen Kräfte, und es tritt dann das Bedürfniss hervor, genauere, bestimmtere Nachrichten über den Feind, seine Stärke, Absichten, Stellung u. s. w. zu erhalten, dem nur durch grössere Patrouillen abgeholfen werden kann, dies sind:

2. Rekognoszirungs-Patrouillen.

Obschon dieselben im Felde häufig auch in der Form selbstständiger Detachements ausgeführt werden, so erscheinen sie doch am häufigsten als im Moment des eigentlichen Vorpostendienstes, weshalb wir es vorziehen, sie hier abzuhandeln.

Ihr Zweck ist zwar, strenge genommen, stets die Erforschung des Feindes, indessen lässt sich derselbe doch insofern zerlegen, als das eine Mal

das Absuchen des Terrains in Bezug auf den Feind,

und das andere Mal

das Aufsuchen des Feindes in Bezug auf das Terrain

die Hauptsache sein kann.

In beiden Fällen pflegt man die Rekognoszirungs-Patrouillen bei Tage zu senden, und, wenn das Terrain nicht sehr durchschnitten ist, vorzugsweise aus Kavallerie zu formiren. Man wird dazu rasche Pferde und thätige umsichtige Leute auswählen; denn einmal wird eine Patrouille oft nur durch schnelle Bewegungen ihren Zweck erfüllen können oder ihre Rettung finden; andererseits aber eignet sich nicht jeder Reiter zu diesem Dienst, der Gewandtheit, Umsicht und Entschlossenheit in hohem Grade erfordert. Ein Patrouillenführer, der das Terrain kennt und dessen Leute gut beritten sind, wird viel wagen können, und wird gewöhnlich durch ein rasches Vorgehen seinen Zweck erreicht haben, bevor noch der Feind Gegenmaassregeln treffen kann. Namentlich gilt dies rasche Benehmen von dem Moment an, wo uns der Feind entdeckt hat. Nur darf man nicht vergessen, dass in vielen Fällen uns der Feind längst entdeckt haben kann, ehe wir etwas davon bemerken. Das Terrain ist hier maassgebend.

Die Eintheilung und das Verhalten der Rekognoszirungs-Patrouille ist ganz das der Avantgarde. Sie marschirt daher mit einer Spitze, Seitentrupps; sucht Gehölze u. s. w. durch eine Plänkerlinie ab u. s. w., — nur ist eine Patrouille fast immer auf sich selbst angewiesen. Dies bringt einige Abweichung hervor, indem vielfach dadurch veranlasst wird, dass sie, wo eine Avantgarde offen und entschieden auftritt, verdeckt bleibt und Umwege macht. Jede solche Patrouille

muss auf die Sicherung ihres Rückzugs Bedacht nehmen, denn ihre Aufgabe ist nicht zu schlagen, sondern Nachrichten zu bringen. Im freien Terrain hat das keine grosse Schwierigkeit; besonders wenn sie rasch und gut beritten ist. Im koupirten Terrain, beim Passiren von Defileen müssen dagegen alle möglichen Vorsichtsmaassregeln getroffen werden. Ist der Patrouille Infanterie beigegeben, so wird man sie dazu benutzen, solche Punkte, welche die Patrouille auf dem Rückwege passiren muss, zu besetzen; den Eingang eines Defilees, eine Brücke u. s. w. Hat sie keine Infanterie bei sich, so lässt man auf solchen Punkten ein Paar Mann zurück, um durch Schiessen die Patrouille von der ihr drohenden Gefahr zu benachrichtigen; damit sie sich derselben bei Zeiten durch einen Umweg entziehen kann.

Gewöhnlich wird als Regel aufgestellt, dass solche Patrouillen einen anderen Weg auf dem Rückmarsche einschlagen sollen. Kann man das, erlaubt es das Terrain, so ist es allerdings sehr gut und man erlangt dadurch den Vortheil, das Terrain in grösserer Breite abzusuchen. Immer wird sich diese Regel jedoch nicht ausführen lassen; dann ist aber auch jedesmal grössere Gefahr für die Patrouille vorhanden, und sie wird um so aufmerksamer sein müssen.

Der Zweck der Rekognoszirungs-Patrouillen lässt sich gewöhnlich unter drei Rubriken bringen:

α. Entweder sie sollen einen bestimmten, begrenzten Terrain-Abschnitt durchsuchen. Hierher gehören dann die Patrouillen, welche man aus der Vorpostenlinie in der Regel mit Tagesanbruch abzusenden pflegt; namentlich dann, wenn man in der Stellung bleibt; oder welche man absendet, das Terrain in der zu nehmenden Marschrichtung vorläufig aufzuklären. Hier ist besonders nothwendig: — Theilung in mehrere kleinere Abtheilungen, die gleichzeitig hervorbrechen; sorgfältiges Absuchen, um nicht in einen Hinterhalt zu fallen; Erkundigungen bei den Einwohnern; rasches Vorgehen; Sammeln, sobald die Grenze des Terrain-Abschnitts erreicht ist; und Aufmerksamkeit beim Zurückgehen.

β. Oder sie sollen den Feind, dessen Stellung, Marschrichtung und Absichten man noch gar nicht kennt, aufsuchen und hierüber nach Möglichkeit Nachrichten einziehen. Patrouillen dieser Art müssen, da sie in der Regel auf längere Zeit ganz sich selbst überlassen bleiben, eine grössere Stärke haben. Sie werden in weitere Entfernungen entsendet, und ihr Verhalten und Benehmen fällt ganz mit dem der Parteigänger zusammen, von welchem wir späterhin sprechen werden.

Der Erfolg und ihre Sicherheit hängen ganz von ihrer Schnelligkeit, von ihrer Vorsicht und davon ab, dass ihre Gegenwart in der Nähe des Feindes möglichst lange unentdeckt bleibt.

γ. Oder sie werden abgesendet, um die im Allgemeinen bekannte Stellung des Feindes näher zu erkundigen, die Stellung seiner Wachen und Posten, die Lage seiner Bivouaks, und die Stärke und Waffenarten seiner Truppen in derselben zu ermitteln. Selten werden sie ihren Zweck durch Heranschleichen und Spähen ganz erreichen. Sie werden vielmehr häufig in den Fall kommen, die feindliche Postenlinie durchbrechen zu müssen, eine Feldwache über den Haufen zu werfen, um zu sehen, was dahinter vorgeht. Es ist dies der Fall, in welchem Patrouillen zum Gefecht kommen und dasselbe sogar suchen müssen, während sie in allen anderen Fällen das Gefecht vermeiden; denn sie sollen sehen und nicht schlagen. In dem vorliegenden Falle aber ist bei der grossen Anzahl leichter Truppen, welche den Heeren neuerer Zeit beigegeben ist, der erste Zweck, das Sehen, selten anders zu erreichen, als durch Schlagen. Mit so schwachen Detachements ist aber ein Gefecht nach den Regeln der taktischen Formen nicht durchzuführen; und man kann da nur durch Ueberraschung einen Erfolg erringen; einen Erfolg, der aber nur kurze Zeit vorhält, und sich bei längerem Verweilen leicht in Nachtheil verkehrt.

Das Charakteristische dieser Gefechte ist daher, dass man sich, begünstigt durch das Terrain oder die Nacht, an die feindliche Postenkette heranschleicht, und sie zu einer Zeit schnell und überraschend angreift, wo man weiter um sich sehen kann. Dies ist die natürliche Ursache der Ueberfälle mit Tagesanbruch. Bei Nacht schleicht man sich heran; ein Angriff bei Nacht aber nutzt bei Rekognoszirungen wenig, da man nicht um sich sehen kann; man wartet also den Anbruch des Tages ab. Würde man länger warten, so steigert sich die Wahrscheinlichkeit, entdeckt zu werden.

Zu dergleichen Patrouillen wird man nun vorzugsweise leichte Kavallerie verwenden. Man kann mit kleinen Abtheilungen einer gut berittenen leichten Kavallerie noch in ziemlich koupirtem Terrain mit Vortheil operiren. Das Gefecht der Kavallerie trägt überdies an sich schon in solchen Fällen den Charakter der Ueberraschung an sich, und es steigert sich dieses Moment noch dadurch, dass man mit einer solchen Kavallerie in einer Entfernung und zu einer Zeit plötzliche Angriffe ausführen kann, wo sich der Feind ganz sicher glaubt. Dies ist mit Infanterie fast niemals auszuführen. Ferner ist

zu berücksichtigen, dass in einem Terrain, wo man die Rekognoszirungs-Patrouillen aus Infanterie bilden muss, weil leichte Kavallerie darin nicht fechten kann, auch sehr selten eine Uebersicht und weitere Umsicht zu erreichen ist. Eine Ausnahme bildet allerdings das Gebirge und der Krieg im Gebirge. Im Gebirgskriege wird eine leichte und tüchtige Infanterie die Ueberfallsgefechte der Patrouillen durchzuführen haben.

Im Allgemeinen ist nun von der Führung dieser Rekognoszirungs-Patrouillen noch zu bemerken:

Der Anmarsch muss verdeckt und so geheim wie möglich geschehen. Erkennt ihn der Feind aus einiger Entfernung, so wird er uns gewöhnlich unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen und uns mit blutigen Köpfen zurückschicken. Eine solche Patrouille geht daher, wie schon bemerkt, gewöhnlich bei Nacht vor, macht nur so viel Entsendungen, als zur eigenen Sicherheit nöthig sind, und nicht auf weitere Entfernung, als es diese bedingt. Von dem Augenblick, wo sie entdeckt ist, oder wo sie das Terrain verlässt, in welchem sie sich herangeschlichen hat, muss ihr Vorgehen schnell und entschieden sein. Sie muss sich dann nicht lange mit dem Plänkergefecht der Vedetten aufhalten; diese rasch und wo möglich übereilt zurückwerfen; die feindlichen Feldwachen zu erreichen suchen, ehe diese im Sattel sind, und sie angreifen, ehe sie zur Besinnung kommen. Hat sie sie geworfen, so muss rasch ein Theil verfolgen, und zwar die schnellsten Pferde, um Punkte zu erreichen, welche eine Uebersicht gewähren. Der Rest folgt als Soutien.

Obschon man in der Regel bei einer solchen Gelegenheit bald eine Ueberlegenheit gegen sich haben wird, so kann man doch viel wagen; man hat die Ueberraschung, die Ungewissheit des Gegners und den Umstand für sich, dass seine Abtheilungen Anfangs nicht in Uebereinstimmung agiren. Man muss aus den Umständen, dem Benehmen des Feindes fühlen, wie weit man ohne zu grosse Gefahr gehen kann. Ist dieser Punkt aber erreicht, so ist es auch Zeit, umzukehren; man wird das bald an den Anordnungen beim Feinde merken. Es werden sich die Pikets der Feldwachen entgegenstellen; es wird Allarm in den Bivouaks entstehen; es wird gegen uns detachirt werden, namentlich gegen unsere Flanken. Zu alle dem aber gebraucht der Gegner Zeit; eine Zeit, welche uns die Möglichkeit gewährt, unsere Erkennung auszuführen. Der Rückzug wird also angetreten, sobald das Netz, welches in den meisten Fällen der Feind um uns zieht, anfängt enger zu werden. Er

geht schnell, aber geordnet vor sich; so dass man im Stande ist, dem Gegner, wenn er zu unvorsichtig folgt, vielleicht noch eine Lektion zu geben.

Man darf übrigens bei solchen Gefechten nicht ausser Acht lassen, dass man es, wenn der Feind nicht ganz den Kopf verliert, in der Regel mit mehr als einer Feldwache zu thun bekommt, wenn die nebenstehenden nicht gleichzeitig angegriffen oder wenigstens mit einem Angriffe bedroht sind. Diese Rekognoszirungs-Patrouillen dürfen daher nicht zu schwach sein, wenn man sie nicht zu sehr exponiren will; und man thut wohl, schwächere Abtheilungen auch gegen die seitwärts stehenden Feldwachen heranprellen zu lassen.

Die Mittel, welche andererseits Vorposten gegen solche Unternehmungen anzuwenden haben, sind: grosse Aufmerksamkeit, schnelles Fertigmachen und dreistes Entgegengehen; hauptsächlich aber eine gute Aufstellung. Gegen Tagesanbruch wird es sehr nothwendig sein, die Pikets und Soutiens vorrücken zu lassen; entweder um den Vorposten selbst näher zu sein, oder auch um selbst eine Erkennung zu unternehmen.

Strenge genommen ist hiermit die Lehre von dem Sicherungsdienst geschlossen. Indessen knüpft sich hieran auf das leichteste die Betrachtung der besonderen Detachements und Entsendungen, welche man im Kriege theils zur Erhaltung der eigenen Sicherheit, theils zur Störung der feindlichen macht. Wir wollen daher hier noch zugleich von diesen Entsendungen sprechen.

Im Allgemeinen haben sie, insofern sie zur eigenen Sicherheit dienen, den Charakter der grösseren Rekognoszirungs-Patrouillen; allerdings aber auch im grösseren Maassstabe, denn sie sind häufig aus allen Waffen zusammengesetzt.

Wir haben gesehen, dass die Avantgarde einer Division das Terrain in der Breite etwa einer Meile sichern kann. Das Terrain, welches darüber hinausliegt, darf aber in den wenigsten Fällen ganz unbeachtet bleiben. Nehmen wir an, dass die Division eine Meile hinter den Vorposten bivouakirt, so würde der Feind durch Umgehung der Vorposten immer noch mit einem Nachtmarsch an dem Gros sein können, und es würde der Hauptvortheil der Vorposten, die Möglichkeit der freien Bewegung der Division, nach den Umständen verloren gehen. Wir würden uns z. B. in einer solchen Lage schlagen müssen, um unsere Avantgarde und Vortruppen nicht aufzuopfern. — Aehnlich sind die Verhältnisse bei grösseren Heerestheilen und die Lage der Flügel-Kolonnen bei grossen Armeen.

Das seitwärts liegende Terrain muss also durch Detachements beobachtet werden, die so weit vorzuschieben sind, dass der Gegner mehr als einen Marsch braucht, um mit grossen Abtheilungen an unsere Kolonne zu kommen. Je mehr Märsche er machen muss, um uns zu erreichen, je mehr steigt die Wahrscheinlichkeit, dass eine solche Bewegung entdeckt, und uns hinreichende Zeit gewährt werde, ihrem Stosse zu begegnen oder auszuweichen. Es liegt mithin in unserem Interesse, unsere Flanken möglichst weit zu sichern. Dies hat jedoch sein Maximum einmal in der Masse der Truppen, die dazu verwendet werden können; zweitens in der Oertlichkeit; drittens in den Maassregeln und dem Benehmen des Feindes.

Eine Division wird zu diesen Flankendetachements selten mehr, als ein paar hundert Pferde verwenden, und diese, wenn sie sie nicht ganz isoliren will, höchstens zwei bis drei Meilen weit entsenden können. Bei grösseren Abtheilungen wird wohl nach jeder Seite eine Abtheilung von zwei bis vier Eskadrons, auch wohl mit einigen leichten Geschützen, entsendet, die dann schon ein paar Tagemärsche seitwärts gehen, und auch die Verbindung der verschiedenen Heerestheile unterhalten.

Bei den verbündeten Heeren übernahm die russische leichte Kavallerie diesen Dienst fast ausschliesslich; indessen haben doch auch preussische Kavallerie-Abtheilungen daran Theil genommen. Bei den französischen Heeren dieser Zeit wurde dieser Dienst, wie der ganze Sicherungsdienst, sehr vernachlässigt; was besonders aus dem Mangel an Kavallerie, besonders an leichter Kavallerie, hervorging. Es ist ihnen daher auch während des ganzen Feldzuges 1812 und 1813 nie gelungen, eine einzige überraschende oder nur einigermaassen geheime Bewegung auszuführen; während dies den Verbündeten mehrfach geglückt ist (z. B. Lützen, Haynau, Blüchers Abmarsch nach Wartenburg). Napoleon fühlte die Fesseln, die dies Missverhältniss ihm auferlegte, und er hat in dieser ganzen Zeit auch nichts dergleichen versucht. Im Feldzuge 1814 gestalteten sich dagegen die Verhältnisse anders und Napoleon hat da durch die Gefechte von Montmirail, Champeaubert und Etoges die Nothwendigkeit aufmerksamer und tüchtiger Flanken-Detachements praktisch gelehrt; denn die mangelhafte Beobachtung der linken Flanke des schlesischen Heeres in der Richtung auf Sezanne (durch die Russen unter Alsufiew) war der erste Grund zu dieser Reihe unglücklicher Gefechte, die dem Blücherschen Heere 5000 bis 6000 Mann und 15 Geschütze kosteten, und dasselbe für vierzehn Tage auf die Defension warfen. —

In dem kurzen Feldzuge von 1815 war französicher Seits alles auf die Entscheidung durch Hauptschlachten gestellt, und es ist merkwürdig, wie der ganze Vorposten- und Sicherungsdienst vernachlässigt wurde.

Die eine Schranke für die Entfernung der Flanken-Detachements bildet also die Stärke und die Waffenarten derselben. Leichte Kavallerie in grosser Zahl begünstigt ihre Entsendung in grosse Entfernung. (So 1812 und 1813 die Russen.) Schwache Detachements darf man nicht zu weit entsenden; einmal um sie nicht zu exponiren, zweitens weil sich sonst der Feind leicht dazwischen schieben kann, und ihr Zweck so verloren geht.

Die zweite Schranke beruht in der Oertlichkeit. Haben wir ein neutrales Gebiet neben uns, oder ein unwegsames Terrain, Gebirge, grosse Wälder, Moorgegenden, einen breiten Strom u. s. w., so ist es selten nöthig, Flanken-Detachements darüber hinaus zu senden.

Ganz besonders aber ist hierbei das Verhalten und Benehmen des Feindes maassgebend. Sucht er uns mit solchen Detachements zu umgeben, zu umfassen (denn diese Form ist die vortheilhafteste, weil sie bei der geringeren Entfernung die grössere Sicherheit gewährt), so bleibt nichts übrig, als durch starke Schläge die Fesseln, die er uns so anlegen will, zu zerreissen. Sobald nämlich der eine Theil zum wirklichen Umfassen durch leichte Truppen vorgeht, wird der Nachtheil für den anderen Theil verdoppelt; während, so lange sich beide Theile gradlinig parallel einander gegenüber bleiben, der Vortheil beider Seiten sich kompensirt. Im letzten Falle nämlich ist Jeder gegen den Anderen gesichert, indem keiner von beiden Theilen unentdeckt eine Bewegung gegen das Gros des Anderen ausführen kann. Im ersten Falle aber kann der umfasste Theil

sich selbst nicht unbemerkt frei bewegen, oder
dagegen es kann dies der andere Theil.

Dies Umfassen also ist die vortheilhaftere Form, und wir werden daher bemüht sein, die Flanken-Detachements vorzutreiben. Dies gilt von der kleinsten wie von der grössten Abtheilung. Eine auf solche Weise vorgeschobene Patrouille von zwölf Husaren nutzt und fördert die Sicherheit mehr, als eine Schwadron, welche sich in der umgekehrten Form befindet.

Je mehr aber ein Flügel-Detachement vorgeschoben ist, je mehr ist dasselbe selbst exponirt, und auf seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit angewiesen. In dieser Form aber ist es, dass auch seine Wichtigkeit zunimmt, und selbst eine

schwache Abtheilung entscheidenden Einfluss auf die Begebenheiten gewinnen kann. So streifte der Major von Falkenhausen am 18. Juni 1815 mit einem schlesischen Landwehr-Kavallerie-Regiment bis weit hinter die rechte Flanke der französischen Hauptarmee, und machte jede direkte Kommunikation Napoleons mit Grouchy unmöglich.

Je näher sich nun ein solches Kavallerie-Detachement am Feinde hält, je leichter wird dasselbe jede Bewegung bemerken: in demselben Maasse aber wird die eigene Lage gefährlicher. Auf Unterstützung durch andere Truppen, auf eine Aufnahme durch dieselben, kann es nie rechnen. Es ist sich selbst überlassen und muss daher die Mittel der eigenen Sicherheit in sich selbst finden. Hierher gehört nun zunächst grösste Beweglichkeit. Das koupirte Terrain ist hier der Tummelplatz kleinerer Abtheilungen, es ist mithin eine freiere Bewegung schon an sich möglich. Die Zusammensetzung des Detachements muss sie erleichtern. Also eine Hauptregel ist die häufige Veränderung des Standortes. Dabei aber darf der Hauptzweck, Sicherung der Heeresabtheilung, und mithin Beobachtung der Strassen, auf welchen der Feind eine gefährliche Bewegung ausführen kann, niemals aus den Augen verloren werden. Das Detachement braucht zwar nicht in direkter Verbindung mit den eigentlichen Vorposten zu bleiben; indessen erfordert der Zweck, dass es sich so aufstellt, dass keine grössere Abtheilung vom Feinde die Vorpostenstellung unbemerkt umgehen kann. Es wird also durch Patrouillen das zwischenliegende Terrain sichern. Es wird ferner zur eigenen Sicherheit dergleichen gegen den Feind vortreiben und sich im Zustande der Ruhe durch Vedetten und Wachen sichern. Je schwächer ein solches Detachement ist, je weniger es für sich also einen Vorpostendienst organisiren kann, je mehr muss dasselbe bemüht sein, dem Feinde die nothwendigen Ruhemomente gleichsam abzustehlen. Es muss zuweilen verschwinden, um an einem verdeckten, entlegenen sicheren Orte zu futtern, zu kochen und zu ruhen; und es wird zu diesem Zweck häufig starke Märsche zu machen haben.

Genaue Terrainkenntniss und unermüdliche Thätigkeit sind Haupterfordernisse für den Führer, während die Mannschaft vorzugsweise tüchtig und gut beritten sein muss.

Werden diese Flanken-Detachements aus allen Waffen gebildet, so haben sie den Charakter einer Avantgarde; sie formiren sich und operiren dann mehr in dieser Weise, wenn ihnen nicht etwa ein bestimmter fester Punkt zur Besetzung angewiesen wird, von wo aus sie ihre weiteren Unterneh-

mungen machen. So z. B. wird oft ein solches Detachement zur Beobachtung und Besetzung eines Flussübergangs, eines bedeutenden Defilees, das in der Flanke des Heerestheils liegt, entsendet; und hat dann von da aus Patrouillen und kleinere Detachements gegen den Feind vorzutreiben. Dergleichen Verhältnisse bestimmen dann natürlich das Benehmen und Verhalten; wobei es auch darauf ankommt, ob überhaupt die Kriegführung eine rasche, lebendige ist, oder ob temporisirt, Zeit gewonnen werden soll.

Lösen sich die Flanken-Detachements ganz vom Heere ab, geben sie die unmittelbare Verbindung auf, und begeben sie sich in die Flanken oder den Rücken des Feindes, so werden dieselben Streifcorps, Parteigänger u. s. w. genannt. Ihr Zweck ist sodann, Nachrichten vom Feinde durch Beobachtung der grösseren Nachzüge, durch Aufheben von Depeschen, höheren Offizieren einzubringen, die Kommunikationen des Feindes unsicher zu machen, Transporte zu vernichten, Gefangene zu befreien u. s. w. Solche Streifcorps sind in der Regel nur wenig zahlreich, namentlich wenn ihnen nicht eine bestimmte Unternehmung, zu der eine grössere Truppenzahl nothwendig ist, aufgetragen wird. Es soll hier mit wenig Kräften, die man exponirt und preisgiebt, dem Feinde viel und empfindlicher Nachtheil beigebracht werden. Wird dem Führer eines Streifcorps eine bestimmte Aufgabe gestellt, so muss er diese Aufgabe fest ins Auge fassen und sich nicht durch die günstigste Gelegenheit, andere Coups auszuführen, zu solchen verleiten lassen; denn der glücklichste Streich macht seine Gegenwart nur um so mehr bekannt. Hat er keinen bestimmten Auftrag, so muss er seine Thätigkeit nur auf wesentliche und wichtige Dinge richten. Allarmiren, Contributionen beitreiben, Gefangene machen u. s. w. sind bei der jetzigen Kriegführung und bei den zahlreichen Heeren höchst unwesentliche Dinge, auf die er sich gar nicht einlassen muss. Mannschaft hat gegenwärtig weniger Werth und ist leichter zu ersetzen, als Material. Er muss also besonders darauf ausgehen, Munitions- und Artillerie-Transporte wegzunehmen und zu vernichten, eben so Transporte von Bekleidungs-, Ausrüstungs- und Bewaffnungs-Gegenständen, Pferden. Transporte von Lebensmitteln haben nur Wichtigkeit, wenn der Feind Mangel leidet. Kriegskassen, Geldsendungen dagegen sind um so wichtiger, da wir sie mit uns fortführen können.

Ein Streifcorps, welches wesentliche Dienste leisten soll, muss sich in den Raum, den der Feind sicher glaubt, also hinter seinen Rücken einschleichen und sich erst zeigen

und thätig werden, wenn es diesen Raum erreicht hat. Es muss sich daher zunächst aus der Sphäre der grossen Heere entfernen und die Flanken der feindlichen Stellung in einem grossen Umwege umgehen; da, wenn es früh entdeckt wird, der Feind sofort dagegen detachirt und es unschädlich macht. Grosse Abtheilungen taugen für diesen Dienst nicht, ihre Verpflegung ist schwer; sie können sich nicht leicht verbergen und werden daher bald gezwungen sein, den Schauplatz ihrer Thätigkeit zu verlassen. Ferner passt, ausgenommen in sehr waldigen Gegenden, oder im Gebirge, nur leichte Kavallerie für diesen Dienst, weil es sich von Zeit zu Zeit nur durch starke Märsche der Aufmerksamkeit des Gegners wieder entziehen kann, um an einem anderen Schauplatze plötzlich zu erscheinen.

Streifcorps dieser Art dürfen nicht über 100 Pferde stark sein; aber mit 100 Mann einer gut berittenen tüchtigen leichten Kavallerie lässt sich vieles ausrichten. Das Streifcorps des Rittmeisters von Colomb im Mai 1813 hatte diese Stärke. Er umging, nachdem er am 11. Mai bei Rahden, in der Nähe von Königsstein, die Elbe passirt hatte, die rechte Flanke der Franzosen durch das Erzgebirge, begann seine Thätigkeit aber erst weit hinter der französischen Armee. (Je näher man nämlich zu der Quelle der feindlichen Zufuhren und Transporte gelangen kann, je empfindlicher werden die Verluste.) Am 29. Mai überfiel er bei Zwickau einen französischen Artillerie-Train, welcher durch 6 Offiziere, 116 Mann Kavallerie, 86 Mann Infanterie und 200 Mann bewaffnete Trainsoldaten eskortirt wurde, die denselben in gewöhnlicher Weise deckten. Colomb griff Tete, Nachhut und Flanke gleichzeitig an; entwaffnete die Infanterie und schlug die Kavallerie, welche sich theilweise wieder gesammelt hatte, aus dem Felde; wobei 60 Pferde und 30 Mann gefangen wurden. Der ganze Transport, 18 Kanonen, 6 Haubitzen, 36 Munitionswagen, 10 Vorrathswagen, wurde genommen; 700 Pferde, 300 Mann gefangen.

Das Streifcorps bestand aus 83 Mann incl. Offiziere, und hatte ein Mann todt, 5 verwundet.

Ein anderer Fall, in welchem aus der Thätigkeit der Streifcorps Nutzen gezogen wird, ist das Vorsenden derselben, wenn die Heere noch in grösserer Entfernung von einander sind; oder wenn sie durch den Rückzug des einen Theils wieder in grössere Entfernung von einander kommen. Sobald diese Entfernung mehr wie einen Tagemarsch beträgt, wird die Thätigkeit der Avantgarde in Bezug auf die über den Feind einzuziehenden Nachrichten mehr und mehr erfolglos.

Sie ist ein Theil des Ganzen, und kann sich ohne Störung des ganzen Organismus nicht davon losreissen. Kleine Abtheilungen werden daher entsendet, um den Gegner aufzusuchen; ihn und seine Bewegungen im Auge zu behalten, und Nachrichten darüber einzusenden, die von der höchsten Wichtigkeit und in vielen Fällen die eigenen Bewegungen und Maassregeln bestimmen. Alle dergleichen Streifcorps sind auf ihre eigenen Kräfte, mehr aber noch auf die eigene Vorsicht, List und Entschlossenheit angewiesen. Ganz besonders aber treten die Folgen hiervon in Feindes Land hervor. Im eigenen Lande ist jeder Einwohner ein Verbündeter, oder er hält sich wenigstens neutral. Einerseits trägt dies sehr wesentlich zur Sicherheit solcher Detachements bei; Nachrichten strömen ihnen zu; sie erfahren jede Bewegung, jedes Erscheinen des Feindes, oder können es doch bei einiger Thätigkeit erfahren; sie finden immer Bereitwillige, um sie über das Terrain, die Wege, Passirbarkeit von Fuhrten und Brücken zu unterrichten. An Führern und Boten ist kein Mangel, und sie werden selbst durch die Einwohner auf manchen Streich und auf die Ausführbarkeit von Unternehmungen aufmerksam gemacht, die ihnen sonst entgangen wären. Lesen wir aufmerksam die Geschichte solcher Streifzüge, so werden wir sehen, wie vielfacher Vorschub den Detachements daraus erwachsen ist, und wie grossen Einfluss gerade dies Verhältniss auf die Bewegungen, Thaten und Erfolge derselben gehabt hat. Sie bewegen sich in einem von ihrer Seite aus durchsichtigen Element, welches ihnen gestattet, die Bewegung des Feindes aus weiter Ferne zu erkennen; während dieser einen Nebelschleier vor sich hat, den er mühsam nach allen Seiten, und immer nur theilweise lüften kann.

In Feindes Land verkehrt sich dieses Verhältniss in das Gegentheil. Es ist nicht nothwendig, dass die Bevölkerung zu den Waffen gegriffen hat, wie in Spanien, Russland, oder in den Ardennen 1814 und 1815, um uns in jedem Einwohner einen Gegner und einen Spion zu gebähren, der jede unserer Bewegungen beobachtet und sie verräth, so oft er kann; der uns irre führt, uns Nachrichten verheimlicht und uns auf diese Weise aktiv und passiv zu schaden sucht, so viel er kann. Unter solchen Umständen pflegen es dann nur das Geld und die Furcht zu sein, welche uns sichere Nachrichten verschaffen. Beides aber reicht selten weit.

Die Kriege aller Zeiten geben hiervon zahlreiche Beispiele. Ein naheliegendes sind die Feldzüge 1813 und 1814. Während in dem ersteren die Streifcorps und Detachements die grösste

Thätigkeit entwickelten, den Feind nach allen Seiten umschwärmten, hinter seiner Front die Verbindungen der grossen Hauptarmeen unterhielten, seine Nachzüge überall anfielen, die rückwärts gelegenen Landestheile zu insurgiren suchten, und Napoleon von Zeit zu Zeit durch die Unterbrechung der Verbindung mit Frankreich so isolirten, dass er starke Abtheilungen entsenden musste, um die Hauptstrassen frei zu halten — verschwindet mit dem Ueberschreiten der Gränze Frankreichs diese ihre Thätigkeit fast ganz. Sie erscheinen eigentlich nur noch als grosse Patrouillen, um die Verbindung der grossen Heerestheile zu unterhalten.

Nur die Kosacken sind es, die, zu anderem Dienst unbrauchbar, auf Abenteuer auf eigene Hand ausgehen, aber ebenfalls ohne grosse Erfolge; auch sie bleiben mehr in der Nähe der Heere selbst.

Ungern verwendet man für diesen Dienst ganze Eskadrons oder Regimenter der regulairen Kavallerie. Man legt auf ihn überhaupt, durch die Ergebnisse der letzten Zeit verführt, selten den hinreichenden Werth. Einerseits ist es allerdings unangenehm, ganze Eskadrons durch einen solchen Zug vielleicht aufgerieben zu sehen; andererseits eignet sich auch nicht jeder Mann und jedes Pferd für die Anstrengungen dieses Dienstes. Man wählt daher gewöhnlich die Mannschaften aus mehreren Eskadrons oder Regimentern; was dann aber wieder den Uebelstand hat, dass der Führer den grössten Theil der Mannschaft, ihre Fähigkeit und Brauchbarkeit nicht kennt. Es dürfte daher zweckmässig sein, dergleichen Streifcorps gleich beim Ausbruch einer Campagne zu formiren, und sie, so lange sie nicht für ihren eigentlichen Zweck gebraucht werden, als Bestandtheile der Avantgarden zu benutzen; wodurch ihnen zugleich die Gelegenheit gegeben wird, den kleinen Krieg praktisch zu erlernen; und wo sich dann auch die Brauchbarkeit und Fähigkeit der Führer bald beurtheilen lassen würde.*)

Dass man auf diese Weise einen vielleicht verhältnissmässig bedeutenden Theil der leichten Kavallerie verbraucht, und in einer Weise verwendet, dass sie auf dem Schlachtfelde selbst entweder nicht erscheinen oder doch nicht mehr mit

*) Ein Beispiel hiervon ist die Laufbahn Schill's, der vor seinem Auftreten im Jahre 1807 in seinem Regiment als ein ruhiger, stiller Mensch bekannt war, von dem Niemand ein grosses Talent für den Parteigängerkrieg ahnte, und der im Jahre 1806 noch keine Gelegenheit gehabt hatte, sich von dieser Seite zu zeigen. Musste es doch harter Schläge viele kosten, um die Funken sprühen zu lassen!

Nachdruck auftreten kann, darf von dieser Art der Verwendung nicht abschrecken. Wer von beiden Gegnern im Felde von den Unternehmungen des Feindes, seinen Bewegungen, seinem ganzen Thun und Lassen das Meiste weiss, hat damit einen unendlichen Vortheil in der Hand, der jenen kleineren Nachtheil vielfach aufwiegt. Alle Operationen bekommen dadurch den Charakter der Bestimmtheit; die unsicheren, ungewissen und schwankenden Bewegungen, deren Folgen unnütze, ermüdende Hin- und Hermärsche sind, verschwinden, und der Erfolg gewinnt an Sicherheit. Dennoch aber werden wir beim Studium der Kriegsgeschichte sehen, wie oft dieses Mittel, über die Absichten des Gegners ins Klare zu kommen, selbst unter den günstigsten Umständen versäumt wird.

Beim Beginn des Krieges 1813, wo es den Franzosen ganz an Kavallerie mangelte, und wo dagegen ein solcher Ueberfluss auf der Seite der Verbündeten war, dass sie die ganze feindliche Armee mit leichter Kavallerie hätten umgeben können, war man theilweise über die Bewegungen Napoleons ganz im Ungewissen. Die alliirte Kavallerie betrug 25,000 Pferde; und doch wurde das Corps von Miloradowitsch gegen Zeitz, ganz links hin vorgeschoben; weil man nicht wusste, ob Napoleon nicht in dieser Richtung mit einem oder einigen Paar Armee-Corps operiren würde, obschon nicht ein Mann von den Franzosen des Weges kam.

Im Feldzug 1806, der überhaupt höchst belehrend ist, indem er zeigt, wie man es nicht machen muss, gewährte der Thüringer Wald die vortrefflichste Gelegenheit, mit kleinen Detachements die Bewegungen und die eigentliche Marschrichtung des Feindes zu beobachten und zu erforschen. Es geschah nichts dergleichen; oder doch das, was geschah, so spät, dass die bestimmten Meldungen später kamen, als die Katastrophen selbst.

Ueber das taktische Verhalten der Streifcorps ist im Ganzen wenig zu sagen. Es kann nicht ihre Sache sein und liegt nicht in ihrer Natur, ein Gefecht systematisch durchzuführen; um so weniger, als es gar nicht in ihrer Aufgabe liegt, sich mit taktisch gefechtsbereiten Truppen einzulassen. Sie haben lediglich den Ueberfall und das Ueberraschungsgefecht zu führen, wenn sie angreifen; beim Rückzuge ist Durchschlagen ihr Heil, sie suchen es nicht in zähen Defensivgefechten. Diese Verhältnisse bedingen ein Zusammenhalten der Masse; mit der Theilung muss die Wahrscheinlichkeit des Erfolges schwinden. Ein systematisches Durchsuchen des Terrains, wie es die Avantgarde ausführt, kann hier auch

nicht ausgeführt werden, da es Zeit kostet, Aufmerksamkeit erregt, und dem Charakter des Partisanen widerspricht; besonders dann, wenn der Feind in der Nähe ist.

Kann er nicht bei Nacht oder verdeckt marschiren, so thut er es so unbefangen als möglich. v. Colomb ist so am hellen Tage mitten durch die französischen Quartiere marschirt. Statt einer Spitze reitet dann ein Offizier oder Unteroffizier voraus; alles Uebrige bleibt zusammen. Im Gefecht selbst tritt Theilung höchstens ein, wenn man, wie beim Angriff auf einen Transport, den Feind von mehreren Seiten anfallen will. Erscheint der Ausgang zweifelhaft, so wird man eine kleine Reserve aus dem Gefecht halten; wobei sich Alles wieder sammelt.

Ein Sammelpunkt muss überhaupt bei allen solchen Gelegenheiten gegeben werden, und zwar weit vorwärts oder rückwärts, da ein solches Detachement leicht in den Fall kommt, auseinander gesprengt zu werden.

Es kommt natürlich auf die Tüchtigkeit, Entschlossenheit und Verschlagenheit des Führers Alles an. Ueber Verschlagenheit und List, über Muth und Entschlossenheit lässt sich kein System geben; sie beruhen gerade auf dem völligen Aufgeben desselben.

Man könnte daher hier etwa nur Beispiele geben; aber das Thema würde doch nicht erschöpft, und ausserdem hilft es nichts, da die Verhältnisse in jedem künftigen Falle andere sind, als in allen vorhergehenden.

DRITTER ABSCHNITT.

Das Gefecht.

E i n l e i t u n g.

Der Krieg wird bezeichnet als das Instrument, dessen sich die Politik bedient, um den Gegner durch physische Gewalt zur Erfüllung ihres Willens zu zwingen, oder aber diesen Zwang, insofern ihn der Gegner beabsichtigt, von sich abzuwenden. Das Erstere ist der Zweck des A n g r i f f s, das Zweite der Zweck der V e r t h e i d i g u n g; zwei Momente, die in gleicher Bedeutung, wiewohl mit einem verschiedenen Werthe, durch alle Einzelnheiten des Krieges, alle kriegerischen Ereignisse hindurchgehen, und die wir so in den Heereszügen der Welteroberer, wie in dem kleinsten Vorpostengefecht des Kordonsystems wiederfinden. Angriff und Vertheidigung sind die beiden Momente, aus denen der Krieg im Wesentlichen besteht, und um welche sich daher auch alle Betrachtungen kriegerischer Ereignisse drehen.

Der Krieg ist also, im Ganzen betrachtet, ein Akt physischer Gewalt, ein Kampf; der eigentliche Kampf im Kriege ist nun das G e f e c h t.

Wir sagen: der eigentliche Kampf; und zwar im Gegensatz zu dem Zwang, den die strategischen Operationen, das Erscheinen einer grossen Ueberlegenheit, das moralische Uebergewicht u. s. w. im Kriege hervorbringen.

Der wesentliche Z w e c k des Gefechts ist also das N i e d e r w e r f e n d e s G e g n e r s oder die A b w e h r. Dieser Zweck aber, auf den zugleich im Grossen der ganze Krieg gerichtet ist, verschwindet im einzelnen Gefecht oft fast ganz, und wird dem Auge durch partikulare Zwecke völlig verdeckt. Einerseits kann nämlich das Mittel, das Gefecht, selbst wieder Zweck werden, z. B. um die Truppen zu aguerriren; oder es kann sich ein Zweck vorschieben, dessen Erreichung wieder nur ein weiteres, aber oft sehr entferntes Mittel für den Zweck des

Krieges im Allgemeinen wird; z. B. Deckung einer Fouragirung, eines Kantonnements, ein Rekognoszirungsgefecht, Besetzung oder Wegnahme eines Punktes, der erst im weiteren Verfolg von Wichtigkeit ist. So giebt also der besondere Zweck eine Anleitung zur Klassifizirung der Gefechte.

Wir betrachten nun hier aber das Gefecht, und besonders das Verhalten der Truppen in demselben, nicht mehr, wie in der Elementar-Taktik, abstrakt, sondern in ihrer wesentlichen Beziehung zum Terrain. — Das Terrain ist es, wodurch im Gefecht das Verhalten der Truppen, ihre Verwendung, der Gebrauch, den sie von ihren Waffen machen, u. s. w. bedingt wird. Das Terrain ist es, aus dem der Vertheidiger, wie der Angreifende, jeden möglichen Vortheil zu ziehen sucht, und mit dem daher beide Theile vor und nach dem Gefecht, so wie während desselben, in steter Wechselwirkung und Wechselbeziehung stehen. Dies Verhältniss wird die Veranlassung zu einer weiteren Klassifizirung des Gefechts. Während nämlich der Zweck des Gefechts den Charakter desselben bestimmt, erhält dasselbe durch das Terrain seine Physiognomie, seine äussere Erscheinung. Wir werden die Klassifizirung des Gefechts, nach dem Terrain, in welchem gefochten wird, an die Spitze stellen. Es ist die materiellere Seite, die den Zweck des Gefechts, als das Verständige darin, für sich verwendet und verbraucht.

Wir werden also, nachdem wir noch einige allgemeine Betrachtungen vorangeschickt haben, das Gefecht zuerst in Bezug auf das Terrain, zweitens aber nach seinem besonderen Zweck betrachten; durch beide Betrachtungen aber wird sich stets der Begriff der Vertheidigung und des Angriffs hindurchziehen.

Es ist nun ganz besonders die Formation der Truppen, ihre Zusammensetzung und ihre Taktik, welche den Charakter des Gefechts bestimmen. So lange das Massenfeuer das vorherrschende Mittel war, den Feind niederzuwerfen; so lange der Angreifende sich bestrebte, den Gegner durch schnelles Infanteriefeuer niederzuschiessen, in Unordnung zu bringen und über den Haufen zu werfen; so lange daher der Angegriffene sich bemühte, diesem durch eine vortheilhafte, seine Feuerwirkung erhöhende Aufstellung zu begegnen: so lange waren die Gefechte in die Ebene verwiesen, wo sich dieser Zweck vorzugsweise durch das Massenfeuer erreichen lässt. Zugleich dehnten sich die Truppen möglichst in die Breite aus,

da nur so die gleichzeitige und daher erfolgreichste Wirkung vieler Feuerwaffen möglich ist. Die Tiefe der Aufstellung hatte keinen Werth. — Zugleich fand in den Heeren dieser Zeit keine Mischung, mithin keine wechselseitige Unterstützung der Waffen statt; oder wenigstens nur in einem untergeordneten Maasse und meistentheils nur zufällig. Die Kavallerie, auf den Flügeln aufgestellt, focht ihr Gefecht für sich aus; während die Artillerie sich aus der Ferne beschoss und die Infanterie bemüht war, an einander und zum Feuer mit grossen Abtheilungen zu kommen.

Die Eröffnung eines solchen Gefechts blieb daher fast immer der Artillerie allein überlassen, während die Dauer in der Regel von dem früheren oder späteren Aneinanderkommen der Infanterielinien abhing, und daher im Verhältniss zu den neuen Gefechten nur kurz war. Das Feuergefecht der Infanterie mit grossen Abtheilungen ist das mörderischeste; es ist das, welches die Ordnung, den Zusammenhalt der Truppen am vollständigsten und gründlichsten auflöst. Dieses musste bei dem Mangel an Reserven natürlich noch grössere Folgen haben; und so ist denn die Entscheidung der Gefechte jener Periode fast immer eine definitive. Es erfolgt, je nachdem mehr oder weniger Truppen im Feuergefecht gewesen sind, die mehr oder weniger vollständige Niederlage.

Der fast immer entscheidende Ausgang der Schlachten und Gefechte der früheren Periode hatte dann zugleich die grosse Masse von Gefangenen und Trophäen zur Folge. Die völlige Entscheidung bringt beides mit sich; was dann als eine leicht zu pflückende Frucht in die Hand des Siegers fällt. Denn die wenigsten Gefangenen werden im Gefecht selbst gemacht und die wenigsten Kanonen im Gefecht genommen.

Ist aber ein Gefecht bis zur letzten Entscheidung durchgeführt, so hat dies noch heute dieselbe Wirkung, wie früher; so Waterloo und Auerstädt, während Schlachten wie Ligny, Aspern, Borodino dem Sieger gar keine Trophäen und Gefangene liefern. Bei Aspern nahmen die Oesterreicher 3 Kanonen und 2000 Gefangene, bei Borodino verloren die Russen 21 Kanonen und fast keine Gefangenen, während mehr als 1200 Geschütze von beiden Seiten während elf Stunden thätig gewesen waren. Nach dieser Seite haben also jetzt grosse Schlachten oft nicht das Resultat kleinerer Gefechte der früheren Zeit.

Die veränderte Formation der neueren Heere, die Combination der verschiedenen Waffen auf einen gemeinsamen Effekt, so wie die Ausbildung der ganzen Infanterie für das zerstreute

Gefecht, haben dem Gefecht, seiner Einleitung, seinem Gang, wie seiner Entscheidung, eine ganz veränderte Gestalt gegeben. Es ist nicht mehr ein gewaltsamer Stoss mit der ganzen Kraft und der ganzen Masse des Heeres oder des Theiles, der das Gefecht führt, von dem die Entscheidung herbeigeführt wird, oder der noch heftiger zurückgestossen wird. — Mit der Ausbildung der Infanterie für das Einzelngefecht ist derselben die Benutzung aller Terrainvortheile möglich; es verschwindet immer mehr das Infanteriegefecht in der Ebene, das Gefecht mit Massenfeuer; es tritt an seine Stelle das Gefecht um Terraingegenstände, um Wälder, Gebüsche, Dörfer u. s. w., und hieraus resultirt das stete Bereithalten frischer Truppen, der Reserve. Damit gewinnt die Schlacht- und Gefechts-Ordnung einerseits an Tiefe; andererseits bedarf es nicht mehr des genaueren Zusammenhanges der Schlachtlinie, wie dies im ebenen Terrain nöthig war. Das Gefecht zerfällt also in der Breite in einzelne Kämpfe und Gefechte um einzelne Terrainvortheile.

Da so immer verhältnissmässig nur eine kleine Zahl Truppen von Hause aus zum Gefecht kommt, und nur nach und nach unterstützt wird, so sind die Abtheilungen im Stande, das Gefecht länger auszuhalten; die Dauer nimmt damit bedeutend zu. Die Entscheidung aber wird keine rapide; sie ist selten abhängig von einem grossen, einem sogenannten entscheidenden Angriff; vielmehr findet ein langsames und stufenweises Niedersinken der Schaale für den einen Theil statt. Dies ist natürlich nur im Ganzen, im Grossen zu verstehen. Eine Kavallerie-Attake hat immer noch ihren rapiden Verlauf, aber nicht mehr den Erfolg, wie z. B. bei Rossbach.

Man kann nun fragen: wie spricht sich gegenwärtig die Entscheidung des Gefechts aus; eines Gefechts, welches nicht bloss ein Ueberrennen des Gegners ist? Die Entscheidung liegt in dem Erreichen des Zwecks auf der einen oder der anderen Seite. Dieser Zweck kann nun vorherrschend der allgemeine Zweck des Gefechts und des Krieges sein, das Niederwerfen des Gegners; oder er kann ein spezieller Zweck sein, der Besitz eines unbeweglichen, eines Terraingegenstandes, oder drittens eines beweglichen Gegenstandes, z. B. eines Transports. In den beiden letzten Fällen liegt in dem Verlust des Gegenstandes auch die Entscheidung des Gefechts; die allerdings, sofern es sich um einen Terraingegenstand handelt, nur eine vorläufige sein kann. Der Herausgeschlagene kann wieder zum Besitz gelangen durch neues Gefecht. Im ersten Falle tritt die Entscheidung da ein, wo das successive

Niederwerfen der Streitkräfte so weit gediehen ist, dass der Rest, ohne die höchste Gefahr ganz erdrückt zu werden, das Gefecht nicht mehr fortsetzen kann. Die Entscheidung kann aber auch andererseits in der erfolgten Abwehr des Angriffs liegen; indem die Vertheidigung dem Angreifenden so viel Verluste zufügt, dass der ihm verbleibende Rest nicht mehr zur Besiegung des Widerstands hinreicht, oder dass der noch zu befürchtende Verlust keinen Ersatz in der Erreichung des Zwecks mehr findet, und deshalb der Angriff aufgegeben wird.

In diesem Falle ist denn der Zweck ein negativer und so auch die Entscheidung; sie kann aber positiv werden, wenn der Vertheidiger nunmehr selbst zum Angriff übergeht; und sie kann um so entscheidender werden, je mehr Kräfte der Angreifende an die Erreichung seines Zweckes gesetzt und so geopfert hat. (Lützen, Dresden.)

Bei den kleineren Gefechten der Vortruppen und Detachements liegen gewöhnlich lokale Zwecke zum Grunde, und in der Regel auch nur einzelne derselben (der Besitz eines Uebergangs, eines Defilees, einer beherrschenden Anhöhe, das Zurückwerfen einer Rekognoszirung). Es kommt indessen auch der allgemeine Gefechtszweck oft ganz entkleidet von solchen Nebenzwecken zur That; z. B. beim Ueberfall eines feindlichen Bivouaks, Kantonnements. Hier ist nicht der Besitz des Terraingegenstandes, sondern die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte das Ziel. Bei dem grösseren Gefecht tritt immer mehr und mehr der absolute Zweck des Gefechts hervor; so dass man sagen kann, das grosse Gefecht, die Schlacht habe keinen anderen Zweck. In dem grösseren Gefecht erscheinen dann die kleineren um den Besitz von Terrainvortheilen nur als Mittel. Durch alle diese Verhältnisse nun zieht sich die Wechselbeziehung von Angriff und Vertheidigung hin, welche einander bedingen.

Unsere Friedensübungen gewöhnen uns daran, von den Truppen in dieser Beziehung sehr viel, und offenbar oft zu viel zu verlangen. Die Uebergänge von einem Angriff zum anderen, oder von der Vertheidigung zum Angriff folgen sich zu schnell auf einander, und in einer Weise, die im Felde völlig unausführbar ist. — Jedes Gefecht nämlich löst entweder nach und nach, oder auch plötzlich, die Ordnung und die taktische Tüchtigkeit in den fechtenden Truppen auf. Durch das Kugelfeuer der Artillerie geschieht dies fast gar nicht; das Infanteriegefecht thut es am langsamsten; rascher wirkt das Liniengefecht, noch rascher das Kartätschfeuer und der Bajonettangriff; augenblicklich ein gelingender Chok der Kavallerie.

Eine Truppe, die sich in diesem Zustande der Auflösung des taktischen Zusammenhanges befindet, kann zwar noch für den ursprünglichen Zweck verwendbar sein, aber nicht mehr für einen zweiten anderen; und auch dieses nur unter gewissen Bedingungen, wobei persönlicher Muth, Kampftüchtigkeit und Kampflust, und der Besitz von Terrainvortheilen obenanstehen. Eine solche Infanterie wird sich z. B. noch hartnäckig um den Besitz eines Dorfes schlagen; aber sie kann nicht mehr verwendet werden, um aus demselben angreifend hervorzubrechen.

Dieses Verhältniss ist während des eigentlichen Gefechts fast niemals zu ändern und wieder herzustellen. Die im Gefecht verwendet gewesenen Truppen bedürfen einer Frist, um ihre taktische Festigkeit und Ordnung wieder zu gewinnen. Die Dauer dieser Zeit ist natürlich sehr verschieden; sie richtet sich:

- nach der Tüchtigkeit der Truppen, ihrer Kriegserfahrenheit;
- nach der Dauer des bestandenen Gefechts;
- nach der Art desselben;
- nach den Waffen, mit denen gefochten wurde;
- nach dem Erfolge des Gefechts (der Sieger ist stets schneller wieder in Ordnung, wie der Besiegte);
- nach der Grösse der Verluste;
- nach dem Verhältniss, in welchem die im Gefecht gewesenen Truppen zum Ganzen stehen.

Natürlich treten nicht alle diese Momente bei jedem Gefecht hervor; oft nur eines, oft mehrere. Einen Fall giebt es sogar, wo die taktische Ordnung des Siegers gar nicht aufgelöst und zerstört wird, das siegreiche Gefecht der Infanterie gegen Kavallerie.

Die letzten Punkte haben noch eine besondere Seite. — Der Erfolg des Gefechts nämlich hat eine moralische Wirkung, welche man häufig nicht hoch genug in Rechnung stellt; sowohl für den Sieger, als den Besiegten. Er steigert für den ersteren die moralischen Kräfte: Muth, Zuversicht, Selbstvertrauen, und Vertrauen zu den Anführern, Gehorsam und Disziplin; während für den Besiegten das Gegentheil stattfindet. Je entscheidender das Gefecht war, je grösser ist diese moralische Wirkung. Am wenigsten tritt dieses Verhältniss bei der Artillerie hervor, in deren Organisation und Gefechtsweise es beruht, dass Alles von dem Verhalten der Befehlshaber abhängig ist. Der Artillerist ist im Gefecht mehr oder weniger Theil einer Maschine, von der er sich nicht trennen kann. Mehr schon tritt der moralische Effekt bei der

Infanterie hervor; am meisten bei der Kavallerie, wo die Zusammenstellung von Pferd und Reiter am leichtesten Gelegenheit giebt, sich dem Gefecht zu entziehen.

Das Resultat hiervon ist, dass man auf die Artillerie, (abgesehen von anderen Umständen, z. B. nicht zu ersetzenden Verlusten an Pferden und Material) stets auf gleiche Weise rechnen können wird; unglückliche Gefechte vermindern den Werth der Infanterie, in noch grösserem Maasse den der Kavallerie.

Dieses aber spricht sich bereits in ein und demselben Gefechte aus. Wiederholte Angriffe mit geschlagenen Truppen haben selten oder nie Erfolg. Es bedarf daher zu erneuerten Angriffen frischer Truppen; wenigstens einer Mischung mit solchen. Kavallerie, die nicht beim ersten Chok in die Infanterie einbricht, kommt beinahe niemals hinein; sie mag noch so oft ansetzen (Pennavaire bei Kollin). Infanterie, die aus einem Terrainvortheil vertrieben ist, wird ihn nur mit Unterstützung frischer Truppen wiedernehmen können.

Dies führt von selbst auf den grossen Werth disponibler Reserven, durch die einerseits nun das siegreiche Gefecht auf die Dauer fortgeführt, andererseits das nachtheilige Gefecht wieder hergestellt werden kann. Ohne solche Reserve darf nie ein Gefecht engagirt werden, wenn wir nicht vollkommen abhängig bleiben wollen von dem kleinsten Unglücksfall. — Hierbei ist es nun von Wichtigkeit, in welchem Verhältniss die im Gefecht befindlichen Truppen zum Ganzen stehen. Je günstiger dieses Verhältniss ist, je leichter ist das Gefecht herzustellen, oder je weniger kann dies der Gegner. Je ungünstiger dieses Verhältniss, je mehr steigt der Werth der Terrainvortheile; je schwieriger aber ist es, das Gefecht wieder herzustellen. Sind alle Truppen im Gefecht, und hat der Feind noch eine Reserve, so ist dadurch in der Regel das Gefecht verloren. Dies führt auf einen Hauptpunkt,

die möglichste Oekonomie der Kräfte im Gefecht.

Diese Oekonomie hat zwei Seiten, nämlich erstens, nicht unnütz Truppen in das Gefecht zu führen; und zweitens, auf den rechten Punkt die rechte Zahl (d. h. nicht zu wenig) zu bringen.

Zu der ersten Seite gehört, dass man vermeide, das Gefecht durch Kavallerie zu eröffnen; dies führt unnütze Verluste herbei, und kann, da die feindlichen Truppen nicht erschüttert sind, keinen Erfolg haben; es müsste denn sein, dass die Kavallerie durch Ueberraschung einen Vortheil erringen könnte. Ebenso ist zu vermeiden eine unnütze Kanonade

auf weite Entfernungen; das zu frühe Entfalten der Infanterie; die Unterstützung von einzelnen Punkten, bevor sie es nöthig haben, da man immer erst abwarten muss, ob der Feind gerade gegen diese drängt; die Auflösung von starken Tirailleurlinien, wo vielleicht wenige Rotten hinreichen; das zu frühe Vorrücken der Reserven zu entscheidenden Angriffen; die Uebereilung von Angriffen überhaupt, ehe die feindlichen Kräfte erschüttert sind, u. s. w.

Dagegen aber gehören zur zweiten Seite die Besetzung der entscheidenden Punkte von Hause aus mit genügenden Kräften, und zwar die zeitige Einrichtung dazu, da zum Festsetzen der Truppen, zum Einnisten derselben Zeit gehört. Geschieht dies Einnisten zu spät, so gehen alle Vortheile des Terrains verloren, und es können grosse Verluste entstehen; z. B. wie bei St. Amand und Möckern, wo beide Male die erste Besetzung zu schwach war. — Der Hauptstoss muss so kräftig geführt werden, dass wenigstens auf diesem Punkte der Erfolg eine grosse Wahrscheinlichkeit hat. Ist dies nicht möglich; fehlen die Kräfte dazu, so ist es besser, überhaupt nicht auf entscheidende Schläge auszugehen; sondern das Gefecht hinzuhalten, zu nähren, und günstige Momente abzupassen. Der Vortheil der Ueberraschung, der entscheidend werden kann, muss mitgenommen werden; beide, der Vertheidiger wie der Angreifer, werden ihn auszubeuten suchen. Im Allgemeinen wird dies für den Angreifenden besonders in dem Verbergen des eigentlichen entscheidenden Angriffs durch Scheinangriff, durch ein mehrseitiges Beschäftigen des Gegners, bestehen; während die für den Hauptangriff bestimmten Truppen sich nach und nach gegen den ausgewählten Punkt verdeckt zu schieben suchen.

Der Vertheidiger dagegen sucht die Ueberraschung durch bereitgehaltene Reserven hervorzubringen, mit denen er im entscheidenden Augenblick zum Angriff vorgeht. Terrain, Witterung, Nebel, starker Regen u. s. w. erleichtern oder erschweren die Anwendung dieses Mittels.

Vorzugsweise ist es aber die Kavallerie, welche durch die Schnelligkeit ihrer Bewegung das Moment der Ueberraschung in sich trägt, und zugleich durch diese Schnelligkeit die Erfolge davon bis auf das Aeusserste treiben kann. Sie lässt dem Gegner keine Zeit, sich wieder zu ordnen, Gegenmaassregeln zu treffen; und führt den Schlag aus, bevor noch die einzelnen Theile der Maschine sich gegen sie in Thätigkeit setzen können. Allerdings hat die neueste Infanterie-Taktik auch hierin eine grosse Veränderung hervorgebracht. Während zur Zeit des

siebenjährigen Krieges wenige Schwadronen, zur rechten Zeit herangebracht, hinreichten, durch Ueberraschung ein Gefecht zu entscheiden, erliegen ihren Angriffen jetzt im glücklichsten Falle einige Bataillone; die anderen haben Zeit, feste Massen zu bilden. Zwölf Eskadrons entschieden die Schlacht von Kollin, indem sie die 14 Bataillone des linken Flügels des Königs völlig über den Haufen warfen. Bei Rossbach waren es 38 Eskadrons, die den Tag entschieden; bei Hohenfriedberg 10 Eskadrons, welche 21 Bataillone niederritten, 66 Fahnen, 5 Kanonen und 4000 Gefangene nahmen. Durch die Ausbildung des zerstreuten Gefechts ist gegenwärtig eine viel allgemeinere Vertheidigungsfähigkeit gewonnen. Das Gefecht wird meist in durchschnittenem Boden geführt, und es findet sich daher für die Reiterei selten ein Tummelplatz, um sich in grossen Massen mit voller Freiheit zu bewegen. Der Feind befindet sich fast niemals in einer so wehrlosen und zum Widerstande unfähigen Verfassung, wie dieses früher bei den Aufmärschen, Entwickelungen, dem eigentlichen Feuergefecht, und den Rückzügen aus dem Gefecht der Fall war.

Dies ist nun in neuerer Zeit durch die Massenstellung der Infanterie bedeutend geändert, indessen ist nicht zu bezweifeln, dass auch noch heute ähnliche, wenn auch nicht so kolossale Erfolge errungen werden könnten, wenn die Kavallerie inniger mit der Infanterie verbunden würde, als dies wohl geschieht.

Dieses führt uns auf die Mischung der Truppen zum Gefecht; auf ihre gegenseitige Unterstützung, und auf den grossen Vortheil, welcher aus der Mischung der Waffen für das Gefecht entspringt.

Denken wir uns z. B. zwei Bataillone im Gefecht gegen zwei Bataillone in der Ebene, abstrahirt von jedem Terrainvortheil. Vortheile und Nachtheile sind ganz gleich. Man schiesst sich mit Tirailleurs herum; kommt möglicherweise zum Feuern der geschlossenen Infanterie und im äussersten Falle zum Handgemenge. Es wird dann der Erfolg lediglich von der Güte der Truppen, ihrer Bravour und Gefechtsfähigkeit abhängen. Geben wir dem einen Theile eine Schwadron bei, so wird das numerische Verhältniss sehr wenig verändert; war es z. B. wie 2000 = 2000, so wird es jetzt wie 200 = 215. — Das Gefechtsverhältniss aber wird wesentlich anders. Während nämlich *a* seine Tirailleurs so weit vorsenden kann, als es ihm beliebt, und die Massen aus dem Feuer hält, darf *b* seine Tirailleurs nicht von den Massen entfernen, ohne sie dem Angriff der Kavallerie auszusetzen. *a* wird also mit seinen Tirailleurs *b* umschwärmen, necken, in die Massen schiessen

und ihnen so bedeutenden Abbruch thun, ohne dass *b* etwas dagegen thun kann. Kommt es zum Gefecht der Massen, der geschlossenen Infanterie, so kann *a* entwickelt vorgehen; *b* kann dagegen, wenigstens theilweise, sich gar nicht entwickeln und wird, auf den Flügeln wenigstens, feste Massen geschlossen halten müssen. Ebenso nachtheilig wird die Formation zum Handgemenge sein, da *b* einen beträchtlichen Theil als Reserve zurücklassen muss, um sich gegen Rückenangriffe der Kavallerie zu sichern. *b* wird so weder das Gefecht aus der Entfernung vorbereiten, noch den etwaigen Sieg verfolgen können, und ist gezwungen, aus Besorgniss vor der Kavallerie stets einen beträchtlichen Theil unentwickelt zu behalten. Man sieht so, dass zwei Bataillone, eine Eskadron in der Ebene dieselbe Gefechtswirksamkeit haben werden, wie drei Bataillone ohne Kavallerie.

Kommt Artillerie zur Infanterie, so wird damit der Vortheil erreicht, das Gefecht schon aus weiterer Ferne beginnen zu können; den Gegner zu zwingen, sich früher zu entwickeln, seinen Massen empfindliche Verluste zuzufügen und sie wesentlich zu erschüttern und zu demoralisiren, bevor es noch zum Nahegefecht kommt. Diese Gefechtsvortheile treten hervor, die gemischten Waffen mögen sein, welche sie wollen, Kavallerie und Artillerie gegen Infanterie, oder gegen Kavallerie; oder Infanterie und Artillerie gegen Kavallerie oder Infanterie; und sie steigern sich noch, wenn drei Waffen gegen eine verwendet werden, z. B. gegen Infanterie, wobei natürlich immer vorausgesetzt werden muss, dass das Terrain die Verwendung aller Waffen überall oder doch theilweise gestattet.

Obschon nun alle diese Vortheile augenblicklich hervorspringen, finden wir dennoch die Mischung der Waffen keinesweges so vollständig, als sie sein sollte, und hierauf haben besonders die Schlachtenheere Napoleons eingewirkt.

Die Division ist fast in allen europäischen Heeren die erste Einheit gemischter Waffen. Artillerie sehen wir ihr überall in genügender, oft in zu grosser Zahl beigegeben; nicht so Kavallerie. Das Bestreben, grosse Kavallerie-Corps zu bilden, hat dahin geführt, so viel als möglich die Kavallerie zu vereinigen, und die der Divisionen endlich auf ein Minimum zu reduziren, welches nur noch zum Patrouilliren und Ordonnanzdienst ausreicht, aber nicht mehr einen entscheidenden Einfluss auf den Gang des Gefechts gewinnen kann. Vier Schwadronen, die bei der vielfachen Dienstleistung, die von ihnen gefordert wird, bald auf ein paar hundert Pferde sinken, und zu denen man schon von Hause aus die am wenigsten

ausgebildeten und zuverlässigen Regimenter nimmt, sind offenbar viel zu wenig, um irgend einen Effekt hervorzubringen. Es ist gerade so viel, als wenn man einem Bataillon zwanzig Pferde beigiebt, und dann von denselben noch mehr verlangt, als etwa eine Patrouille zu machen.

Man hat so den beinahe einzigen Zweck, der jetzt im Gefecht noch mit der Reiterei erreichbar ist, aufgegeben, und zwar für ein Phantom, dem man nachläuft. Unter den günstigsten Verhältnissen haben die Kavallerie-Corps Napoleons Nichts geleistet. Tapfere, geprüfte Schaaren, sind sie entweder gegen den Feind gejagt, der, noch keinesweges genügend erschüttert, ihre vehementesten Angriffe abschlug (wie bei Aspern und Belle-Alliance); oder sie sind zu spät zur Entwickelung gekommen, und das Erreichte hätten eben so gut ein paar Regimenter gethan; oder endlich sie kamen gar nicht zum Handeln, weil der rechte Augenblick nicht erkannt wurde, da er für grosse Massen sehr schwer zu erkennen ist. Wir bemerken noch, dass dieser Augenblick oft gar nicht eintritt, da das Gefecht jetzt vielfach in einer Menge kleinerer Gefechte zerfällt, und der Erfolg nur das Resultat aller oder vieler derselben ist.

Diesen Mangel der Divisions-Kavallerie fühlt man auch sehr, und es wird daher, sobald eine Division für sich operiren soll, ihr eine Verstärkung an Kavallerie gewährt. Der Zweck wird damit aber keinesweges vollständig erreicht; da diese Kavallerie sich niemals als einen integrirenden Theil der Division betrachtet, und auch nicht so angesehen wird. Acht Eskadrons sollten das Minimum sein, welches man einer Division von zwölf Bataillonen zutheilt. Auch sollten die Truppen mehr auf das Zusammenwirken, das gegenseitige Unterstützen und Eingreifen exerzirt werden.

Es kommt nun darauf an, dass

1. die Truppen und Waffen für das Gefecht in einem richtigen Verhältniss gemischt, und
2. im Gefecht nach ihrer Eigenthümlichkeit und nach dem Zweck des Gefechts verwendet werden.

Der erste Punkt ist hauptsächlich Sache der Formation im Allgemeinen, der schon im Frieden bestehenden und fest bestimmten Organisation. Bei kleineren Abtheilungen und Detachements kommt indessen die Kombination der Waffen erst im Kriege selbst vor, während für bestimmte Zwecke die ursprüngliche Formation oft verändert wird. Man sollte dies jedoch nie unnöthig thun. Das Vertrauen unter den länger bekannten Truppen ist immer grösser, als bei neuen Zusammensetzungen.

Das Zweite ist zwar ebenfalls im Allgemeinen geregelt durch die in allen Heeren gegebenen Normal-Formationen; im Speziellen aber kann es nur der Führung der Befehlshaber überlassen bleiben und ist eben der Gegenstand ihrer besonderen Thätigkeit. Die spezielle Verwendung der Truppen aber kann, wenn sie der Sache selbst angemessen sein soll, nur aus dem Zweck desselben hervorgehen. Die Feststellung des Zwecks, und das der Mittel, welche dahin führen sollen, ist der Plan des Gefechts, den wir gewöhnlich die Disposition nennen; obschon die letztere Bezeichnung nicht genau ist, und mehr nur das Verfügen über die Truppen ohne Darlegung des Zweckes bezeichnet.

Der Plan muss nach Feststellung des Gefechtszweckes, die Mittel und Wege angeben, denselben zu erreichen; wobei aber nicht zu sehr in das Einzelne gegangen werden darf. Dieses ist um so weniger nöthig, als der Gefechtszweck klar ausgesprochen ist, und um so weniger nützlich, als gewöhnlich zwei Momente mehr oder weniger unbekannt sind, welche wesentlich auf die richtige Anlage des Plans einwirken. Dieses ist die Kenntniss des Terrains in seinen Einzelheiten und die Absicht und das Verhalten des Gegners.

Der Plan wird daher in der Ausführung unendliche Veränderungen erleiden; darauf muss man jedesmal gefasst sein. Diese Veränderungen aber dem ursprünglichen Plane so viel als möglich anzupassen, zu nähern, ist Sache der Führung des Gefechts. Je disziplinirter die Truppen, je umsichtiger und geübter die Führer sind, desto leichter wird die Gefechtsführung. Das Hinstreben, Festhalten des ursprünglichen Gefechtszweckes macht sich da von selbst auf allen Punkten, und hierin liegt ein Hauptübergewicht kriegserfahrener Truppen; es ist ihnen das richtige Verhalten in jeder Lage gleichsam zur Gewohnheit geworden. Der Plan darf mithin nur die Handlungen des Gefechts im Grossen vorschreiben; er muss aber die Vorbereitungen zum Gefecht, die Einleitung bestimmen, und dies lässt sich bestimmen; freilich nicht Tagelang vorher, aber doch sobald wir den Gegner gefunden und seine Anstalten erkannt haben.

Anders ist es mit den Einzelnheiten des Gefechts selbst. Der Gegner verfolgt nämlich auch einen bestimmten Zweck; macht hierzu ebenfalls seine Disposition; und so entsteht in der Ausführung derselben, im Gefecht, eine Wechselwirkung der beiderseitigen Pläne, was natürlich den Gang der Gefechtsakte verwickelt und Vieles hervorbringt, was man nicht vorher wissen und also auch nicht vorher in Rechnung bringen kann. —

Ein Hauptfehler der Disposition ist es daher, wenn von vorn herein für jeden möglichen Fall damit eine Bestimmung gegeben werden soll. Einmal wird dadurch die selbstständige Thätigkeit der Führer gelähmt; zweitens aber tritt, wenn selbst alle möglichen Fälle berücksichtigt scheinen, noch irgend ein unmöglicher ein, der dann das ganze künstliche, auf Voraussetzungen gebaute Gewebe der Disposition stört oder gar zerreisst. Es ist immer besser, wenn es heisst: »Das Weitere wird nach Umständen befohlen werden.« Denn es ist offenbar vortheilhaft, die spezielle Anordnung im Gefecht später, als der Gegner, zu treffen, und zwar mit Berücksichtigung dessen, was der Feind thut oder was als dessen Absicht erkannt ist. In dieser Beziehung können die Dispositionen bei der schlesischen Armee im Jahre 1813 und 1814 als normal bezeichnet werden.

Im Gefecht selbst muss also Vieles den Führern der Abtheilungen überlassen bleiben. Dieses schliesst jedoch die obere Leitung nicht aus. Die Thätigkeit des Kommandirenden ist mit der Feststellung des Gefechtszweckes und mit der Angabe der Disposition nicht beendet; vielmehr müssen von ihm auch während des Gefechts alle die Anordnungen ausgehen, welche die eintretenden Veränderungen im Laufe des Gefechts nöthig machen; und zwar um Einheit in der ganzen Handlung und alle Kräfte immer in der Richtung auf den Zweck zu erhalten. Er muss gleichsam die bewegenden Fäden der Maschine in der Hand behalten und stets in der Uebersicht des Ganzen bleiben; was allerdings unter Umständen, namentlich im koupirten Terrain, sehr schwierig werden kann.

Der Kommandirende darf auch bei kleinen Abtheilungen keinen Theil selbst führen. Er wird sonst, wenn auch nur für Augenblicke, über dem Detail das Ganze und die Verhältnisse im Grossen aus dem Auge verlieren. Freilich wirken Charakter und Leidenschaften da wesentlich ein; auch können die Umstände dazu drängen, dass der Kommandirende ein hervorleuchtendes und begeisterndes Beispiel gebe. In der Regel aber hat das keinen Erfolg, und kann keinen haben; da es nach der Natur der neueren Gefechte immer nur auf Wenige wirken, nur von Wenigen bemerkt werden kann, und gewöhnlich ein nutzloses Opfer wird. (So. Schwerin bei Prag, Winterfeld bei Moys, Blücher bei Ligny.)

Napoleons persönliche Thaten in dieser Beziehung gehören grösstentheils ins Reich der Fabel. In späterer Zeit brauchte er solche Theaterkoups nicht mehr, sie kommen in den Bulletins nicht mehr vor. Vielmehr ist seine Gefechtsführung

gerade nach dieser Seite normal. Er sucht sich einen Punkt, von wo eine weite Uebersicht möglich ist, und verweilt hier während der ganzen Schlacht. Ebenso Wellington bei Waterloo.

Wir haben so einen Unterschied zwischen Disposition und höherer Führung des Gefechts. Das Weitere ist nun die Ausführung, die Handlung der Unterbefehlshaber. Diese Seite des Gefechts, das eigentliche Sichschlagen, ist geregelt durch die Vorschriften des Reglements; durch die reglementarische Formation, Bewegung und Gefechtsausbildung der Truppen. An diesen Formen muss festgehalten werden. Neues im Augenblick des Gebrauchs, der Verwendung der Truppen zum Gefecht, einführen wollen, bringt unausbleiblich Verwirrung hervor. Ueberhaupt müssen alle Künstlichkeiten vom Schlachtfelde verbannt sein; dagegen aber gewährt es unendliche Vortheile, wenn die Truppen in der Ausführung der möglichst einfachen, für das Gefecht nothwendigen, Evolutionen geübt sind.

Das Zweite, welches der Beurtheilung der unteren Führer allein anheimfällt, ist nun, die besten, zweckmässigsten Formen und Evolutionen auszuwählen und auszuführen, welche für den gegebenen vorliegenden Fall passen. Der spezielle Gefechtszweck, die Beschaffenheit des Terrains, die Zahl der Truppen, die Waffen, und das Verhalten und Benehmen des Feindes sind da die bedingenden Umstände. Jeder spezielle Fall gestaltet sich da anders, als der andere, und es ist dies eigentlich das letzte Resultat der taktischen Bildung der Offiziere als Führer der Abtheilungen. Diese Bildung kann aber keinesweges allein theoretisch erworben werden; sie fällt vielmehr grösstentheils der Erfahrung anheim. Es ist ein Anderes, über die Truppen auf dem Plane richtig zu disponiren, oder auf dem Felde selbst, im Augenblick der Gefahr, im heftigen Feuer, die Hülfsmittel präsent zu haben, welche die Taktik, die taktische Ausbildung der gegebenen uns gewähren. Wir können dies schon auf dem Uebungsplatz bemerken; um wie viel mehr aber wird dies auf dem Schlachtfelde hervortreten, wo sich so Muth, kaltes Blut und Besonnenheit mit Einsicht in der Person des Führers paaren müssen, wenn dieser den Namen mit der That vereinigen soll.

I. Allgemeine Charakteristik des Gefechts.

Jedes Gefecht von einiger Dauer und einiger Bedeutung zerfällt in vier Perioden, die sich im Gefecht selbst, wie in

der Geschichte seines Verlaufs mehr oder weniger deutlich erkennen lassen, immer aber bemerkbar bleiben.

Es sind dies die Einleitung,
die Verwickelung,
die Entscheidung des Gefechts
und die Verfolgung.

a) Die Einleitung des Gefechts.

Während der Einleitung ist es fast immer nur der Zweck, die Absicht des Gegners, durch die Stärke, Aufstellung und das Verhalten seiner Truppen zu erkennen. Es giebt dies eigentlich erst die Anhaltspunkte für die Disposition; dann erst, wenn wir wissen, ob der Feind Stand hält, ob er uns angreift oder ob er ausweicht, lässt sich sagen, was wir thun werden und thun müssen. Es ist gleichsam ein Betasten des Gegners; wozu man daher nur wenige Kräfte, und diese in einer Formation gebraucht, in der möglichst viel Terrain übersehen und möglichst viel Truppen des Gegners beschäftigt werden können. Hierher gehört also das zerstreute Gefecht kleinerer Abtheilungen; es soll hinhaltend wirken; Nachdruck tritt nur da ein, wo es darauf ankommt, sich eines Punktes von Wichtigkeit und im ersten Anlauf zu bemächtigen, bevor sich der Gegner in demselben festsetzt. Hartnäckiger Widerstand wird da nur geleistet, wo es darauf ankommt, solche Terrainpunkte oder Gegenstände festzuhalten. — Intelligenz, Takt, richtiges Benehmen der Führer der einzelnen kleinen Abtheilungen, haben hier einen grossen Einfluss auf den Gang des Gefechts, und es können sich da vorzugsweise diese Eigenschaften entwickeln und zeigen. Dies Verhältniss ändert sich in demselben Maasse, als das Gefecht allgemein wird und grössere Massen in Wirksamkeit treten.

Der Besitz solcher Punkte, von denen aus das vorliegende Terrain und die Art, wie der Gegner dasselbe besetzt hat, übersehen werden kann, ist überaus wichtig, selbst wenn er nur vorübergehend ist und nicht gehalten werden kann. Wir bekommen damit gleichsam erst das Fundament für unser weiteres Benehmen. Dieser Besitz von Terrainpunkten wird daher häufig der Zweck der Einleitungs-Gefechte sein. Oft hat eine Stellung das Aussehen grosser Stärke; bei einiger Einsicht aber zeigen sich die von Natur schwachen Punkte, oder die, welche es durch fehlerhafte Besetzung werden; und es lässt sich darauf die Disposition zum eigentlichen Angriff begründen, ohne dass im Gefecht späterhin Abänderungen nöthig werden; was immer Verluste an Streitkräften und an

Zeit mit sich führt. Gewöhnlich verbirgt der Besitz solcher Punkte zugleich die eigenen weiteren Maassregeln, und sie haben dann einen doppelten Werth.

Es liegt in der Natur der Sache, dass es in demselben Maasse das Bestreben des Vertheidigers sein wird, uns den Besitz dieser Punkte streitig zu machen, und da kommt es denn auf schnelles Erkennen, Scharfblick und schnellen Entschluss hauptsächlich an. Der Zweck des Vertheidigers wird während der Einleitung des Gefechts der sein, den Angreifenden so lange wie möglich über seine Aufstellungen, Absichten und über die Zahl seiner Truppen in Ungewissheit zu lassen und zu täuschen. Er wird daher seine Massen, seine Reserve verdeckt und unentfaltet halten, einzelne Punkte festhalten, die die Annäherung erschweren. Wo es aber zum Feuergefecht kommt, wird er durch genährtes und gut angebrachtes Feuer dem Angreifenden möglichst grosse Verluste zuzufügen suchen.

Die Truppe nun, welcher die Einleitung des Gefechts anheimzufallen pflegt, ist die Avantgarde oder Arrieregarde. Im Vertheidigungsgefecht besetzt die Arrieregarde die Terrainvortheile vor der eigentlichen Stellung, um den Angreifenden so lange wie möglich vor denselben zu beschäftigen, ihm das Heranrücken zu erschweren und ihn zur früheren Entfaltung seiner Kräfte zu veranlassen. Auf der Seite des Angreifenden lösen sich die Soutiens der Vortruppen in eine Plänkerlinie auf; gleichzeitig entwickeln sich die Unterstützungstrupps. Der Gegner hält Stich; man kommt auf Terraingegenstände, die er festzuhalten sucht. Jetzt entfaltet sich das Gros der Avantgarde; leichte Artillerie geht, gedeckt durch Tirailleurlinien und Kavallerietrupps, gegen den Feind vor. Es entspinnt sich eine Kanonade und ein Plänkergefecht, in welchem gewöhnlich viel Pulver unnöthig und ohne grossen Erfolg verschossen wird. Gegen die zerstreuten Fechter ist keine bedeutende Wirkung möglich; die Massen halten sich noch verdeckt, oder sind zu weit ab. Einige demontirte Geschütze, und der Umstand, dass ein Theil sich verleiten lässt, mehr Truppen zu zeigen, als nöthig ist, sie vielleicht gar ins Geschützfeuer zu bringen; dass er versäumt, auf das aufmerksam zu sein, was hinter der Feuerlinie beim Gegner vorgeht, — dies Alles pflegen die direkten Hauptvortheile dieser Gefechtsperiode zu sein. Einige Schwadronen finden auch wohl eine Gelegenheit, sich ungesehen den Flanken der feindlichen Feuerlinie zu nähern, sie beim plötzlichen Vorbrechen zu überraschen, zusammenzuhauen, Geschütze zu nehmen.

Im Allgemeinen aber ist hier die Infanterie die Hauptwaffe, und nur unter ganz besonderen Umständen, z. B. in sehr ebenem, offenem Terrain, wird Reiterei dabei zu einer vorherrschenden Wirksamkeit gelangen können. Die Artillerie wird fast immer nur die Aufgabe haben, das zerstreute Gefecht der Infanterie zu unterstützen und die Wirkung zu erhöhen.

Sind die Kräfte, wie fast immer, ziemlich gleich, und setzt der Feind dieselben taktischen Mittel in Anwendung, so wird das Gefecht stehend; es kommt ins Gleichgewicht. Dies ist ein Zustand, in welchem es gewöhnlich noch eine bedeutende Zeit hinzuhalten ist, wenn nicht einer von beiden Theilen die Entscheidung zu beschleunigen sucht. Dies ist nun aber in der Regel der Fall.

Das Gros und die Reserve haben sich nämlich bis jetzt noch aus dem Gefecht gehalten; sie sind unentfaltet, in dichten Massen, verdeckt aufgestellt. Der Angreifende hat sie gewöhnlich an den Strassen, auf denen er sich näherte; der Vertheidiger hält sie hinter den Punkten, deren Verlust ihm am Nachtheiligsten werden würde. Das Gefecht der Vortruppen lässt die Absicht und Stellung des Gegners mehr oder weniger erkennen; wenigstens glaubt dies Jeder. Dies kombinirt er mit seinen eigenen Absichten, und er findet so die Mittel für seinen Zweck. Diese werden nun nach und nach in Bewegung gesetzt und führen herbei:

b) Die Verwickelung des Gefechts.

Auf den Punkten, die als die vortheilhaftesten für den Angriff, oder als die bedrohtesten erkannt oder gehalten werden, werden die Vortruppen unterstützt, abgelöst oder verstärkt; es werden Angriffe gegen die Flanken, Umgehungen vorbereitet; und es findet so eine Wechselwirkung statt, die immer heftiger wird, je näher die Massen sich einander kommen. Die Periode der Verwickelung des Gefechts zerfällt nun in jedem grösseren Gefecht in mehrere oder wenigere einzelne Momente, gleichsam einzelne Akte; während welcher sich der Kampf um den Besitz wichtiger Terraingegenstände und um das Zurückdrücken des Gegners aus denselben dreht. Hier ist nun vorzugsweise Artillerie- und Infanteriefeuer wirksam; ein heftiges Feuergefecht, um dem Feinde bedeutende Verluste zuzufügen, seine Kräfte zu brechen, seine Gefechtstüchtigkeit zu lähmen; unterbrochen von theilweisen Angriffen mit der blanken Waffe, um schneller in den Besitz einzelner Punkte zu gelangen, oder um den Feind entschiedener auf solchen Punkten zurückzuwerfen.

Ausserdem aber fällt in die Periode der Gefechtsverwickelung das Manövriren. — Man macht Bewegungen, um unsere Truppen in neue, angemessenere Gefechtsverhältnisse zu bringen, sie zweckmässiger zu gruppiren, oder auch wohl, um den Gegner zu falschen Bewegungen zu verleiten. Fast jedes Gefecht zeigt uns solche Manöver, die ausgeführt wurden, während ein Theil bereits im Feuergefecht stand, und die einen der eben angegebenen Zwecke hatten.

Der Hauptzweck aber in dieser Periode der Gefechtsverwickelung ist die Zerstörung der feindlichen Streitkräfte; er muss als solcher festgehalten werden. Durch blosses Manöveriren wird selten Wesentliches entschieden. Glücklichsten Falles veranlasst man den Gegner, eine Stellung aufzugeben, und dagegen eine bessere oder doch eine solche zu wählen, in der ihm unsere Manöver weiter nichts schaden. Das Manövriren muss also nur ein Mittel für den Hauptzweck, die Zerstörung der feindlichen Streitkräfte bleiben; man müsste denn täuschen wollen. Es muss daher nur dazu dienen, die Truppen in die zweckmässigste Lage für diese Absicht zu bringen; die Manöver müssen gegen die feindlichen Truppen, und nicht blos gegen das vom Feinde besetzte Terrain, seine Stellung gerichtet sein.

Es gab eine Periode, in welcher man diesen Gesichtspunkt fast ganz verloren hatte, und wo man anstatt des Schlagens das Manövriren für den höchsten Gipfel der Kriegskunst hielt. Erst Napoleon hat das natürliche und sachgemässe Verhältniss wiederhergestellt; und dem Umstande, dass er einfach das Netz der Manöver durchhieb, hat er gerade die meisten und grössten Erfolge seiner früheren Feldzüge zu verdanken. (1769, 1805, 1806 und 1809.) Erst als seine Gegner dem verderblichen Manövriren entsagten, und es einfach auf das Schlagen ankommen liessen, waren sie im Stande, ihm die Spitze zu bieten. — Seine Gefechte sind vorzugsweise arm an Manövern; sie sind ein einfaches Niederringen des Gegners; seine Stärke liegt vorzugsweise in der Nährung des Gefechts und dem plötzlichen, überraschenden Auftreten mit starken Reserven; in dem Festhalten eines grossen Ziels, von dem kleine Erfolge, wie kleine Unfälle, ihn nicht abbringen können.

Die Spitze der Periode der Gefechtsverwickelung bildet das Handgemenge, welches entsteht, wenn die Massen in Wechselwirkung treten. Das Gefecht nimmt damit einen ganz anderen Charakter an. Bis zum Handgemenge sind die zerstreuten Fechter und die Artillerie die vorzugsweise thätigen Kräfte. Die Massen haben nur einen indirekten Einfluss;

nämlich einen moralischen, durch den Weg der Reflexion dessen, was sie bewirken würden, wenn sie, in der einen oder der anderen Richtung, in Thätigkeit gesetzt würden. Sie bedrohen und es muss ihnen ein Gegengewicht gegeben werden. Treten sie in Thätigkeit, so wird das Verhältniss ein anderes; sie werden das Hauptgewicht; die zerstreuten Truppen werden in ihrer Wirkung nur sekundair. Unter Umständen kann die Thätigkeit dieser letzteren sogar störend werden. Machen es die Umstände nicht durchaus erforderlich, so wird man daher gut thun, sie während des Gefechts der Massen zu sammeln und zu ordnen, um sie mit erneuter Kraft zu weiterer Verfolgung der Vortheile zu verwenden, welche jene erfechten; oder zur Aufnahme derselben, wenn der Erfolg ungünstig blieb; oder zu energischem Eingreifen, wenn das Gefecht neuer Nahrung bedarf.

Wir nennen Handgemenge das Gefecht der Massen. Eigentliches Handgemenge ist in unseren Gefechten sehr selten, und es kommt vorzugsweise nur bei der Kavallerie vor. Bei der Infanterie finden wir das Bajonett- und Kolbengefecht fast nur da, wo es sich um hartnäckige Vertheidigung eines Terraingegenstandes handelt; oder wenn, wie es beim Steinschlossgewehr vorkam, die Gewehre nicht losgehen, wie z. B. an der Katzbach. Im freien Felde gehört das Handgemenge der Infanterie zu den seltensten Erscheinungen, obschon es in den Berichten aller Schlachten und Gefechte figurirt. Man kann von vorn herein in solchen Fällen fast jedesmal daran zweifeln, und wird bei näherer Betrachtung die Zweifel begründet finden. Der eine Theil machte Kehrt und ging oder lief davon, als der andere ihm fest auf den Leib rückte und sich durch das Feuergefecht nicht aufhalten liess. Wenn auch nicht ganz so arg, so ist es doch ähnlich selbst mit dem Handgemenge der Reiterei. Die meisten Choks gelingen, weil der Feind schon beim Anreiten, oder doch dann Kehrt macht, wenn der Attakirende in die Carriere übergeht. — Ein Beispiel vom Handgemenge der Infanterie im freien Felde liefert das Gefecht von Hagelsberg; aber auch hier ist es eigentlich das Dorf Hagelsberg, welches dieses Gefecht veranlasste, indem die Franzosen gegen dieses Dorf gedrängt wurden.

Das Handgemenge ist also die eigentliche Spitze der Gefechtsverwickelung und steht im Gegensatz zu dem Manövriren; in seinem Ausgange beruht in vielen Fällen die Entscheidung des Gefechts. Im Handgemenge treten die Massen auf; es hat den Zweck, entweder den Gegner schnell zu überwältigen, oder seine Gefechtslinie auf einem Punkte zu durch-

brechen. Beides findet sich fast immer neben einander; da das Ueberwältigen eines Theils der Gefechtslinie fast immer mit einem Durchbrechen derselben verbunden ist. So kann denn dieses Durchbrechen von Hause aus Gefechtsplan werden. Dies ist jedoch in den Fällen, wo ein Gefecht methodisch eingeleitet wird, keinesweges rathsam. Der Durchbruch gelingt nur da, wo man im Stande ist, eine bedeutend überlegene Kraft gegen einen Punkt in Thätigkeit zu setzen, den der Gegner nicht schnell und kräftig genug unterstützen kann. Er kann leicht misslingen, wenn man dies nicht richtig beurtheilt, oder wenn die Wahl dieses Angriffspunktes in Bezug auf die Terrainverhältnisse nicht richtig war; auch wenn der Feind manövrirfähig ist und Reserven in der Nähe hat.

Bevor also dies nicht klar erkannt, nicht die Stärke und Schwäche des Feindes zu übersehen, und nicht die Hauptmasse des Gegners ins Gefecht verwickelt ist, soll man den Durchbruch nicht versuchen. Der Feind hat dann noch zu viel Kräfte zu Gebote und verfügbar, um uns zu begegnen. Sind dagegen seine Reserven im Gefecht, erkennen wir, dass ihm keine disponiblen Truppen auf dem gewählten Punkt mehr bleiben, dann wird häufig nichts weiter nöthig sein, als unsere Masse in Bewegung zu setzen.

Zum Durchbrechen ist die Infanterie geschickter, als die Kavallerie; sie steht in der Regel durch das Gefecht selbst in grösserer Nähe am Feinde; sie hat das Mittel, ihn durch das Feuergefecht mürbe zu machen und sich so die Oeffnung selbst zu bilden. Die Artillerie bereitet im Grossen dieses Gefechtsverhältniss vor, indem sie ihr Feuer konzentrirt. Dagegen ist es die Kavallerie, durch welche das Durchbrechen erst seinen eigentlichen Werth erhält.

Die Hauptsache nämlich dabei ist, den durchbrochenen Gegner zu trennen und nach den Flügeln zu aufzurollen. Gegen Infanterie, die dieses unternimmt, wird der Feind immer leicht neue Linien entwickeln können, da er Zeit hat.

Anders ist es mit der Kavallerie, die jeder seiner Maassregeln vorauseilen kann. Sie kommt daher hierbei vorzugsweise in Thätigkeit, nachdem die Infanterie die Oeffnung gemacht hat.

Stellen wir uns nun auf die Seite des Durchbrochenen. Ist er ohne Reserve, so bleibt ihm wenig übrig, als das Gefecht aufzugeben. Diese Reserve aber muss disponibel, in der Nähe und nicht selbst im Gefecht verwickelt sein, wie etwa bei Ligny.

c) Die Entscheidung.

In den Schlachten einer früheren Periode lag die Entscheidung gewöhnlich in dem Erfolge einer sich schiessend vorwärts bewegenden Infanterielinie, oder in dem ungestümen Angriff eines Kavallerie-Flügels. Anders ist dies in den neueren Gefechten, wo die Einrichtung der neuen Gefechtsordnung, die Art, die Truppen im Gefecht zu gebrauchen, namentlich die Ausbildung der Infanterie für das zerstreute Gefecht, so wie die Beweglichkeit der Artillerie, die Verwendung der Truppen in jeder Lage und in jedem Terrain gestatten. Die Truppen sind viel mehr in die Tiefe, als in die Breite gegliedert, der entscheidende Stoss muss also auch tiefer und mit mehr Kraftaufwand geführt werden. Die Mischung der Waffen in den einzelnen Theilen des Heeres, und ihr innigerer Zusammenhang bieten leichter Gelegenheit, ihre Wirksamkeit zu entfalten; ihre gegenseitige Unterstützung entwickelt ihre spezifischen Kräfte.

Damit ist dann auch die Möglichkeit gegeben, alle Unglücksfälle durch frische Kräfte aufzuheben, und das Gefecht auf vielfache Art wieder herzustellen. Allerdings aber wird dies davon abhängen, dass für diese Fälle noch Truppen disponibel sind. So lange sich also die Reserven balanciren, haben die Erfolge der fechtenden Truppen nur einen relativen Werth; dieser wird erst ein absoluter durch die Art, wie die Erfolge auf die Reserve zurückwirken; d. h. nach dem Maass, in welchem sie die Verwendung derselben für das Gefecht selbst hervorbringen.

Es folgt daraus, dass in dem neueren methodischen Gefecht die Entscheidung gewöhnlich das Ergebniss eines Kalküls des Anführers ist. Das Gefecht wird aufgegeben, nachdem die Wahrscheinlichkeit, es siegreich durchzuführen, verschwunden ist; weil die noch vorhandenen Kräfte dazu nicht ausreichen, oder sämmtlich konsumirt sind.

Dieser Kalkül nun veranschlagt die entstandenen Verluste (verlorene Geschütze; geschmolzene Bataillone; erfolglose Angriffe; vom Feinde siegreich erfochtene Terrainvortheile; der Verlust an Terrain überhaupt; die Bedrohung des Rückzuges); wägt seine Kräfte gegen die Gegengewichte ab, und giebt so als Resultat das Aufgeben des Gefechts. Es ist dies Resultat also das Ergebniss der nach und nach eintretenden Ereignisse, von denen endlich eines das entscheidende wird. Dies ist dann zuweilen ein solches, welches, ausser dem Zusammenhang betrachtet, in dem es sich hier gerade findet, höchst unbe-

deutend erscheint. Gewöhnlich aber ist ein solches hervortretendes Ereigniss nicht einmal nachzuweisen; und nur die aus dem ganzen Zusammenhang der Verhältnisse, wie sie sich entwickelt haben, geschöpfte Ueberzeugung, dass das Gefecht nicht zu halten sei, giebt die Entscheidung.

Dieses Alles gilt jedoch nur von den methodisch durchgeführten Gefechten. Häufig nimmt aber auch das Gefecht, namentlich bei mangelhafter und unzureichender Führung, einen anderen Charakter an. Es fechten dann die Truppen mehr oder weniger auf eigene Hand, und die Entscheidung wird dann materiell durch die Verluste, oder auf moralischem Wege durch das Muthloswerden der Masse hervorgebracht; gewöhnlich durch beides zugleich.

In den neueren Kriegen ist nun das Aufgeben des Gefechts fast immer ein Abbrechen. Dieses Abbrechen ist jetzt gerade so leicht, wie es zur Zeit der Lineartaktik schwer war. Es war dort fast unmöglich, wenn einmal die Würfel gerollt waren. Wir nennen nämlich Abbrechen ein solches Aufgeben, das mit Bewusstsein und regelmässig, in Ordnung, geschieht. Es setzt voraus, dass ein Theil der Truppen noch disponibel und gefechtsfähig sei. Je grösser die Zahl der im Gefecht verwickelten Truppen im Verhältniss zum Ganzen ist, je schwieriger ist ein geordnetes Abbrechen, und dieses wird dann nur möglich, wenn sich der Gegner in einer ähnlichen Lage befindet. Ferner: je grösser die Truppenzahl ist, welche focht, je schwieriger wird das Abbrechen.

Eine Schlacht ist viel schwerer abzubrechen, als ein Vorpostengefecht. Dies liegt hauptsächlich in der durch die grössere Truppenmenge vergrösserten Schwierigkeit der Mittheilung der Befehle; was gerade in solchen Momenten, wo ein gleichzeitiges und gleichmässiges Handeln erforderlich wird, besonders hervortritt.

Das Abbrechen nun wird übrigens fast niemals mit Glück unternommen, das heisst nicht ohne bedeutende Verluste ausgeführt werden können, wenn die fechtenden Truppen im Nahgefecht sich befinden. Die Pause nach einem zurückgeschlagenen Angriff ist dazu am besten. Natürlich ist das Abbrechen für den Angreifenden viel leichter, als für den Vertheidiger. In den meisten Fällen ist es bei Jenem nichts weiter, als ein Einstellen der Angriffe; und es ist dann schwierig zu erkennen, ob es nur ein Uebergang zum neuen Angriff, oder ein wirkliches Aufgeben des Gefechts ist; diese Ungewissheit, in der sich der Gegner befindet, erleichtert die Sache sehr. Ist das Abbrechen aber das Resultat eines gründlich durchgefochtenen

Gefechtes, so ist mithin die Ordnung in einem grossen Theile der Truppen mehr oder weniger gelöst, und die Gefahr um so grösser, je mehr disponible Truppen der Gegner noch hat. Die Benutzung der rückwärts liegenden Terrainverhältnisse ist dann unerlässlich. Es muss eine neue vortheilhafte Stellung genommen werden, in der frische Truppen die Geschlagenen aufnehmen und hinter denen diese die Ordnung herstellen. Am vortheilhaftesten ist eine Stellung, welche zugleich die Flanke des Siegers mit einem Angriff bedroht.

Hierbei ist es dann vorzugsweise die Artillerie, welche das Fundament für eine neue Aufstellung bildet.

Der Moment des Aufgebens des Gefechts ist für den Gegner der erneuerter Anstrengungen; er wird versuchen, die im Gefecht verwickelten Truppen festzuhalten, und die zurückgehenden einzuholen. Beides geschieht vorzugsweise durch Reiterei. Es wird also in den meisten Fällen das Abbrechen des Gefechts zugleich das Signal für das Hervorbrechen der feindlichen Reiterei sein. Diese abzuhalten, zu paralysiren, dazu dient unsere Reiterei; sie ist mithin die Waffe, unter deren Schutz das Gefecht abgebrochen wird. Je zahlreicher und je überlegener sie ist, je leichter und je weniger gefahrbringend ist das Abbrechen des Gefechts. (Lützen und Bautzen.)

Der Gang des Abbrechens wird also der sein, dass man zuerst Artillerie zurücknimmt und in die neue Stellung führt; dann die Infanterie der Reserve und die disponiblen Massen; die im Gefecht befindlichen Truppen folgen; und mit der Reiterei wird entweder vorgegangen oder eine drohende Stellung genommen. — War nämlich das Gefecht kein blosses Ueberrennen des einen Theils, so befindet sich der Sieger in einer ähnlichen Verfassung, wie der Besiegte. Auch er hat bedeutende Verluste gehabt, und häufig waren diese sogar bis zu diesem Gefechtsmoment grösser, als die des Besiegten; auch bei seinen Truppen ist die Ordnung gestört, und sie sind fast immer für den Augenblick ausser Stande, ein neues Gefecht gegen frische Truppen zu führen. Es müssen daher entweder frische Truppen für das neue Gefecht aus der Reserve oder aus dem zweiten Treffen hervorgeholt werden, oder es muss den im Gefecht Gewesenen Zeit gegeben werden, sich zu sammeln, die Ordnung und Gefechtsfähigkeit wieder herzustellen. Beides kommt dem Besiegten zu Gute, und ist der beste Gewinn, der ihm aus einer tüchtigen Vertheidigung noch zufällt.

Mit dem Moment des Abbrechens des Gefechts, sei dies nun ein bewusstes, gleichsam noch freiwilliges, oder eine

unmittelbare Folge der Vernichtung der Gefechtsordnung in den Truppen, tritt die vierte Gefechtsperiode, die Verfolgung, ein.

d) Die Verfolgung.

Sie findet ihr Ziel entweder in der völligen Auflösung des Feindes, oder in einem erneuerten Widerstande, dessen Besiegung neue Combinationen, neue Anordnungen erfordert. Der erste Fall kann nur eintreten, wenn die ganze Masse, die uns gegenüberstand, durch das Gefecht betroffen wurde, sei sie klein oder gross. Die Zerstreuung und Auflösung kann also durch die Verfolgung herbeigeführt werden bei einem Scharmützel wie in einer Hauptschlacht. Sie kann aber nicht eintreten, so lange wir es nur mit einem Theil der Streitkräfte zu thun gehabt haben, die uns gegenüberstehen, und zwar uns gegenüberstehen in einem Raume, der ihrer Widerstandsfähigkeit entspricht. Dieser Raum wächst einmal nach der Zahl der Truppen; dann aber nach den Terrainvortheilen, die er darbietet. Je mehr der letzteren er dem Vertheidiger gewährt, je weniger Gefahr bringt ihm die Verfolgung.

Es folgt hieraus, dass das Gefecht gegen eine Avantgarde, welche im richtigen Abstande vom Gros sich befindet, fast nie eine Verfolgung zulässt, die zu einer gänzlichen Auflösung der Truppe führt. Sie wird, ehe ein solcher Moment eintritt, von dem Gros aufgenommen werden, und das Verfolgen wird daher in solchen Verhältnissen ein einfaches Nachrücken, bei dem ab und zu der Versuch gemacht wird, Theile der Truppen des Gegners festzuhalten, abzuschneiden.

Anders ist es, sobald der geschlagene Theil unverhältnissmässig weit von seiner Unterstützung entfernt ist, oder die Totalität des Gegners durch das Gefecht getroffen wurde. Da wird dann die Verfolgung entscheidend, und zwar desto entscheidender, je weiter die Unterstützung entfernt oder je mehr Kräfte des Gegners in das Gefecht verwickelt waren. Die Verfolgung ist es dann, die den Sieg zur Niederlage potenzirt, und in dem letzten Extrem die Entscheidung des ganzen Feldzuges, oder des ganzen Krieges bringt. (1806, 1815.) Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, dass Napoleon in späterer Zeit die direkte Verfolgung vernachlässigte. Schon bei Austerlitz zeigte sich dies; entscheidend zu seinem Nachtheil wurde es bei Dresden, bei Ligny. Auch bei Jena und bei Wagram hatte er ganz die Fühlung an der Klinge verloren. Gewiss hat dies in der letzten Zeit in körperlicher oder geistiger Abspannung und Ermattung gelegen.

Abstrahiren wir aber von jenen kolossalen Erscheinungen, die eigentlich ausserhalb des Ganges unserer Betrachtung liegen, so sehen wir also, dass die Verfolgung nur bis dahin geführt werden kann, wo ein neuer Widerstand, eine neue Aufstellung des Gegners neue Combinationen nöthig macht. Je mehr Chancen das Terrain darbietet, und je mehr disponible Truppen dem Besiegten bleiben, je schneller wird dieser Zeitpunkt eintreten; so dass hieran häufig das Charakteristische dieser Gefechtsperiode fast ganz verschwindet. Es ist nämlich eine neue Stellung gewonnen, oder die geschlagenen Truppen sind durch frische aufgenommen, ehe noch eine eigentliche Verfolgung hat eintreten können.

Bei der Verfolgung ist nun vorzugsweise die Vernichtung und Zerstörung der feindlichen Streitkräfte das Objekt. Es handelt sich da in der Regel nicht um Besetzung und Wegnahme eines Terraingegenstandes; die feindlichen Truppen sind das direkte Ziel; und lässt sich der Feind verleiten, beim Rückzuge einzelne Punkte vertheidigen zu wollen, so kann uns nicht leicht eine bessere Gelegenheit werden, sie zu isoliren, daran vorbeizugehen und die dazu verwendeten Truppen abzuschneiden. Indessen kann es doch auch darauf ankommen, einen Terrainpunkt mit dem Feinde zugleich zu erreichen und sein Festsetzen daselbst zu verhindern; namentlich bei Defileen ist dies der Fall. Hier ist es nun wieder vorzugsweise die Kavallerie, welche in Folge ihrer grossen Schnelligkeit zur Verfolgung geeignet ist; ihr wird reitende Artillerie beigegeben, um den Widerstand des Feindes leichter brechen zu können.

Wichtig ist bei der Verfolgung das Zahlenverhältniss der mit derselben direkt beauftragten Truppen, und es beruht gerade hierauf ein grosser Theil der Erfolge und der Früchte der Verfolgung. Sobald nämlich das Gefecht kein blosses Scharmützel kleiner Abtheilungen war, können nicht alle Truppen für die Verfolgung verwendet werden. Die, welche im heftigen Gefecht waren, sind dazu vorläufig unbrauchbar; der geringste Widerstand würde ihrer Verfolgung ein Ziel setzen. Darum ist Belle-Alliance kein Beispiel, welches das Gegentheil beweist. Sie müssen die gestörte Ordnung wiederherstellen, sich von Neuem mit Munition versehen; sie sind mehr oder weniger erschöpft und es vergeht Zeit, bis diese nächsten Folgen des Gefechts ausgeglichen sind, und sie wieder ganz gefechtsfähig werden. Der Verfolgung aber entschlüpfen fast alle Früchte, wenn sie nicht gleich eintritt; wenn so dem Feinde Zeit gegeben wird, sich zu sammeln, die

verlorene Ordnung wiederherzustellen. (Ligny, das Sammeln bei Mont St. Guibert.)

Es müssen daher möglichst frische Truppen oder doch solche zur Verfolgung bestimmt werden, welche am wenigsten durch das Gefecht gelitten haben. Ferner darf dies nur ein angemessener Theil sein. Die verfolgenden Truppen müssen nämlich Alles wagen, sich überall an die Fersen der Weichenden hängen, sich zwischen die Kolonnen der Retirirenden hineinwerfen. Sie können daher leicht in nachtheilige Gefechtsverhältnisse verwickelt werden, wenn ihnen nicht eine verhältnissmässig starke Reserve folgt, die stets bereit ist, mit Nachdruck aufzutreten, wo der Feind Miene macht, die verfolgenden Truppen zu umwickeln.

Man sieht auch hier, dass Reiterei vorzugsweise zur Verfolgung geeignet ist, da ihre grössere Beweglichkeit ihr das an der Klinge bleiben, das Anheften und Dazwischenschieben erleichtert. Die Geschichte lehrt auch dem gemäss, dass entschiedene Siege ohne grosse materielle Erfolge blieben, wo es an Reiterei zur Verfolgung mangelte. (Lützen, Bautzen.) — Reiterei allein aber dürfte, wenn der Feind sich nicht in völliger Auflösung befindet, sei diese nun materiell, wie 1812, oder moralisch, wie 1806, bald ein Ziel finden; da das geringste Terrainhinderniss, welches der Feind vertheidigt, für sie leicht zu einem unübersteiglichen werden kann. Es muss ihr also leichte Infanterie und Artillerie beigegeben werden, sobald die Verfolgung über das Schlachtfeld ausgedehnt wird, und es dürften hier Dragoner-Corps eine zweckmässige Anwendung finden.

Wir haben früher gesagt, dass bei der Verfolgung die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte die Hauptsache sei. Nichtsdestoweniger ist aber auch die Richtung wichtig, in welcher die Verfolgung stattfindet. Der Verlauf des Gefechts bringt leicht hervor, dass ein Theil oder der grösste der geschlagenen Truppen genöthigt ist, eine falsche Rückzugslinie einzuschlagen, und erst auf Umwegen die wahre wiederzugewinnen. (So war die österreichische Armee nach den Gefechten von Eckmühl und Regensburg 1809, und die preussische 1806 genöthigt, sich in zwei Theilen in ganz divergenten Richtungen zurückzuziehen.) Es würde da fehlerhaft sein, sich bei der Verfolgung mit allen Kräften an die Fersen der Zurückweichenden zu heften und so den Umweg mitzumachen; es führt zu viel grösseren Resultaten, den Stoss in gerader Linie fortzuführen und so für jenen Zweck nur einen verhältnissmässig geringen Theil zu bestimmen. Vorzugsweise werden

in solchen Fällen grosse Resultate entstehen, wo der Geschlagene Defileen hinter sich hat, die er passiren muss, und die wir in der Verfolgung vor ihm erreichen. Dies sind Verhältnisse, die sich im Grossen wie im Kleinen wiederholen. (Ein Beispiel ist das Schicksal der französischen Division Puthod, welche getrennt von der Armee Macdonald's, nach der Schlacht an der Katzbach, fast ganz aufgerieben wurde, da sie am Bober bei Löwenberg Aufenthalt fand; während der Hauptstoss der Verfolgung auf Bunzlau ging.)

Normal in Bezug auf Verfolgung des Sieges im grössten Maassstabe sind die Campagnen von 1806, 1808 und 1815.

Die Verfolgung selbst zerfällt in zwei Perioden:

1. Die Verfolgung auf dem Schlachtfelde.
2. Die weitere Verfolgung.

1. Die Schlachten und Gefechte der neueren Zeit setzen, wenn wir die Ueberfalls- und Ueberraschungsgefechte ausnehmen, stets das Einverständniss beider Theile zum Gefecht voraus, und die Heere sind sich daher am Tage der Schlacht gewöhnlich schon sehr nahe. Einerseits aber bedarf es zu den letzten Vorbereitungen und Einleitungen, dem Gruppiren der Truppen, zum Rekognosziren u. s. w. immer noch so viel Zeit, dass die Schlachten selten gleich am Tage beginnen; andererseits aber haben die grossen Heereskörper eine solche Zähigkeit in sich, dass ihr Widerstand gewöhnlich für den Lauf eines Tages unter allen Umständen ausreicht. Dies beschränkt die Verfolgung auf dem Schlachtfelde sehr; indem der Einbruch der Nacht fast immer der Vorhang ist, hinter welchem der Geschlagene seinen Rückzug antritt.

Etwas Anderes ist es bei den kleineren Gefechten; indessen auch sie beginnen selten mit Tagesanbruch, da kleine Truppen-Abtheilungen gewöhnlich sich nicht so nahe sind, und auch da immer noch Zeit mit der Rekognoszirung und Anordnung verloren geht.

Die Verfolgung auf dem Schlachtfelde und am Tage des Gefechts ist die eigentlich die meisten direkten Früchte bringende; und die Erfolge werden daher um so grösser sein, je früher am Tage das Gefecht entschieden ist und die Verfolgung eintreten kann. Sie ist nun vorzugsweise der Akt, bei dem alle und die letzten Kräfte in Bewegung und Thätigkeit gesetzt werden müssen; und man darf da nie vergessen, dass das, was heute umsonst zu haben ist, morgen grosse Opfer kostet und oft gar nicht mehr erlangt werden kann. Je nachdrücklicher die Verfolgung auf dem Schlachtfelde ist, je mehr und tiefer sie die Ordnung und den Zusammenhang in den feind-

lichen Schaaren auflockert und trennt, je mehr ist dann auch von der Verfolgung des nächsten Tages zu erwarten.

In der Regel macht die Nacht dieser Verfolgung ein Ende; selten sind die Beispiele, wo sie weiter getrieben worden ist, wie z. B. Belle-Alliance. Dies hat seinen Grund in der Ermattung und dem Nachlassen aller Kräfte, welche auch bei dem Sieger eintritt.

2. Am anderen Tage haben sich fast immer die Verhältnisse sehr verändert. Der Geschlagene hat einen Vorsprung gewonnen; die Truppen sind, wenn auch nur theilweise geordnet; er setzt nun schon wieder bei geeigneten Terrainabschnitten Widerstand entgegen; oder er hat sich auf grössere intakte Truppen-Corps zurückgezogen; oder er nähert sich doch der Wirkungssphäre derselben. In allen diesen Fällen verschwindet mehr oder weniger das eigentlich Charakteristische der Verfolgungsgefechte je länger je mehr; denn dies besteht darin, dass der Verfolger gleichsam rücksichtslos den Verfolgten angreift, wenn auch nur um ihn festzuhalten. Umgekehrt ist dies aber oft bei demoralisirten Truppen, bei denen durch die fortgesetzten Stösse das innere Gefüge immer mehr erschüttert und zerstört wird.

Das Gefecht nimmt einen behutsamen, vorsichtigen Charakter, den der Arrieregarden- und Avantgarden-Gefechte wieder an. Je grösser die Zahl der geschlagenen Truppen war, je isolirter sie sich befanden, je länger kann der Zustand der eigentlichen Verfolgung dauern; während derselbe schnell vorübergeht, wenn dies Verhältniss der geschlagenen Truppen zum Ganzen nur gering ist, oder wenn sie eine Aufnahme durch frische Truppen finden. Jedenfalls aber dauert der moralische Effekt einer tüchtigen und nachhaltigen Verfolgung viel länger, als die Verfolgung selbst; er kann sogar auf frische Truppen übergehen und diese mit demoralisiren.

Eigenthümlich ist die Erscheinung, dass die neuere Kriegsgeschichte eigentlich arm an tüchtigen und nachhaltigen Verfolgungen ist. Napoleon selbst, der in seinen früheren Feldzügen durch intensive Verfolgung seiner Siege Schlag an Schlag zu ketten verstand, gab nach und nach diese Weise auf; und je grösser, je kolossaler seine Schlachten werden, je weniger Werth scheint er auf die Verfolgung, d. h. auf die direkte, nächste, zu legen. Bei Austerlitz verlor er die Russen und Oesterreicher ganz aus den Augen, und leitete die Verfolgung in der Richtung auf Olmütz ein, während sie den Rückzug nach Ungarn genommen hatten. Bei Borodino war gar keine direkte Verfolgung; bei Lützen und Bautzen waren ihm durch

den Mangel an Kavallerie die Hände gebunden. — Eine Verfolgung fehlte ferner bei Dresden, wo sie so erfolgreich hätte werden können; bei Ligny war sie ebensowenig; er verliert auch hier die Preussen ganz aus dem Gesicht. — Aber auch bei seinen Gegnern finden wir ähnliche Verhältnisse, und eigentlich ist es nur Blücher, der stets bereit ist, nachzuhauen, so lange er den Arm rühren kann; und der die direkte Verfolgung bis auf die Hefe ausbeutet. Am auffallendsten ist diese Mattigkeit in der Verfolgung nach der Schlacht bei Leipzig. Aber sie erscheint eben so unaufgeklärt nach der Schlacht von Brienne, von Bar-sur-Aube, und bei Ostrolenka; in letzterem Falle hätte sie dem Feldzuge ein Ende machen können.

Die Erklärung, dass der Sieger auch Erholung nach dem heissen Kampfe bedürfe, reicht hier nicht zu, wenngleich dieser Umstand allerdings in vielen Fällen wichtig und einflussreich wird. Es liegt da Vieles auch in den Charakteren der handelnden Personen und in den politischen Verwickelungen, z. B. Gross-Beeren, wo das Gefecht gleichsam wider Willen des Oberbefehlshabers stattfand, und die Verfolgung von ihm gehemmt ward.

Das Verhalten und Benehmen des Verfolgten.

Je mehr Truppen im Gefecht verwickelt waren, und darin litten, je weniger mithin disponibel bleiben, je gefährlicher ist die Lage des Geschlagenen. Der Nutzen und der Werth einer disponibeln, intakten Reserve tritt hier am augenscheinlichsten hervor. Sie bildet den Kern, um den sich die aufgelockerte Masse wieder ballt, und ist das einzige Mittel, eine völlige Niederlage zu verhindern, sobald einmal das Gefecht eine entschieden nachtheilige Wendung genommen hat. Das Gefecht ist, wie schon bemerkt, eine Reihe einzelner Akte, die neben und nach einander verlaufen; und der endliche Ausgang ist das Resultat, was sich aus demselben ergiebt. Je mehr solcher Akte nachtheilig ausschlagen, desto mehr muss der Theil, gegen welchen sich der Erfolg entscheidet, bemüht sein, einen festen Kern zu erhalten, um dem Aeussersten begegnen zu können.

Freilich steht dies im direkten Widerspruch mit dem Bestreben, durch die Reserven das Gefecht wieder herzustellen und die Erfolge umzukehren; und gerade dieser Umstand macht die Führung nachtheilig eingeleiteter Gefechte so schwierig. In der Verwendung der Reserve das rechte Maass zu halten, ist da überaus schwierig; und der Charakter des Feldherrn verleitet ihn da leicht zu dem einen oder dem anderen Extreme.

Der zähe, kühne, aufbrausende Charakter wird seine letzte Reserve ins Gefecht bringen, bevor er sich zum Rückzuge entschliesst (so Blücher, Napoleon); der vorsichtige, weniger entschlossene wird das Gefecht aufgeben, dessen Wendung noch vollkommen in seiner Hand lag.

Abstrahiren wir von der Entscheidungs-Schlacht, so wird man als Regel festhalten können, dass man sich für den unglücklichsten Fall stets noch eine Reserve bereit halten muss. Sie dient nach dieser Seite dazu, die Verfolgung aufzuhalten, zu brechen, um den geschlagenen Truppen Zeit zu gewähren, sich wieder zu ordnen.

Je tüchtiger disziplinirter die Truppen im Allgemeinen sind, desto kürzer ist die Periode, welche sie hierzu gebrauchen, und je weniger lange wird daher die Reserve das Gefecht allein hinzuhalten haben. Es folgt daraus, dass diese in demselben Maasse stärker sein muss oder schwächer sein kann, als der kriegerische Geist und die Gefechtstüchtigkeit der Truppen steigt oder fällt.

Die Reserven also sollen den Strom der Verfolgung brechen. — Sie müssen daher nicht zu weit entfernt sein, indem sonst die geschlagenen Truppen den wiederholten Angriffen erliegen, bevor sie durch die Reserve aufgenommen werden. Sie dürfen aber auch nicht zu nahe sein, da sie in diesem Falle noch mit in das allgemeine Gefecht verwickelt werden, sich alle Kräfte des Gegners gegen sie richten und sie so nun die Niederlage vollständig machen. Sie dürfen sich endlich nicht darauf einlassen, kleine und augenblickliche Vortheile zu verfolgen; was namentlich Seitens der Kavallerie leicht geschieht. Sie müssen vielmehr dergleichen benutzen, um in den gefechtsfreien Pausen, die dadurch für sie entstehen, auch ihren Rückzug zu machen. Benutzung des Terrains zu vortheilhaften Defensivstellungen ist hier ganz am Orte; nur darf man sich in solchen Stellungen nicht zu lange aufhalten. Schon Heinrich von Bülow sagt: »Wer gehen muss, der gehe rasch«; freilich soll die Schnelligkeit nicht durch Aufgeben der Ordnung und H a l t u n g gewonnen werden. Denn gerade auf diese Haltung der Truppen und ihre taktische Gefechtsbereitschaft kommt es bei den Verfolgungsgefechten wesentlich an. Sie imponirt dem Feinde, der grösstentheils aus leichten Truppen besteht, und veranlasst ihn am ersten, sich mit den errungenen Vortheilen zu begnügen und uns ziehen zu lassen. Die Geschichte des Feldzuges 1812 ist reich an Beispielen der Art. Allerdings aber darf dies Erhalten der Ordnung auch nicht zur Pedanterie führen, und nicht zur Anwendung nach-

theiliger taktischer Formen. Wir wollen hier nur den Rückzug en échiquier erwähnen. Dadurch wurde es bei dem Rückzug nach dem Gefecht von Etoges 1814 der französischen Kavallerie möglich, die russische Infanterie des Generals Kapczewitsch, welche sich en échiquier zurückzog, noch vor dem Walde zu erreichen und ihr Verluste beizubringen.

Hat Infanterie es nur mit Kavallerie zu thun, so ist dies ein anderer Fall; dann kann diese Form günstig werden, besonders der Artillerie wegen, von der sodann ein Theil stets in Thätigkeit bleibt und die Angriffe der Kavallerie brechen kann. In der Regel aber wird man auch da besser thun, mit beiden Treffen zugleich zurückzugehen, da die Gefechtsbereitschaft der Infanterie augenblicklich hergestellt ist, und es für die Wirkung der Artillerie in solchen Fällen auch nur Augenblicke bedarf; es kommt dabei vorzugsweise auf ein paar Kartätschschüsse an.

Der kritische Moment der Verfolgungs-Gefechte ist nun in der Regel der, wo die geschlagenen Truppen ein Defilee passiren und sich daher zusammendrängen müssen. Der Feind wird solche Verhältnisse vorzugsweise benutzen, um nachzudrängen und seine Erndte zu halten. Die Nachtheile und Verluste werden in dem Maasse steigen, als ein solches Defilee näher hinter der Gefechtsstellung liegt, und der Geschlagene noch durch die erste und kräftigste Verfolgung in dasselbe geworfen wird. Da sind die Verluste unausbleiblich und gewöhnlich sehr gross, ja entscheidend. Beispiele solcher Gefechte sind Landshut 1809, Monterau 1814; für die schlimme Lage des Verfolgten aber besonders Leipzig, die Katzbach, Friedland; bei Leipzig war fast nichts von den Franzosen zur Vertheidigung gethan.

Aber auch wenn dasselbe entfernter ist, werden die Verhältnisse immer noch sehr nachtheilig sein. Es wird namentlich bei grossen Truppenmassen nichts übrig bleiben, als der Versuch, durch einen kräftigen Stoss der Verfolgung für einige Zeit ein Ziel zu setzen, um Musse zum Passiren des Defilees zu erringen. Das Voraussenden von Artillerie, neue Positionen hinter dem Defilee, das Besetzen desselben, sind Mittel, um die Verluste etwas zu mindern. Am günstigsten ist der Fall, wenn das Defilee in einem Orte liegt; oder ein Ort auf der feindlichen Seite. — Vorzugsweise ist die Kavallerie in einer übeln Lage vor einem Defilee, und sie darf sich daher nicht zu lange vor demselben aufhalten. Ein Beispiel ist Prenzlau 28. Oktober 1806; die preussische Infanterie defilirte durch die Vorstadt, drei Eskadrons waren noch jenseits aufgestellt, als

diese von der heraneilenden französischen Kavallerie angegriffen, und in die Vorstadt geworfen wurde; ein Infanterie-Regiment wurde niedergeritten und grösstentheils gefangen.

Verfolgt der Feind nicht kräftig, so müssen dergleichen nachtheilige Hindernisse möglichst schnell zurückgelegt werden, und die Verhältnisse verändern sich damit sogleich in das Gegentheil. Was uns nachtheilig war, wird uns dann als Hinderniss vor der Front sofort höchst vortheilhaft, und gewährt das Mittel, die weitere Verfolgung aufzuhalten, oftmals ganz unmöglich zu machen. — Abbrechen von Brücken, Abbrennen, Hinhalten des Gefechts bis zur Nacht, sind dann Hülfsmittel zur Verbesserung der Lage.

Bevor wir zur Betrachtung der speziellen Gefechts-Verhältnisse übergehen, wollen wir hier noch einige allgemeine Bemerkungen über das Gefecht einschalten, welche Gegenstände berühren, die von Wichtigkeit sind.

Zunächst von der »Ueberlegenheit.« Es ist eine Regel, welche in den neueren militairischen Werken über Strategie und Taktik fast überall vorkommt und als Axiom aufgestellt wird:

> Massen auf den entscheidenden Punkten, oder Uebermacht gegen Mindermacht, oder Suchen und Benutzen der feindlichen Schwäche;

dies sei das Universalmittel zur Erringung des Sieges.

Die Richtigkeit solcher Behauptungen kann man freilich von vorn herein zugeben; aber es ist damit ungefähr so viel gesagt, als wenn Jemand einem Faustkämpfer die Regel giebt:

> Wenn du deinen Gegner besiegen willst, so musst du ihn niederschlagen.

Es ist damit in der That noch nichts gesagt, und in ihrer Abstraktion verführt eine solche Regel nur zu leicht zu dem Glauben, als sei durch dergleichen Combination der Krieg, das Gefecht in der That zu entscheiden; als sei der Sieg in der That an die Masse, an die Mehrzahl gebunden.

Schon Clausewitz, der in seinen kriegsphilosophischen Betrachtungen (welche er mit einer bis jetzt unerreichten Schärfe des Geistes durchführt, ohne sich von der Natur der Sache, von der Praxis, zu entfernen) ebenfalls zu dem Resultate kommt, dass die Ueberlegenheit der Kräfte in den neueren Gefechten häufig das Entscheidende sei, macht die Einschränkung, dass »die Ueberlegenheit der Zahl in

einem Gefechte nur einer der Faktoren ist, aus welchen der Sieg gebildet wird; dass also, weit entfernt, mit der Ueberlegenheit der Zahl Alles, oder auch nur die Hauptsache, errungen zu haben, damit vielleicht nur noch sehr wenig erreicht ist, je nachdem die mitwirkenden Umstände so oder anders sind.« Und hiermit erhält jene abstrakte Regel erst ihren wahren Werth.

Bei der Ueberlegenheit kommt es zunächst auf den Grad derselben an. Eine Ueberzahl, die sich noch nicht wie 2 : 1 verhält, kann durch die mitwirkenden Umstände, durch das Terrain, durch das Talent des Feldherrn, durch die Kriegserfahrung der Führer, durch die Kriegstüchtigkeit der Truppen, so wie durch das Waffen-Verhältniss, oftmals ganz ausgeglichen werden; obschon festzuhalten ist, dass, wenn eine grosse Ueberlegenheit durch die Minderzahl geschlagen wird, dies fast immer mehr in dieser als in jener liegt. Napoleon schlug bei Dresden mit 120,000 Mann die 220,000 Mann starken Verbündeten; die Schlacht von Leipzig hielt er mit 160,000 Mann gegen 280,000 Mann drei Tage hin, und er wäre wahrscheinlich ohne besonderen Nachtheil aus der Sache gekommen, wenn er eine grössere Aufmerksamkeit auf den Werth gelegt hätte, welchen das zunächst hinter ihm liegende Terrain hierauf hatte. In dem Gefecht von Lüneburg wurde das Morandsche Corps, 3000 Mann Infanterie, 9 Kanonen und 200 Mann Kavallerie, durch zwei Infanterie-Bataillone aus Lüneburg vertrieben, und mit Hülfe von 1800 Mann Kosacken völlig aufgerieben. Bei Dennewitz schlugen 40,000 Mann den 70,000 Mann starken Feind vollständig; so dass er 80 Kanonen, seine gesammte Bagage und 15,000 Gefangene verlor.

Will man die Ueberlegenheit auf Zahlen-Verhältnisse bringen, so lässt sich annehmen, dass bei sonst ziemlich gleichen Umständen eine Ueberlegenheit von $1\frac{1}{2}:1$ noch keine durchaus entscheidende ist. Steigt sie auf 2 : 1, so wird damit allerdings unter gewöhnlichen Verhältnissen der Sieg fast gewiss sein; bei noch grösserer Steigerung würden die übrigen influirenden Umstände fast ganz verschwinden, und die Zahl wird dann das, was alles Uebrige überwältigt; so z. B. 1831 in Polen.

Wir wollen also der Ueberlegenheit ihren grossen Einfluss nicht absprechen; in dem einzelnen Falle aber, wie er in der Wirklichkeit auftritt, ist sie, so lange sie nicht ein, allerdings schwer bestimmbares Maass erreicht, nicht absolut entscheidend. Ist nun aber der vorliegende Zweck des Gefechts nicht gerade direkt das Niederwerfen des Feindes, so darf die Ueberlegenheit desselben noch weniger einen Grund abgeben, das

Gefecht zu vermeiden. Handelt es sich um Zeitgewinn, um Vertheidigung eines Terrain-Abschnittes; oder treffen wir auf den Gegner, der sich in einer Situation befindet, wo er seine Kräfte nicht entwickelt hat oder nicht entwickeln kann; haben wir die Ueberraschung für uns u. s. w.: so darf nicht danach gefragt werden, wie gross seine Ueberlegenheit der Zahl nach ist.

Die Ueberlegenheit, welche im Grossen, bei den Schlachten und grösseren Gefechten also ein Haupt-Faktor ist, ist dies viel weniger bei den kleineren Gefechten und bei den einzelnen Gefechtsakten, die im Laufe eines grösseren vorkommen; und am allerwenigsten bei dem Gefecht der, in letzter Instanz durch die Gewalt des Choks wirkenden Kavallerie. Die Geschichte eines jeden Feldzuges liefert Beispiele, dass eine tüchtige, entschlossene Kavallerie überlegene feindliche Schaaren geworfen hat; es bedarf daher der Anführung von Beispielen nicht.

Die Ueberlegenheit der Zahl hat nach dem Gesagten zwar keinen absoluten entscheidenden Werth, allerdings aber einen relativen, und es ist daher von Wichtigkeit, uns den Vortheil, der hieraus folgt, zu versichern. Wir abstrahiren hier von der Kriegführung in der höchsten Instanz, also auch von derjenigen Thätigkeit, die die Mittel zur Kriegführung schafft. Wir haben es hier mit derjenigen Sphäre zu thun, in der die vorhandenen Kräfte, die Truppen, gegebene Grössen sind, die wir nicht weiter potenziren können. So entsteht die Frage: »was haben wir zu thun, wie verhalten wir uns, um die Ueberlegenheit auf unsere Seite zu ziehen?«.

Dies kann auf doppelte Art geschehen. Einmal indem wir, da wir die Zahl unserer Truppen nicht vermehren können, diese zusammenhalten; und zweitens indem wir den Gegner, wenn auch nicht zwingen, so doch veranlassen, Theile seiner Kräfte zu entsenden, zu detachiren.

Was den ersten Punkt anbetrifft, so ist es gerade der, gegen welchen in der neuen Kriegführung, wie in der neuen Gefechtsführung am meisten gefehlt wird. Selbst die grössten militairischen Geister sind in diesen Fehler verfallen; dessen Vermeidung dadurch sehr schwierig wird, dass die Nothwendigkeit der Theilung oftmals vorliegt, und es dann ohne ganz genaue Kenntniss der Maassregeln des Feindes sehr schwer ist, zu bestimmen, in welchem Maasse detachirt werden muss. Ausserdem verführt die gegenwärtig stattfindende Selbstständigkeit der Abtheilungen aus gemischten Waffen sehr leicht zu Theilungen, die in einer früheren Periode der Kriegs-

geschichte selten vorkamen; da schon Formation davon abschreckte. Ein solcher Fehler ist es, oder vielmehr zwei solche Fehler sind es, die wesentlich auf den Gang des kurzen Feldzuges 1815 influirt haben. Napoleon entsendete Ney am 15. Juni mit 50,000 Mann gegen Quatrebras, und traf so mit 80,000 Mann auf Blüchers 86,000. 20,000 Mann gegen Quatrebras waren offenbar zur Sicherstellung seiner eigenen linken Flanke gegen die nicht konzentrirten Engländer, die am Abend des 16. Juni erst 20,000 Mann dort hatten, völlig ausreichend; er behielt dann 110,000 Mann gegen Blücher; und es ist unbedenklich, dass sein fruchtloser Sieg von Ligny eine ganz andere Gestalt angenommen haben würde, wenn er mit 30,000 Mann mehr auftrat. Denken wir uns dieselben z. B. auf der Römerstrasse und gegen Bry vordringend. Was würde aus der Vertheidigung von Wagnelé, Bry und St. Amant geworden sein? Ausserdem konnte, als sich Napoleon in der angegebenen Art theilte, noch ein anderer Fall eintreten, dessen Nichteintreten er gar nicht übersehen konnte. Blücher konnte nämlich am 16. Juni schon ganz vereinigt sein. War das Bülowsche Corps heran, so schlugen sich 116,000 Preussen gegen 80,000 Franzosen; und es ist eine grosse Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, dass Napoleon geschlagen wurde. Er hatte also durch die fehlerhafte Theilung doppelten Nachtheil; einmal einen mangelhaften Sieg; zweitens eine mögliche Niederlage. Ein Gefühl von dem Missgriff kam am 16. Juni über ihn, und dies war die Veranlassung des Hin- und Herschiebens des Erlonschen Corps zwischen Quatrebras und St. Amant.

Derselbe Fehler wiederholt sich nach der Schlacht von Ligny. Napoleon sendet 35,000 Mann unter Grouchy hinter die Preussen her, vereinigt sich mit Ney und hat, nach Abzug des Verlustes, den die Schlacht von Ligny und die anderen Gefechte herbeigeführt hatten, 65,000 Mann gegen die 62,000 Wellingtons. Dass Grouchys Verfolgung nicht den mindesten Effekt gehabt hat, ist bekannt. Ein Paar leichte Kavallerie-Brigaden mit reitender Artillerie hätten sicher denselben Nutzen gewährt, besonders wenn sie rasch und entschlossen vorgegangen wären, und so zu der Meinung verleiten mussten, dass ihnen mehr folgten. Napoleon konnte dann bei Belle-Alliance 30,000 Mann stärker auftreten; er konnte dann vielleicht die Engländer schlagen, ehe die Preussen herankamen; jedenfalls aber hätte er nicht jene Niederlage erlebt. Beide Male lag der Fehler also nicht in der Theilung überhaupt, denn sie war nothwendig, sondern in dem Maasse der Theilung; und

er entstand beide Male dadurch, dass Napoleon gleichzeitig zwei verschiedene Zwecke verfolgte, wozu seine Mittel nicht ausreichten. Am 16. Juni wollte er Blücher schlagen, und die Engländer durch Ney überrennen lassen; am 18. Wellington schlagen und Blücher nachhaltig verfolgen.

Was hier an einem Beispiel im Grossen gezeigt ist, wiederholt sich ebenso im Kleinen. Es ist stets gefährlich, mehrere Zwecke gleichzeitig zu verfolgen, und es gehört dazu fast immer eine grosse Ueberlegenheit.

Die Theilung der Kräfte kann, was die Zeit anbetrifft, doppelter Art sein; ebenso in Bezug auf den Raum.

Die Theilung in Bezug auf die Zeit kann stattfinden, vor dem Gefecht oder im Gefecht selbst. Theilung vor dem Gefecht sollte nur bei grösseren Truppen-Corps stattfinden, und ist da, wie wir bei den Märschen gesehen haben, nothwendig. Kleinere Abtheilungen, eine Division u. s. w. wird sicher fast immer besser thun, vereinigt zu bleiben. So lange die Auf- und Abmärsche sich nach Minuten und Viertelstunden berechnen lassen, ist nie hieraus ein Grund zur Theilung zu entnehmen. Sicherungs-Detachements sind natürlich hier nicht gemeint. — Im Gefecht muss man sich oftmals theilen; schon um Feld für die Entwickelung der Kräfte zu benutzen; stets müssen aber die Fäden zur Wiedervereinigung der Truppen in den Händen des Führers bleiben.

Die Theilung ist in Bezug auf den Raum eben so eine doppelte. Sie ist nämlich entweder so, dass sie innerhalb der Wirkungssphäre der verschiedenen Theile stattfindet, oder ausserhalb derselben; so dass jeder Theil lediglich auf sich selbst angewiesen ist, und auf die direkte Unterstützung des anderen Theils verzichten muss. Die erstere Art der Theilung ist in vielen Fällen nothwendig und kommt im Gefecht überall vor. Die zweite Art ist fast immer die Folge der Theilung vor dem Gefecht.

Die Theilung im Gefecht und innerhalb der Wirkungssphäre ist somit häufig nichts Anderes, als das Mittel, die Streitkräfte zur Thätigkeit zu bringen, und also eine Steigerung der Kraft. Die Theilung ausserhalb der Wirkungssphäre, wiewohl oftmals geboten, ist dagegen fast immer eine Schwächung, und darum so viel als irgend möglich zu vermeiden. Haben wir unsere Kräfte zusammen, so ist dies der Weg zur Ueberlegenheit; theilen wir sie unnöthiger Weise, so geben wir es auf, den Vortheil der Ueberlegenheit zu haben.

Dies ist also das eine Mittel, die Ueberlegenheit hervorzubringen. Das andere ist, den Gegner zur Theilung zu

veranlassen. Die Frage ist da zunächst: »wie veranlassen wir den Gegner, sich zu theilen?« Dies kann auf mehrfache Weise geschehen. In der Defensive z. B. durch starke Stellungen, denen er im Ganzen nicht vorbeigehen kann; deren Besiegung in der Front unverhältnissmässige Opfer kostet und die er daher durch Manöver zu neutralisiren suchen wird. Ferner dadurch, dass wir ihm zwei oder mehrere Zwecke als scheinbar leicht erreichbar vorhalten. Das gewöhnliche Mittel ist die eigene Theilung, so dass wir durch Abtheilungen ihm wichtige Punkte bedrohen, und ihn so verleiten, mehr Kräfte an ihre Sicherung zu setzen, als nöthig sind, um unsere Drohung erfolglos zu machen.

Dieses Kapitel weiter zu verfolgen, ist hier nicht der Ort; es gehört in die Strategie; indessen spielt es doch auch in das Gebiet der Taktik hinein, insofern auch im Gefecht selbst die Besetzung und das Festhalten einzelner Punkte oft nichts weiter als eine solche Drohung ist, oder doch so wirkt, und einen unverhältnissmässig grossen Theil der Kräfte des Gegners ablenkt.

Die Umgehung; der Flankenangriff.

Ein Hauptvortheil der Ueberlegenheit beruht in der damit gegebenen, grösseren Leichtigkeit, den Gegner zu umgehen. — Umgehen heisst dem Feinde in Flanke und Rücken kommen, und es ist deshalb so wirksam, weil Flanken und Rücken die taktisch und strategisch schwächsten Seiten der Armee, wie einzelner Abtheilungen, sind. Die Umgehung führt zu einem Flankenangriff; das macht sie wirksam; sie schützt das Terrain gegen einen solchen; kann man demselben aber genügende Kräfte entgegenstellen, so wird die Umgehung fruchtlos. Bei der Umgehung aber findet eine Theilung statt, und deshalb eine Schwächung. Daher kann sie nur der Stärkere ohne Gefahr unternehmen; der Schwächere, oder der dem Gegner an Kräften gleiche, nur unter besonders günstigen Terrainverhältnissen. Die Umgehung setzt nämlich, wenn sie gefahrlos sein soll, voraus, dass ich dem Gegner in der Front so lange gewachsen bin, als bis er anfängt, die Wirkung der umgehenden Truppen zu empfinden. Ist dies nicht der Fall, so wird er mich in der Front erdrücken und en détail schlagen. Dies erforderliche Gleichgewicht in der Front kann nun entweder durch die vorhandenen Truppen oder durch günstige Terrain-Verhältnisse hervorgebracht werden. Bei diesen ist jedoch zu berücksichtigen, dass das, was uns vortheilhaft ist, gewöhnlich auch dem Gegner dient.

Wenn wir ihn in der Front an einem Defilee mit einigen Bataillonen aufhalten können, so kann er das auf derselben Stelle gewöhnlich auch; und er erhält somit das Mittel, alle anderen Kräfte gegen die Umgehung zu verwenden.

Die vollendete Umgehung ist also, als Angriff von zwei Seiten, eine der gefährlichsten Gefechts-Situationen, aus der man sich nur ziehen wird, wenn man noch eine disponibel hinreichend starke Reserve hat. Ein passives Begegnen bringt bei einer Umgehung immer schon in eine nachtheilige Lage. Das zweckdienlichste Mittel ist ein kräftiger Gegenstoss, der entweder, wenn dies zulässig, gegen die in der Fronte befindlichen feindlichen Truppen geführt wird, wenn die Umgehung dem weitesten Punkte nahe ist; oder der gegen sie selbst gerichtet wird, sobald sie in unsere Wirkungssphäre kommt. Regel ist also, gegen Umgehungen angriffsweise zu verfahren, wenn es uns nicht etwa bloss auf Zeitgewinn ankam, und wir zurückgehen, sobald der Feind die Schlinge zuzuziehen anfängt.

Unsere Friedensübungen geben von diesen Verhältnissen ein ganz falsches Bild. Wer da angriffsweise gegen eine Umgehung verfährt, kommt jedesmal in die übelste Lage; indem der Zustand geschlagener Truppen sich gar nicht ausdrücken lässt, und die geworfenen Truppen immer gleich wieder angriffsfähig sind.

Napoleon war Meister in strategischen wie taktischen Umgehungen. Ein Beispiel ist die Schlacht von Auerstedt; vorzugsweise aber hat er sie nur in der ersten Periode seiner Kriegführung und namentlich in Italien angewendet. Eben so aber und noch meisterhafter sind seine Gegenstösse, sowohl in strategischer wie taktischer Beziehung. Eines der glänzendsten Beispiele in letzter Beziehung ist Austerlitz.

II. Spezielle Gefechtslehre.

A. Gefecht um Terrain - Gegenstände.

Nachdem wir nun das Gefecht nach seinem allgemeinen Verlauf, so wie nach den allgemeinen Verhältnissen betrachtet haben, wenden wir uns zur näheren Betrachtung der speziellen Gefechtsverhältnisse, die sich sondern lassen

einmal nach den Modifikationen und Eigenthümlichkeiten, die durch die Beziehungen des Terrains zum Gefecht entstehen;

zweitens nach den besonderen Zwecken, welche den Gefechten, neben dem allgemeinen Gefechtszweck der Vernichtung feindlicher Streitkräfte, zum Grunde liegen.

Wir wollen nun zunächst also die besonderen Gefechtsverhältnisse betrachten, wie sie sich durch die Benutzung des Terrains für den Gefechtszweck von der einen und der anderen Seite gestalten; wie sie sich entwickeln, indem der eine Theil die Oertlichkeit zur Verstärkung der Vertheidigung anwendet; während der andere Theil bemüht ist, diese Hindernisse zu besiegen, welche so der Vertheidiger dem Angriffe in den Weg legt.

Wir haben hier also das Gefecht um Terrain-Gegenstände, um örtliche Eigenthümlichkeiten des Terrains. Dahin gehört nun das Gefecht um Wälder, Dörfer, Gebäude, um Defileen, Uebergänge über Flüsse, Bäche, Moräste u. s. w.; die wir, da sie wesentlich von einander verschieden sind, die verschiedenartigste Benutzung und Verwendung der Truppen und Waffen, bei der Vertheidigung wie beim Angriffe, bedingen, jedes für sich näher ins Auge fassen müssen.

Als dasjenige Gefecht, welches noch die meisten taktischen Formen zulässt, erscheint

1. Das Waldgefecht.

Allgemeine Bemerkungen.

Waldgefecht ist erst durch die Ausbildung der gesammten Infanterie für das zerstreute Gefecht, in der Ausdehnung, in der es gegenwärtig oft geführt wird, möglich geworden, und hat

sich ganz besonders in den ersten Revolutionskriegen ausgebildet. In früherer Zeit vermied man dasselbe, als die taktische Ordnung der Infanterie zerstörend, auf das sorgfältigste; man beschränkte sich höchstens, an den Waldlisieren einen Verhau anzulegen, und hinter demselben einige Infanterie-Abtheilungen pelotonweise aufzustellen, die durch ihr Feuer das Aufräumen des Verhaus hindern sollten. Man sah Wälder als ungangbares Terrain an, und lehnte seine Schlachtordnung daran, ohne sie zu besetzen. Reichenbach, Torgau, Kunersdorf, Zorndorf, sind hiervon Beispiele.

Gegenwärtig kommt das Waldgefecht fast in allen Gefechten und Schlachten vor, und hat bald einen grösseren, bald einen geringeren Einfluss auf den Gang derselben.

Das Charakteristische des Waldgefechts ist, dass selbst grössere Truppen-Abtheilungen dasselbe in kleinen taktischen Theilen führen müssen. Einerseits bricht das Terrain selbst die grösseren Abtheilungen in kleine; andererseits gestattet es für die grossen Massen keine angemessene Wirksamkeit. Der Natur des Terrains nach ist es fast ausschliesslich die Infanterie, welche hier wirksam wird; indessen lassen sich doch auch Combinationen denken, wo die Artillerie einen wesentlichen Einfluss gewinnt, und wo sich aus dem Gebrauch von Kavallerie Vortheile ziehen lassen.

Das Waldgefecht zerfällt nach dem Terrain:

a) in das Gefecht um die Lisiere;

b) im Walde selbst, und

c) um Abschnitte im Walde; endlich

d) das Gefecht um die diesseitige Lisiere und den Waldausgang.

Im Allgemeinen ist hier zu bemerken, dass bei dem Gefechte um die Lisiere der Vertheidiger im entschiedensten Vortheil ist; er steht gedeckt, kann jeden Gebrauch von seinen Waffen machen; seine Stärke ist nicht zu beurtheilen. Beim Gefecht im Walde heben sich die Vortheile nach und nach gegenseitig auf; der Angreifende hat das moralische Gewicht auf seiner Seite und kommt in Vortheil, so lange nicht Abschnitte im Walde die Verhältnisse zu Gunsten des Vertheidigers ändern.

Im Allgemeinen ist ferner zu bemerken, dass Wälder die Gefechtsleitung sehr erschweren. Sie verschleiern die Absichten und Anstalten des Vertheidigers oft beinahe ganz, und die beider Theile, sobald die Lisiere verloren ist; beide Theile wissen nur von einander, so weit sie im Gefecht an einander sind; oftmals gehört ein stundenlanges Gefecht dazu, um zu erfahren,

mit wie viel Truppen des Feindes man es zu thun hat und was seine eigentliche Absicht ist. Dadurch wird natürlich die Gefechtsleitung erschwert; denn überall muss Vorsicht und grosse Aufmerksamkeit eintreten. Ferner aber geschieht dies durch den Mangel an Uebersicht des Gefechts. Der Führer kann nur einen sehr geringen Theil der fechtenden Truppen selbst übersehen; alles Andere weiss er nur durch Meldungen, oder durch den Schall des Feuergefechts, was übrigens ein sehr trügliches Mittel ist. Denn selbst das gänzliche Aufhören des Schiessens in einer Richtung fordert zu grösserer Vorsicht auf; indem dies oft nur eintritt, weil der Feind unsere weichenden Tirailleurs nicht direkt verfolgt, mit Massen aber in unsere Flanken vordrängt; oder weil unsere Tirailleurs seine Spur verloren haben.

Endlich wird die Gefechtsführung erschwert durch die im Walde eintretende Verzögerung der Marschbewegungen der Truppen; durch die Schwierigkeit des Auffindens; durch die Lähmung, welche in Bezug auf die gegenseitige Unterstützung der verschiedenen Waffen eintritt. Das Waldgefecht setzt daher Truppen voraus, die es verstehen, auch in kleineren Abtheilungen auf eigene Hand zu fechten; umsichtige und tüchtige Führer der kleineren Abtheilungen, welche die Gabe besitzen, sich im Waldterrain schnell zurecht zu finden. Truppen, welche diese Vorzüge nicht besitzen, kommen beim Gefecht in grösseren Wäldern bald aus einander; und damit geht das Zusammenwirken und mit diesem ein taktisches Hauptelement verloren.

Alle jene Schwierigkeiten vermindern sich, oder hören ganz auf bei der V e r t h e i d i g u n g der L i s i e r e des Waldes. Der Besitz der Lisiere entscheidet damit gewöhnlich das Gefecht; mit dem entschiedenen Verlust derselben ist gewöhnlich der ganze Wald verloren. In die Stelle jener Schwierigkeiten der Gefechtsführung treten vielmehr bei der Vertheidigung der Lisiere Vortheile, wie sie fast kein anderes Terrain darbietet. Der Vertheidiger übersieht die Kräfte und Anstalten des Gegners, ohne dass dieser denselben Vortheil hat. Seine Feuerlinie, seine Soutiens und Reserven sind gedeckt; die feindlichen dem Auge und der Wirkung unserer Geschosse blossgegeben. Unsere Waffen können sich auf eine für den Gegner überraschende Weise unterstützen, und wir können mit unserer Hauptreserve plötzlich auf dem entscheidenden Punkte erscheinen, und sie in der für den Gegner nachtheiligsten Richtung wirken lassen. Alle diese Vortheile gehen mit dem Verlust der Lisiere verloren, an deren Behauptung daher alle Kräfte gesetzt werden müssen.

Bei grossen Waldstrecken ist dies jedoch nicht immer möglich; es kommt dann zu Gefechten im Walde, zum Kampf um Abschnitte in demselben; in letzter Instanz um den Besitz der rückwärts gelegenen Lisiere. Wir werden diese Formen näher betrachten; über die letztere sei hier nur zu bemerken, dass man leicht dem Gefecht um den Ausgang eines Waldes zu geringen Werth beilegt und häufig keinen Versuch macht, das Debouchiren zu verhindern; was doch, wie wir sehen werden, sehr erschwert werden kann, und bei einer nachdrücklichen Vertheidigung nicht aufgegeben werden sollte, so lange wir noch mit einzelnen Abtheilungen festen Fuss im Walde selbst haben.

Das Waldgefecht nimmt natürlich einen entschieden anderen Charakter an, je nachdem es dazu gleichsam nur zufällig im Laufe des Gefechts selbst kommt, oder die zur Vertheidigung bestimmten Truppen ihre Stellung nur eben eingenommen und mithin noch keine Zeit gehabt haben, sich gründlich festzusetzen; oder je nachdem das Waldgefecht vorbereitet, prämiditirt ist, die Truppen sich im Terrain festgesetzt und mit demselben hinreichend bekannt gemacht haben. Die Erscheinungen, welche in der letzteren Art von Gefechten vorherrschend eintreten, spiegeln sich in den Gefechten der erstern Art nur schwach ab; woher es denn auch kommt, dass unsere Gefechtsübungen, als trübe Spiegelbilder von unbestimmten Formen, nur ein sehr wenig treues Bild von dem scharfen Gepräge eines nachdrücklich durchgeführten Waldgefechts wiedergeben. Nur die Kriegsgeschichte gewährt hierüber Belehrung in den zahlreichen Beispielen von solchen Waldgefechten; z. B. Abensberg, Eckmühl, Königswartha, Ville Parisis (1814), Grochow.

a) Das Gefecht um den Waldrand.

Die Vertheidigung.

Lokalverhältnisse, welche die Vertheidigung begünstigen und ihre Kraft steigern, sind:

1) Vorliegendes ebenes Terrain; so dass der Angreifende sich unserem Feuer nicht entziehen kann.
2) Abfallendes Terrain gegen den Feind zu, wodurch die Umsicht erleichtert, und der Punkt früh erkannt wird, gegen den der Feind seinen eigentlichen Angriff richtet.
3) Scharf abgeschnittener Waldrand. Je mehr derselbe in niederes und dünnes Gesträuch und Unterholz ausläuft, je weniger stark kann die Vertheidigung sein, da

die Vertheidiger dann nur ein Mittel haben, sich einigermaassen zu verbergen, aber keinen eigentlichen Schutz gegen die Feuerwirkung.

4) Hohes, starkes Holz an der Lisiere, mit kräftigem Unterholz; einerseits giebt dies Deckung gegen die Feuerwirkung, andererseits den Vortheil, unsere weiteren Maassregeln verbergen zu können.

5) Ausgezackte Form der Lisiere, jedoch so, dass die vorspringenden Spitzen noch im Feuerbereich der zurückliegenden Theile sind. Weiter vorspringende Spitzen erleichtern umfassende Angriffe und machen daher eigenthümliche Gegenmaassregeln nöthig.

6. Wegbarkeit im Innern, um mit den Reserven den bedrohten Punkten zu Hülfe eilen zu können; — eintretende Wege, als Aufstellungspunkte der Artillerie.

7. Lichte Stellen in der Lisiere, oder Unterbrechungen derselben, um mit der Kavallerie in geeigneten Momenten Ausfälle machen zu können.

Der hartnäckigste Widerstand wird sich hiernach in Gruppen kleiner Waldstücke und Gehölze organisiren lassen, die jedoch mehr hinter als neben einander liegen müssen; weil die Vertheidigung der Lisiere hier wiederholt, und zugleich jede Waffe auf dem geeigneten Punkte in Wirksamkeit gebracht werden kann.

Form der Vertheidigung.

Vor allen Dingen nöthig ist eine Tirailleurlinie am Saume selbst. Hat man Büchsenschützen, so kann man sie nicht besser gebrauchen, als indem man sie, wenn die Punkte des Hauptangriffs durch das Terrain vorgeschrieben sind, dort aufstellt; oder, wenn dies nicht der Fall ist, sie unter die Tirailleurs mischt und vorzugsweise auf die feindlichen Offiziere schiessen lässt, welche sich bei einem solchen Gefecht exponiren müssen. Mischung ist nöthig, weil ihr Feuer, so lange man die Büchsen nicht von hinten ladet, zu langsam ist; was im entscheidenden Augenblick, wo der Feind zum Sturmangriff übergeht, nachtheilig werden kann.

Wie dicht man eine solche Tirailleurlinie stellt, lässt sich nicht bestimmen. Man hat da viel theoretisirt. In der Wirklichkeit aber ist nicht die Frage, wie viel Mann man zur Besetzung eines Waldrandes braucht, sondern wie viel man dazu hat. Es hat viel für sich, von Hause aus die erste Feuerlinie nicht zu stark zu machen. Einmal behält man eine um so stärkere Reserve; zweitens aber verleitet man dadurch

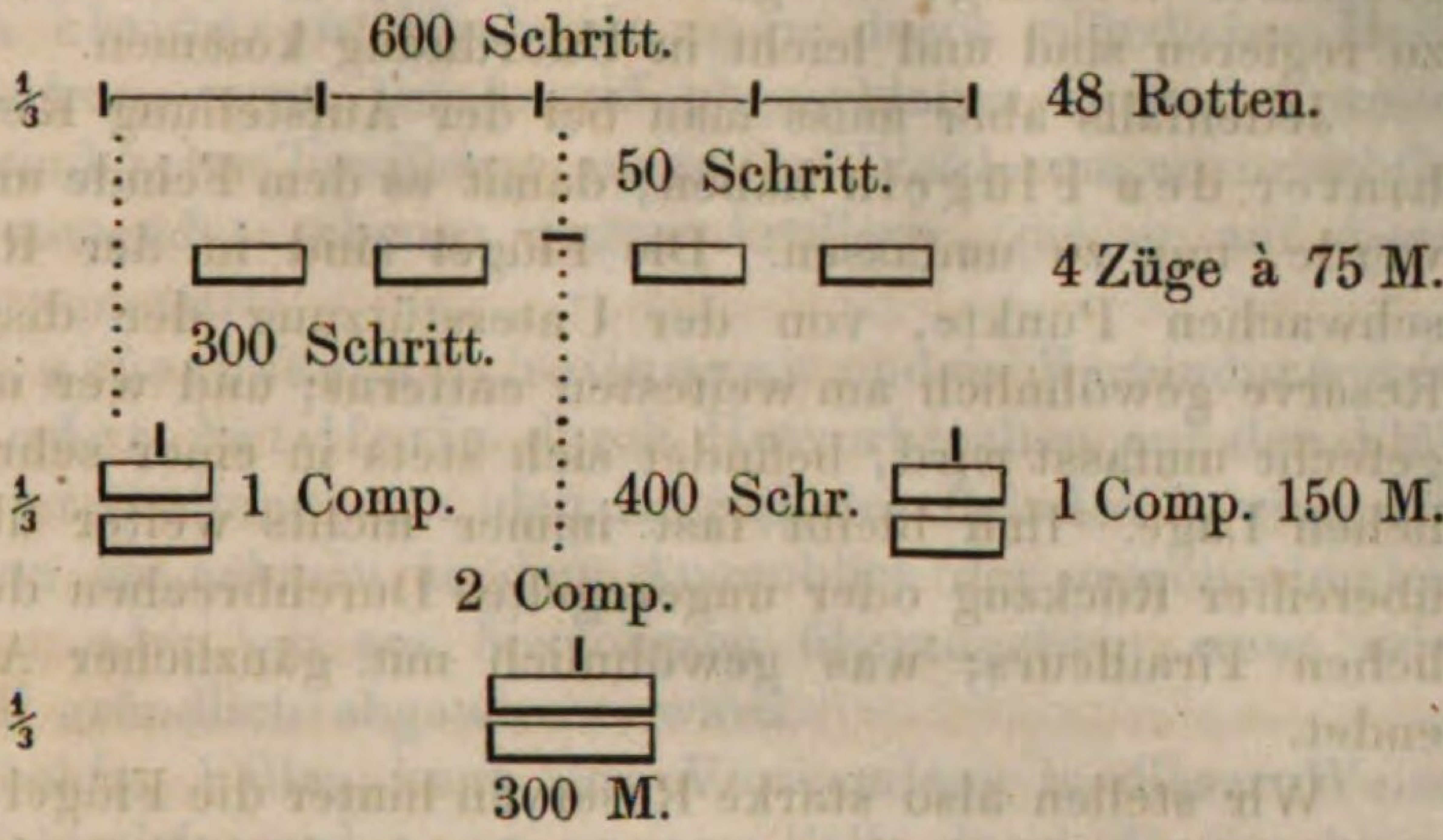
auch leicht den Feind, die ersten Angriffe mit unzureichenden Kräften zu unternehmen. Wir verwickeln ihn so in ein Gefecht bei dem uns eine vielfache Steigerung des Widerstandes möglich ist, und besiegen ihn so am Ende durch die Grösse der Verluste, welche wir ihm nach und nach beibringen, was überhaupt das Ziel und der Zweck aller Vertheidigungsgefechte ist.

Also wir fordern eine gut placirte, aber nicht zu dichte Feuerlinie, stärker auf den Punkten, welche der Feind vorzugsweise zum ersten Angriff wählen wird; dies sind die ausspringenden Winkel, diejenigen Punkte, wo Wege und namentlich grosse Strassen in den Wald treten, oder wo er im Gewehrschuss eine gedeckte Aufstellung findet. Gestatten es die Umstände, so müssen Punkte letzter Art mit in die Vertheidigung gezogen werden; namentlich wenn es sich um einen hartnäckigen Widerstand handelt, und der Besitz des Waldes von besonderem Werthe ist. Hierher gehören einzelne Gehöfte, Gräben, Baumgruppen, die im Bereich des Gewehrfeuers vom Waldrande entfernt sind.

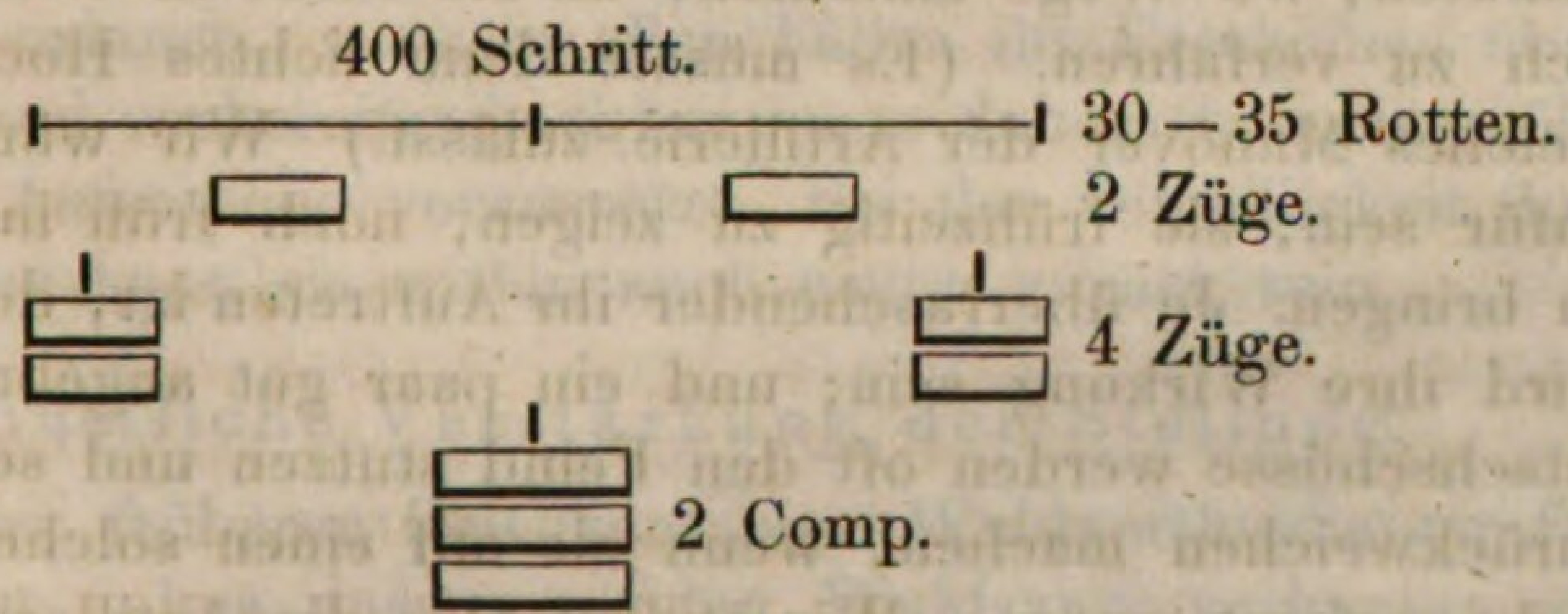
Hinter der Tirailleurlinie sind die Unterstützungstrupps, Soutiens vertheilt. Sie müssen so weit zurückstehen, dass sie durch das Geschütz verdeckt sind; fast überall finden sich überdies Vertiefungen, kleine Anhöhen, welche ihre Aufstellung nahe hinter der Tirailleurlinie begünstigen. Sie haben den doppelten Zweck, einmal die Feuerlinie zu verstärken; zweitens aber den eindringenden Gegner mit dem Bajonett wieder zurückzuwerfen, welches beim Gefecht im Walde eine sehr entscheidende Waffe wird. Aus diesem Grunde müssen sie daher in der Nähe derjenigen Punkte stehen, wo der Feind zunächst veranlasst sein kann, mit geschlossenen Massen einzudringen; bei dichten Wäldern sind dies vorzugsweise die Wege. Die Flügelsicherung geschieht entweder durch das Terrain, oder durch Soutiens hinter den Flügeln.

Ausser diesen Soutiens muss aber, wenn ein nachhaltiger Widerstand verlangt wird, noch eine disponible Reserve vorhanden sein, damit man das Gefecht auf dem entscheidenden Punkte wiederherzustellen, und so den Gang desselben in seiner Gewalt zu behalten vermag; sei es durch neue Aufstellungen auf geeigneten Abschnitten, sei es durch Ablösung und Verstärkung der fechtenden Linie, oder durch den Angriff mit dem Bajonett im entscheidenden Moment. Eine Normalordnung lässt sich, wie einleuchtet, schwer geben, da sich die Stellung der einzelnen Glieder jedesmal nach den Verhältnissen und Wechselbeziehungen des Terrains modifiziren wird. Sollen wir

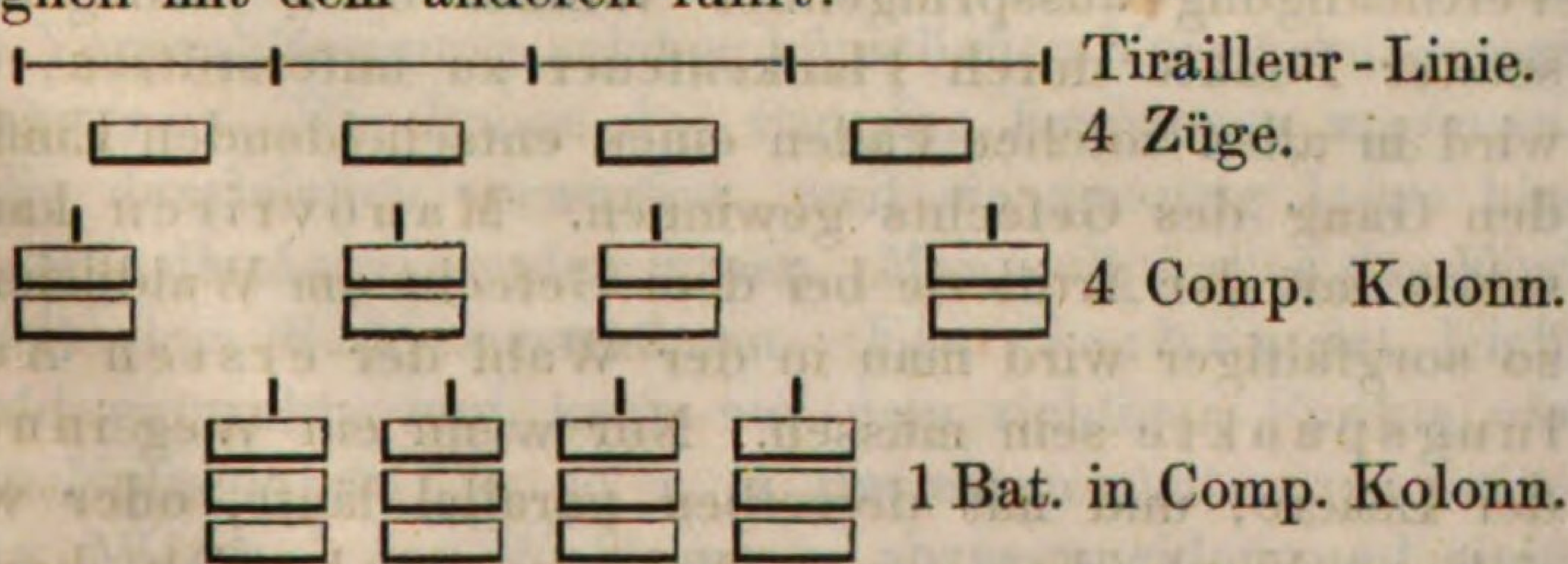
jedoch eine solche, z. B. für ein Bataillon, geben, so würde es diese sein:



Je nachdem der entscheidende Punkt in der Mitte oder auf einem Flügel liegt, werden die zwei Compagnien hinter der Mitte oder den Flügeln aufgestellt. Bei kleineren oder grösseren Massen oder Frontausdehnungen wird sich dann eine solche Aufstellung modifiziren; z. B.



Bei zwei Bataillonen wird sich eine zweckmässige Aufstellung ergeben, wenn man die Hälfte, also ein Bataillon, zur disponiblen Reserve bestimmt, und das Gefecht so lange wie möglich mit dem anderen führt:



Wir stellen die Reserve auch in Compagnie - Kolonnen, da man im Waldgefecht sich niemals anders formiren sollte. Diese Kolonnen gewähren die grösste Beweglichkeit, Leichtigkeit der Unterstützung; und kleine sich sekundirende Haufen sind

gerade im Waldgefechte, und selbst im Handgemenge, von grösserer Wirkung, als grosse Massen, die hier nur schwer zu regieren sind und leicht in Unordnung kommen.

Jedenfalls aber muss man bei der Aufstellung Reserven hinter den Flügeln haben, damit es dem Feinde unmöglich werde, uns zu umfassen. Die Flügel sind in der Regel die schwachen Punkte, von der Unterstützung der disponiblen Reserve gewöhnlich am weitesten entfernt; und wer im Waldgefecht umfasst wird, befindet sich stets in einer sehr gefährlichen Lage. Ihm bleibt fast immer nichts weiter übrig, als übereilter Rückzug oder ungeregeltes Durchbrechen der feindlichen Tirailleurs; was gewöhnlich mit gänzlicher Auflösung endet.

Wir stellen also starke Reserven hinter die Flügel, welche zugleich den Vortheil gewähren, den in der Mitte eingedrungenen Feind selbst zu umfassen; und die so stark sein müssen, dass sie selbst das Gefecht so lange hinhalten können, bis sie aus der disponiblen Reserve verstärkt werden.

Die Artillerie findet ihren Platz an der Lisiere, auf den Punkten, wo Wege einlaufen; da sie sonst in Gefahr kommt, sich zu verfahren. (Es müsste denn lichtes Hochholz sein, welches Manöver der Artillerie zulässt.) Wir würden weder dafür sein, sie frühzeitig zu zeigen, noch früh in Thätigkeit zu bringen. Je überraschender ihr Auftreten ist, desto grösser wird ihre Wirkung sein; und ein paar gut angebrachte Kartätschschüsse werden oft den Feind stutzen und seine Massen zurückweichen machen, wenn sie auf einen solchen Empfang nicht gefasst waren. Wir stellen also die Artillerie verdeckt, jedoch niemals in den ausspringenden Winkeln auf, wo sie leicht umfasst werden würde; sie hält sich immer aber gefechtsbereit. Besonders wird sie dazu zu benutzen sein, die Vertheidigung ausspringender Winkel oder vorliegender besetzter Punkte durch Flankenfeuer zu unterstützen, und sie wird in allen solchen Fällen einen entscheidenden Einfluss auf den Gang des Gefechts gewinnen. Manövriren kann man selten mit der Artillerie bei dem Gefecht um Waldlisieren; um so sorgfältiger wird man in der Wahl der ersten Aufstellungspunkte sein müssen.. Nur wenn ein Weg innerhalb der Lisiere, und mit derselben parallel läuft, oder wenn es sich um Vertheidigung von Waldgruppen handelt, kommt die Artillerie zum Manövriren. Ebensowenig wird man ganze Batterien aufstellen können; in der Regel wird man eine solche theilen müssen und sich begnügen, wenn man auf einem Punkte zwei bis vier Geschütze ins Gefecht bringen kann.

Die Kavallerie kann natürlich im Walde selbst nicht gebraucht werden; sie kann dagegen sehr wirksam werden

in *kleineren Abtheilungen* durch plötzliches Hervorbrechen, wenn ein Angriff abgeschlagen ist; oder wenn der Feind seine Tirailleurs gegen den Waldsaum unvorsichtig weit vorsendet; ebenso gegen Artillerie, die er auf diese Weise opponirt;

in *grösseren Abtheilungen* und in Verbindung *mit reitender Artillerie* durch Hervorbrechen auf den Flügeln der Stellung, um den Angriff des Feindes in eine der Flanken zu nehmen in dem Augenblick der entscheidenden Attake; oder um zur Verfolgung überzugehen, wenn sein Angriff gründlich abgewiesen ward.

In beiden Fällen kann ihre Verwendung in dieser Weise sehr erfolgreich werden; im *ersten* Falle durch die Stockung, die ein solches Erscheinen im Augenblick des Angriffs fast jedesmal hervorbringt, durch die Wirkung der reitenden Artillerie und durch Choks; im *zweiten* Falle dadurch, dass fast jedesmal alles das in ihre Hände fällt, was etwa vom Feinde bereits *in die Lisiere* eingedrungen war. Um solche Erfolge aber zu gewinnen, muss in allen Fällen ihr Erscheinen überraschend und vorbereitend wirken; was daher stets eine völlig verdeckte Aufstellung voraussetzt. Bei der Schnelligkeit ihrer Bewegungen kann sie mithin auch weiter zurück sein.

Künstliche Verstärkung der Stellung.

In einer früheren Zeit kam eine Waldvertheidigung fast niemals vor, ohne dass man den Waldsaum verhaute; was dadurch allerdings begünstigt wurde, dass man gewöhnlich längere Zeit in einer Stellung, in der man sich schlagen wollte, verweilte und sich daher sein Schlachtfeld vorbereiten konnte. Andererseits aber ist man offenbar in der neueren Zeit in Bezug auf die Vernachlässigung solcher künstlichen Verstärkungen zu weit gegangen. Wir haben das von den Franzosen angenommen, die dergleichen verwarfen, weil sie zwanzig Jahre hindurch stets die Angreifenden waren. Man sollte aber das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. *Ein Verhau* ist leicht und bald gemacht, und kann auf dem richtigen Punkte von grossem Nutzen sein; — so z. B. um einen weit *ausspringenden Winkel* des Waldsaumes abzuschneiden und einen Verlust unschädlich zu machen; um Wege zu sperren, auf welchen wir jede Offensivbewegung aufgeben. Ferner als *Verstärkung einer Flankenanlehnung*; die Waldlisiere endet oft 100 bis 150 Schritt vor einem Gewässer, einem Sumpf,

Bach, See; es bildet sich so eine offene Stelle, die die Angriffe des Feindes begünstigt und sie zugleich umfassend macht. Endlich wendet man ihn an, um den Geschützen eine verdeckte Aufstellung zu gewähren; wobei dann aber allerdings in der Schusslinie der Verhau so niedrig gehalten werden muss, dass die Geschütze im Feuern dadurch nicht gehindert werden.

Eine weitere Verstärkung ist das Einschneiden der Geschütze. Ihre Stellung wird dadurch um Vieles unbemerkbarer, sicherer und daher auch ihre Wirkung grösser. In vielen Fällen ist dieses Einschneiden leicht ausführbar, indem man die Rückseite einer geringen Erhebung ebnet. Hat man Zeit und ist der Waldrand licht, so wird man wohl thun, auch die Tirailleurs sich eingraben zu lassen. Auch die stärksten Baumstämme schützen nur gegen das Feuer der gerade gegenüberstehenden feindlichen Fechter und gewähren gegen gleichzeitiges schräges Feuer wenig Schutz. Namentlich ist dies in den ausspringenden Ecken der Fall, die der Feind leicht umfassen kann.

Der so mit Geschütz und Tirailleurs besetzte Saum eines Waldes oder Gehölzes bietet, wenn Umgehungen nicht möglich sind und Flankenangriffen erst ein Frontangriff auf die bedrohten Flügel vorhergehen muss, eine der stärksten Vertheidigungsstellungen dar. Haben sich die Vertheidiger durch Eingraben u. s. w. Deckung gegen das Frontal- und Flankenfeuer verschafft, so ist die Wirkung des feindlichen Geschützfeuers beinahe Null; und selbst zahlreiche Artillerie wird nicht im Stande sein, aus grösserer Entfernung den Waldrand von den Vertheidigern zu säubern, weder durch Kugel- noch durch Kartätschfeuer. Der Angreifende, der durch zahlreiche Tirailleurlinien mit nachfolgenden Soutiens ohne Weiteres den Angriff durchsetzen will, wird unverhältnissmässige Verluste haben; und es ist anzunehmen, dass, bei gleicher Ausbildung für das Feuergefecht, ein Schütze und ein Geschütz des Vertheidigers im Waldrande Dreien des Angreifers das Gleichgewicht hält.

Der Angreifer kann auf diesem Wege höchstens mit sehr bedeutendem Verlust unaufhaltsam gegen den Waldrand vorrücken, und er wird im glücklichsten Falle auf einigen Punkten in denselben eindringen. Hier aber begegnen ihm unsere Soutiens, deren Stärke und Stellung ihm bis zum entscheidenden Moment ganz unbekannt blieben. Er kennt weder unsere Stärke, noch unsere Absichten, und sieht selbst bei diesem Gefecht nur so viel von unseren Kräften, als zur Abwehr eben ausreicht. Seine ersten Angriffe sind daher in den meisten Fällen nur Versuche, zu sehen, wie wir uns benehmen und

wie viel Kräfte wir zeigen; in dem Interesse des Vertheidigers wird es daher liegen, ihm nur so viel zu zeigen, als gerade nöthig ist.

Der Gang des Gefechts um die Lisiere kann nun, in sofern dasselbe gründlich durchgefochten wird, eine dreifache Form in Bezug auf die Vertheidigung annehmen.

α) Der Vertheidiger bricht, nachdem der erste Stoss des Gegners an der Vertheidigung der Lisiere zerschellt ist, mit seinen dazu herangezogenen Hauptmassen, namentlich mit Kavallerie und reitender Artillerie, aus dem Walde hervor, um dem Gegner, der durch das vorhergegangene Gefecht unverhältnissmässig gelitten hat, im freien Felde zu begegnen. Hierbei haben wir die Wahrscheinlichkeit für uns, ihn zurückzuwerfen und ihm empfindliche Verluste, besonders durch Ueberraschung der auf anderen Punkten noch im Gefecht begriffenen Abtheilungen, beizubringen. Schlimmsten Falles dient die Besetzung der Lisiere zur Aufnahme der ausfallenden Truppen.

Eine solche aktive Vertheidigung ist zu empfehlen, wenn wir erkannt haben, dass wir die Ueberlegenheit besitzen; wenn der Gegner sich unvorsichtig theilt; wenn er sich keine oder nur eine schwache Reserve aufspart; wenn wir eine überlegene Kavallerie besitzen, die nur auf diese Weise in Thätigkeit kommen kann; wenn es unsere Absicht im Allgemeinen ist, offensiv zu verfahren, und wir den Gegner nur haben auflaufen lassen. Ein solches Verfahren setzt jedenfalls tüchtige Truppen unter zuverlässigen Führern und ein schnelles Zusammenwirken und Eingreifen der verschiedenen Waffen voraus.

Nicht zu empfehlen ist diese Art mithin, wenn der Feind der Stärkere ist, starke Reserven ausserhalb des Gefechts hält, eine zahlreiche Kavallerie hat; oder wenn wir überhaupt ein entscheidendes Gefecht vermeiden und nur ein hinhaltendes führen wollen. Jedenfalls erkennt der Feind dadurch unsere Kräfte, die wir ihm grösstentheils zeigen müssen.

β) Oder wir beschränken uns auf die Behauptung der Lisiere, um in derselben dem Anlauf des Gegners zu begegnen. Je mehr die örtliche Beschaffenheit, sei sie natürlich oder künstlich, die Vertheidigung verstärkt, desto vortheilhafter wird diese Form. Umgeben Gräben, steile Erdränder, sumpfige Wiesen, Verhaue u. s. w. die Lisiere; haben wir in derselben vortheilhafte Aufstellungspunkte für unsere Geschütze, so ist es rathsam, diese Vortheile dadurch möglichst auszubeuten, dass wir uns auf die Vertheidigung der Lisiere beschränken. Wir können in solcher Lage mit wenig Truppen

viel leisten, und das erleichtert alle weiteren Gefechts-Combinationen ungemein. Es ist daher dies Verhalten besonders bei grosser Ueberlegenheit des Gegners zu empfehlen; oder wenn wir über junge unerfahrene, an das Gefecht noch nicht gewöhnte Truppen zu disponiren haben.

γ) Oder wir können die Hauptvertheidigung in den Wald selbst zurückverlegen und die Lisiere nur so lange zu halten suchen, als dies mit verhältnissmässig geringen Kräften möglich ist. Allerdings ist es in den allermeisten Fällen zweckmässig, zur Vertheidigung der Lisiere selbst alle Kräfte daran zu setzen; indessen sind doch Fälle denkbar, wo es die Eigenthümlichkeit des Terrains rathsam macht, den Angreifer erst in den Wald selbst zu lassen, ehe wir ihn mit unseren Hauptkräften anfallen (z. B. lichtes Hochholz mit einem Höhenrand davor, so dass der Feind seine Artillerie bis auf Kartätschschussweite ungesehen heranbringen und gedeckt aufstellen kann).

Indem wir so den Vortheil der Lisiere aufgeben, kompensiren wir damit den Nachtheil, den uns die feindliche Artillerie zufügt; und wir haben doch noch den Vortheil, der uns aus der Kenntniss der Oertlichkeit, der Stärke des Gegners und der Ueberraschung, mit der wir ihn von allen Seiten angreifen können, entspringt. Immer aber wird diese Form zu den Ausnahmen gehören, und es wird dabei mindestens annähernde Gleichheit der Zahl der Infanterie vorausgesetzt werden müssen.

Der Angriff.

Aus alle den grossen Vortheilen, welche dem Vertheidiger zufallen, folgt von selbst, dass der Angriff auf eine nachdrücklich vertheidigte Waldlisiere zu den schwierigsten Aufgaben gehört. Wir wissen wenig, oft nichts von den Anstalten und Maassregeln des Gegners, wir kennen seine Stärke nicht; wir sind nicht im Stande, das Terrain im Innern des Waldes, seine Wegbarkeit u. s. w. zu übersehen oder uns darüber Kenntniss zu verschaffen. In vielen Fällen wissen wir erst, dass es zum Gefecht kommen wird, wenn die ersten Schüsse aus der Lisiere fallen. Wir müssen also vorsichtig sein, zugleich aber auch schnell und kräftig handeln; denn dies ist das einzige Mittel, grosse und unnütze Opfer zu vermeiden. Dieser Gegensatz macht die Leitung des Gefechts besonders schwierig. Auf der einen Seite müssen wir eine disponible Reserve behalten, um einem Ausfalle des Gegners begegnen, die Angriffe verstärken und wiederholen zu können; anderer-

seits müssen wir die zum Angriff bestimmten Truppen so stark machen, dass die Wahrscheinlichkeit des Eindringens vorhanden ist.

Das Gefecht um die Lisiere macht sich in der Regel so, dass der Angreifende mit einer dünnen Tirailleurlinie, gefolgt von den Soutiens, gegen die Lisiere vorrückt. Das aus derselben beginnende Feuer zeigt uns, dass es dem Gegner mit der Vertheidigung Ernst ist. Es entspinnt sich ein Tirailleurgefecht, wobei sich beide Theile selten näher, als 2 bis 300 Schritt, kommen; und wobei sie noch weiter von einander bleiben, wenn einige Kartätschschüsse aus der Lisiere fallen. Inzwischen untersucht der Angreifende die Oertlichkeit näher; ermittelt, ob Umgehungen möglich sind oder nicht; ob ausspringende Ecken den Angriff begünstigen; auf welchen Punkten Wege und Strassen in den Wald führen; wo daher Artillerie und auch wohl Kavallerie zu e r w a r t e n ist. Ist dies erkannt, dann erst lässt sich die weitere Disposition treffen; wobei der Angreifende aber immer noch den Nachtheil hat, dass er nie weiss, ob er zu wenig oder zu viel Truppen im Ganzen, wie für jede einzelne Aufgabe in Bewegung setzt.

So viel als es das Terrain irgend erlaubt, müssen die für den eigentlichen Angriff bestimmten Truppen v e r d e c k t herangeführt werden, damit dem Gegner so wenig Zeit als möglich zu Gegenmaassregeln bleibt. Gestattet es das Terrain, so kann ein S c h e i n a n g r i f f hier von Nutzen werden, um den Feind zu verleiten, seine Reserve in einer falschen Richtung zu bewegen. Der Scheinangriff muss aber jedenfalls so stark sein, dass er zum w i r k l i c h e n werden kann, sobald er gelingt. Kann man es vermeiden, aus einer Richtung anzugreifen, in der b e s e t z t e v o r l i e g e n d e Punkte liegen, so ist dies sehr rathsam. Sie erschweren den Angriff ausserordentlich, machen ihn manchmal beinahe unmöglich; während sie von selbst fallen, sobald die Lisiere auf irgend einem anderen Punkte genommen ist.

Sind die günstigen Angriffspunkte erkannt, so werden die Kräfte dagegen gerichtet. Ausspringende Ecken werden durch Artillerie und Tirailleurs umfasst, die Vertheidiger mürbe gemacht. Während dessen nähern sich die zum Angriff bestimmten Truppen, werfen plötzlich starke Tirailleurschwärme vor, und suchen mit diesen laufend, und ohne sich mit Schiessen aufzuhalten, die Lisiere zu erreichen. Gelingt der Angriff, so müssen die vorderen Truppen sich sogleich in der Lisiere festsetzen; es müssen sogleich frische nachrücken, um sie zu unterstützen und die Ausbreitung in der Lisiere zu erleichtern;

da der Gegner sicher alle Kräfte aufbieten wird, die Eingedrungenen wieder herauszuschlagen. Mit der zuerst vorgesendeten Tirailleurlinie die Lisiere wirklich anzugreifen, ist nur dann möglich, wenn der Gegner dieselbe nur lässig vertheidigt; wie dies z. B. im Laufe des Rückzuges, wenn das Gros der Arrieregarde den nöthigen Vorsprung gewonnen hat, wohl vorkommt. Bei einer nachdrücklichen Vertheidigung wird man diese erste Tirailleurlinie nur dazu benutzen können, den Gegner zu beschäftigen, und ihn über den eigentlichen Angriffspunkt in Zweifel zu lassen.

Man hat vorgeschlagen, mit zwei Tirailleurlinien gegen die Lisiere zu avanciren. Eine geht auf 250 Schritt heran, wirft sich nieder und feuert; die andere läuft 50 Schritt vor und macht es ebenso; dann die erste wieder; auf 100 Schritt beide vereinigt im Trabe darauf los. Wir halten dieses Manöver für gefährlich, da man nicht dafür einstehen kann, dass selbst die besten Truppen im heftigen Flintenfeuer auf Kommando aufspringen und 100 Schritte vorlaufen. Wir halten frische und starke Schwärme von geringer Breite, die die Seitenwirkung der liegenden Linie und der Geschütze möglichst lange zulassen, für das einzige Mittel, welches einen günstigen Erfolg verspricht. Die Franzosen haben es im Wesentlichen stets so gemacht. Aus der Natur der Sache folgt, dass das Gefecht um die Lisiere nur von der Infanterie und Artillerie geführt werden kann. Kavallerie dient nur dazu, die feindliche, welche etwa auftritt, zu paralysiren und wo möglich zurückzuwerfen. Sofern dies gelingt, kann ein solcher glücklicher Chok für die Infanterie ein Mittel werden, einzudringen; weshalb sie solchen Moment rasch benutzen muss. Die Artillerie kann bei dieser Art von Gefecht nicht leicht etwas Schlechteres thun, als sich mit der feindlichen in einen Geschützkampf einzulassen, wobei sie immer im entschiedensten Nachtheil sein wird. Nur wenn der Standort der feindlichen Artillerie zugleich der gewählte Angriffspunkt ist, muss sie von dieser Regel abgehen, und durch einen solchen Kampf einen Theil des feindlichen Artilleriefeuers, von den Sturmkolonnen der Infanterie ab, und auf sich zu ziehen suchen. Kugelfeuer ist gegen gedeckt in der Lisiere stehende Tirailleurs ohne alle Wirkung; Kartätschfeuer auch nur, wenn es überraschend ist, und dem Infanterie-Angriff kurz vorhergeht. Die Artillerie muss demgemäss beweglich sein und auf nahe Distanzen herangehen.

Gelingt der erste förmliche Angriff auf die Lisieren nicht, so tritt eine Gefechtspause ein, in der die Vorbereitungen

zum neuen Angriff getroffen werden. Dem Vertheidiger sind nun die gewählten Angriffspunkte bekannt; er dirigirt Verstärkungen dahin; und der zweite Angriff wird daher ein noch schwereres Spiel haben, vorausgesetzt, dass die Kräfte in einem richtigen Verhältniss stehen. Der Zeitgewinn fällt überdies dem Vertheidiger zu; er kann ihn auf alle Weise ausbeuten. Gestattet es das Terrain und die Stärke, so wird man daher wohl thun, den Angriff baldmöglichst mit frischen Truppen auf einem anderen Punkte, selbst wenn dieser weniger vortheilhaft ist, zu wiederholen. Ist dies unmöglich, so muss man verhältnissmässig mehr Truppen dazu verwenden. Dasselbe gilt von den weiteren Angriffen.

Form des Angriffs.

Diese folgt aus dem Vorhergehenden. Infanterie wird dabei stets am zweckmässigsten in Compagnie-Kolonnen auftreten. Ein allgemein gültiges Schema ist schwer zu geben. Ein Bataillon würde ihn etwa in der Form machen, dass eine Compagnie die Reserve bildet und zwei Compagnien zum Angriff bestimmt sind; nachdem die vierte den Angriff eingeleitet hat. Bei zwei Bataillons wird man schon zwei Compagnien voraussenden, zwei Compagnien als Reserve behalten; und den eigentlichen Angriff mit einem Bataillon in Compagnie-Kolonnen, sei es in einem oder in zwei Treffen, machen können. Wir würden immer den Angriff in zwei Treffen vorziehen; indem er eine schnelle Wiederholung und fast augenblickliche Benutzung jedes glücklichen Ereignisses zulässt. Wird z. B. ein Punkt der Lisiere genommen, so wendet man schnell das zweite Treffen dort hin, um sich festzusetzen, wozu man bei einem Treffen keine Mittel hat, da Alles gleichzeitig ins Gefecht kommt. Dieses schnelle Festsetzen mit geeigneten Kräften ist aber gerade eine Hauptsache; indem der Gegner ganz gewiss seine Soutiens und Reserven dazu benutzen wird, die Eingedrungenen wieder zurückzuwerfen.

Gelingt also der Angriff in dieser Weise, und dies ist die im glücklichen Falle fast jedesmal eintretende Art, so muss auf diesem Punkte schnell Unterstützung eintreten. Gleichzeitig aber muss der Angriff der ganzen Lisiere wiederholt werden, damit die Soutiens des Gegners festgehalten und verhindert werden, dahin zu wirken, wo das Gefecht für den Angegriffenen eine nachtheilige Wendung nimmt.

Hat der Vertheidiger Geschütze, so wird man häufig durch die Wahl des Angriffspunktes ihrer Wirkung entgehen können, da er ausser Stande ist, damit zu manövriren. Der

Angreifer darf die Seinigen hierbei jedoch niemals exponiren, da der Gegner leicht das gefährliche Mittel anwenden kann, sie durch plötzlich à la débandade hervorbrechende Kavallerie in geringer Zahl anzugreifen, und sie für längere Zeit ausser Gefecht zu setzen. Kann man den Angriffspunkt umfassen, also die Vertheidiger in ein kreuzendes Feuer bringen, so gewährt dies grosse Vortheile. Die Vertheidigung wird erschüttert, wenn ein rasches Feuer, selbst nur von wenigen Schüssen, dem Angriff unmittelbar vorhergeht. Dieses ist aber natürlich nicht, oder doch nicht ohne Gefahr grosser Verluste, ausführbar, wenn der Gegner selbst eine Artillerie hat, welche den Angreifer flankiren würde. Ist ein Theil der Lisiere genommen, so muss die Artillerie ihr Feuer gegen einen anderen Theil vereinigen. Ueberhaupt gilt als Regel, dass sie immer nur gegen einen Theil der Lisiere konzentrirt wirken und sich niemals darauf einlassen muss, alle Punkte derselben zu beschiessen.

Von der Kavallerie kann man hier natürlich nur einen passiven Gebrauch machen. Sie kann nur dazu dienen, den Ausfällen des Gegners und besonders feindlicher Kavallerie zu begegnen. Sie muss zu dem Ende in der Nähe sein, ohne nutzlosen Verlusten ausgesetzt zu werden. Gewöhnlich wird daher durch Flankenstellungen dieser Zweck am besten erreicht; oft findet sie auch Schutz im Terrain. Ist man gewiss, dass der Gegner keine Artillerie hat, so kann man die Kavallerie natürlich näher herannehmen; da sie dann ihre Sicherheit bereits in der Entfernung ausserhalb des kleinen Gewehrschusses findet. Macht der Feind einen Ausfall, was gewöhnlich erst stattfinden wird, wenn unsere Angriffe zurückgeschlagen sind, so müssen Artillerie und Kavallerie vorzugsweise dagegen wirken; ihn aufzuhalten suchen: damit die geworfenen Truppen Zeit gewinnen, sich zu sammeln, und ihm entweder von Neuem entgegenzugehen, oder den Rückzug anzutreten. Es sind dies häufig sehr bedenkliche Gefechtslagen, indem hier der Uebergang aus einem Gefechtsverhältniss in das andere, von dem Angriff zur Vertheidigung, ganz plötzlich und in einem Momente eintritt, wo alle oder doch die meisten Truppen des Angreifenden in das Feuergefecht verwickelt sind; da das Gefecht um eine Lisiere dazu zwingt, die Reserve näher heranzuziehen, als sonst nöthig ist, wo man die Stellung des Gegners wenigstens einigermaassen übersehen kann. Ausserdem kann aber der Gegner hier auch gleich mit entwickelten zum Kampfe geordneten Kräften auftreten, was ausserdem selten möglich ist, oder sich in anderen Fällen doch fast immer vorher übersehen lässt.

b) Das Gefecht im Walde selbst.

Dieses kann auf eine zweifache Weise entstehen, entweder

α. als Fortsetzung des Lisierengefechts;

β. oder indem beide Theile im Walde selbst aufeinander stossen.

Im Allgemeinen ist hier zu bemerken, dass beim Gefecht im Walde sich die Ordnung in den fechtenden Truppen bald auflöst und der Zusammenhang verloren geht. Einerseits muss man daher jeden günstigen Terrainabschnitt, ein Gestell, einen Weg, eine Waldblösse, benutzen, um eine Uebersicht des Ganges des Gefechts zu gewinnen, Ordnung und Zusammenhang wieder herzustellen; andererseits muss man, da man hier nur über die Reserve wirklich disponiren kann, so wenig Truppen wie möglich ins eigentliche Feuergefecht verwickeln oder als zerstreute Fechter auflösen. Dies gilt für beide Theile, für den Angreifenden wie für den Vertheidiger.

α. Wird die Vertheidigung der Lisiere aufgegeben, indem der Gegner festen Fuss darin gefasst hat, so suche man sich seinem Feuer ungesäumt zu entziehen; was gewiss immer möglich sein wird, da er sicher nur vorsichtig folgt. Eine schwache Tirailleurlinie bleibt dabei am Feinde, um ihn nicht aus dem Auge zu verlieren; ohne sich aber dabei in ein nutzloses Feuergefecht weiter einzulassen. Von einem nachhaltigen Widerstand, von Baum zu Baum, wie wir das bei den Uebungen sehen, ist nicht die Rede. Ein solches Gefecht bringt nur nutzlose Opfer. Der Gegner hat jetzt dieselben Terrainvortheile wie wir; und dazu noch das moralische Uebergewicht. Während dieses Zurückgehens konzentrirt man so viel als thunlich seine Soutiens und Reserven; und dies ist um so mehr nothwendig, wenn es dem Gegner gelungen ist, bei dem Gefecht um die Lisiere die Feuerlinie zu durchbrechen. Hier kann denn auch der Fall eintreten, dass, um den Rückzug und die Wiedervereinigung der getrennten Theile möglich zu machen, das Gefecht in der Front noch eine Weile gehalten werden muss. Ein Abschnitt, eine Durchsicht im Walde erleichtern dies sehr.

Das weitere Gefecht im Walde giebt dem Vertheidiger häufig Gelegenheit, den Gegner in einen Hinterhalt zu locken. Denn fast immer wird er dahin folgen, wohin sich unsere Linie zurückzieht. Man muss jedoch wissen, wie stark der Gegner ist; denn sonst können die zum Hinterhalt bestimmten Truppen leicht in Verlegenheit kommen. Dann aber ist zu bemerken, dass bei einem Hinterhalt im Walde die

Wirkung viel beschränkter ist, als im freien Terrain. Er wirkt nur auf die unmittelbar davon getroffenen Truppen; der moralische Eindruck ist viel schwächer; und der Erfolg hängt weniger von dem Auftreten, dem Erscheinen ab, als von dem wirklichen Niederwerfen und Zurückdrängen der feindlichen Abtheilungen. Es muss daher in den Angriff aus einem solchen Hinterhalt der möglichste Nachdruck und Ungestüm gelegt werden. Sind dabei die Kräfte in einem richtigen Verhältniss, so kann er denn allerdings leicht entscheidend werden. Mit dem Vorbrechen des Hinterhalts muss aber jedenfalls ein allgemeines Vorgehen, ein allgemeiner Angriff verbunden werden, sonst wird sich der Gegner bald wieder erholen, und den Hinterhalt paralysiren. Kavallerie und Artillerie werden schnell aus dem Gefecht entfernt, und bis auf Punkte zurückgeschickt, wo sie etwa wieder in Thätigkeit treten können. Diese Verhältnisse regeln denn auch auf der anderen Seite das Verhalten des Angreifenden.

Ist es gelungen, auf einen Punkt der Lisiere einzudringen, so muss dahin der ganze Accent des Angriffs gelegt und zunächst dort lebhaft und kraftvoll weiter vorgedrungen werden. Man muss bemüht sein, dabei die Feuerlinie des Gegners zu durchbrechen, einzelne Theile zu trennen, zu versprengen; vielleicht gelingt es, sie abzuschneiden. Dies gilt jedoch nur von den ersten Momenten nach dem Eindringen. Sobald in den Wald weiter vorgedrungen wird, ist es nothwendig, sich nach den Seiten auszubreiten; eine schwache Tirailleurlinie vorzutreiben, um den Gegner im Auge zu behalten. Die Soutiens folgen in weiteren Abständen; noch weiter zurück die Reserve. Jedenfalls befinden sich geschlossene Abtheilungen hinter den Flügeln. Ueberhaupt muss man möglichst vorsichtig sein, um nicht durch einen Unfall alle errungenen Vortheile wieder zu verlieren.

Eine Hauptsorgfalt muss daher auf die Erhaltung des Zusammenhangs gelegt werden, damit kein Theil des Waldes undurchforscht bleibt. Ein zu lebhaftes Nachdringen ist hier meist erfolglos, und erschwert die Gefechtsübersicht. Der Eindringende kennt das Terrain oft gar nicht, stets aber immer weniger als der Vertheidiger, und wird sich bei fortgesetzter lebhafter Verfolgung häufig in Chikanen des Terrains verwickelt sehen, aus denen er sich nur durch Verlust an Menschen und Zeit herausziehen kann. Kavallerie und Artillerie folgen natürlich erst später und werden fast immer, wenn es nicht grössere Abtheilungen sind, um deren Gefecht es sich handelt, hinter der Infanterie-Reserve ihre Stelle haben. Dass die zweck-

mässigste Gefechtsform für die Infanterie bei diesem ganzen Gefecht die Compagnie-Kolonne ist, folgt natürlich.

Entspinnt sich im zweiten Falle das Gefecht selbst erst im Walde, also durch ein mehr oder weniger unerwartetes Zusammentreffen mit dem Gegner, so werden sich die Vortruppen beider Theile fast immer in der Formation der Avantgarde, also dem Terrain gemäss Infanterie voran, befinden. Hier tritt nun der besondere Umstand ein, dass Keiner den Anderen übersehen kann, kein Theil also weiss, mit wem er es zu thun hat. Es ist das ein Fall, wo es vorzugsweise auf die Energie der Führer und der Truppen ankommt. Der numerisch Schwächere, aber moralisch Stärkere kann da durch ein entschiedenes, kräftiges Daraufl osgehen gar leicht dem Gegner imponiren und Erfolge erringen, die wunderbar erscheinen, sobald man sieht, wie sich die Kräfte gegen einander verhalten. Ein schlagendes Beispiel hiervon bildet das Gefecht der französischen halben Division Richepanse im Walde von Mattenbett, wo durch ein energisches und höchst entschlossenes Vordringen von sechs Bataillonen die Schlacht von Hohenlinden (3. Dezember 1800) entschieden wurde. Ein ähnlicher Fall ergab sich in dem Gefecht an der Göhrde.

Ebenso kann denn auch durch einen unvermuthet hartnäckigen Widerstand einer verhältnissmässig schwachen Truppe ein sehr bedeutendes Resultat, wenngleich gewöhnlich nur ein negatives, erreicht werden. Es beruht dies vorzugsweise darin, dass man seinen Gegner nicht übersehen kann; und dies hat dann in den gewöhnlichen Fällen, da nämlich, wo es keinem Theile um eine Entscheidung à tout prix zu thun ist, ein vorsichtiges gegenseitiges Betasten zur Folge. Man dehnt sich zunächst, um sich gegen Umgehungen zu schützen, in die Breite aus, und es wird sodann der Versuch gemacht, durch kleine Abtheilungen auf diesem oder jenem Punkte den Gegner zurückzudrücken. Es kommt dann bei solchen Gefechten gewöhnlich zu einem lebhaften, aber fast immer ganz nutzlosen Geknalle; bis der eine Theil den Entschluss fasst, hinter einen ihm beim Vorgehen bekannt gewordenen Abschnitt zurückzugehen. Andere Resultate haben solche Waldgefechte selten. Man schlägt sich gewöhnlich weniger, um den Gegner, auf den man gestossen ist, zu werfen, als um zu versuchen, ob er sich imponiren lässt und zurückgehen wird. Sind die in solche Waldgefechte verwickelten Truppen Theile grösserer im allgemeinen Gefecht befindlicher Abtheilungen, so wird das Waldgefecht in der allgemeinen Entscheidung fast immer mit entschieden. (Bautzen.)

c) Gefecht um Abschnitte im Walde.

Solche Abschnitte sind es, die das Waldgefecht besonders potenziren; indem sie dem Vertheidiger Mittel zum nachhaltigsten Widerstande gewähren, wobei es natürlich darauf ankommt, auf welche Weise sich der Abschnitt bildet.

Die geringste Bedeutung hat in dieser Beziehung ein Weg, eine Schlucht, ein Gestell; dieselbe aber nimmt zu in demselben Maasse, wie die Breite desselben wächst, indem damit einzelne Verhältnisse eintreten, welche wir bereits bei dem Angriff der Lisiere betrachtet haben, und welche dem Vertheidiger zu Gute kommen.

Manchmal ist es nur ein schmaler freier Raum, der in das Gefecht eine dem Vertheidiger günstige Wendung bringt. Bei dem Gefecht im Walde von Brilowa nach dem Uebergang über die Beresyna, wurden die Russen aus der Waldlisiere vertrieben, über welche sie hinausgegangen waren. Dann aber kam das Gefecht an einem 40 Schritt breiten Wildbache zum Stehen, und alle Anstrengungen der Franzosen, weiter vorzudringen, blieben fruchtlos. Die Division Claparède wurde hierbei beinahe aufgerieben.

Je breiter also solch ein Abschnitt wird, je vortheilhafter wird er, indem damit sich die dem Vertheidiger so vortheilhaften Verhältnisse einer Lisierenvertheidigung wiederholen. Eine wirklich neue Lisierenvertheidigung tritt aber ein, sobald die freie Stelle eine Breite von 300 Schritten und darüber einnimmt; da dann für den Angreifenden die Möglichkeit gedeckt aufgestellter Feuerlinien aufhört. Dies hat aber dann auch die Folge, dass der Gegner solche lichte Stellen zu umgehen sucht, damit er nicht ein neues Lisierengefecht nöthig hat. Daraus ergiebt sich denn für den Vertheidiger, dass durch stärkere Feuerlinien und Reserven einem solchen Umgehen vorgebeugt werden muss. Sind die Waldblössen bedeutend, so wird sich daraus Gelegenheit finden, die Artillerie und Kavallerie von Neuem in Thätigkeit zu setzen.

Stärkere Abschnitte bilden sich für den Vertheidiger durch sumpfige Wiesenstriche, Moräste, Torfstiche; Gewässer, welche sich im Walde finden oder denselben durchströmen, und nur auf einzelnen Punkten, auf Dämmen, Brücken, Fuhrten oder schmalen festen Stellen durchschnitten werden können. Vor solchen Abschnitten darf der Vertheidiger das Gefecht nicht lange hinhalten wollen. Dringt der Gegner rasch gegen die Uebergangspunkte vor, so wächst die Gefahr für die Abtheilungen, welche die Uebergänge nicht gerade hinter sich haben,

abgeschnitten zu werden. Denn die einzelnen Führer wie Fechter übersehen den Gang des Gefechts nicht, also auch nicht den letzten Moment, wo ihnen der Rückzug noch frei ist. Daher ist Regel, die Feuerlinien und Soutiens rasch bis hinter den Abschnitt zurückgehen zu lassen, der vorher durch die Reserve besetzt wird, so dass hier eine Ablösung stattfindet, frische Truppen ins Gefecht kommen, und dasselbe mit neuen Kräften aufgenommen wird. Der Angreifende dagegen wird suchen müssen, den Gegner noch vor dem Abschnitte ins Gefecht zu verwickeln, ihn festzuhalten und mit einem kräftigen Stoss gegen die Uebergänge heranzuprellen. Er gewinnt damit die Aussicht auf Gefangene; vielleicht die Möglichkeit, mit den geworfenen Truppen gleichzeitig den Uebergang zu passiren. — Das Gefecht um die Uebergangspunkte selbst hat nun wesentlich die Form, wie wir sie später beim Damm- und Defileegefecht kennen lernen werden. Es bietet nur die Abweichung dar, dass, durch den Wald gedeckt, die Sturmkolonnen unbemerkt nahe heran gebracht, die Angriffe selbst also plötzlich und überraschend begonnen werden können; wogegen denn auch der Vertheidiger seine Reserve und geschlossenen Massen zur Abwehr ganz in der Nähe haben kann. Bei richtiger Vertheilung der Kräfte und hinlänglicher Aufmerksamkeit des Vertheidigers kompensiren sich so die Vortheile auf beiden Seiten, und es bleiben alle Nachtheile, welche der Angriff von Defileen überhaupt gegen sich hat; und zwar in noch gesteigertem Maasse. Der Vertheidiger kann die Feuerlinien, unter deren Wirkung der Gegner das Defilee passiren muss, gedeckt aufstellen; so dass dergleichen Gefechte um solche Abschnitte im Walde zu den schwierigsten Aufgaben, oft zu den unlösbaren, gehören.

Der Vertheidiger stellt also starke Feuerlinien so auf, dass ihr Feuer sich wo möglich auf den Uebergang konzentrirt. Das Terrain, gewöhnlich etwas steigend, begünstigt dies fast immer. Mit den feindlichen Tirailleurs muss man sich nicht viel einlassen; das Feuer gedeckt stehender Tirailleurs gegen einander ist sehr wenig wirksam. Alles aber muss aufmerksam sein auf das Erscheinen von Kolonnen, dem gewöhnlich eine Verstärkung der feindlichen Tirailleurlinie und eine Verdoppelung ihres Feuers vorhergeht; und sofort und ohne von den feindlichen Tirailleurs Notiz zu nehmen, auf diese sein Feuer richten. Die nächsten Soutiens müssen sich dicht am Uebergang schnell auflösen und ihr rasches Feuer auf die Kolonnen richten; die Reserve rückt heran, um den Gegner mit einer ganz nahen Salve und dem Bajonett zu empfangen.

Der Angreifende kann nicht viel mehr thun, als den Gegner durch starke Linien zu beschäftigen, obschon dies bei vortheilhafter Aufstellung des Feindes wenig Wirkung haben wird, und dann zum Sturmangriff vorgehen; wozu man sich aber natürlich erst entschliesst, wenn man sich überzeugt hat, dass kein anderes Mittel da ist, den Abschnitt auf anderen Punkten zu überschreiten. Oft erscheint ein solches Hinderniss unüberschreitbar und ist es in der That nicht, worauf daher Vertheidiger und Angreifender besonders ihre Aufmerksamkeit zu richten haben. Finden sich mehrere Uebergangspunkte, so verändert sich die Lage. Der Vertheidiger muss sich theilen, um alle zu besetzen; denn ein unbesetzter kann alle übrigen Maassregeln nutzlos machen. Der Angreifer kann dagegen seine Kräfte grösstentheils zusammenhalten, durch Scheinangriffe leicht den Gegner noch zu falscher Bewegung seiner Reserve verleiten und plötzlich auf einem Punkte mit entschieden überlegenen Kräften hervorbrechen, und so den Uebergang, wenn auch mit Verlusten, erzwingen.

Jedenfalls gewinnt der Vertheidiger bei solchen Gefechten um Waldabschnitte Zeit, da dies alles erst von dem Angreifenden erforscht werden muss. Er hat ausserdem nicht viel zu besorgen, da auch im unglücklichsten Falle der Wald die Verfolgung lähmt und er immer Zeit gewinnen wird, seine Truppen wieder zusammen zu bringen; es sei denn, dass grosse Missgriffe begangen würden, wichtige Punkte unbesetzt geblieben wären, von denen aus die Vertheidiger anderer Punkte in Rücken und Flanke genommen werden.

d) Gefecht um den Waldausgang.

Bei diesem Gefecht tritt als besonders charakteristisch der Vortheil hervor, den die Mischung der Waffen hervorbringt. Es ist nämlich das Verhältniss dieses, dass der Vertheidiger im Stande ist, von allen Waffen Gebrauch zu machen; während der Angreifende hierin so lange auf die Infanterie allein beschränkt ist, bis es ihm gelungen ist, in der Lisiere festen Fuss zu fassen. Dann erst kann dieser von seiner Artillerie einen, immer nur beschränkten, Gebrauch machen, und Kavallerie kann er erst ins Gefecht führen, wenn es ihm gelungen ist, ausserhalb des Waldes sich zu formiren, festzusetzen. Bis dahin ist er mithin im entschiedenen Nachtheil.

Um dies Verhältniss möglichst lange zu erhalten, muss daher der Vertheidiger bemüht sein, die Lisiere so lange wie irgend möglich, und wenn nicht ganz, doch seitwärts nahe den Ausgangspunkten, zu halten. Dies kann natürlich nur

durch Infanterie geschehen. Die Punkte, wo Wege aus dem Walde treten, sind hier die wichtigsten; denn nur hier kann der Gegner Artillerie und Kavallerie vorbringen. Kavallerie und Artillerie muss daher diesen Punkten gegenüber aufgestellt sein; erstere in der Angriffsweite, 500 bis 600 Schritt; letztere auf Kartätschschussweite, 300 Schritt. Hat man eine Batterie oder mehrere, so wird man wohl thun, sie zu theilen, um kreuzendes Feuer auf solche Punkte zu bringen.

Hat der Feind keine Artillerie, oder erlaubt es das Terrain nicht, sie vorzubringen und in der Lisiere zu entwickeln, so wird das Gefecht verhältnissmässig sehr lange hingehalten werden können.

Der Gegner nämlich muss sich zunächst in der Lisiere selbst mit starken Linien festsetzen; gelingt ihm dies auf einem Punkte, so muss er sich bestreben, von da aus sich in der Lisiere weiter auszubreiten und die Infanterie des Vertheidigers nach und nach ganz aus dem Walde zu vertreiben. Ein unvorsichtiges Heraustreten ins Freie würde ihn in ein sehr nachtheiliges Gefecht verwickeln. Dies Vertreiben aber wird ihm, da die Infanterie-Reserven zur Hand sind, erst nach bedeutenden Anstrengungen gelingen; aber er gewinnt damit den Vortheil, die feindliche Artillerie bis auf 400 bis 450 Schritt zurückzuweisen, denn auf nähere Distanz kann keine Artillerie längere Zeit im Infanteriefeuer ausdauern. Hat er keine Artillerie, so muss er es sodann auf einen Kampf in der Ebene ankommen lassen, und mit Massen in die Ebene heraustreten, um Platz zur Entwickelung seiner Kavallerie zu gewinnen. Hat er Artillerie, so wird er sie zunächst in der Lisiere placiren, um die feindliche Artillerie wo möglich zu vertreiben; jedenfalls aber ihre Bewegung unter ihrem Schutz vorzunehmen.

Rathsam ist es, mit der Kavallerie zu chokiren, sobald ein paar Schwadronen formirt sind; der Rest sucht eine Flankenstellung zu gewinnen oder folgt als Echelon. Gelingt der Chok, so hat man Luft; misslingt er, so wird die geworfene Kavallerie durch die Infanteriemassen und die nachfolgenden Echelons aufgenommen. Fast immer wird man dabei einiges Terrain gewinnen, und darauf kommt es hier besonders an; weshalb daher mit dem Chok auch die Infanterie vorwärts gehen muss. Jedenfalls aber wird sich bei *gleichen* Kräften der Angreifende in keiner günstigen Lage befinden; der *schwächere* Angreifende aber fast immer einen Chok erleiden; indem ein Theil seiner Hauptkraft, die Infanterie, immer zu einer mehr defensiven Rolle benutzt werden muss; nämlich als Bollwerk, hinter dem sich die Kavallerie entwickelt.

2. Das Dorfgefecht.

Das Gefecht in Dörfern und um den Besitz von solchen ist erst in neuerer Zeit in die Taktik eingeführt. Es setzt das zerstreute Gefecht der Infanterie voraus, und war daher mit der Lineartaktik unvereinbar; ja derselben geradezu entgegen. Ganz konsequent verbot daher Friedrich II. sowohl die Besetzung der Dörfer als den Angriff darauf, und er sagt in der Instruktion für seine Generale:

S. 111. Alle Dörfer, welche sich vor den Armeen oder auf deren Flügeln befinden, würde ich anstecken lassen u. s. w. und

S. 109. Die Attaken der Dörfer kosten so viel Menschen, dass ich es mir zum Gesetz gemacht habe, solche zu evitiren, wofern ich mich nicht unumgänglich dazu obligiret sehe; denn man kann den Kern seiner Infanterie leichtlich dabei verlieren.

Wo im siebenjährigen Kriege Dorfgefechte nicht zu vermeiden waren, suchte man sie sobald als möglich abzubrechen. Durch das zerstreute Gefecht der Infanterie, welches recht eigentlich für das Dorfgefecht und Gefecht um Häuser und Gehöfte passt, kam dasselbe immer mehr und mehr in Aufnahme; so dass in neuerer Zeit fast keine Schlacht geschlagen worden ist, in welcher es nicht eine bedeutende Rolle spielte (Aspern, Leipzig, Dennewitz); und viele Schlachten sind lediglich Dorfgefechte, so Ligny, Gross-Görschen. Hier ist es wiederum Napoleon, welcher den Kampf um Dörfer systematisch in die Taktik eingeführt hat. Die ersten Kriege der Revolutionszeit zeigen uns wohl hier und da Dorfgefechte; der eigentliche Kampf aber wird meist noch im freieren Terrain mit den entwickelten Truppen ausgeführt. Dies lag einestheils in der Ausbildung der den Franzosen gegenüberstehenden Truppen, welche in der Lineartaktik geschult, auch meist deren Gefechtsformen vorzogen; sowie ebenso in der Führung der Franzosen, welche erst allmälig die Prinzipien dieser Taktik verliess. Das Dorfgefecht setzt nämlich besonders intelligente Führer und Truppen voraus, welche, oft und meist ohne höhere unmittelbare Leitung, das Gefecht selbstständig durchführen können, wenn auch ihre eigentliche Ordnung gestört ist; Truppen, welche dann auch zuverlässig fechten, wenn sie nicht unter strenger Aufsicht sind.

In der Regel liegen Dörfer an kleinen Wasserläufen, welche, von Wiesenstrichen begleitet, dem Anbauer günstige Gelegenheit zur Befriedigung der nächsten Bedürfnisse geben. Sodann führen die grossen Strassen, auf welchen die Massen

ziehen, durch Dörfer, welche oft noch nebenbei obige Umstände in ihrer Lage mit sich führen. Solche sind dann leicht geeignet, die ursprüngliche taktische Ordnung der entwickelten Massen zu brechen und den Kampf um die Dörfer zur Bedingung des Fortschreitens zu machen. Aber auch ohne solche Umstände wird ein Dorf, wo es in die Vertheidigungslinie hat gezogen werden können, als die natürliche Befestigung eines Flügels oder der Mitte der Aufstellung dienen. Bei der heutigen Tragweite des Infanteriegewehrs wird sich so ein Kreis von etwa 400 bis 500 Schritten Radius um Dörfer und Gehöfte bilden, dessen Raum von mehreren Seiten bestrichen ist und für den Angreifer wesentliche Störungen mit sich führt. Die zu beiden Seiten aufgestellten Infanterie- oder Artillerie-Massen werden, in einer ihrer Flanken gedeckt, ruhigere und überlegene Wirkung ausüben können; die rückwärts aufgestellten Reserven finden in der Regel Gelegenheit, sich dem Auge des Angreifers vollständig zu entziehen.

Wird hiernach in der Regel der Angreifer gezwungen sein, sich auf das Gefecht um Dörfer und Gehöfte einzulassen; namentlich da, wo er nicht überlegene Kräfte zu einer Umgehung aufbieten kann, während er den Angriff fingirt, oder wo er in dem Dorfe ein absolutes Hinderniss seines Vormarsches findet, so liefert die Kriegsgeschichte doch auch Beispiele genug, dass Dörfer ohne sichtbare Nothwendigkeit Gegenstand des blutigsten Kampfes geworden sind. Diese Nothwendigkeit lässt sich nur durchfühlen. Wer Dörfer umgehen will, muss den Kampf in entwickelter Ordnung durchzufechten sich vorbereiten; er muss gefasst sein, den Feind in Linie ausgebreitet von einer Anhöhe durch das Feuergefecht und den Angriff geschlossener Massen zu vertreiben, und die Schwierigkeit eines solchen Gefechts, die Gefahr, der überlegensten Feuerwirkung zu begegnen, ist es, welche den Angreifer meist verleitet, Dörfer zum Brennpunkt seiner Anstrengungen zu machen.

Beim Dorfgefecht hat der Angreifer Gelegenheit, hier und dort entstehende Lücken in der Lisiere schnell zu benützen, sich anzusaugen und nach und nach dem Vertheidiger seinen Besitz abzuringen; er hat einen immer sichtbaren, für seine Geschütze bequemen Richtpunkt und kann deren Ueberlegenheit indirekt geltend machen. Lässt er sich dagegen auf einen Kampf um gestreckte Anhöhen ein, so stellt er sich offen einem Vertheidiger gegenüber, der oft bis zum Augenblicke der Salven seinem Auge sich entzieht; der Angreifer muss die Lineartaktik gebrauchen, und den schliesslichen Erfolg zu

erringen und ohne seine Artillerie vorher wirksam gebrauchen zu können; er läuft also alle die Gefahren, welche ein solches Gefecht mit sich führt. Das Feuergefecht entwickelter Linien also zu vermeiden, die innere Festigkeit der Truppen nicht auf die Probe zu stellen, sich nicht unerwarteten Offensivstössen auszusetzen, dies Alles sind die nicht ausgesprochenen Beweggründe, aus welchen wir so oft Schlachten lediglich im Kampfe um Dörfer und ihre nächste Umgebung ausringen sehen (Gross-Görschen, Möckern, Aspern und Esslingen). Während also der Vertheidiger die grössten Vortheile aus einem Dorfe ziehen kann, wird der Angreifer viele Erwägungen bei sich anstellen müssen, ehe er einen so theuren Besitz zu erringen sucht.

a. Dorf-Vertheidigung.

Im Allgemeinen ist zu bemerken, dass die topographische Form eines Dorfes sich mehr oder weniger zur Vertheidigung eignet und dass jedenfalls die taktische Form sich der topographischen anschliessen muss.

Dörfer eignen sich zur Vertheidigung:

1. Wenn die Häuser und Gehöfte im geschlossenen Zusammenhange liegen.
2. Wenn die äussere Umfassung die gedeckte Aufstellung einer Feuerlinie gewährt, also durch Mauern, Lehmwände, Zäune, Gräben, Hecken u. s. w. gebildet ist. Besonders vortheilhaft sind Lehmwände, wie sie z. B. in Sachsen in der Gegend von Halle, Erfurt, Leipzig u. s. w. häufig vorkommen. Man kann leicht Schiesslöcher durchbrechen, und es ist schwer, Bresche in dieselben zu legen. Beim Angriff auf Probstheida war keine Möglichkeit, mit 12 ℔gen Kugeln auf 400 bis 500 Schritt Bresche zu legen; die Kugeln machten Löcher.
3. Wenn das Terrain vor der Umfassung frei und eben ist, der Feind also ungedeckt herankommen muss.
4. Wenn durch vorliegende Terrainhindernisse, z. B. Teiche, morastige Wiesen u. s. w. die Annäherung an die Umfassung von Aussen erschwert und somit der Angriff auf einzelne Punkte fixirt ist.
5. Wenn die Strassen im Innern parallel mit der Front der möglichen Angriffslinie liegen, und Ausgänge rückwärts den Rückzug begünstigen.
6. Wenn sich im Innern Abschnitte finden; eine breite Strasse, ein Bach u. s. w., so dass neue Aufstellungen im Innern möglich werden; und endlich

7. Wenn sich darin bedeutende massive Gebäude, Kirchen mit ummauerten Kirchhöfen, Speicher, Schlösser, Fabrikgebäude u. s. w. finden, um feste Anhaltspunkte für die innere Vertheidigung und den nachhaltigen Widerstand abzugeben.

Im mittleren und südlichen Deutschland und in Frankreich finden sich einige oder mehrere dieser Eigenschaften sehr oft bei den Ortschaften. Auch im nördlichen Deutschland sind sie nicht selten.

Die Vertheidigung eines Dorfes wird dagegen nicht begünstigt, und man wird sie in vielen Fällen besser von vorn herein aufgeben:

1. Wenn die Häuser und Gehöfte nicht zusammenhängen, sich in langen Linien ausdehnen oder zerstreut liegen; wie z. B. die Kolonien, oder da, wo die Separationen schon länger bestehen und die Besitzer sich abbauen; z. B. in Westphalen, wo gewöhnlich nur Kirche, Pfarr- und Schulhaus zusammen, alle anderen Gehöfte weit umher zerstreut liegen.
2. Wenn die Dörfer in Thälern und Schluchten liegen, so dass sie von den nahen Höhen eingesehen und wirksam beschossen werden können; wie z. B. häufig im Erzgebirge, in den schlesischen Vorbergen u. s. w.; oder
3. Wenn sie nur leicht zu beseitigende und nicht schützende Umfassungen haben; wie z. B. häufig in den Marken, Hinterpommern, Posen, Polen.
4. Wenn die Feuersgefahr wegen der Bauart und Beschaffenheit der Gebäude gross ist. Also bei hölzernen Häusern, wie z. B. in Polen und Russland, wo selbst die Kirchen von Holz sind. Im ganzen Feldzug 1812 kommt kein einziges tüchtiges Dorfgefecht vor. Im Allgemeinen leiden die meisten Dörfer im nördlichen und östlichen Deutschland, in Böhmen, Polen und Russland an einem oder mehreren dieser Uebelstände. Endlich ist es unvortheilhaft für die Vertheidigung, wenn sich der Angreifende
5. einem Dorfe auf allen Seiten oder doch auf einigen ungesehen nähern kann, oder
6. die Hauptstrasse in grader Richtung auf die Angriffsfront führt, indem sie alsdann weither eingesehen und der Länge nach bestrichen werden kann.

Die geschlossenen Dörfer theilt man nach ihrer Form ein in erstens Gevierte, oder zweitens Frontal- oder drittens

Längen-Dörfer. Abstrahirt von den übrigen obwaltenden Umständen, bietet unstreitig die zweite Form die meisten Vortheile der Vertheidigung dar; indem die Umfassung schwieriger wird, der die dritte Form am meisten ausgesetzt ist.

Dies sind jedoch nur allgemeine theoretische Betrachtungen; in der Praxis wird man die Sache nehmen müssen, wie sie ist; und man wird dann nie in der Form oder Beschaffenheit eines Dorfes einen Entschuldigungsgrund suchen dürfen für eine mangelhafte und nicht nachhaltige Dorf-Vertheidigung.

Im Allgemeinen ist jedoch ein Unterschied zu machen in dem Maasse von Kraft, welches in die Vertheidigung eines Dorfes gelegt werden soll. Es ist ein wesentlicher Unterschied, ob ein Dorf à tout prix gehalten werden, oder ob nur ein vorübergehender Vortheil, ein Zeitgewinn, ein Aufhalten des Gegners bis zur Entwickelung sehr überlegener Kräfte oder nur eine vorläufige Besetzung, um später in die Offensive überzugehen, dadurch stattfinden soll.

Die erste Aufgabe kommt häufiger in den Schlachten und grösseren Gefechten, die letztere häufiger bei den Einleitungs- oder Rückzugs-Gefechten, bei den Gefechten kleinerer Abtheilungen vor. Das Dorfgefecht aber gewinnt in beiden Fällen einen sehr verschiedenen Charakter. Im zweiten Falle nämlich ist es vorzugsweise nur das Gefecht um die Umfassung, was da zur Geltung kommt. Man vertheidigt die Lisiere so lange als möglich, und giebt nach ihrem Verlust die weitere Vertheidigung auf; es ist daher von einem Festsetzen, Einnisten in den Gebäuden u. s. w. wenig oder gar nicht die Rede. Anders ist es in dem ersten Falle einer nachhaltigen Vertheidigung, wo dann gewöhnlich das Gefecht gerade erst im Innern der Dörfer entschieden durchgefochten wird; weil hier erst der Vertheidiger die Hindernisse und somit den Widerstand auf das Aeusserste steigern kann.

Hierüber muss man natürlich vorher einen festen und klaren Entschluss fassen oder bestimmte Befehle einholen; je nachdem die Wahl dem Führer selbst anheimgegeben worden ist, oder von einem höheren Vorgesetzten abhängt.

Die Absicht, die man so bei der Vertheidigung eines Dorfes hat, bestimmt das Verhalten. Ferner ist von Einfluss darauf, ob die Vertheidigung eine mehr oder weniger isolirte ist, oder ob sie im Zusammenhange mit anderen Gefechts-Combinationen stattfindet. Im ersten Falle wird man den Rückzug entweder ganz aufgeben, oder sich durch Reserven die Rückzugslinie frei halten müssen; im zweiten Falle

ist dafür gewöhnlich durch andere Truppen gesorgt. Es ist unmöglich, auf alle diese besonderen Gefechts-Verhältnisse hier gleich tief und gründlich einzugehen; wir müssen uns mit der Betrachtung einer Form, der nachhaltigen Vertheidigung, begnügen, und können nur die sich darbietende Gelegenheit benutzen, Seitenblicke auf die anderen Fälle zu werfen, wenn wesentliche Abweichungen bemerklich werden.

Was nun die allgemeine taktische Form anbetrifft, in welcher die Dorf-Vertheidigung geführt wird, so wird dieselbe die Mittel gewähren müssen:

1. die Umfassung durch Gewehrfeuer zu vertheidigen, also eine Tiraillleurlinie in derselben zu placiren;
2. diese Feuerlinie zu verstärken oder feindliche Tirailleurs, die auf einzelnen Punkten eingedrungen sind, zurückzuwerfen, also Soutiens zu haben;
3. geschlossenen Angriffen des Gegners, die gewöhnlich gegen die Eingänge sich richten werden, zu begegnen;
4. Unterhaltung des Gefechts im Innern des Dorfes durch Besetzung von Gebäuden und festen Anhaltspunkten, also spezielle Reserven, welche für obigen und den vorliegenden Fall bestimmt sind; endlich
5. das Gefecht im Innern wiederherzustellen; Unterstützung da zu gewähren, wo solche nothwendig ist; das Gefecht in der Hand zu behalten; also eine allgemeine disponible Reserve.

Wenn man die Schwierigkeiten der Kommunikation im Innern, so wie die geringe Räumlichkeit, welche jede breite Entwickelung hindert oder unmöglich macht, ins Auge fasst, so sieht man, dass diesen Anforderungen vorzüglich die Form der Compagnie-Kolonne genügt; ganze Bataillone sind dagegen im Dorfgefecht viel zu unbehülflich. Für ein Bataillon würde sich dann etwa die Norm angeben, dass jedenfalls eine Compagnie zur allgemeinen Reserve, eine oder nach Umständen zwei Compagnien zur speziellen Reserve und Festsetzung im Innern, und zwei oder eine Compagnie zur Vertheidigung der Lisiere bestimmt würden. Natürlich bedingen dies vorzugsweise die Lokalverhältnisse. Fehlen Punkte für die innere Vertheidigung ganz oder sind sie nur ungenügend vorhanden, so muss der Hauptnachdruck auf die Vertheidigung der Umfassung gelegt werden; eben so wenn diese vorzugsweise stark ist und viele Vortheile darbietet. Dahingegen muss die Hauptkraft der Vertheidigung in das Innere verlegt werden, wenn die Umfassung keine Deckung darbietet, sich aber massive

Häuser vorfinden. Sind wenige und enge Eingänge vorhanden, so kann die spezielle Reserve schwächer sein. Endet das Dorf mit einem Defilee, liegt es z. B. jenseits eines Gewässers, so muss die allgemeine Reserve möglichst stark sein u. s. w.

Man kann nun fragen, wie stark die Besatzung eines Dorfes sein muss, und man hat diese Frage in der That häufig aufgeworfen; die Antworten hierauf aber sind höchst abweichend. Der Eine (Müffling) z. B. hält im maximo zwei Schritt, im minimo einen Schritt der Lisiere auf jeden Mann gerechnet für genügend; also durchschnittlich auf 1500 Schritt Umfassung ein Bataillon von 1000 Mann. Ein Anderer (Decker) gestattet bei gründlicher Vertheidigung nur 200 Schritt Umfassungsfront auf ein Bataillon. — Nimmt hier der Eine offenbar zu wenig Besatzung an, so verlangt der Andere zu viel. Man wird nicht sehr fehlen, wenn man das Mittel von Beiden nimmt, für eine noch einigermaassen kräftige Vertheidigung; also für 6 bis 700 Schritt ein Bataillon. Soll die Vertheidigung nachhaltig durchgeführt werden, so wird man allerdings auf 3 bis 400 Schritt ein Bataillon rechnen müssen.

Gut ist es, von Hause aus die Vertheidiger stark genug zu machen; das Gegentheil führt zu successiv nöthig werdenden Verstärkungen und bringt dann später gewöhnlich eine Anhäufung von Truppen in den Dörfern hervor, die wenig intensive Gefechtskraft mehr haben, mehr schaden wie nutzen, und jedenfalls die Verluste unnöthig steigern. So waren in Ligny, das 2000 Schritt lang war, Anfangs vier Bataillone und zwei Schützen-Compagnien. — Nach dem ersten Angriff kamen noch vier Bataillone, dann zwei, später noch ein, dann noch vier, endlich noch vier, so dass zuletzt 19½ Bataillone darin steckten, die sich mit zweiunddreissig französischen Bataillonen schlugen. Wären von Anfang an zehn bis zwölf Bataillone darin gewesen, die sich sorgfältig etablirt hätten, so wären die Franzosen wahrscheinlich nie in den Besitz gekommen. Das Dorf Probstheyda vertheidigten die Franzosen dagegen mit vier Grenadier-Compagnien gegen neun Bataillone; zwei Compagnien waren in der Feuerlinie, zwei als Soutien; dicht hinter dem Dorfe aber stand eine Brigade in Reserve. Der Angreifer wird seine Angriffe durch ein heftiges Granatfeuer einleiten. Ein solches kann daher bei zu starker Besetzung zu vorzeitigen starken Verlusten für den Vertheidiger führen, da das Ziel für seine Geschütze immer sichtbar ist; deshalb müssen die Truppen des letzteren auch geübt sein, schnell sich in das Dorf einzunisten, wenn sie jenen Verlusten entgehen wollen und sich

deshalb vorher, ehe der eigentliche Infanterie-Angriff beginnt, zum Theil noch weiter rückwärts bereit halten. —

Eine Normalzahl ist also nicht zu geben, und nur die äussersten Grenzen lassen sich einigermaassen, wie angegeben, feststellen. Hat man wenig Truppen, so wird man sich unter Umständen auf einen Theil des Dorfes, auf einen Abschnitt beschränken müssen; bei ganz unzureichenden Kräften vielleicht auf die Besetzung eines Punktes, eines Gebäudes, der Kirche u. s. w. Hat man zu viel Truppen, ein allerdings mehr angenehmer Zustand, so verstärkt man die allgemeine Reserve, die nie zu stark sein kann.

Was die weitere Form der Vertheidigung anbetrifft, so ist es rathsam, die Vertheidiger so wenig als möglich zu vermischen und zu zersplittern. Bei einem Bataillon sind also nicht von allen vier Compagnien Tirailleurs aufzulösen, aber ebensowenig etwa eine ganze Compagnie. Bei drei Bataillonen z. B. würden wir ein Bataillon in Reserve behalten, die beiden anderen hätten jedes zwei Compagnien in der Feuerlinie und zu den Soutiens, zwei Compagnien zur speziellen Reserve.

Betrachten wir nun die einzelnen Glieder der Vertheidigung.

Die Tirailleurlinie setzt sich in der Umfassung fest. Dahin gehört, dass sie bei hohen Mauern sich Auftritte verschafft; Löcher durchbricht; sich hinter Hecken eingräbt u. s. w. Bretterzäune sind eine schlechte Schutzwehr. Demnächst müssen Gegenstände, welche dem Feinde die Annäherung im Schussbereiche erleichtern, wo möglich weggeschafft werden. Gebüsche werden niedergehauen, Heu- oder Getreideschober angesteckt. Einzeln vorliegende Gebäude werden besetzt und zur Vertheidigung eingerichtet; man gewinnt so Flankenfeuer, was die Vertheidigung sehr verstärkt.

Ausserdem ist es nothwendig, dass die Feuerlinie Kommunikationen in sich und rückwärts mit den Soutiens gewinne. Die Seiten-Kommunikationen sind indessen nur bis an die Wege, nicht bis in dieselben, und auch nicht durch feste Mauern zu führen. Rückwärtige Kommunikationen zu den Soutiens sind dagegen unter allen Umständen nothwendig. Am zweckmässigsten führt man sie durch grössere und festere Gebäude, oder doch an denselben vorbei. Wird ein Dorf nach der schmalen Seite vertheidigt, so müssen die Kommunikationen in der Nähe der Häuser durch die Grenzzäune führen.

Ist es möglich, den Raum zwischen den Häusern und der Umfassung abzuholzen, so gewinnt man dadurch doppelt für die Vertheidigung. Man erschwert dadurch den Angriff

auf die Gebäude; dann aber gewinnt man auch das Material zur Verstärkung der Lisiere oder zur Anlegung von Querabschnitten. Die Eingänge werden gegen Kolonnen-Angriffe des Gegners möglichst abgeschlossen. Ackergeräth, Wagen u. s. w. geben überall Mittel ab, die Eingänge zu barrikadiren. Es ist nicht zweckdienlich, die Barrikade in der Lisiere selbst anzulegen. Gewöhnlich ist sie dort dem feindlichen Kugelfeuer ausgesetzt, und wird daher bald zerstört; auch ist die Vertheidigung erschwert, indem sie dort der Feind bei einer leichten Umfassung bald umgeht. Man legt sie besser weiter zurück, in die Nähe der ersten Häuser, so dass diese die Vertheidigung erleichtern. Macht der Weg in dieser Gegend eine Biegung, so ist dies um so besser; ist er mit Mauern, Lehmwänden, festen Zäunen u. s. w. eingefasst, so ist dies für die Vertheidigung sehr vortheilhaft. Der Gegner dringt dann in eine künstliche Sackgasse ein, in welcher wir ihn von allen Seiten mit Gewehrfeuer überschütten können.

Es hängt von dem Verhalten ab, welches man demnächst für das Gefecht beabsichtigt, ob man die Zugänge vollständig schliesst, oder ob man das Eindringen nur erschweren und die Barrikaden so einrichten will, dass wir selbst sie leicht passiren können. Ersteres findet statt bei der absoluten Defensive; letzteres, wenn wir die Absicht haben, offensiv zu verfahren. Der Widerstand der Barrikaden beruht dann besonders in der Seitenvertheidigung aus den nächsten Häusern u. s. w.

Was die Stärke der Feuerlinie betrifft, so ist diese ebenso schwer zu bestimmen, als die der Besatzung selbst, und noch schwerer; da die Umfassung sehr selten an allen Stellen eine gleiche Dichtigkeit verlangt. Der General von Müffling will die Hälfte der Besatzung zur Feuerlinie; das Maximum würde dabei eine Rotte auf vier Schritt, das Minimum eine Rotte auf acht Schritt sein. Decker verlangt auf zwei Schritt eine Rotte, und gestattet nur unter günstigen Umständen weniger. Die Erfahrung zeigt uns oft sehr dichte Linien (z. B. Möckern, wo es eigentlich locker geschlossene Linien waren), oft sehr dünne Linien. Für unseren Zweck hier wird die gegebene Besatzung des Dorfes überhaupt fast immer das Maass abgeben, und da zeigt sich dann, dass nicht leicht mehr als ein Viertel die ursprüngliche Feuerlinie bilden kann. (Eine Compagnie zur allgemeinen Reserve, eine Compagnie zur speziellen Reserve, und zwei Compagnien zur Feuerlinie und den Soutiens; also von diesen zwei Compagnien die Hälfte aufgelöst, die Hälfte als Soutiens.) Zu berücksichtigen ist indessen, dass der Nerv der Vertheidigung von der Feuer-

linie ausgehen muss; dass man sie daher nicht zu schwach machen darf, und dass die Dichtigkeit einer Feuerlinie hier nicht die Nachtheile hat, wie im freien Felde; indem man hier gedeckt dem ungedeckten Feinde gegenüber steht. Hat man Büchsenschützen, so gehören sie dahin, wo man die entscheidenden Angriffe erwartet, und wo der Gegner über freies Terrain muss, um an die Lisiere zu kommen.

Die Soutiens

dienen nun zur nächsten Unterstützung der Feuerlinie; entweder um sie zu verstärken, oder um den eingedrungenen Gegner schnell wieder zurückzuwerfen, oder um eine neue Feuerlinie in den Häusern zu bilden. Die gewöhnliche Form der Soutiens passt hier nicht; indem nach dieser für die Tirailleurs jeder Compagnie nur ein Soutien besteht, würde jede Unterstützung aus demselben, besonders nach den Flügeln, zu spät kommen. Es würden dabei beschwerliche Seitenbewegungen durch die Gehöfte und Gärten nothwendig werden.

Wir würden die Compagnien daher in ihre drei Züge zerlegen, von jedem Zuge oder von zweien ein Drittel bis ein Halb ausschwärmen lassen, den Rest als Soutien dahinter behalten, und, wenn ein Zug nicht zur Verwendung kommt, ihn für Nothfälle aufsparen. Es würde dies also eine Feuerlinie von 2 bis 300 Schritt geben, mit zwei bis drei Soutiens, welche etwa 100 Schritt von einander entfernt wären.

Die Aufstellungspunkte für die Soutiens liegen fast immer in den Häuserreihen des Dorfes. Grössere Gehöfte, welche Ausgänge nach hinten, und offene Kommunikationen nach den Dorfstrassen haben, gewähren die besten Punkte. Jedenfalls muss die Kommunikation mit dem zu unterstützenden Theil der Feuerlinie offen sein oder geöffnet werden. Seiten-Kommunikationen mit den nebenstehenden Soutiens sind weniger nothwendig; bei festen Einfassungsmauern oder Zäunen sogar zu vermeiden, indem sich so eine Flankenvertheidigung im Innern bildet. Ein Theil des Soutiens wird ausserdem dazu bestimmt, festen Fuss in den Gehöften zu fassen, die so die nächsten Reduits für die Feuerlinie bilden. Der nach der feindlichen Seite gelegene Theil der Gebäude wird also besetzt, Schiesslöcher eingeschnitten und durchbrochen; wobei mehrstöckige Häuser und Bodenräume mit Steindächern sehr zweckmässig benutzt werden können; indem das Feuer von den Böden und aus den Giebeln dem Gegner das Festsetzen an der Umfassung sehr erschwert.

Hat man Truppen genug, so werden von Abtheilungen der Soutiens sämmtliche Gehöfte und Gebäude, welche zunächst hinter der Feuerlinie liegen, besetzt. Es ist vortheilhaft, dies, wenn es irgend möglich ist, auszuführen; da es die Vertheidigung eines so gebildeten Hauptabschnitts sehr erleichtert, wenn man sich, sei es auch nur mit einzelnen Rotten, von Hause aus darin festsetzt. Die vorstehenden Tirailleurs müssen jedenfalls wissen, wie und wohin sie sich im Fall der Noth zurückzuziehen haben; sie müssen die Lokalität kennen lernen, damit nicht einzelne Häuser und Gehöfte ohne Vertheidiger bleiben, wenn die Lisiere aufgegeben werden muss.

Die spezielle Reserve

hat einen doppelten Zweck:

α) die vorzugsweise Vertheidigung der Dorfeingänge.

β) Sie soll den geschlossenen feindlichen Abtheilungen und Massen, welche die Barrikaden durchbrechen oder sonst auf irgend einen Punkt eindringen, auf geeigneten Punkten neuen Widerstand leisten oder ihnen geschlossen begegnen, sie durch ihr Feuer oder mit Bajonett und Kolbe zurückweisen; Häuser-Vertheidigung.

α) Zum Eindringen mit geschlossenen Massen eignen sich vorzugsweise und in vielen Fällen ausschliesslich die Dorfeingänge. Die Erreichung beider Zwecke geht daher fast immer Hand in Hand. Das Eindringen durch die Umfassung ist jedoch nichts destoweniger häufig möglich; weshalb die spezielle Reserve die Möglichkeit haben muss, sich im Dorfe selbst nach den bedrohtesten Punkten geschlossen hinbewegen zu können. Aus alle dem folgt, dass die spezielle Reserve ihrem Hauptheile nach in den Dorfstrassen selbst stehen muss.

Die Vertheidigung der Dorfeingänge beruht selten, und nur wenn Mauern und Lehmwände das Dorf umgeben und besonders den Eingang bilden, auf der Vertheidigung der äusseren Umfassung. Sie liegt vielmehr in dem Werthe der ersten, dem Eingange zunächst gelegenen Häuser; in der Nähe welcher denn auch die Barrikaden angelegt werden müssen, deren Durchbrechung oder Aufräumung unter dem nahen Feuer aus den Häusern sehr erschwert wird. Diese Häuser werden also mit einem Theile der speziellen Reserven besetzt, der sich darin einnistet, Schusslöcher anlegt, die Eingänge nach der feindlichen Seite und nach der Strasse versperrt; rückwärts dagegen einen Ausgang durchbricht.

Unsere Soldaten sind schwer dazu zu bringen, sich in Häusern festzusetzen und nachhaltig darin zu schlagen. Sie ziehen den Kampf im Freien überall vor. Dies hat in den letzten Kriegen vielfache nachtheilige Gefechte herbeigeführt; besonders auch deshalb, weil sie selbst, wenn sie mit dem grössten Muthe die Franzosen aus den Häusern vertrieben hatten, sich doch nicht darin etablirten; sondern die Häuser wieder verliessen, um sich in den Dorfstrassen und Gärten zu schlagen. So kam es, dass grosse Dörfer den Franzosen oft gar nicht zu entreissen waren, oder nach und nach verloren gingen.

Musterhaft ist die Vertheidigung des Pachthofes la Haye Sainte am 18. Juni 1815 durch das zweite Bataillon leichter Infanterie der deutschen Legion*).

Eine gründliche Häuser-Vertheidigung setzt jedesmal voraus, dass man Zeit hat, sich darin einzurichten. Dahin gehört dann, dass man die Eingänge möglichst fest verschliesst und verrammelt. Bei den Thüren ist dies ziemlich einfach; schwieriger bei den Fenstern der unteren Etagen, insofern sie nicht etwa Mannshoch von der Erde sind. Möbel, Spinden, welche man mit Steinen, mit Erde, Betten u. s. w. bis in Mannshöhe ausfüllt; Bretter, hinter welche man Bretter oder Matratzen nagelt, so dass nur Schiesslöcher übrig bleiben; Säcke mit Getreide, mit Wolle, mit Mehl müssen da aushelfen.

In den oberen Etagen, und auch in den unteren, wenn die Fenster nur nicht zu niedrig sind, wird man häufig eine sehr gute Vertheidigung einrichten können, indem man die Fenster mit Mauersteinen zusetzt, in denen man als Schiessscharten in hinreichender Höhe einen und den anderen Stein fehlen lässt. Eine Fachwand, welche man einschlägt, ein Heerd, ein Ofen u. s. w. geben häufig das nöthige Material. Im Innern muss Kommunikation möglich sein zwischen den verschiedenen Zimmern; wo sie nicht ist, muss man sie schaffen. — Wasser zum Löschen und für den Durst wird vorräthig gehalten. — Bei steinernen Dächern muss man den Boden besetzen; einzelne Dachsteine herausnehmen, um sich Schiesslöcher zu machen. Keller mit Fenstern machen, durch rasirende Schüsse, den Angriff sehr schwer; dazu haben sie häufig eiserne Traillen.

*) Siehe Beamish's Geschichte der deutschen Legion, Seite 491; und Siborne's Werk über den Feldzug von 1815. Der Kommandeur war der als hannöverscher General-Lieutenant verstorbene Oberst Baring. Ein interessantes Beispiel ist noch die Vertheidigung des Speichers in Esslingen bei Wien 1809 und das Gefecht von Cossaria 1796.

Jeder muss wissen, was er zu thun hat; welches Fenster, welche Thüre er zu vertheidigen hat. Einige Mann zur Reserve, um Verwundete zu ersetzen und da verwendet zu werden, wo der Feind etwa doch eindringt, werden zurückbehalten. Bei einer solchen Vertheidigung handelt es sich um Siegen oder Sterben. Daher muss jede Erleichterung gestattet werden; die Leute müssen das Gepäck ablegen; sie nehmen das Bajonett ab, wenn sie an den Schiesslöchern stehen. Munition muss man schonen, kein Schuss wird umsonst gethan. Sind eins oder einige grössere Gebäude im Dorf, die auf diese Weise besetzt und vertheidigt werden, und liegen sie vortheilhaft, d. h. so, dass der Feind an ihnen vorbei muss; so wird es ihm fast niemals gelingen, sich im Dorfe zu behaupten; die Angriffe unserer Reserven werden ihn jedesmal wieder daraus vertreiben.

Solche feste Punkte im Innern der Dörfer gewähren häufig die Kirchen; besonders wenn sie steinerne Kirchhofsmauern haben. Es sind dann Citadellen im Innern, die wiederum feste Reduits haben, und sie müssen jedesmal durch einen Theil der disponiblen Reserve besetzt werden. Die Vertheidigung des Kirchhofes von Hochkirch durch den Major Lange ist weltgeschichtlich. In St. Amand ging in Folge der unzureichenden und mangelhaften Besetzung mit dem Dorf auch der Kirchhof verloren, den die Franzosen gleich stark besetzten und gegen die ungestümsten Angriffe behaupteten. — Die Vertheidigung des Kirchhofes und der Kirche zu Labischin bei Bromberg durch den damaligen Lieutenant von Beyer*) mit zwanzig Mann gegen die Polen, welche ihn mit Infanterie und Artillerie angriffen, ist ein Beispiel muthvollen Benehmens. Er vertheidigte Anfangs den Kirchhof, dann die Kirche und zuletzt die Gallerie hinter dem Altar**).

β) Ausser der Vertheidigung solcher durch Häuser und Gebäude gebildeten Hauptpunkte im Dorf und an den Eingängen gehört es nun weiter zur Aufgabe für die spezielle Reserve, dem geschlossen eindringenden Gegner geschlossen entgegen zu treten. Sie müssen zu dem Ende in der Nähe und an Punkten aufgestellt werden, von wo aus sie rechtzeitig und überraschend auftreten, und also bis zu ihrem Erscheinen

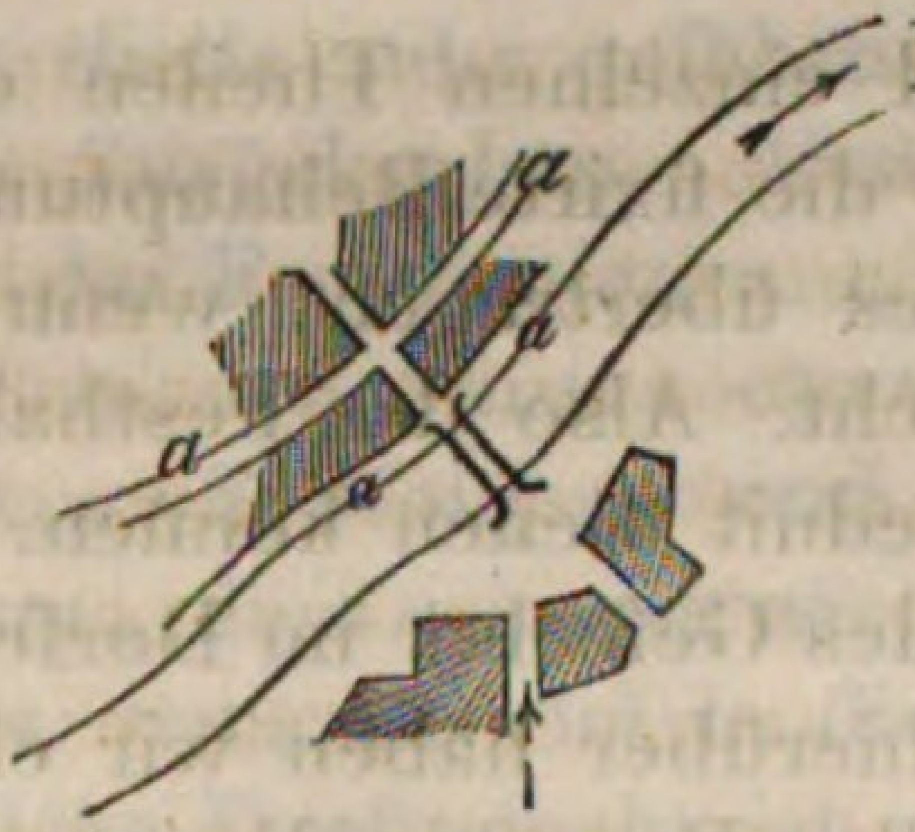
*) War zuletzt Oberst-Lieutenant und Bataillons-Kommandeur im Leib-Regiment.

**) Ein anderes Beispiel heldenmüthiger Vertheidigung ist die der Kirche von Wola vor Warschau am 7. September 1831 durch den Oberst Sowinski; er hatte seine Schule in der preussischen Armee gemacht.

dem Auge des Gegners und seinem Feuer entzogen werden können.

Ist es möglich, sie in Seitenstrassen aufzustellen, so ist das am vortheilhaftesten; weil sie von da aus am leichtesten nach den bedrohten Punkten dirigirt werden können. Bei Frontal-Dörfern hat das gewöhnlich keine Schwierigkeit. Bei ausgedehnten Dörfern, die auf der schmalen Seite angegriffen werden, kommen aber häufig die speziellen Reserven zu entfernt von dem Punkt zu stehen, den sie vertheidigen sollen. Sie müssen dann dem Eingange näher aufgestellt werden; bleiben sie im Wege, so sind sie gesehen, und dem Kugelfeuer feindlicher Artillerie sehr ausgesetzt. Man wird wohl thun, sie dann seitwärts hinter ein Haus zu stellen; wobei man aber oft in dem Falle sein wird, eine breite Kommunikation durchzubrechen.

Bei der Vertheidigung selbst kann man sich nun entweder auf das Handgemenge, das Gefecht mit blanker Waffe, einlassen oder auf das Feuer der geschlossenen Abtheilungen. Probstheyda vertheidigten die Franzosen im Innern auf diese erste Weise. Zwei Compagnien, in einer Seitenstrasse aufgestellt, griffen jedesmal mit dem Bajonett das preussische Bataillon an, welches durch die Hauptstrasse eingedrungen war. Die zweite Art wendeten die Preussen bei der Vertheidigung von Wavre, am 19. Juni 1815 an.



Die Häuser *a a* waren mit Schiessscharten versehen; das Barrikadiren der Brücke konnte aber nicht beendet werden. Die Stadt vertheidigte Oberst von Zepelin mit dem zweiten und Füsilir-Bataillon dreissigsten Linien- und einem Bataillon des ersten kurmärkischen Landwehr-Regiments. Alle Angriffe scheiterten an der Maassregel, dass in der Strasse *a*—*a* ein Bataillon aufgestellt war, welches mit rechts oder links um durch die Strasse, die nach der Brücke führt, marschirte und zugweise Salve auf Salve auf die Brücke gab, sobald eine Sturm-Kolonne der Franzosen den Versuch machte, dieselbe zu überschreiten. —

Die allgemeine Reserve.

Diese hat den Zweck:

α) Den eingedrungenen Feind, der durch die spezielle Reserve nicht zurückgewiesen werden kann, durch frische Truppen und durch die Gewalt der Masse zurückzuwerfen.

β) Für den Fall, dass das Dorf nicht länger gehalten werden kann, das weitere Vordringen des Gegners wenigstens für die Zeit aufzuhalten, die die im Gefecht befindlichen Abtheilungen nöthig haben, um sich aus dem Dorfe herauszuziehen.

Für beide Fälle ist daher ihre Aufstellung hinter der Mitte des Dorfes; bei sehr langen Dörfern, die in der schmalen Seite angegriffen werden, auch wohl in dem weiter zurückgelegenen Theile des Dorfes. Wie wichtig eine solche Reserve ist, zeigt z. B. die Vertheidigung von Gross-Görschen durch das Füsilir-Bataillon ersten Garde-Regiments.

γ) Drittens hat sie den Zweck, Abschnitte im Dorfe, die in angemessener Entfernung hinter der eigentlichen Gefechtslinie liegen, und deshalb von der speziellen Reserve nicht mehr benutzt werden können, zu besetzen; so z. B. wenn ein Dorf durch ein Gewässer, durch eine sehr breite Strasse, durch offene freie Stellen u. s. w. in mehrere Theile zerlegt wird. Die Vertheidigung derselben durch neue Feuerlinien, wenn die vorliegenden Theile verloren sind, fällt dann der allgemeinen Reserve zu.

δ) Endlich wird einzelnen Theilen derselben, besonders bei grossen Dörfern, die fixirte Behauptung besonderer Punkte im Innern des Dorfes übertragen, wenn hierzu die spezielle Reserve nicht ausreicht. Also das Festhalten einzelner grosser Gebäude, die zum Reduit dienen können, und die ohne Rücksicht auf den Gang des Gefechts im Dorfe festgehalten werden sollen. Das Nähere hierüber haben wir eben gesehen bei dem Verhalten der speziellen Reserve. Es ist nur noch zu bemerken, dass die Besatzung solcher Punkte sich als selbstständiger Posten ansehen muss, der sich um den Gang des Gefechts im Dorfe nicht kümmert. Das Festhalten solcher Punkte erleichtert die Wiedereroberung des Dorfes ungemein.

Die Einrichtung solcher festen Punkte fällt der Feldfortifikation in den meisten Fällen anheim; wenn es die Umstände gestatten, so muss die Besatzung indessen innerhalb sich noch ein neues Reduit einrichten, um sich für den schlimmsten Fall eine ehrenvolle Kapitulation zu sichern.

Was das Stärken-Verhältniss der allgemeinen Reserve zu den übrigen Theilen der Dorf-Vertheidigung anbetrifft, so

wird bei kleinen Abtheilungen mindestens ein Viertel der Gesammtzahl dazu verwendet werden müssen. Bei grösseren Abtheilungen wird dies immer mehr und mehr sich zu Gunsten der allgemeinen Reserve verändern; so dass z. B. ein Dorf von einem Bataillon vertheidigt wird, während zur Reserve eine ganze Brigade dahinter steht. Bei grossen Abtheilungen macht sich dies mehr und mehr von selbst. Bei kleinen drängen die Verhältnisse oft dazu, die allgemeine Reserve ganz aufzugeben, oder doch möglichst schwach zu machen. Man muss sich hiergegen so lange wie möglich durch andere Hülfsmittel und Einrichtungen wehren und als Regel festhalten, dass mit dem Aufgeben einer hinlänglich starken Reserve auch alle Möglichkeit aufgegeben ist, einen Einfluss, eine Aenderung hervorzubringen, sobald das Gefecht im Dorfe eine nachtheilige Wendung nimmt. Bei keiner Art von Gefecht ist es so schwierig, den Gang des Gefechts in der Hand zu halten; die Mehrzahl der Truppen ist zerstreut; Jeder ficht auf seine eigene Hand; die Leute verbeissen sich in der Umfassung, in den Gärten, den Gehöften, Häusern u. s. w. Der Einfluss der Offiziere und Unteroffiziere kann sich immer nur bei einer geringen Zahl geltend machen; und selbst da, wo dies der Fall ist, ist es unmöglich, Uebereinstimmung, Ineinandergreifen der verschiedenen Abtheilungen hervorzubringen, sobald das Gefecht bis in das Innere des Dorfes eingedrungen ist. Ein Zurücknehmen der im Gefecht etwa zu viel befindlichen Truppen ist theils unmöglich, theils sehr gefährlich; es wird leicht zu einem allgemeinen Zurückgehen. Von Bildung neuer Reserven, vom Ablösen der Fechtenden u. s. w. ist nicht die Rede. Dies kann dann nur in den Pausen etwa stattfinden, welche auf abgeschlagene Angriffe folgen, und die jedenfalls dazu benutzt werden müssen, die Ordnung wieder herzustellen, und zurückzunehmen, was etwa zu viel in die zerstreute Ordnung übergegangen war. Das Dorfgefecht ist nach dieser Seite hin der wahre Probirstein der Disziplin und der tüchtigen taktischen Ordnung in den Truppen.

Wir haben bisher hier nur von der Infanterie gesprochen; dies folgt aus der Natur der Sache; denn sie ist bei der Dorf-Vertheidigung die Hauptwaffe, ja in vielen Fällen die allein zur Wirksamkeit kommende. Dies schliesst jedoch die Verwendung der Artillerie nicht ganz aus; dieselbe wird vielmehr dabei auf eine zweifache Weise in Thätigkeit kommen können; nämlich einerseits im Dorfe selbst, andererseits in einer Aufstellung neben dem Dorfe.

Im ersten Falle kann sie wieder entweder zur Vertheidi-

gung der Umfassung mitwirken, oder zur Verstärkung der Vertheidigung im Innern. Artillerie in der Umfassung oder in den Eingängen aufzustellen, setzt eigenthümliche Terrain- oder Gefechts-Verhältnisse voraus, wenn ein verhältnissmässiger Nutzen daraus gezogen werden soll. Diese Verhältnisse dürften sein, wenn der Gegner keine Artillerie hat; wenn er gezwungen ist, in Kartätschschussweite vom Dorf zu defiliren; oder wenn das Terrain ihm nicht gestattet, in wirksamer Schussweite sein Geschütz gegen die Lisiere zu etabliren. In allen anderen Fällen wird der Gegner sehr bald ein überlegenes Feuer gegen die Artillerie in Thätigkeit setzen, und diese wird einen schweren und grossentheils nutzlosen Kampf zu bestehen haben; wobei sie noch die Wahrscheinlichkeit gegen sich hat, verloren zu gehen.

Im Allgemeinen ist daher diese Art ihrer Benutzung nicht anzurathen. Zweckmässiger kann es sein, zur Verstärkung der inneren Vertheidigung einige Geschütze im Dorfe selbst zu placiren; obschon auch hier die Gefahr des Verlustes derselben bei einer unglücklichen Wendung des Gefechts ziemlich gross ist. von Decker ist sehr für diese Art, und meint, es sei ein Vorurtheil, den Verlust der Geschütze sehr zu fürchten. Man könne eine Kanone mit Ehren, ja sogar mit Vortheil verlieren. Dies kann zugegeben werden, nichtsdestoweniger verliert Niemand gern Geschütze. Es sind Trophäen für den Feind, deren Verlust und Gewinn noch lange nachwirken, wenn von einer realen Wirkung längst nicht mehr die Rede ist. Es ist nicht zu leugnen, dass ein Paar Geschütze, die eine Dorfstrasse aus einem Reduit, z. B. dem Kirchhofe u. s. w., bestreichen, oder welche die Sturmkolonnen des Gegners niederschmettern, sehr viel zur Vertheidigung beitragen können. Man muss indessen solche Geschütze, wie in einem geschlossenen Werke, von vorn herein aufgeben. Dazu aber versteht man sich sehr ungern und deshalb verzichtet man auf einen Vortheil, der, wenn die Sachen anders kommen, (wenn der Feind z. B. nicht durch die Dorfstrasse, sondern durch die Gärten u. s. w. eindringt) von selbst verschwinden würde. In der Kriegsgeschichte kommen daher solche Fälle äusserst selten, fast niemals vor; und wo sie vorkommen, sind sie dann noch durch ganz besondere Umstände motivirt.

Gestatten es die Verhältnisse, so kann man auch wohl ein Paar Geschütze so aufstellen, dass sie von hinten her zur Vertheidigung eines Eingangs mitwirken können, also so, dass sie, eine ganze Strasse der Länge nach bestreichend, am Ausgange stehen. In welchen Fällen es zweckmässig sein

würde, die Geschütze nicht eher zu zeigen, als bis der Feind den Eingang mit Kolonnen angreift. Es wird dann fast immer nur Kugelfeuer anzuwenden sein. Artillerie hinter ein Dorf zu stellen, um z. B. mit Granaten über dasselbe fortzuwerfen, ist nicht rathsam; die Wirkung ist Null.

Die eigentliche Wirksamkeit wird die Artillerie bei der Dorf-Vertheidigung daher fast immer neben demselben finden; wobei noch der Vortheil eintritt, dass eine Flanke immer schon durch das Dorf selbst gesichert ist. In dem Gefecht von Wachau hatte Napoleon so auf beiden Seiten des Dorfes vier Batterien, jede von sechs Geschützen, die alle Angriffe auf das Dorf vereitelten. Für schwere Artillerie wird man daher die Aufstellung von Hause aus so wählen, und sie wird da sehr wesentlich für die Vertheidigung mitwirken können, besonders da sie die Umfassung der Feuerlinie hindert, den Feind zu früherer Entwickelung zwingt, und einen verhältnissmässigen Theil seiner Artillerie beschäftigt. Leichte, besonders reitende Artillerie, gehört Anfangs in die Reserve hinter das Dorf, um nach Umständen rechts oder links zu erscheinen, wenn der Gegner seine Kräfte entwickelt hat und zum förmlichen Angriff vorgeht. Was nun die Kavallerie anbetrifft, so ist deren direkte Mitwirkung nicht wohl möglich; vielmehr beschränkt sich ihr Einfluss auf eine indirekte Wirkung. Sie gehört zunächst in die Reserve; sie kann später wohl zur Deckung der Artillerie verwendet werden und wird nach einem zurückgeschlagenen Angriff vielleicht auch einen günstigen Moment finden, um seitwärts plötzlich hervorzubrechen und auf die zurückweichenden Tirailleurs und Bataillone zu chokiren. Sie wird ausserdem beim Beginn des Gefechts dazu dienen, die Maassregeln des Feindes, seine Stärke und Anordnungen möglichst früh zu ermitteln; sie wird später vielleicht zur Aufnahme der im Dorfe befindlichen Truppen aufgestellt, oder einer feindlichen Umgehung entgegengeworfen. Aber einen direkten Antheil an dem Dorfgefecht kann sie nicht nehmen.

b. Dorf-Angriff.

Die Vortheile der Vertheidigung beim Dorfgefecht sind ebenso viele Nachtheile für den Angreifenden. Es ist hier zunächst die in der Umfassung postirte Feuerlinie zu überwältigen offenbar noch der leichteste Theil der Aufgabe. Sodann aber sind die Vertheidiger aus den Gebäuden u. s. w. von Schritt zu Schritt zu vertreiben, und alle die Umstände zu überwältigen, die der Gegner im Innern des Dorfes durch seine Reserven u. s. w. hervorbringen kann. Der Angriff der

Dörfer ist daher überaus blutig, und man sollte denselben vermeiden, wo es möglich ist und noch ein anderer Weg zum Ziele führt. Hartnäckig vertheidigte Dörfer konsumiren eine ganz unverhältnissmässige Anzahl von Truppen, die sich in diesem nahen und ingrimmigen Gefecht aufreiben, und fast immer für jeden anderen Zweck unbrauchbar werden. Wo eine Umgehung also möglich ist, wird man wohl thun, diese anzuwenden; gewöhnlich verfehlt eine solche ihren Zweck nicht, indem besondere Gefechts-Verhältnisse und ein sehr entschlossener Gegner dazu gehören, ein Dorf noch besetzt zu halten, wenn man demselben schon vorbeigegangen ist und im Rücken steht. Jedenfalls erreicht man dadurch den Vortheil, das Dorf von mehreren oder allen Seiten zugleich angreifen zu können, wodurch die Vertheidigung viel an ihrem Nachdruck verliert.

Ein anderes Mittel, dem Dorf-Angriff auszuweichen, ist das Anzünden des Dorfes durch Haubitzfeuer. Dieses Mittel ist indessen nur anzuwenden, wenn es nur darum sich handelt, dass der Gegner vertrieben werden soll, und wir nicht nöthig haben, später selbst das Dorf zu passiren oder dasselbe zur Vertheidigung zu benutzen. Ausserdem ist zu bemerken, dass es nicht immer so brennt, wie man es haben möchte. Ein Dorf aus massiven Häusern mit Ziegeldächern kann man lange bewerfen, ohne einen Erfolg zu haben.

Häufig kann man nun Dörfer nicht umgehen, kann oder darf sie nicht anzünden und doch muss man den Gegner daraus vertreiben. Dörfer, welche Anlehnungspunkte oder Stützpunkte der feindlichen Stellung sind, müssen fast immer angegriffen und erobert werden.

Ein solcher Angriff macht Anordnungen und Vorbereitungen nothwendig; es handelt sich darum, einen systematischen Widerstand zu besiegen, und dies muss daher planmässig und mit hinreichenden Kräften auf den geeignetsten Punkten unternommen und durchgeführt werden. Man kann nie vorher wissen, wie viel ein Dorf-Angriff kosten wird; aber das weiss man, dass er mit dem möglichst geringsten Verlust nur dann durchgefochten werden kann, wenn man nach einer bestimmten Disposition verfährt, und von vorn herein genügende Kräfte daransetzt. Die Kriegsgeschichte zeigt uns unendlich oft, wie sehr hiergegen gefehlt wird, und wie unendlich blutig, langdauernd und wenig entscheidend die Dorfgefechte dann werden. (Gross-Görschen, Aspern, Auerstädt.)

Hat der Feind Artillerie, und diese durch Aufstellung seitwärts zur Vertheidigung mit herangezogen, so ist die nächste

Aufgabe, diese zu vertreiben oder doch so weit zum Zurückgehen zu zwingen, dass sie die Truppen, welche den eigentlichen Angriff machen sollen, nicht mehr wirksam beschiessen können. In der Regel hindert sie das Dorf selbst, sobald die Batterien aus der Verlängerung der Dorffront vertrieben sind. In vielen Fällen wird dies erst nach einem hartnäckigen Geschützkampf möglich sein; da die feindlichen Bataillone sich fast immer vortheilhaft auf- und gegen Flankenfeuer sicher stellen werden. Jedenfalls ist es aber ein gewagtes Spiel, früher, als nach Vertreibung der Artillerie, mit der Infanterie zum Angriff vorzugehen.

Der zweite Akt ist dann, dass ein Theil der Artillerie sein Feuer auf das Dorf selbst richtet und zwar Kugelfeuer aus naher Distanz, 6 bis 700 Schritt, auf die Eingänge und Barrikaden; Kartätschfeuer auf 4 bis 500 Schritt gegen diejenigen Theile der Lisiere, welche man vorzugsweise angreifen will; also gewöhnlich die Eingänge und die zunächst gelegenen Theile. Dies muss im letzten Moment vor dem Angriff mit den Kolonnen geschehen. Kann man dieselben in ein umfassendes Feuer nehmen, desto besser. Kann man die Dorfstrasse enfiliren mit einigen Geschützen, so muss man dies nicht unterlassen.

Erst auf diese beiden vorbereitenden Akte, die freilich wegfallen, wenn man keine Artillerie hat, folgt der eigentliche Angriff, und zwar durch Tirailleurs, denen geschlossene Trupps, Soutiens oder Compagnie-Kolonnen folgen; deren Benehmen so ist, wie beim Angriff einer Waldlisiere. Es entwickelt sich so zunächst ein Schützengefecht auf 2 bis 300 Schritt, aus dem dann plötzlich dichte Schwärme gegen die Umfassung vorbrechen, und hinter welchen Kolonnen folgen, die den Zweck haben, den eigentlichen Sturmangriff zu machen. Gelingt der Angriff der Tirailleurschwärme, auf einem oder einigen Punkten der Lisiere, so müssen dorthin sogleich Unterstützungen aus den bereitesten Truppen dirigirt werden, damit es möglich ist, sich an der Lisiere diesseits festzusetzen. Die Terrainvortheile, die bis dahin dem Gegner dienten, dienen nunmehr uns, wenn er uns wieder verdrängen will; aber wir müssen uns darin festsetzen, und nicht etwa ins Blaue hinein den Gegner verfolgen. Alles Eroberte muss besetzt werden, das ist eine Hauptregel bei dem Dorfgefecht. Erst wenn man mit dem einen Fuss feststeht, soll man den anderen vorsetzen.

Sobald man die Lisiere und in ihr festen Fuss hat, muss das Nächste sein, sich der Eingänge und der nächstgelegenen

Häuser zu bemächtigen. Die Angriffe dürfen aber nicht isolirt stattfinden; man muss so viel als möglich überall, auf allen Punkten, wo die Möglichkeit des Ein- und Durchdringens vorhanden ist, nachdrücken, damit der Gegner gezwungen ist, seine Reserve zu theilen und nach allen Seiten Front zu machen. Die Eingänge wird man oft zweckmässig mit ganzen Bataillons-Kolonnen unternehmen, während man die übrigen Angriffe mit Compagnie-Kolonnen macht, die in dem Gefecht in den Gärten, Hecken, um die Gehöfte und Häuser, viel zweckmässiger sind. Im Dorf selbst wird man das Gefecht daher unter allen Umständen ebenfalls mit Compagnie-Kolonnen führen.

In demselben Maasse, als das Gefecht im Dorfe vorrückt, muss man bemüht sein, diejenigen eroberten festen Punkte zu besetzen, welche bei einem Umschwunge des Gefechts von Wichtigkeit werden können; die Konterpunkte, wo sich Strassen durchschneiden; durch Besetzung der Eckhäuser und Gehöfte. Hierzu kann man nun niemals die im Gefecht befindlichen Truppen verwenden; dies ist Sache der Reserve und der Soutiens, Abtheilungen in solche Gebäude zu werfen. Man darf in dieser Beziehung nichts versäumen, da man den Verlauf eines Dorfgefechts nie vorher wissen und die gleichzeitigen Ereignisse nicht einmal übersehen kann. So lange der Feind noch eine Reserve hat, sind wir niemals sicher, dass es ihm nicht gelingt, das Gefecht damit zu wenden. Deshalb darf man denn auch niemals das Gefecht ohne eine Reserve unternehmen, welche zunächst nur bis an die eroberte Lisiere nachrückt, und sich dort aufstellt, damit wir wenigstens im schlimmsten Falle nicht leicht Alles wieder verlieren können, und gezwungen sind, ganz von vorn wieder anzufangen. Sie rückt nach, wenn das Gefecht einen günstigen Gang nimmt.

Hat der Feind einzelne Hauptpunkte im Innern besetzt und vertheidigt er dieselben hartnäckig, was sich beim ersten Anlauf erkennen lässt, so wird da das Gefecht am schwierigsten. Zu forciren sind solche Punkte nicht leicht; wenigstens nicht gleich Anfangs; und ihre Eroberung wird stets viel Blut kosten. Man wird wohl thun, solche Punkte möglichst zu umgehen und zu isoliren, indem man sich in der Umgebung, in den nächstgelegenen Häusern festsetzt; von wo aus man häufig ein überlegenes Feuer auf die Vertheidiger richten kann. Hat man Büchsenschützen, so sind sie hier am Orte, und wenn es überhaupt möglich ist, werden sie das Feuer des Gegners dämpfen.

Während dessen sucht man weiter vorzudringen, den Feind ganz aus dem Dorfe zu vertreiben, und mit den Massen bis

an das entgegengesetzte Ende vorzudringen. Ist dies gelungen; hat man die entgegengesetzte Lisiere erreicht, so wird diese stark besetzt, um das Nachdringen feindlicher Reserven zu verhindern. Dann erst wird im Dorfe selbst reiner Tisch gemacht. Dabei müssen die Umstände entscheiden, ob der Besitz der im Innern gelegenen, noch nicht eroberten Punkte so wichtig ist, dass er die Opfer aufwiegt, oder ob man der Zeit ihren Fall überlassen kann. Im ersten Falle, der besonders dann eintritt, wenn aus den weiteren Gefechts-Combinationen zu vermuthen steht, dass der Feind uns nicht im ruhigen Besitz des Dorfes lassen wird, müssen sie freilich mit stürmender Hand angegriffen werden. Häufig wird man solche Sturmangriffe durch die Artillerie vorbereiten lassen können, indem man ein Paar Geschütze vorbringt, welche die Mauern auf einer Stelle einschiessen, oder die Barrikaden, Thürme u. s. w. zertrümmern. Solche Fälle müssen aber reiflich erwogen und dergleichen Angriffe nicht den zufälligen Entschlüssen der Unterbefehlshaber anheimgestellt bleiben. Es sind dies stets die blutigsten Episoden der Dorfgefechte, die die edelsten Opfer, und häufig ganz nutzlos kosten, denn oft kann man sich dieser Blutarbeit überheben und den Fall solcher festen Punkte von der nächsten Zeit ohne allen Nachtheil abwarten.

Ist das Gefecht um den Besitz des Dorfes beendet, d. h. sind wir Herr der jenseitigen Lisiere, so schlägt das Gefechts-Verhältniss, welches bisher vorherrschend offensiv war, in das Entgegengesetzte um. Wir haben uns nun zunächst defensiv zu verhalten, um uns den Besitz des Eroberten zu sichern. Wie dies im Kleineren schon nach und nach bei den einzelnen Gefechtsakten statt fand, so geschieht es nunmehr im Grossen. Wir besetzen die Lisiere, setzen uns darin fest, besetzen die Ausgänge, die Häuser u. s. w.; ordnen unsere Truppen, sammeln die zerstreuten Fechter und bereiten uns so vor, den Gegner, der uns vertreiben will, zu empfangen, oder das Gefecht weiter planmässig und nach den einwirkenden Umständen fortzusetzen.

Wir sehen, dass also der eigentliche Angriff auf Dörfer, sowie das Gefecht in denselben nur durch Infanterie geführt wird. Die Artillerie bereitet den Angriff vor; sie dient dann dazu, die Sturmkolonnen, welche etwa zurückgeworfen werden, aufzunehmen. Bei dem weiteren günstigen Verlauf wird sie jedoch häufig Gelegenheit finden, noch weiter mitzurücken; entweder, indem sie seitwärts mündende Dorfstrassen bestreicht, oder dem Feinde neben dem Dorfe entgegentritt. Letzteres geschieht besonders in Verbindung mit der Kavallerie;

indem diese Waffen dann vorzugsweise dazu dienen werden, den Offensivmaassregeln des Feindes, die er neben dem Dorfe beginnt, zu begegnen. Gestatten es die Verhältnisse, mit Kavallerie und Artillerie das Dorf zu umgehen, so wird dadurch fast immer die feindliche Reserve ganz oder theilweise beschäftigt werden, wodurch das Dorfgefecht selbst sehr erleichtert wird. Dass man übrigens unter ganz besonderen Umständen die Kavallerie auch noch anders gebrauchen kann, davon bildet das wunderbare Gefecht von Dembe Wielkie am 2. April 1831 ein Beispiel; was jedoch keineswegs als ein Muster aufgestellt werden soll*).

Das Gefecht um Städte und in den Städten.

Dieses hat natürlich viel Aehnlichkeit mit den Dorfgefechten. Die grössere Ausdehnung, die festere Bauart, die fast immer stärkere Umfassung, die gewöhnlich aus Mauern besteht, bringt jedoch einerseits die Möglichkeit einer viel hartnäckigeren Vertheidigung hervor; während die Rücksicht auf den Nachtheil, den jede vertheidigte und eroberte Stadt erleidet, sowie die Menge der Truppen, welche dazu nothwendig ist, in vielen Fällen wieder dahin führt, es gar nicht auf eine solche Vertheidigung ankommen zu lassen. Wir sehen daher, dass die Gefechte um grössere Städte verhältnissmässig sehr selten sind und sich gewöhnlich auf die Vertheidigung der Eingänge und der Umfassung beschränken; obschon sie leicht auf das Aeusserste getrieben werden könnte, wenn Energie dazu da wäre. Saragossa war, nachdem die Franzosen Herr der Werke waren, nichts anderes als eine offene Stadt; und doch vertheidigte sie sich noch sechs Wochen. Jedes Haus, jede Mauer, jedes Stockwerk wurde zu einer Citadelle, und musste mit Blut gewonnen werden. Aehnliches kommt in der neueren Kriegsgeschichte nicht vor, da nirgend die Bevölkerung einen so lebhaften Antheil an der Vertheidigung genommen hat.

Grosse Städte, die es wie Saragossa machen, sind unnehmbar, ohne doppelte Mauern, Wälle und Forts detachés. — Aber das fällt eben keiner Stadt ein; und eine nachhaltige Vertheidigung ohne die aufopferndste Hingebung der Einwohner ist unmöglich. Diese Art von Stadtgefecht können wir daher übergehen. Die andere Art aber ist in den Prinzipien und Grundzügen dem Dorfgefecht vollkommen gleich; und deshalb bleibt darüber nichts weiter zu sagen. — In neuester Zeit hat sich eine eigene Art von Stadtgefechten und eine besondere

*) Man sehe hierüber F. von Smitt's Geschichte des Feldzuges in Polen 1831.

Taktik gebildet, nämlich die Gefechte des Aufruhrs. Die Taktik der Aufrührer und Vertheidiger bestand hauptsächlich in Anlage zahlloser Barrikaden in allen Strassen, um den Angriff zu lähmen, und in der Vertheidigung der Häuser. — Die Angreifer haben dagegen erst in der letzten Zeit die wirksamen Mittel ergriffen; nämlich Isolirung einzelner Quartiere der Stadt, die den Brennpunkt abgeben; Besetzung der Strassenknoten und der Sturm einzelner Häuser, in denen man dann alle Vertheidiger niedermacht.

3. Gefecht um Defileen.

Defileen nennen wir jede Terrainform, welche das Hindurchmarschiren in breiter Front unmöglich macht, und die Truppen dazu zwingt, in schmale Front abzubrechen und sich deshalb hintereinanderzusetzen, zu defiliren. Beim Defiliren müssen also die Truppen nach der geringeren oder grösseren Breite des Defilees die Gefechtsform ganz oder theilweise aufgeben, und die Marschformation annehmen. Die gleichzeitige Wirkung, sowie die wechselseitige Unterstützung der verschiedenen Truppen und Waffen ist mithin entweder ganz aufgehoben, oder doch beschränkt, und zwar in letzterem Falle gewöhnlich auf eine Unterstützung durch die Feuerwirkung (d. h. seitwärts aufgestellte Artillerie oder Infanterie beschützt durch ihr Feuer das Defiliren der anderen Truppen).

Aus dem Gesagten folgt, der Natur der Sache nach, dass das Defiliren im Gefecht an sich schwieriger wird:

je geringer die Breite des Defilees ist, je schmaler also die Front der defilirenden Truppen wird;

je länger das Defilee ist, je weniger also eine Unterstützung durch wirksames Feuer möglich ist.

Ausserdem wirkt hierauf noch die Beschaffenheit des Terrains am Eingange und Ausgange des Defilees, in der Art, dass das Defiliren in dem Maasse schwieriger wird, als es dem Gegner die Entwickelung und den wirksamen Gebrauch seiner Streitkräfte gestattet, und uns hindert, die defilirenden Truppen zu unterstützen.

Endlich aber wirkt darauf auch noch die Beschaffenheit des Defilees selbst; in der Weise nämlich, ob dieselbe eine gänzliche Sperrung desselben zulässt; so dass entweder ein Hinwegräumen der Hindernisse, oder eine Wiederherstellung der Gangbarkeit unter dem feindlichen Feuer nothwendig wird. Hierbei kommt es dann wieder darauf an, ob das zu

beseitigende Hinderniss auf unserer Seite liegt, oder auf der feindlichen.

Alles dies bringt dann, selbst abgesehen von der Zahl und Art der agirenden Truppen, unendliche Verschiedenheiten und Veränderungen in die Gefechte um Defileen.

Oft ist übrigens ein Defilee ein solches nur relativ, nämlich (abgesehen von Veränderungen, welche z. B. harter Frost oder grosse Trockenheit hervorbringen) in Bezug auf die Gattung der defilirenden Truppen. Kavallerie und Artillerie sind häufig genöthigt, zu defiliren, wo die Infanterie in Front durchkommt; und wiederum müssen Infanteriemassen oft defiliren, wo Tirailleurs ohne Schwierigkeit passiren können. Dies darf man niemals übersehen; und man muss sich im Gefecht immer erst zum Defiliren entschliessen, wenn man sich überzeugt hat, dass man nicht anders durchkommen kann. Hierbei muss man dann nach Maassgabe des Terrains immer diejenigen Truppen in der Gefechtsform behalten und wirken lassen, denen dies durch die Natur des Bodens gestattet ist. Kann man z. B. auf einer Wiese mit geschlossener Infanterie fortkommen, so müssen nur Artillerie und Kavallerie defiliren, u. s. w.

Bei unserer weiteren Betrachtung sehen wir von diesen relativen und verwickelten Verhältnissen ab, und bleiben vielmehr bei den absoluten Defileen. Das Gefecht, wie es sich bei denselben macht, giebt zugleich Norm und Anhalt für die weniger schwierigen Fälle.

Solche Defileen bilden sich nun vorzugsweise an den Wasserläufen; Brücken, die über Gewässer führen, Dämme durch Wiesen und Moräste; enge Durchwege zwischen Seen; ferner die Uebergänge über grössere Flüsse, bei welchen letzteren aber noch der besondere Umstand hinzutritt, dass die Uebergänge selbst erst geschaffen werden müssen, wodurch die Wahl des Uebergangspunktes mehr oder weniger in die Willkür des Angreifenden fällt; endlich im Gebirge, das Durchziehen der engen Thäler und Pässe. Die beiden letzten Arten der Defileegefechte werden wir, ihrer Eigenthümlichkeit wegen, besonders betrachten. Indem wir dem bisherigen Gange folgen, zunächst:

Das Verhalten des Vertheidigers.

Der Vertheidiger kann seine Aufstellung auf eine dreifache Weise nehmen.

α) Vor dem Defilee.
β) Im Defilee.
γ) Hinter dem Defilee.

α) Wer sich vor dem Defilee aufstellt, hat dasselbe im Rücken; dies ist, wie wir schon bei dem Kapitel von den Stellungen gesehen haben, ein sehr ungünstiges Gefechtsverhältniss. Nur höhere Rücksichten und besondere Lokalverhältnisse können die Wahl einer so nachtheiligen Aufstellung rechtfertigen. Solche höhere Rücksicht kann etwa stattfinden, wenn wir uns nur vorübergehend in der Defensive befinden, den jenseitigen Ausgang des Defilees also offen erhalten wollen, um demnächst zur Offensive übergehen zu können; oder wenn das Defilee noch nicht frei ist, zurückgehende Truppen u. s. w. sich darin stopfen; oder wenn man den Gegner glauben machen will, dass wir die Offensive beabsichtigen u. s. w.

Hat man aber die Wahl, so wird man stets eine Aufstellung vor dem Defilee nur dann nehmen dürfen, wenn sie durch das Terrain begünstigt und der absolute Nachtheil dadurch vermindert wird.

Dergleichen Terrainvortheile sind: eine Vertheidigungslinie in einem ausgehenden Boden; mit festen Anlehnungspunkten auf den Flügeln, so dass dem Feinde es unmöglich oder doch schwer wird, uns vom Defilee abzuschneiden oder abzudrängen; feste Punkte im Innern der Stellung und Raum genug zu Bewegungen der Truppen, um eine aktive Vertheidigung führen zu können. Endlich Gelegenheit zu einer vortheilhaften Aufstellung von Infanterie und Artillerie dicht vor dem Eingange des Defilees, um den zurückgehenden Truppen gleichsam als Reduit zu dienen.

Unter solchen Umständen können die Nachtheile eines Gefechts vor einem Defilee vermindert werden; ganz verschwinden sie jedoch nie. Vor allen Dingen aber geht ein Hauptvortheil der Defileevertheidigung verloren; nämlich der, mit geringen Kräften sehr viel grössere aufhalten zu können; indem ein verhältnissmässig grosser Theil schon dadurch absorbirt wird, dass der Eingang des Defilees niemals unbesetzt bleiben darf.

Man kann annehmen, dass bei gleichen Kräften der Vertheidiger hier schon im Nachtheil ist, und dass er sicher unterliegen wird, wenn das Verhältniss wie 1 zu $1\frac{1}{2}$ ist; während ein Verhältniss wie 1 zu 10 noch nichts entscheidet, wenn man sich hinter dem Defilee aufstellt.

Muss man nun aber eine solche Stellung nehmen, so ist die Regel, dass man die schwere Artillerie und einen Theil der Infanterie, unter Umständen auch einen Theil der Kavallerie, über das Defilee zurücksendet und dort Stellung nehmen

lässt, zur Aufnahme der Truppen, die sich jenseits schlagen. Ferner muss man eine hinreichende Reserve am Eingange des Defilees selbst haben, zur ersten Aufnahme; aber auch um das Gefecht wiederherzustellen. Man darf nicht zu viel Truppen in der Stellung anhäufen; der Feind wird uns sicher umfassen. Je mehr Truppen, je unverhältnissmässiger sind also die Verluste, ausserdem desto schwieriger ist der Rückzug. Kavallerie und reitende Artillerie werden vorgeschoben, um den Feind zur frühzeitigen Entwickelung zu veranlassen. Später stehe die reitende Artillerie auf den Flügeln; da sie von dort den weitesten Weg nach dem Defilee hat; und die Kavallerie geht entweder ganz zurück, oder wird bei der Reserve am Eingange des Defilees aufgestellt. Die eigentliche Vertheidigungslinie bildet natürlich Infanterie und Artillerie; von der Beschaffenheit des Terrains wird es dann abhängen, ob man erstere in Bataillonen oder Compagnie-Kolonnen, letztere in grossen Batterien oder getheilt auftreten und fechten lassen wird.

Dass man ein solches Gefecht, wenn es einen nachtheiligen Charakter annimmt, bis aufs Aeusserste durchfechten wird, kann nur dann vorkommen, wenn die Truppen höherer Zwecke wegen geopfert werden müssen. Gute Truppen werden sich vielleicht mit verhältnissmässig geringen Opfern auch dann noch aus dieser üblen Lage ziehen; man kann darauf aber nicht rechnen. Man wird in den meisten Fällen das Gefecht also abbrechen, sobald man merkt, dass die Lage gefährlich wird. Da ist dann die Regel, dass man den Abzug von den Flügeln beginnen müsse; dies kann man aber nur dann, wenn der Gegner uns in der Front angreift. In allen anderen Fällen muss man den Hauptangriffspunkt verstärken, und zurücknehmen, was nicht unmittelbar im Gefecht steht. Kavallerie und Artillerie geht im Trabe zurück, Infanterie in festen Massen, bis unter den Schutz der Reserve, die den Abzug deckt. — Die Schlacht von Aspern ist das grossartigste Beispiel eines solchen Gefechts; ausserdem erwähnen wir der Gefechte von Friedland 1807, Ebertsberg, Landshut 1809, Beresina 1812, Lindenau 1813, Montereau, Nogent-sur-Seine 1814, die Einleitung zur Schlacht von Ostrolenka 1831 u. s. w.

Der Angreifende

hat bei diesem Gefecht ein durch das Terrain fest bezeichnetes Ziel, den Eingang zum Defilee. Erreicht er diesen, und kann er sich da mit hinlänglichen Kräften festsetzen, so ist das Gefecht fast immer entschieden, und er kann sich dann Zeit nehmen, die Früchte seines Sieges zu sammeln; d. h. die

abgeschnittenen vereinzelten Theile des Gegners zu überwältigen. Gegen dieses Ziel muss daher der Hauptstoss gerichtet sein, und er wird daher das Gefecht nur so lange hinhaltend zu führen haben, bis er die Anstalten des Gegners erkannt und seine eigenen Vorbereitungen getroffen hat.

Welche Richtung man dem Hauptstosse zu geben hat, hängt natürlich von den Terrainverhältnissen ab.

Im Allgemeinen ist der Angriff gegen die Mitte, direkt gegen das Defilee, der zweckmässigste. Man entfernt dadurch seine eigenen Hauptkräfte gewöhnlich nicht von der Rückzugslinie, entgeht dem Flankenfeuer der jenseits des Defilees aufgestellten Truppen, und hat die glänzendsten Resultate zu erwarten, wenn es gelingt, die Stellung des Gegners zu durchbrechen; was um so leichter stattfinden kann, als der Gegner bemüht gewesen ist, seine Flügel zu verstärken.

Kann man sich dagegen von der Seite her unbemerkt nähern; hat der Feind keine festen Stützpunkte für seine Flanken oder eine derselben; ist seine Front weit vor das Defilee vorgeschoben: so ist ein Flankenangriff anzurathen.

Jedenfalls muss man den Gegner so lange als möglich in Ungewissheit über die Richtung unseres Hauptstosses lassen; ihn also von allen Seiten beschäftigen. Tritt der Gegner den Rückzug an, so muss alles ungestüm nachdrängen, die Artillerie auf nahe Distanz herangehen und den Eingang in ein konzentrisches Feuer nehmen. Je grösser die Verwirrung ist, die auf diese Weise unter den letzten Truppen des Gegners hervorgebracht wird, je mehr steigt die Wahrscheinlichkeit, mit den geworfenen Truppen selbst hinüberzudringen, und so Meister des Defilees zu werden; weshalb Sturmkolonnen dem Gegner auf dem Fusse folgen müssen, während die Artillerie den weichenden Feind von der Seite her so lange als möglich beschiesst.

β) Die Aufstellung im Defilee selbst.

Eine solche Aufstellung kann nur bei sehr langen Defileen vorkommen, in denen sich Punkte zur Aufstellung der Truppen befinden; also bei Terrainverhältnissen, wie sie sich in Holland durch die Dämme und Deiche, oder im Hochgebirge durch die tief eingeschnittenen engen Thäler finden. Kavallerie kann man hierbei gar nicht gebrauchen, oder doch nur in ganz kleinen Trupps; Artillerie nur in so kleinen Abtheilungen, als das Defilee aufzustellen gestattet, zwei bis vier Geschütze. Es ist vorzugsweise ein Infanteriegefecht, in welchem es sich um Vertheidigung der von der Natur oder durch Kunst

am unzugänglichsten gemachten Punkte, die hier hinter einander liegen, handelt. Brücken, Verhaue, einzelne Häuser und dergleichen geben da die Hauptpunkte ab; und demgemäss werden dann die Truppen echelonnirt. Die Reserven kommen auf solche Punkte, wo das Terrain eine etwas breitere Entwickelung gestattet, oder wo das Defilee sich in der einen oder anderen Richtung theilt, wie bei Dämmen häufig, so dass wir den nachdringenden Feind umfassen können.

In der Regel sind es da also kleine Abtheilungen, die das Gefecht machen und auf deren Ausdauer und Tapferkeit Alles ankommt; sofern das Gefecht nicht durch Umgehungen entschieden wird, wie häufig im Gebirge der Fall ist. Selbst Compagnie-Kolonnen werden hier häufig noch zu gross sein.

Das Gefecht selbst zerlegt sich dann in einzelne Abschnitte, die wir hier nicht näher zu betrachten brauchen, weil wir sie bereits an anderen Orten betrachteten oder betrachten werden. Einmal ist es die Vertheidigung einer Barrikade; das andere Mal eines Defilees, einer Brücke u. s. w., die wir vor uns haben; das dritte Mal Gefecht um ein Haus, ein Gehöft, oder um eine Dorflisiere, eine Hecke, eine Mauer u. s. w.

Für den Angreifenden hat dies Gefecht das Eigenthümliche, dass alle diese Hindernisse geradezu besiegt werden müssen. Ein Ausweichen, Umgehen, Umfassen, Manövriren, Täuschen ist hier nicht möglich; der Stier muss bei den Hörnern angefasst, jeder Punkt mit stürmender Hand erobert werden; da hier auch nur sehr selten sich die Gelegenheit finden wird, eine überlegene Feuerwirkung zu entwickeln. Bietet sich eine solche Gelegenheit dar, und dies ist, wie bemerkt, selten im Defilee selbst, wohl aber am Eingange öfter der Fall; so muss sie möglichst benutzt und der Vertheidiger dadurch erschüttert werden.

Wichtig ist es, nicht zu viel Truppen in solch ein Gefecht zu verwickeln. Sie hindern sich, erschweren die Bewegungen und vermehren die Verluste. Ebenso wichtig ist es aber, den Stoss auch gleich von Anfang an mit einer hinlänglichen Kraft zu führen, damit das Gefecht kein stehendes werde.

Ist es irgend möglich, so muss man bemüht sein, solchen Gefechten den Charakter des Ueberraschungsgefechts, des Ueberfalls zu geben. Mit Einbruch der Nacht, noch besser kurz vor Tage, muss man dann angreifen und suchen, es koste was es wolle, mit der Spitze durchzudringen. Die Reserve überwältigt dann die Punkte, die der Feind etwa seitwärts noch besetzt hat, und an denen man vorbeigegangen ist. Aber allerdings ist ein solches Spiel immer auch gefährlich, wenn

etwa die feindliche Reserve unsere Sturmkolonnen zurückwirft. Fast immer sind solche Gefechte, besonders wenn jeder Theil seine Schuldigkeit thut, sehr blutig. Freilich kommt es aber auch vor, dass die grössten Schwierigkeiten fast ohne Verluste überwunden werden; was dann aber jedesmal entweder in der Ungeschicklichkeit oder der Schlechtigkeit der Truppen des Vertheidigers seinen Grund hat.

Interessant ist in dieser Beziehung der Feldzug von 1787 in Holland, der eine Reihe von solchen Dammgefechten darbietet, welche durch Jäger, Füsiliere und Husaren entschieden werden; welche mit Leichtigkeit alle Schwierigkeiten des Terrains und der Kunst überwinden.

γ) Die Aufstellung hinter dem Defilee.

Dies ist die natürlichste, die meisten Vortheile darbietende, und daher auch die am häufigsten in der Kriegsgeschichte vorkommende. Man versteht unter Defileevertheidigung oft nur diese Art. Von entschiedenem Einfluss auf die Aufstellung der Truppen zur Vertheidigung ist hier die Länge des Defilees. Je kürzer dasselbe ist, je schneller kann der Feind es zurücklegen; je näher müssen also unsere Hauptkräfte sich befinden, um ihm vor der Entwickelung begegnen zu können; je mehr aber können wir auch das ganze Defilee und selbst das gegenüber liegende Terrain unter unser Feuer nehmen. Je länger das Defilee ist, je mehr wird sich das Gefecht um seine Entwickelung diesseits drehen, die wir dann nur durch enfilirendes Feuer erschweren können, so lange er sich noch im Defilee selbst befindet. Wir wollen daher beide Fälle möglichst auseinander halten.

Bei kurzen Defileen (d. h. solchen, wo die feindliche Seite noch im Bereich unseres Flintenfeuers liegt) ist also die nächste Aufgabe, dem Feinde das Eindringen in dasselbe zu erschweren; daher Aufstellung einer starken Feuerlinie, Geschütz und Tirailleurs zur Bestreichung des Eingangs- und des Zugangsterrains; — Artillerie möglichst in der Verlängerung des Defilees und nahe seitwärts; Kartätschfeuer hilft hier wenig oder nichts; daher Kugelfeuer, Shrapnels, da man die Entfernung genau kennt. Der Feind wird unter solchen Umständen seine Angriffe sicher durch Artillerie und Tirailleurfeuer vorbereiten. Erlaubt uns das Terrain eine verdeckte Aufstellung in der Nähe, so ist es nicht gerathen, auf einen solchen Geschützkampf einzugehen; man thut besser, seine Artillerie erst ins Gefecht zu bringen, wenn der Sturmangriff beginnt. Starke Soutiens zur Verstärkung der Feuerlinie stehen dahinter; die

Hauptmasse an Infanterie und Kavallerie bleibt in der Nähe, um über die Tete des Gegners herzufallen, wenn ihm das Ueberschreiten des Defilees doch gelingt. Am zweckmässigsten stellt man sie getheilt seitwärts der Artillerie, um sich gleich in einer umfassenden Stellung zu befinden. Eine Reserve steht weiter zurück, zur Aufnahme im unglücklichsten Fall. Es ist dies der Fall, wo sie möglichst schwach sein kann; da der Feind sich in der Lage befindet, niemals direkt verfolgen zu können, sondern immer erst noch Zeit zur Entwickelung bedarf. In den meisten Fällen wird diese Reserve nur aus Kavallerie zu bestehen brauchen. Diese Reserve hat dann noch den Werth, dass man sie gegen Umgehungen benutzen kann, wobei Kavallerie mit reitender Artillerie sehr thätig werden können.

Ist das Defilee lang, so wird man dem Gegner das Eindringen in dasselbe fast niemals verbieten können. Dann muss der Accent also ganz darauf gelegt werden, ihm den Ausgang zu verwehren. Dieser muss dann mit einer möglichst dichten Feuerlinie eingefasst werden; die Artillerie steht 3 bis 500 Schritt zurück in der Verlängerung des Defilees, enfilirt dasselbe mit Kugeln, so lange der Gegner sich darin befindet, und überschüttet ihn mit Kartätschen, sobald er anfängt, sich diesseits auszubreiten; was dann zugleich das Signal für die seitwärts aufgestellte Infanterie ist, ihn mit einer Salve und demnächst mit dem Bajonett zu attakiren. Diese darf nicht weiter als 4 bis 500 Schritt entfernt sein, da der Feind sonst fast immer festen Fuss fassen wird, ehe sie heran ist. Die Kavallerie und reitende Artillerie findet ihre Aufstellung auf einem oder beiden Flügeln; ihre Aufgabe ist es, in Vereinigung mit der Infanterie gegen die Flanken des Gegners zu wirken; jedenfalls ihn aufzuhalten, wenn der erste Infanterie-Angriff misslingt, und mit dem zweiten Treffen derselben ihre Anstrengungen zu erneuen.

Es wird häufig die Regel aufgestellt, man solle einen Theil der Truppen des Gegners hinüber lassen und sie dann mit überlegenen Kräften angreifen. Es ist dies jedoch jedesmal, wenn man nicht seiner Ueberlegenheit sich sicher bewusst ist, ein gewagtes Spiel. In dem Gegner ficht der Muth der Verzweiflung, und wir sehen daher, dass, wenn er einmal festen Fuss gefasst hat, er Alles aufbietet, um nicht wieder in diese coupe-gorge hineingedrängt zu werden. Dies Manöver ist daher fast niemals anzurathen.

Im Gefecht von Wietstock, 22. August 1813, war der General von Oppen mit drei Bataillons, acht Eskadrons Kavallerie und zwei reitenden Batterien den Damm von Wietstock

über die Nuthewiesen zu vertheidigen beauftragt. Er hatte ihn vor sich; alle Versuche der Franzosen scheiterten, so lange die Artillerie des Generals in Thätigkeit blieb. Er gedachte die Franzosen herüberzulocken und ihnen dann einen Verlust beizubringen; nahm also die Artillerie und Infanterie zurück. Die Franzosen gingen gleich seitwärts über die Wiesen, formirten sich am Rande, und alle Angriffe der Dragoner, die hier 6 Offiziere, 87 Mann und 130 Pferde verloren, sie zurückzuwerfen, waren vergeblich.

Ganz ähnlich ging es einem württembergischen Reiterregiment, nach dem Prinzip des General Bismark formirt, in der Schlacht von Dennewitz, welches ein kurmärkisches Landwehr-Kavallerie-Regiment durch Rohrbeck defiliren liess, um es dann zu chokiren.

Ein noch interessanteres Beispiel ist die Schlacht von Ostrolenka 1831 *).

Das Verhalten des Angreifenden.

Dieselben Terrain-Verhältnisse, die für die Vertheidigung von besonderer Wichtigkeit sind, sind es natürlicher Weise auch für den Angriff, und zwar in einem noch gesteigerten Maasse; da der Angreifer kein Mittel hat, diese Verhältnisse, insofern sie ihm nachtheilig sind, auszugleichen. Ist z. B. ein Defilee sehr lang, so kann der Vertheidiger zwar den Eintritt nicht hindern, dagegen aber um so mehr den Ausgang erschweren. Der Angreifer aber kann dem nichts entgegensetzen, als die Kolonnenspitze; und das Debouchiren aus solchen Defileen ist daher häufig geradezu unmöglich, wenn dem Gefecht nicht der Charakter der Ueberraschung, des Ueberfalls gegeben werden kann. Gewöhnlich werden dann solche Gefechte entweder dadurch, dass eine Umgehung gelingt, entschieden, also auf einem anderen Punkte; oder so, dass der Vertheidiger seinen Zweck, den Zeitgewinn, erreicht hat, und zurückgeht; was dann der Angreifende benutzt, um schnell vorzurücken. (Woraus dann wenigstens ein Bülletin-Artikel wird, wie z. B. von Lodi und Arcole.)

Ist das Defilee von geringer Länge, kann der Angreifende den Vertheidiger also mit einem wirksamen Geschützfeuer erreichen, oder gar mit Infanteriefeuer, so muss der eigentliche Angriff durch solches vorbereitet werden. Also man schiebt die Artillerie, besonders schwere, seitwärts, um die nächste Vertheidigung des Defilee-Ausgangs zu umfassen. Hat er eine

*) Ueber das Gefecht des General Martinoff mit den Seeregimentern am Chausseedamm von Ostrolenka siehe F. von Smitt's Geschichte, Thl. 2.

verdeckte Aufstellung, so werden besonders die Haubitzen wirksam sein müssen. Starke Tirailleurlinien, um die feindlichen Linien zu beschäftigen, werden diesseits postirt. Ist der Angriff so vorbereitet, dann wird der Sturm mit Kolonnen, die man bis dahin so viel als möglich verdeckt genähert hat, plötzlich und kräftig unternommen, und Alles daran gesetzt, mit der Tete jenseits festen Fuss zu fassen. Vor allen Dingen darf sich dieselbe nicht auf Schiessen einlassen, und muss sich, sobald sie den jenseitigen Ausgang erreicht, seitwärts werfen*), wenn dies auch ohne Ordnung geschieht. Es kommt hier gewöhnlich auf ein mörderisches Nahgefecht an, in welchem sich sicher diejenigen am bravsten schlagen, die keinen Rückweg haben. Unterstützung muss ihnen natürlich auf dem Fusse folgen, und die diesseits aufgestellten Truppen, Artillerie und Tirailleurs, müssen durch das lebhafteste Feuer den Gegner, der ihnen die Flanke darbieten muss, zu erschüttern suchen.

Diesen ersten Akt muss natürlich die Infanterie durchfechten; so wie sie aber festen Fuss gefasst hat, so bald eine verhältnissmässige Zahl geordnet auf der anderen Seite im Gefecht steht, muss Kavallerie und reitende Artillerie ihr folgen, sich auf die feindlichen Tirailleurlinien und entwickelten Bataillone werfen, um der Infanterie Luft zu machen. Das eigentliche Defileegefecht ist denn damit entschieden, und es handelt sich dann nur noch darum, so schnell als möglich so viel Truppen hinüber zu bringen, dass für den Gegner die Wahrscheinlichkeit schwindet, sie mit überlegenen Kräften zu erdrücken.

Misslingt der Sturmangriff, so ist es nicht rathsam, ihn mit denselben Truppen und zu schnell zu wiederholen; wenn nicht höhere Rücksichten dazu zwingen. Die Wahrscheinlichkeit wird nämlich mit jedem abgeschlagenen Angriff geringer; dem Gegner wächst der Muth, und er bekommt eine

*) Dieses Seitwärtswerfen wird nicht allen Ansichten entsprechen. Der Leitfaden zur Ausbildung der Infanteristen im zerstreuten Gefecht empfiehlt hierbei, dass die erste Compagnie, oder erste Kolonne, einige hundert Schritt gerade auf die Vertheidiger losgehe, und mit ihnen handgemein oder ihnen auf den Fersen zu bleiben; während dessen sollen erst die folgenden Abtheilungen sich rechts oder links seitwärts werfen. — Dieses scheint wirklich das Praktischere zu sein. Die erste Ausdehnung muss unbedingt an der Hauptstrasse nach vorwärts sein, es sei denn, dass sie, am Flusse einbiegend, gleich einen Wall bilde, hinter dem sich die Uebergegangenen decken können, (Ostrolenka); aber auch selbst dies wird zu Stockungen auf der Brücke Anlass geben, die man doch vermeiden muss, und nur durch ein entschiedenes Vorgehen vermeiden kann.

taktische Routine. Dagegen sinkt das Vertrauen auf unserer Seite; wir können keine taktischen Veränderungen in das Gefecht bringen; und es bleibt uns nichts übrig, als der erneute Versuch, den Gegner durch die Feuerwirkung unserer Artillerie und Tirailleurs mürbe zu machen.

In dieser Weise macht sich also das einfache Defileegefecht. An sich schon schwierig und gewöhnlich sehr blutig, wird es aber noch schwieriger durch künstliche Mittel, die der Gegner anwendet; oder indem es noch mit einer anderen Gefechtsform in unmittelbaren Zusammenhang tritt. Dies wird der Fall sein, wenn also entweder der Vertheidiger die Hindernisse durch Abbrechen von Brücken, durch Barrikaden, Durchstiche u. s. w. noch vermehrt hat; oder wenn das Defilee z. B. an einem Dorfe, Gehöfte, einem Hause, Wäldchen u. s. w. mündet, und der Kampf um den Ausgang zugleich ein Gefecht um einen solchen Gegenstand wird.

Im ersten Falle muss man versuchen, die Hindernisse entweder vor dem eigentlichen Angriffe zu beseitigen, oftmals eine sehr schwierige und gefährliche Aufgabe; oder man muss Pioniere an der Tete haben, welche das Hinderniss schnell vor der Kolonne aufräumen. Jedenfalls steigern sich dadurch die Verluste bedeutend. Betrachten wir so den Gang des Gefechts, so gewinnt es den Anschein, als ob die Wegnahme eines Defilees zu den seltensten Erscheinungen gehören müsste. Die Erfahrung lehrt aber gerade das Gegentheil. Dies hat seinen Grund darin, dass es da auf ein richtiges Zusammenwirken aller Theile, zusammengedrängt in wenige Minuten, wesentlich ankommt. Daher kommt es denn, dass häufig Fehler vorfallen. Eine Abtheilung tritt zu früh, die andere zu spät in Wirksamkeit; der Feind benutzt dies; einzelne Abtheilungen werden auch wohl zurückgedrängt; die Reserven greifen nicht augenblicklich ein; der Feind drückt mit frischen Truppen nach, und ehe der Führer das Versäumte wieder herstellen kann, hat der Gegner so viel Truppen herüber, dass alle Versuche scheitern, ihn wieder zurückzuwerfen und man diese daher aufgiebt. Einheit des Befehls, Umsicht der einzelnen Führer, richtige Benutzung des Augenblicks sind hier vor allen Dingen nothwendig.

Wir haben nun bisher das Defileegefecht betrachtet, wie es sich gestaltet, wenn auf beiden Seiten alle drei Waffen vorhanden sind. Im Kriege kommen jedoch häufig Fälle vor, wo von einer oder der anderen Seite, auch wohl von beiden, nicht alle drei Waffen, nur zwei, oder auch wohl nur eine für eine solche Aufgabe verwendet werden. Wir können hier

nicht alle die möglichen Combinationen im Detail betrachten; im Allgemeinen aber ist zu bemerken, dass die Verbindung mehrerer Waffen in solchen Fällen, wenn nicht ein ganz unverhältnissmässiges quantitatives Missverhältniss obwaltet, jedesmal den Erfolg verbürgt. So wird z. B. ein Defilee, welches von Infanterie, Kavallerie und Artillerie vertheidigt ist, durch Infanterie und Kavallerie, durch Infanterie und Artillerie, so wie durch Kavallerie und Artillerie schwerlich genommen werden können; während andererseits Infanterie und Kavallerie, oder Kavallerie und Artillerie, oder Infanterie und Artillerie eine Chance weniger für eine glückliche Vertheidigung gegen alle drei Waffen haben. Zu bemerken ist ferner, dass das eigentliche offensive Element im Ganzen, sowohl bei der Vertheidigung wie bei dem Angriff, hier mehr in den Hintergrund tritt, und die vorzugsweise defensiven Waffen eine höhere Geltung haben. Dies hat zur Folge, dass Kavallerie bei dem Defileegefecht am leichtesten entbehrt werden kann; insofern aber wieder der Hauptakt offensiver Natur ist, der Infanterie, welche beide Elemente in sich vereinigt, hierbei die Hauptrolle zufällt. Man wird daher ein Defilee nöthigenfalls mit Infanterie allein vertheidigen und angreifen können, selten mit Artillerie allein; und niemals, wenn der Feind seine Sturmangriffe vorbereiten kann und mit Energie durchführt, mit Kavallerie allein, wenn nicht der Angreifende sich in gleicher Lage befindet.

Diejenigen Fälle, welche im Kriege in dieser Weise am häufigsten vorkommen, sind:

α) Angriff und Vertheidigung der Defileen durch Infanterie allein, oder mit Artillerie.

β) Ebenso durch Kavallerie allein, oder mit beigegebener reitender Artillerie.

Die Fälle α kommen namentlich bei kleinen Abtheilungen oder beim Waldgefecht u. s. w. vor. Das Verhalten ist dann dem Gesagten analog. Hat der eine Theil Artillerie, der andere keine, so ist der erstere dadurch in grossem Vortheile. Er kann den Angriff vorbereiten, die feindliche Reserve erschüttern und im freien Terrain auch wohl zwingen, sich aus der nächsten Nähe des Defilee-Ausgangs zurückzuziehen; wodurch das Festsetzen und die Entwickelung jenseits sehr erleichtert wird. Hat der Vertheidiger Artillerie, der Angreifende keine; so wird jener im Stande sein, ihre ganze Wirkung gegen die Sturmkolonne zu richten, und sie zu erschüttern, ehe sie noch mit seiner Infanterie in das eigentliche Gefecht kommt.

In beiden Fällen muss die Artillerie demgemäss gebraucht und placirt werden.

Die Fälle β kommen vorzugsweise bei dem Gefecht um weiter seitwärts gelegene Defileen oder bei Rückzugsgefechten vor. Man entsendet Kavallerie, der man auch wohl bei grösserer Stärke reitende Artillerie mitgiebt, oder lässt sie beim Abzuge stehen, um solche Defileen, die man nicht ohne Gefahr durch Infanterie besetzen kann, eine Zeit lang zu vertheidigen. Der Angreifende thut dasselbe, um schnell in den Besitz solcher Defileen zu kommen. Treffen in dieser Weise Kavallerie-Abtheilungen allein aufeinander, so neutralisiren sie sich gewöhnlich; vier Schwadronen sind im Stande, acht bis zwölf an einem Defilee aufzuhalten; und sie werden dies gewiss können, wenn sie reitende Artillerie bei sich haben. Der Vertheidiger stellt sich dabei so, dass er den Ausgang des Defilees im Bereich seines Choks hat; theilt sich in zwei, besser noch in drei Theile, um den Gegner gleichzeitig in beide Flanken zu fassen, so wie die Tete herüber ist und sein Aufmarsch beginnt. Es handelt sich hier um Sekunden, die richtig benutzt werden müssen. Der Angreifende kann nichts weiter thun, als mit der Tete, sie mag nun zum Aufmarsch kommen oder nicht, auf den Gegner zu stürzen, um ihn in ein Handgemenge zu verwickeln und für die nachfolgenden Abtheilungen Zeit und Raum zum Aufmarsch zu gewinnen. Er muss nur dies im Auge haben; keineswegs beabsichtigen, dem Gegner etwa von vorn herein gleiche Kräfte entgegenzusetzen und diese zu entwickeln. Das findet sich erst später.

Hat der Angreifende Artillerie bei sich, so wird er die Flanken-Angriffe des Vertheidigers in vielen Fällen unmöglich oder doch weniger gefährlich machen; indem er den Gegner zwingt, sich in weiterer Entfernung aufzustellen. Hat der Vertheidiger reitende Artillerie, so muss sie ihr Feuer vorzugsweise auf das Defilee selbst richten. Ein Paar gut treffende Kugeln werfen oft so viel Reiter und Pferde im Defilee selbst nieder, dass der Tete die Lust vergeht, weiter vorzudringen. Bleibt sie dennoch im Vorgehen, so bereiten einige Kartätschschüsse die Attake wirksam vor; dann aber ist es Zeit für die reitende Artillerie, sich dem Handgemenge zu entziehen; besonders wenn nicht noch Deckungs-Abtheilungen vorhanden sind. — Man sieht übrigens leicht, welche Wichtigkeit gerade bei diesen Gefechten, sowohl für den Angriff als für die Vertheidigung, eine Kavallerie hat, die im Stande ist, theilweise auch zu Fusse zu fechten, und die fehlende Infanterie zu vertreten. Man gewinnt dabei, ohne die Schnelligkeit der

Bewegung aufzuopfern, die so wichtige Verbindung aller drei Waffen, und damit in dem eigentlichen Defileegefecht eine entscheidende Ueberlegenheit. Wo Dragoner zugleich Fusskämpfer sind, wird man sie zweckmässig gerade für solche Gefechte verwenden.

4. Flussübergangs-Gefecht.

Der Uebergang über ein Gewässer kann entweder stattfinden:

a) über stehende Brücken;
b) durch Furthen;
c) über Brücken, welche vor dem Gefecht oder im Laufe desselben geschlagen werden; Schiff-, Ponton-, Bock-Brücken.

In den beiden ersten Fällen hat das Gefecht im Wesentlichen den Charakter eines Defileegefechts; ebenso auch im dritten Falle, nur mit dem Unterschiede, dass hier der Angreifende sich den Punkt wählen kann, den er zum Uebergange bestimmt; so dass also der Vertheidiger darüber im Ungewissen ist und seine Vorbereitungen hiernach treffen muss.

a) Stehende Brücken.

Eine Aufstellung vor einer Brücke gehört zu den seltensten Ausnahmen, und kann nur unter den eigenthümlichen bei dem Defileegefecht erwähnten Umständen vorkommen. Wir können von diesen Ausnahmefällen hier abstrahiren. Die gewöhnliche und natürlichste Aufstellung ist hinter der Brücke, und die Formen sind dabei ganz dieselben wie bei der Defilee-Vertheidigung überhaupt.

Von besonderem Einfluss aber ist hier die Konstruktion der Brücke und ihre Bauart.

Eine hölzerne Brücke wird abgebrochen, die Belegbohlen aufgenommen, und auf das diesseitige Ufer herübergebracht, wo man sie häufig noch vortheilhaft zur Deckung von Tirailleurs benutzen kann. Das Sprengen steinerner Brücken macht schon mehr Schwierigkeit, und kann häufig gar nicht ausgeführt werden; man muss sich dann mit Barrikaden begnügen, welche aber häufig wieder die Wirkung der Artillerie lähmen. Man muss solche daher wenigstens auf der Mitte der Brücke anbringen. Hat eine solche Brücke ein steinernes Geländer: so muss dasselbe wo möglich weggebrochen werden, indem dadurch die Seitenwirkung der Artillerie und Tirailleurs fast ganz verhindert wird; dies trat z. B. in dem

Gefecht von Halle 1806 hervor, wo die Artillerie des Herzogs von Württemberg den Sturmkolonnen der Franzosen auf der Saalbrücke gar nichts anhaben konnte. Ebenso schädlich ist es, wenn die Brücke sich vom Ufer nach der Mitte zu sehr erhebt; man muss dann suchen, den jenseitigen Abfall einzusehen; der Feind ist sonst dort unter dem Schuss, sammelt sich und stürmt plötzlich.

Für den Angreifenden sind die Umstände dieselben wie bei dem Defileegefecht überhaupt, ist die Brücke aber zerstört und muss sie daher im Gefecht wieder hergestellt werden, so tritt eine neue Schwierigkeit hinzu, die nur durch eine überlegene Feuerwirkung überwunden werden kann. Die Wiederherstellung einer solchen Brücke kann nicht eher unternommen werden, als bis das feindliche Feuer gedämpft ist; was nur durch eine überlegene Artillerie und durch ein kräftiges Tirailleurfeuer, am besten von Büchsenschützen, möglich ist. Häufig liegen die Brücken an Städten, Dörfern oder einzelnen Gebäuden. Die Schwierigkeiten mehren sich, wenn diese auf der feindlichen Seite liegen, und vermindern sich, wenn sie auf der Seite des Angreifenden befindlich sind. Im letzten Falle gewinnt er nämlich eine bessere Aufstellung und hat zugleich das Material zur Herstellung in der Nähe.

b) Furthen

kann man nur vertheidigen, indem man sie vor sich hat. Eine Furth, durch welche kein Weg führt, muss der Feind erst suchen, was wir ihm erleichtern, sobald wir Truppen jenseits lassen, denen er dann nur zu folgen braucht. Für Infanterie ist eine Furth schwer impraktikabel zu machen; eigentlich nur durch Austiefung, was nicht leicht ist und viel Zeit erfordert. Für Kavallerie und Artillerie kann man sie dagegen leicht durch hineingeworfene Baumstämme, grosse Steine, Eggen, eingeschlagene Pfähle u. s. w. unbrauchbar machen.

Der Charakter des Gefechts ist der des Brückengefechts. Breite, Tiefe und Zustand der Furth sind jedoch dem Angreifenden gewöhnlich unbekannt und machen häufig Untersuchungen nöthig, welche in der ersten Periode des Gefechts Zögerungen herbeiführen. Für den weiteren Verlauf desselben ist zu bemerken, dass das Defiliren durch eine nicht ganz flache Furth viel langsamer geht, als über eine Brücke, einen Damm u. s. w. Im Allgemeinen ist daher die Vertheidigung einer Furth leichter, der Zeitgewinn dabei jedenfalls grösser und der Angriff schwieriger. Vor allen Dingen muss die Artillerie des Vertheidigers vertrieben werden.

Erlaubt es das Terrain, so wird der Angreifende wohl thun, sobald seine Tirailleurs am anderen Ufer Fuss gefasst haben, Kavallerie durchgehen zu lassen; sie bringt Unordnung in die feindlichen Maassregeln und kann sich, wenn auch der Angriff misslingt, leichter retten, selbst wenn sie in den Fluss gesprengt wird. Der Vertheidiger muss, dem zu begegnen, Kavallerie in der Nähe haben. Hinter der Kavallerie des Angreifers folgen Massen geschlossener Infanterie, die wo möglich in der Gefechtsform den Fluss durchsetzen.

c) Uebergang auf geschlagenen Brücken.

Wir haben schon oben bemerkt, dass zwar auch bei diesen Gefechten das Charakteristische der Defileegefechte im Allgemeinen vorherrscht, dass jedoch durch die Unkenntniss des eigentlichen Uebergangspunktes auch noch ein anderes Moment hineinkommt, welches diese Verhältnisse verändert. Im Angesicht der feindlichen Streitkräfte eine Brücke bauen, sie vollenden im feindlichen Feuer, und sie dann passiren: dies ist eine Aufgabe, deren unendliche Schwierigkeit Jeder einsieht, und die eigentlich zur Folge haben müsste, dass dergleichen Flussübergänge selten oder nie gelängen. Die Kriegsgeschichte aber zeigt das Gegentheil: Es ist nämlich kein Beispiel vorhanden, wo die Operationen eines thätigen und entschlossenen Gegners durch eine Flussvertheidigung dauernd aufgehalten worden wären; kein Beispiel, wo ein mit Umsicht, Schnelligkeit und Kraft unternommener Flussübergang von dem Vertheidiger verhindert worden wäre. Dies hat nun seinen Grund darin, dass der Angreifende sich den Punkt wählen kann, der ihm die meisten taktischen Vortheile darbietet; den Punkt, dessen Besetzung entweder zufällig vernachlässigt worden ist, oder der aus Gründen nicht hinlänglich besetzt werden konnte. Der Angreifende hat ferner den Vortheil, ganz vereinigt auftreten zu können, während der Vertheidiger sich vielfach theilen muss; jener hat ferner Mittel, den Gegner leicht zu falschen Bewegungen zu verleiten.

Betrachtet man die Flussübergänge genauer, so findet sich, dass unter den Augen des Gegners erzwungene Uebergänge, wie z. B. der berühmte Uebergang Gustav Adolphs über den Lech, zu den grössten Seltenheiten gehören. Vielmehr hat der Angreifende immer schon festen Fuss auf dem anderen Ufer gefasst, ehe der Vertheidiger seine Kräfte zusammen und auf dem entscheidenden Punkte zur Wirksamkeit bringen kann.

Ermittelung und Wahl des Uebergangspunktes, sowie die Vorbereitungen zum Uebergang, gehören strenge genommen nicht in unsere Betrachtung. Bei der Wahl indessen sind in letzter Instanz aber doch die taktischen Verhältnisse maassgebend, wenn auch die Strategie den Punkt im Allgemeinen festsetzt.

Vortheilhafte taktische Verhältnisse bietet ein Uebergangspunkt, der auf einem eingehenden Bogen des Flusses liegt. Wir gewinnen damit die Möglichkeit, den nächsten vor dem Uebergangspunkte liegenden Raum durch unser Feuer zu umfassen; mithin einerseits feindliche Aufstellungen in diesem Lager unmöglich zu machen; andererseits unseren übergegangenen Truppen die Flanken zu decken. Je flacher der Bogen ist, je mehr schwindet dieser Vortheil; je stärker er wird, je mehr tritt er hervor; zugleich aber auch ein Nachtheil, nämlich der, dass die weitere Entwickelung unserer Truppen erschwert wird und unsere Flanken-Batterien wieder in die Flanke genommen werden können. Dies verschwindet wieder mehr und mehr, je tiefer der Bogen eingeht. Ein Flankenfeuer über 1500 Schritt weit ist wenig gefährlich.

Ein zweiter Vortheil liegt in dem überhöhenden diesseitigen Ufer, und er fällt gewöhnlich auf natürliche Weise mit dem ersten zusammen. Ueberhöht das jenseitige Ufer, so können wir die Anstalten des Gegners nicht übersehen und vom diesseitigen Ufer aus nicht hindern oder stören.

Ferner ist es vortheilhaft, wenn das jenseitige Uferterrain durchschnitten ist, so dass sich Infanterie schnell festsetzen kann und nur schwer wieder zu vertreiben ist. Finden sich Stützpunkte, Dörfer, Gehöfte, feste Gebäude auf der anderen Seite, so gewährt dies grossen Vortheil; es müsste denn sein, dass der Gegner dieselben von Hause aus stark besetzt hätte. Ein ganz ebenes flaches Ufer auf der feindlichen Seite begünstigt zwar die Entwickelung unserer Truppen, stellt sie aber auch zugleich dem Anfall des Feindes bloss, ehe sie sich noch völlig formirt haben; besonders den Angriffen der feindlichen Kavallerie und reitenden Artillerie, mit denen wir fast immer zuerst zu thun haben werden.

Ferner wird man eine möglichst schmale und seichte Stelle des Flusses wählen. Man braucht weniger Pontons oder anderes Brückenmaterial, und die Zeit des Brückenschlagens, so wie des Defilirens wird dadurch abgekürzt. Sehr tiefe und reissende Stellen wird man ebenfalls vermeiden, indem es schwierig ist, an solchen die Pontons zu verankern. — Ferner begünstigen im Flusse liegende Inseln häufig den Ueber-

gang; man besetzt sie und etablirt dort Batterien und Tirailleurs, um das feindliche Ufer zu bestreichen. Die Uebergangspunkte bei Aspern und bei Caub 1814 waren so gewählt. — Endlich erleichtern auf unserer Seite einmündende Nebenflüsse das Brückenschlagen, indem man auf diesen die Brückenjoche zusammensetzen kann, und sie dann nur einzuführen braucht, wodurch ein bedeutender Zeitgewinn stattfindet.

Dies sind die Hauptrücksichten, welche man beim Schlagen von Kriegsbrücken in taktischer Beziehung im Auge hat. Der Vertheidiger kennt diese Eigenschaften des Terrains aber auch, und wird somit seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf solche Punkte richten. Sache der Strategie ist es dann, ihn über den gewählten Punkt zu täuschen, möglichst lange in Ungewissheit zu halten und zu falschen Bewegungen zu verleiten.

Das Schlagen der Brücke selbst, und Alles was dazu gehört, ist Sache des Ingenieurs und gehört daher nicht hierher. Erst wenn die Uebergangsmittel bereit sind, beginnt das Feld der Taktik, die hier eine doppelte Aufgabe hat. Einmal den Brückenbau zu schützen, so lange derselbe dauert; dann die Truppen in der Gefechtsform von dem einen Ufer auf das andere zu versetzen.

Der Schutz ist doppelter Art; zunächst durch Feuerlinien von Artillerie und Tirailleurs, welche am diesseitigen Ufer aufgestellt werden, um durch ihre Feuerwirkung das jenseitige Terrain vom Feinde zu säubern. Bei hinreichender Ueberlegenheit, und wenn das jenseitige Terrain eben ist, kann dies wohl ausreichen, wenn man nur Kavallerie und Artillerie gegen sich hat. Infanterie dagegen wird man auf diese Weise, besonders wenn das jenseitige Terrain einigen Schutz gewährt, niemals vertreiben. Man beginnt daher auch immer gleichzeitig den Uebergang durch Uebersetzen von leichter Infanterie in Kähnen, welche sich am jenseitigen Ufer festsetzt. Dies Uebersetzen dauert fort, bis die Brücke fertig ist. Man darf damit nicht warten, bis man entdeckt ist.

Hat der Feind den Uebergangspunkt auch nur mit einer Vedette besetzt, so wird sie das Schlagen der Brücke bemerken, sobald das erste Ponton ins Wasser gelassen wird. Ist der Punkt unbesetzt, so werden die übergesetzten Truppen ebensowenig entdeckt werden, als das Schlagen der Brücke. Sie nisten sich am jenseitigen Ufer so fest als möglich ein, besetzen jeden Terrainvortheil, der sich ihnen darbietet, ohne sich weiter als nothwendig ist, auszudehnen, und ohne

Abtheilungen zum Patrouilliren oder Rekognosziren weiter vorzutreiben, welche den Gegner nur aufmerksam machen würden. Angegriffen, müssen sie den zähesten Widerstand leisten; einen Rückzug haben sie nicht, wogegen ihnen aber jede gewonnene Minute Verstärkung zuführt.

Fast niemals wird man einen Brückenübergang bei lichtem Tage beginnen; die Nacht lässt den Gegner um so länger im Ungewissen und begünstigt die Täuschung. Man wählt daher fast immer die Zeit vor Tagesanbruch, damit man den Tag zu weiteren Operationen vor sich hat. Der Einbruch der Nacht ist weniger günstig, weil man nach vollbrachtem Uebergange den Rest der Nacht stehen bleiben muss, um zu sehen, was der Gegner für Maassregeln nimmt. Nur wenn man berechnen kann, dass das Schlagen der Brücke und der Uebergang den grössten Theil der Nacht hinwegnehmen wird, ist der Abend vortheilhaft. Ruhe und Ordnung sind zwei Haupterfordernisse beim Defiliren; sie lassen sich übrigens bei Tage leichter erhalten.

Sobald die Brücke passirbar ist, geht eine Avantgarde, aus allen drei Waffen formirt, über, und rückt so weit vor, dass das Gros sich dahinter aufstellen und entwickeln kann. Sie wird wohlthun, sich an den Fluss anzulehnen, wo sie in den Positions-Batterien auf dem diesseitigen Ufer einen Stützpunkt finden kann, und sich nicht zu weit vorzubewegen, indem sie leicht in den Fall kommen kann, mit überlegenen feindlichen Streitkräften ins Gefecht zu kommen. Das weitere Gefecht hat dann den gewöhnlichen Charakter, wobei nur zu berücksichtigen bleibt, dass man sich nunmehr vor einem Defilee schlägt, uud namentlich für grössere Abtheilungen selten von vornherein Raum zur vollständigen Entwickelung aller Kräfte, die überdies nur nach und nach anlangen, haben wird.

Für den Vertheidiger tritt bei dem Flussübergangsgefecht ein Umstand ein, der dasselbe nach seiner Seite von dem Defileegefecht sehr wesentlich unterscheidet. Bei diesem ist nämlich der Uebergangspunkt vorgezeichnet, und der Vertheidiger kann seine Kräfte in zweckmässiger Nähe aufstellen. Hier ist das nicht der Fall; der möglichen Uebergangspunkte sind selbst auf kleine Ausdehnungen, wenn nicht viele, doch immer mehrere. Man kann sich daher keinem derselben nahe aufstellen, sondern muss mit den Hauptkräften in einer mittleren Entfernung bleiben, um jeden Punkt, wo der Feind Ernst macht, möglichst früh erreichen zu können. Um aber zeitig zu erfahren, wo dies geschieht, muss das Ufer bewacht

werden. Die Regeln, die sich aus diesem Verhältniss ergeben, sind:

1. Sorgfältige Bewachung der ganzen Uferlinie, besonders bei Nacht, durch Vedetten, Patrouillen und Wachen.
2. Aufstellung der nächsten Unterstützungstrupps dieser Chaine auf den Punkten, wo der Uebergang in Folge der Vortheile, die das Terrain dem Feinde gewährt, vorzugsweise wahrscheinlich ist.
3. Vorbereitungen zur möglichst schnellen Allarmirung und Beförderung der Nachricht von einem begonnenen Uebergange zu den Hauptabtheilungen.
4. Bestimmung von Hauptabtheilungen unter besonderen Führern, die die Bestimmung haben, den übergehenden Gegner anzugreifen; ihre Aufstellungspunkte hängen in jedem einzelnen Falle von den eigenthümlichen Verhältnissen ab.

Zu diesen letzteren gehören die Breite des Flusses; die grösseren oder geringeren Schwierigkeiten, welche dem Schlagen der Brücke entgegenstehen; die Uferausdehnung, welche eine gegebene Abtheilung zu vertheidigen und zu überwachen hat. Ihre eigene Stärke, die Formation des Terrains, die Form des Flusslaufes u. s. w.: Alles dieses wirkt darauf ein; so dass sich hierüber nichts allgemein Geltendes sagen lässt.

Ist der Uebergang entdeckt, so werfen sich die nächststehenden Abtheilungen der Beobachtungslinie so schnell als möglich auf den Uebergangspunkt, setzen sich dort fest und sind auf das Aeusserste bemüht, die etwa schon übergesetzte feindliche Infanterie zu überwältigen. Es kommt dabei auf raschen Entschluss und kräftigen Angriff Alles an; man darf daher nicht mit dem Feuergefecht Zeit verlieren, sondern muss auf das Entschiedenste mit dem Bajonett darauf gehen. Jeder verlorene Augenblick verbessert die Lage des Feindes. Das Feuer muss sich besonders gegen die Kähne richten, die dem Gegner Verstärkung zuführen; dies gilt auch von der Artillerie, sobald solche herankommt. Gelingt es, die übergesetzte feindliche Infanterie zu überwältigen, so ist damit viel, wenn nicht Alles, gewonnen. Wir können nunmehr unser Feuer gegen die im Bau begriffene Brücke richten und die Fortsetzung des Baues in den meisten Fällen unmöglich machen.

Was hier von den nächsten Unterstützungstruppen der Postenchaine gesagt ist, gilt ebenso von der Haupt-Abtheilung. Auch bei ihnen sind Schnelligkeit, augenblicklicher Entschluss und rücksichtsloses Darauflosgehen die erste Regel. So lange der Bau der Brücke noch nicht beendet ist, haben

wir es in der Regel nur mit Infanterie zu thun, und gemischte Waffen können gegen eine isolirte Waffe Alles wagen. Von einer Einleitung und Vorbereitung des Gefechts darf hier nicht die Rede sein; der Feind muss ohne Rücksicht auf Stärke und Stellung angegriffen werden. Flanken-Angriffe am Flusse entlang, die natürlich zu Rück-Angriffen werden, sind besonders in der Nacht oder dann rathsam, wenn das Feuer vom jenseitigen Ufer das diesseitige nicht dominirt. Die Artillerie muss sich exponiren, und wird oft genöthigt sein, ihre Flanke preiszugeben, um gegen die Kähne und den Brückenbau zu wirken. Sonst muss man sich auf keine Kanonade einlassen; die Entscheidung ruht in den blanken Waffen. Ist sie günstig, so ist damit das Gefecht entschieden; denn niemals wird der Gegner einen auf diese Weise gestörten Brückenbau Angesichts unserer Streitkräfte und unter unserem Feuer durchführen. Ist die Entscheidung ungünstig, so bleibt dem Vertheidiger nichts weiter übrig, als zunächst eine Stellung rückwärts zu nehmen, die ein weiteres Vordringen dem Gegner erschwert, und die Ankunft der übrigen Detachements oder anderer Verstärkungen abzuwarten. Dann muss der Versuch des Zurückwerfens erneuet, oder, wenn der Brückenbau inzwischen beendet wurde, bei sonst angemessenen Kräften dem Gegner ein Gefecht geliefert werden, bei welchem dieser den Nachtheil hat, den Rücken einem Defilee zuzukehren.

5. Gefecht im Gebirge.

Im hohen Gebirge gehen die Hauptstrassen und die für alle Waffen passirbaren Wege ausschliesslich in den Thälern, und nur, wenn sie von einer Seite eines Gebirgszuges zu einer anderen hinüberführen, überschreiten sie solche in den tiefsten Einsattelungen, zu denen sie aus den Thälern hinaufsteigen. Ueber die Gebirgsrücken, auf und an diesen fort, führen nun Saum und Jägerstege, welche nur von Infanterie in kleineren Abtheilungen, und oft auch nur unter den grössten Beschwerlichkeiten, benutzt werden können. Nichtsdestoweniger aber sind sie im Gebirgskriege von hoher Wichtigkeit, indem gerade durch sie die Umgehung fast jeder Stellung in den Thälern möglich wird.

Diese eigenthümlichen Lokalverhältnisse haben zur Folge, dass die Gefechte im Gebirgskriege fast ausschliesslich in den Thälern geschlagen werden. Nur dort finden sich Strassen und Anbau, welcher die Ernährung der Truppen möglich macht, und nur dort sind taktische Entwickelung und Bewegung

der Truppen möglich. Die Einsattelungen, welche ausserdem als Strassenknoten die wichtigsten Punkte sein würden, liegen gewöhnlich so hoch, dass kein Anbau mehr daselbst stattfindet, und Truppen dort nicht ausdauern können.

Die Thäler im Hochgebirge sind nun entweder kontinuirlich Schluchten ähnlich, oder aneinandergereihte Seebecken; im letzteren Falle aber doch von Zeit zu Zeit durch enge Pässe von einander getrennt. Dies Verhältniss verleiht daher dem Gebirgsgefecht mehr oder weniger, nach der geringeren oder grösseren Breite des Thales, den Charakter eines Gefechts in einem Defilee, und es gilt in dieser Beziehung fast Alles früher Gesagte. Der wesentliche Unterschied beruht jedoch in der Beschaffenheit des nebenliegenden Terrains. Bei einem Defilee, gebildet durch einen durch Moräste führenden Damm, gestattet das seitwärts liegende Terrain absolut keine Ausdehnung in die Breite, und Umgehungen sind nur möglich, insofern mehrere Dämme u. s. w. neben einander liegen. Im Gebirge dagegen ist die der Ausbreitung angelegte Fessel höchstens bei einzelnen Pässen eine absolute; und die Gelegenheit zu Umgehungen an den Gebirgshängen hin, oder auf den Kämmen, oder endlich durch ein Seitenthal in das andere, findet sich überall.

Dazu kommt noch, dass hier ausser den gewöhnlichen Vortheilen, die die Flanken- und Rücken-Angriffe in Folge von Umgehungen gewähren, noch ein eigenthümlicher taktischer Vortheil für den Umgehenden eintritt, nämlich die Ueberhöhung. Er gewinnt das höhere Terrain, damit die vollständige Einsicht in die Anstalten des Gegners; dann aber auch, abgesehen von dem moralischen Eindruck, den Vortheil einer überwiegenden Feuerwirkung, die leicht durch das Herabwälzen von Steinen, Felsmassen, Holzstämmen u. s. w. vermehrt werden kann. Er hat endlich den Vortheil schnellerer Bewegung; indem das Herabsteigen von einem steilen Berge kaum ein Viertel der Zeit des Ersteigens kostet.

Diese Vortheile, in Verbindung mit den Schwierigkeiten, welche der Vertheidiger dem Angriffe durch Benutzung der Oertlichkeit entgegensetzen kann, werden den Angreifenden fast immer dazu bewegen, Umgehungen zu versuchen, um schneller und mit weniger Opfern zum Ziele zu gelangen; und gegen diese wird daher die Aufmerksamkeit des Vertheidigers besonders gerichtet sein müssen.

Diese Umgehungen sind dreierlei Art.

α) Am Gebirgsabhange hin, die Stellung im Thale überhöhend und gegen die Flügel derselben oder über diese hinaus

gerichtet. Gegen diese sichern nur Reserven hinter den Flügeln, oder auch vor dieselben seitwärts vorgeschobene, verhältnissmässig starke Posten; am zweckmässigsten da aufgestellt, wo Schluchten oder Wasserrisse sich vom hohen Gebirge ins Thal herunterziehen. Solche Posten und Reserven müssen angewiesen werden, sich niemals in das Thal herunterwerfen zu lassen, sondern, wenn es irgend möglich ist, insofern sie weichen müssen, sich nach dem Kamm des Gebirgszuges hinauf zu ziehen, den Gegner stets überhöhend; wodurch sie fortgesetzt seine Flanke bedrohen und die Umgehung lähmen.

β) Umgehungen auf dem Kamme. Die Kämme der vom Hochgebirge auslaufenden Gebirgszüge, welche die Längenthäler einfassen und bilden, sind fast immer für kleinere Infanterie-Abtheilungen praktikabel; oft sind sie sogar nur wenig geneigte Hochebenen, von nicht bedeutenden Einsattelungen unterbrochen. Umgehungen auf denselben führen in die Querthäler und so in das Hauptthal; oder auch durch Schluchten in dieses hinab. Grössere Abtheilungen kann man fast nie auf diesen hochgelegenen Kämmen etabliren; man kann daher hier nur kleine Infanterie-Detachements vorschieben, welche von der Gefahr benachrichtigen und auch wohl an geeigneten Stellen Widerstand leisten. Unschädlich kann man sie nur durch Besetzung der Querthäler machen, in welche sie, um zu wirken, herabsteigen müssen.

γ) Durch die Seitenthäler. Gewöhnlich laufen mehrere Längenthäler parallel, und die Querthäler beider berühren sich an den Einsattelungen auf der Wasserscheide. Dies giebt die Gelegenheit zu Umgehungen aus einem Thale in das andere. Die Einsattelungen selbst kann man selten hinreichend besetzen, die Truppen können dort nicht ausdauern. Auch bieten sie gewöhnlich am wenigsten Terrainvortheile für die Vertheidiger dar. In den Querthälern selbst aber finden sich diese Vortheile immer, und um so mehr, als sie stets noch rauher, steiler und enger sind, als die Hauptthäler; was schon aus dem kürzeren Laufe der Gewässer folgt.

Man sieht nach diesen Andeutungen, dass es hier für den Vertheidiger auf richtige Theilung und Vertheilung seiner Kräfte vorzugsweise ankommt. Er muss sich mehr in der Tiefe als in der Breite entwickeln und Reserven auf den Punkten haben, die der Gegner bedrohen kann, indem er ein Gebirge umgeht. Dies sind nun vorzugsweise die Mündungen der zunächst rückwärts gelegenen Querthäler.

Wie beim Gefecht im Defilee die Punkte besonders zur Aufstellung der Hauptkräfte geeignet sind, wo der Vertheidiger

eine breitere Front und somit grössere Feuerwirkung entwickeln kann, als der Angreifende, so auch hier beim Gefecht in den Gebirgsthälern; abgesehen von der Vertheidigung der vorhandenen Pässe. Solche Punkte sind nun ganz besonders diejenigen, wo ein oder zwei Seitenthäler in das Hauptthal münden. Der Angreifer muss da aus einem Defilee unter unserem Feuer debouchiren, und wir sind im Stande, wenn er Versuche der Art macht, ihm in die Flanken zu fallen.

In die meisten Thalgefechte bringt übrigens der Wasserlauf noch ein neues Element; besonders wenn derselbe so bedeutend ist, dass nur auf Brücken oder durch einzelne Furthen der Uebergang möglich ist. Einerseits erschwert das häufig stattfindende Uebersetzen der Strasse von einem zum anderen Ufer das Vordringen, indem der Vertheidiger die Brücken zerstört; andererseits gewährt das Gewässer die Möglichkeit, ohne besondere Gefahr, Abtheilungen in der Flanke des vordringenden Gegners stehen zu lassen, unter deren Feuer er zum Angriff der Uebergänge vorgehen muss.

Man sieht, welche Schwierigkeiten sich so dem Angreifer beim Gefecht im Gebirge entgegenstellen und man könnte so glauben, dass im Gebirgskriege der Angreifende sich im allerentschiedensten Nachtheile befinden müsste.

Dagegen lehrt uns aber die Kriegsgeschichte, dass der Gebirgskrieg fast immer zum Nachtheil der Vertheidigung ausschlägt. Dies beruht aber nicht in den taktischen Verhältnissen, sondern lediglich darin, dass fast bei allen im Gebirge geführten Feldzügen die Vertheidigung eine vollkommen passive war, und dass gerade diese absolute Defensive hier mit der allerbeweglichsten und kräftigsten Offensive in Konflikt kam. Wo der Vertheidiger sich in einzelnen Fällen zu einer aktiven Defensive entschloss, hat sie ihm jedesmal die besten Früchte getragen, so z. B. der Pyrenäen-Feldzug 1793 der Spanier unter Riccardos; der erste Theil des Feldzugs 1809 in Tyrol gegen die Bayern.

Ausserdem ist die Vertheidigung geschwächt worden durch die unendliche Zersplitterung der Kräfte, wozu die Aufstellungen im Gebirge gar leicht verleiten. Ueberall findet der Vertheidiger Pässe, Defileen, Stellungen von einer grossen absoluten Stärke und von relativer Wichtigkeit; welche letztere man in Rücksicht auf die erstere ebenfalls für absolut zu halten leicht verführt werden kann. Dies führt dann zur Besetzung unzähliger Posten, aller Zugänge, Pässe und Sattelverbindungen, und zur völligen Zersplitterung der Kräfte. Die Oesterreicher haben bei ihren Feldzügen in Tyrol und der Schweiz

von ganzen Infanterie-Divisionen oftmals kaum ein bis zwei Bataillone auf dem entscheidenden Punkte gehabt, den der Gegner leicht herausfand, und gegen welchen er dann alle, oder doch den grössten Theil seiner Kräfte konzentrirte. So konnte er das ganze Netz mit einem Schlage sprengen.

Endlich hat aber auch der Stand der damaligen Infanterie-Taktik der feindlichen Heere sehr nachtheilig für die Vertheidiger gewirkt. Im Gebirge ist fast ganz ausschliesslich nur die Infanterie wirksam, und diese wieder vorzugsweise in der zerstreuten Ordnung; eine Fechtart, die bei den Franzosen völlig ausgebildet war, während ihre Gegner immer noch mehr oder weniger an den Formen der Lineartaktik klebten und diese dann auch im Gebirgskriege anwenden wollten; wie z. B. die Oesterreicher in den Feldzügen 1796 und 1799.

Kavallerie und Artillerie können hier nur in den grösseren Thälern gebraucht werden, durch welche sich die Hauptstrassen ziehen; und auch da nur in kleinen Abtheilungen. Denn selbst wenn auf einzelnen Punkten Raum zur Entwickelung grösserer Abtheilungen sein sollte, so sind solche doch nur selten, und der Mangel an Fourage, und die Schwierigkeit, grössere Abtheilungen dieser Waffen im Gebirge zu bewegen, lassen ihre Verwendung nicht zu.

Letzteres gilt dann besonders von der schweren Artillerie, welche man daher vom Gebirgskriege ganz ausschliessen muss. Dies hat dahin geführt, in den Armeen, deren Kriegstheater theilweise im Gebirge liegen, eigenthümliche Gebirgs-Artillerie zu organisiren, die sich durch Leichtigkeit auszeichnet und zum Theil sogar tragbar ist. Unter allen Umständen ist jedoch die Wirkung der Artillerie immer nur eine sehr geringe; ebenso auch geht es der Wirkung des Infanteriefeuers; indem sich einerseits fast überall Deckungen finden; andererseits das Feuer fast immer von der Höhe in die Tiefe, oder umgekehrt, abgegeben werden muss, was die absolute Wirkung sehr schwächt.

Das eigentlich defensive Element der Waffen ist also in seinen Wirkungen sehr geschwächt, und hierauf beruht es nach der taktischen Seite hin, dass die passive Defensive, trotz aller Terrainvortheile, beim Gebirgsgefecht der Offensive jedesmal unterliegt, und die schlechteste Form ist, die man wählen kann. Nur bei der eigentlichen Passvertheidigung hat sie ihre Stelle, und auch dort wird man häufig durch seitwärts vordringende Abtheilungen ein offensives Element in die Vertheidigung bringen müssen, wenn es auf nachdrückliche und dauernde Vertheidigung solcher Punkte ankommt.

Der Angriff ist also in taktischer Beziehung hier entschieden die stärkere Form. Er wirkt hier vorzugsweise durch Umfassung in Folge von Umgehung, oder durch Durchbrechung. Taktische Umgehungen sind mithin ein Hauptmittel, sowohl für den überhaupt Angreifenden, als auch für den aus der Defensive zum Angriff übergehenden Theil. »Im Gebirgsgefecht«, sagt der Erzherzog Carl, »imponirt eine Umgehung weit mehr, als in jedem anderen, weil der Gesichtskreis und folglich die Beurtheilung beschränkter ist; und weil es schwieriger ist, sich in der Gestalt des Terrains zu orientiren. Taktische Umgehungen wirken im Gebirge immer leichter, sicherer und entscheidender, als Frontal-Angriffe auf Hauptposten, bei denen der Vertheidiger alle Vortheile für sich hat, die von dem früheren Besitz des Punktes abhängen.

Endlich werden die Umgehungen noch dadurch begünstigt, dass der Gegner ihre Stärke nicht beurtheilen kann. Jede Umgehung muss aber, wie überall, durch einen Frontal-Angriff unterstützt werden. Gerade im Gebirge gilt, mehr als sonst, die Regel, dass der Umgehende auch umgangen ist, und ein entschlossener Gegner daher Mittel finden wird, eine Umgehung, die in den meisten Fällen nur mit kleinen Abtheilungen gemacht werden kann, unschädlich zu machen oder gar zu überwältigen.

So z. B. benahm sich Lecourbe in dem Gefecht am 14. März 1799 bei Martinsbrück und Schuls im Engadein. Die Oesterreicher griffen ihn im Thale mit unzureichenden Kräften an, und liessen ihn durch drei Compagnien, von St. Maria aus, auf Schuls umgehen. Er hielt den Angriff im Thale auf, detachirte dann rückwärts, und die drei Compagnien wurden gefangen; was dann freilich noch besonders durch die Unbeholfenheit der Oesterreicher veranlasst wurde, die ihre Rückzugslinie auf St. Maria, die ihnen nicht leicht genommen werden konnte, ganz aufgegeben hatten.

Dieses Beispiel beweist damit für viele zugleich, wie nothwendig es ist, im Gebirgskriege tüchtige und umsichtige Führer der kleineren Abtheilungen zu besitzen; da hier die Führer des Ganzen kein Mittel haben, Fehler der Unterbefehlshaber zu verbessern. Dies schliesst indessen die Kühnheit nicht aus, vielmehr muss gerade im Gegensatz bemerkt werden, dass sie es ist, welche sehr oft die Gebirgsgefechte entscheidet. Der Erzherzog Carl sagt hierüber sehr treffend:

»Nie ist Kühnheit besser angewendet und von entscheidenderer Wirkung, als im durchschnittenen Terrain und vorzüglich im hohen Gebirge, wo es sich um blosse Posten-

gefechte handelt, die das Terrain ebenso schnell zur Entstehung wie zur Beendigung bringt; und wo die Ueberraschung, eine natürliche Folge der Kühnheit, die Kräfte des Feindes für den Augenblick lähmt. Hieraus entwickelt sich eine Ursache mehr, welche im Gebirgsgefecht der Offensive eine so grosse Ueberlegenheit über die Defensive giebt. Was in der Ebene unklug und gewagt sein würde, ist oft im Gebirge zweckmässig.«

In Bezug auf die taktischen Formen, welche sowohl für Angriff als Vertheidigung gelten, sei hier noch Folgendes bemerkt.

Die Infanterie ist es also, die hier die Hauptaufgabe hat, häufig allein in Wirksamkeit treten kann, vorzugsweise in zerstreuter Ordnung. Die Feuerlinien müssen viel stärker und dichter sein, als in der Ebene; sie treten fast immer selbstständig auf, und viele Gefechte werden allein in dieser Weise geführt werden müssen. Die Soutiens können mehr zurückgehalten werden, eben weil die Feuerlinien stärker sind und weil sie selten einem Echek durch Kavallerie ausgesetzt sind. Die Reserve und das Gros bleiben möglichst lange auf den Strassen und Wegen, und ihre Verwendung darf erst eintreten, wenn man seiner Sache gewiss ist. Denn es ist überaus schwierig, und häufig ganz unmöglich, einer falsch dirigirenden Truppe schnell eine neue richtige Drucklinie zu geben. Gegen Flankirungen muss man zwar Soutiens und Reservetrupps disponibel haben; die Feuerlinie selbst aber darf sich dadurch nicht gleich aufhalten lassen; sie kommen im Gebirgsgefecht stets vor, und sind ganz unvermeidlich. Die Feuerlinie hält fest, was sie errungen hat, und neue Feuerlinien, von hinten her, sichern die bedrohten Flanken, und treiben den Gegner zurück. Die Entscheidung, insofern sie nicht durch Ueberflügeln, Umfassen und Umgehen herbeigeführt wird, oder werden kann, beruht dann gewöhnlich auf den in den Thalwegen vorgehenden Sturmkolonnen. Wiederholungen solcher Angriffe durch Ablösung und Vorschieben frischer Truppen sind selten möglich; das Terrain verhindert dies; die Sturm-Angriffe müssen daher mit grösstem Nachdruck und mit hinlänglicher Stärke geführt werden.

Kavallerie kann, wie bemerkt, nur in kleinen Abtheilungen auftreten. Sie kann niemals dazu gebraucht werden, das Gefecht einzuleiten, und höchst selten dazu, dasselbe zu entscheiden, wenn die Infanterie die Bahn gebrochen hat. Wo die Verwendung von Kavallerie möglich ist, wird sie daher mit der Infanterie auf das Engste vereinigt auftreten müssen,

und dann können solche kleine Abtheilungen allerdings unter Umständen von grossem Nutzen sein.

6. Gefecht im gemischten Terrain.

Das Wesen des gemischten Terrains wird schon durch den Namen ausgedrückt. Ein abwechselnd ebenes und bergiges, offenes und bewaldetes, freies und von Gewässern und Wiesen durchschnittenes Terrain nennen wir so. In solchem Terrain treten dann bei grösseren Abtheilungen die verschiedenartigsten Beziehungen der Truppen zu den einzelnen Terraingegenständen ein, und oft sogar gleichzeitig. Der eine Theil entwickelt sich und ficht in der Ebene, während ein anderer Theil ein Waldgefecht durchführen, ein dritter eine Brücke angreifen, ein vierter ein Dorf vertheidigen muss; und zwischen allen Theilen findet eine Wechselbeziehung statt, indem die Wirksamkeit aller auf ein gemeinsames Ziel gerichtet ist. Dieses gemeinsame Ziel bewirkt die Wechselbeziehungen, weil es entweder Vertheidigung, oder Angriff und Niederwerfen des Gegners ist, und weil die Erfolge sowohl, als das Misslingen der Bestrebungen des einen Theiles auf alle anderen Theile günstig oder ungünstig einwirken. Man sieht sogleich, dass fast jedes Gefecht grösserer Abtheilungen sich in solche einzeln neben einander vorgehende Akte zerlegt; so wie, dass im Kriege die meisten Gefechte in gemischtem Terrain geschlagen werden. Kontinuirliche Wald-, Dorf-, Damm-Gefechte, so wie Gefechte in der absoluten Ebene, gehören zu den Ausnahmen.

Auf die nach und neben einander stattfindenden Abwechselungen der Terrainverhältnisse muss bei der Leitung des Gefechts, wie bei der Vorbereitung zu demselben, unausgesetzt Rücksicht genommen werden, und sie bringen die vielfachsten Modifikationen in der Verwendung der Truppen für das Gefecht hervor.

Die einzelnen Waffen sind für das Gefecht in den verschiedenen Terrains auf verschiedene Weise geeignet, und es ist daher die Aufgabe, jede Waffe im Allgemeinen dahin zu bringen, wo sie unter den gegebenen Verhältnissen am wirksamsten in Thätigkeit treten kann. Andererseits liegen die Abwechselungen neben und hinter einander, und es ist daher die weitere Aufgabe, die Truppenabtheilungen so zu formiren, dass mit jeder Abwechselung des Terrains die wirksamste Waffe in Thätigkeit kommen kann.

Hieraus folgt dann, dass jede grössere Abtheilung,

in welche die Gefechtsfronte sich theilt, durch Mischung der Waffen möglichst selbstständig sein, und durch Gliederung in die Tiefe die Fähigkeit haben muss, dass die Waffen gewechselt werden und sich gegenseitig unterstützen können. Da, wo die Abwechselungen des Terrains scharf ausgesprochen und begrenzt sind, ist dies leicht, und es macht sich beinahe von selbst. Schwieriger ist es dagegen dann, wenn die Uebergänge aus einer Terrainform in die andere unmerklich, oder doch weniger scharf ausgesprochen sind. Ferner ist zu bemerken, dass bei dem Gefecht im gemischten Terrain Vortheile und Nachtheile für beide Theile entweder gleichzeitig neben einander, oder in Zeit und Raum nach einander wechseln, und im Allgemeinen daher ziemlich gleich vertheilt sind. Während z. B. auf dem einen Punkte der Vertheidiger im Vortheil steht, kommt er in Nachtheil, sobald das Gefecht ihn zwingt, diesen oder jenen Punkt aufzugeben; und umgekehrt, während hier der Angreifer im Vortheil ist, kommt er in ein nachtheiliges Verhältniss, sobald das Terrain sich ändert.

Ein solcher Terrainwechsel bildet daher gewöhnlich einen Gefechtsabschnitt und bezeichnet die verschiedenen Gefechtsperioden. Fast immer bedarf jede Periode des Gefechts einer Einleitung und Vorbereitung. Dieses kontinuirliche fechtende Durchziehen von Feld und Wald, Anhöhe und Thal, Dorf und Gebüsch, was wir bei unseren Manövern so oft sehen, kann im Gefecht nur dann vorkommen, wenn der eine Theil davon läuft, und nirgend Widerstand leistet. Stossen wir im Kriege im Gefecht auf irgend einem Punkte auf Widerstand, so können wir in den meisten Fällen nicht mehr wissen, was für Verhältnisse sich aus diesem vielleicht scheinbar unbedeutenden Brennpunkte entwickeln werden. Es muss daher Regel sein, dass jeder weitere Vorschritt im Gefecht basirt sein muss; was entweder durch förmliche Besetzung der eroberten Terraingegenstände und Abschnitte, oder durch Aufstellung hinreichender Reserven geschieht. Dies bringt dann eine Art methodischen Ganges in das Gefecht, der sich bei umsichtiger Führung der einzelnen Abtheilungen von selbst macht, und einerseits eine zu grosse Hitze und Uebereilung bei den Angriffen, so wie zu stürmische Verfolgung; andererseits übereiltes Aufgeben von Terraintheilen ausschliesst. Es bildet sich so eine Gefechts-Gewohnheit für die Truppen, in Bezug auf diese Weise des Gefechtsganges sowohl, als in Rücksicht der wechselseitigen Unterstützung, die besonders beim Gefecht im gemischten Terrain nothwendig wird; eine Gewohnheit, welche eine besondere

und sehr hoch anzuschlagende Eigenschaft kriegsgewohnter Truppen ist.

Diese taktische Ausbildung der Truppen hat jedoch einen absoluten und einen nur relativen Werth. Der absolute ist mehr moralischer Natur; es ist die Gemüthsruhe, welche das Gefecht als ein alltägliches Ereigniss ansieht, und sich nicht durch die Einleitungen desselben, man kann sagen durch den ersten Kanonenschuss, zu einer fieberhaften Aufregung hinreissen lässt, die dann Uebereilungen, Detachirungen, Zersplitterungen und Ermüdung der nicht im Gefecht befindlichen Truppen zur Folge hat. Führer und Truppen werden mit dem Kriege vertraut.

Die zweite, relative, Seite ist eigentlich taktischer Natur, das zur Gewohnheit gewordene Ergreifen der richtigen taktischen Maassregeln. Diese Seite hat nur einen relativen Werth, sobald die Erfahrungen der Truppen, welche sie gegen einen Feind gemacht haben, der eine eigenthümliche Gefechtsweise befolgt, denselben in einem Kriege zu Gute kommen sollen, wo der neue Gegner eine andere Gefechtsweise besitzt. Den Russen werden ihre Erfahrungen, die sie im Kaukasus sammeln, relativ wenig nutzen bei einem Kriege gegen europäische Heere; eben so wenig Nutzen werden die Züge in Algier nach dieser Seite hin den Franzosen für einen Krieg in Europa bringen. Die taktischen Verhältnisse sind vollkommen verschiedener Art.

Bei Gefechten im gemischten Terrain müssen also die Waffen gemischt sein. Wo dies nicht der Fall ist, werden bei einigermaassen gleichem Stärkenverhältniss die gemischten Waffen den weniger oder ungemischten jedesmal überlegen sein.

Ferner muss die Mischung schon bei den kleineren Abtheilungen stattfinden. Grosse Abtheilungen einer Waffe finden selten Raum, ihre Kräfte zu völliger Wirksamkeit entfalten zu können. Noch weniger sind sie im Stande, richtig in das Gefecht der anderen Waffe eingreifen zu können. Beim Gefecht im gemischten Terrain haben Kavallerie-Corps gewöhnlich das Zusehen; grosse Artillerie-Abtheilungen werden nur durch Theilung wirksam; und die Infanterie-Corps werden, um nur überhaupt zur Entwickelung zu gelangen, häufig in Terrainstrecken sich schlagen müssen, die bei richtiger Mischung der Waffen das Schlachtfeld der Kavallerie und Artillerie sein würden. — Letztere müssen daher in ausreichender Zahl für solche Gefechte den Infanterie-Divisionen, und noch besser den Brigaden, zugetheilt werden.

Den Gang dieses Gefechts brauchen wir hier im Detail

nicht genauer zu betrachten, da es sich in einzelne Akte zerlegt, die wir schon erörtert haben. Im Allgemeinen ist hier nur noch Folgendes zu bemerken.

Wir haben gesehen, wie bei dem Gefecht um einzelne Terraingegenstände es sowohl für den Vertheidiger, wie für den Angreifenden Grundregel ist, sich in die Tiefe zu gliedern, um Angriff wie Vertheidigung wiederholen zu können, und eine Reserve für die letzte Entscheidung, so wie zur Abwehr derselben, disponibel zu erhalten. Betrachten wir nun hier das Gefecht im gemischten Terrain zugleich als eine Kette einzelner Gefechtsakte, die sich um bestimmte Terrainverhältnisse drehen, so sehen wir, dass das, was so für die einzelnen Abtheilungen Regel ist, auch Regel für das Ganze wird; und dies tritt sofort noch greller hervor, sobald wir das Gefecht grösserer Abtheilungen betrachten.

Wie ein Bataillon, welches ein Dorf angreift, zuerst eine, dann zwei Compagnien ins Gefecht bringt, und stets mindestens eine Compagnie in Reserve behält, so beginnt ein Armee-Corps das Gefecht mit einer Brigade, unterhält es mit zwei, und hat eine vierte in Reserve.

Im gemischten Terrain ist die Uebersicht desselben, wie der Anstalten des Gegners, schwierig, oft unmöglich. Jeder Augenblick kann Neues, oft Ueberraschendes bringen. Wir werden nur so lange Meister der Ereignisse sein, als uns Mittel, d. h. Truppen, bleiben, denselben zu begegnen. Hieraus folgt, dass bei dieser Art von Gefechten vorzugsweise nothwendig ist:

1. Von vornherein so wenig Truppen als möglich in das Gefecht eingehen zu lassen. Was im Feuergefecht steht, ist für alle weiteren Zwecke fast immer unbrauchbar.
2. Auch im Laufe des Gefechts die möglichste Oekonomie mit den Truppen zu treiben; d. h. jederzeit diejenigen Kräfte, welche überflüssig werden, wieder zurückzunehmen, wodurch sie von Neuem disponibel werden. Dies ist eine Regel, gegen welche unendlich oft gefehlt wird; was dann zur Zersplitterung der Kräfte führt, und eine oft vorkommende Veranlassung zu nachtheiligen Gefechten wird. Gar oft sehen wir, dass die Mehrzahl der Truppen unnützerweise entwickelt und zersplittert war, und die Kräfte dann auf dem entscheidenden Punkte fehlten.
3. Dieser entscheidende Punkt ist dann immer der, wo die Feinde ihre Reserve, oder wir die unsrige, ins Gefecht bringen; die hier nothwendiger als in jedem anderen

Gefechte ist; und die aus allen Waffen, und zwar in hinreichender Stärke, bestehen muss, da man im gemischten Terrain nie vorher wissen kann, welche Waffe nothwendig sein wird, um die Entscheidung zu erzwingen oder abzuwehren. In dem gemischten Terrain findet sich für den Vertheidiger vielfach die Gelegenheit zu Chikanen, hartnäckigem Widerstande, plötzlichem Angriff u. s. w.; für den Angreifenden aber eben so die Gelegenheit zu Umgehungen, Flankenangriffen, unbemerkter Konzentration der Kräfte gegen einen Punkt und dergleichen. Im Gefecht ist daher Vorsicht und sparsame, man könnte sagen geizige, Verwendung der Reserve sehr zu empfehlen.

B. Das Gefecht in Bezug auf den Zweck desselben.

Der allgemeine Gefechtszweck ist das Niederwerfen, das Besiegen des Gegners. Obschon überall vorhanden und zum Grunde liegend, wird er doch häufig durch besondere spezielle Zwecke so verdeckt, dass er oft scheinbar völlig verschwindet, während er wieder bei anderer Gelegenheit völlig nackt hervortritt. Es kann sich in einem Gefecht z. B. lediglich darum drehen, Zeit zu gewinnen, oder einen Transport zu decken, oder einen Uebergang festzuhalten u. s. w.; da tritt dann der allgemeine Gefechtszweck ganz in den Hintergrund. Beim Ueberfall stellt sich derselbe häufig ganz nackt heraus. Der Ueberfallende will oft gar nichts weiter, als den Gegner niederwerfen.

Es leuchtet ein, dass solcher besonderen Gefechtszwecke unendlich viele sind. Wir können daher hier nicht ins Detail eingehen, sondern werden uns darauf beschränken müssen, einige der hauptsächlichsten näher zu betrachten. Hier tritt nun obenan:

a) Das Gefecht um Zeitgewinn.

Man kann es auch anders bezeichnen als das hinhaltende Gefecht. Im Kriege wird, im Kleinen wie im Grossen, oft der Verlust an Menschen, Material und Terrain durch den Gewinn an Zeit vollständig ausgeglichen, und nirgend ist das Sprüchwort: »Zeit gewonnen, Alles gewonnen«, wahrer. Oft drehen sich Abschnitte ganzer Feldzüge nur um Zeitgewinn,

wie z. B. 1813 der Feldzug von der Schlacht bei Gross-Görschen an; oft werden die blutigsten Gefechte nur deshalb geschlagen, so Quatrebras, Wavre, Goldberg, die Gefechte des Tauenzien'schen Corps vor der Schlacht von Dennewitz. Die Gefechte dieser Art werden um so blutiger, je mehr es dem Gegner darauf ankommt, die Verhältnisse, die der Augenblick ihm günstig gestaltet, auszubeuten; die Zeit zu benutzen. Dies bringt einen charakteristischen Unterschied in dieses Gefecht, je nachdem

1. beide Theile auf Zeitgewinn ausgehen, oder der eine Theil dieses Bestreben des anderen übersieht, doch nicht wesentlich hindern kann;

oder je nachdem

2. der eine Theil zwar Zeit gewinnen, das Gefecht hinhalten will, der andere Theil ihm aber diesen Vortheil nicht zukommen lassen, sondern so viel als möglich streitig machen will.

In der Regel ist es der Theil, welcher sich in der Defensive befindet, dem es um Zeitgewinn zu thun ist. Er ist entweder absolut der schwächere oder doch relativ, und hofft im ersteren Falle durch Zeitgewinn seine Verhältnisse durch den Hinzutritt Verbündeter zu verbessern; im zweiten Falle beabsichtigt er, seine Kräfte auf einem Punkte zu konzentriren, oder, wie z. B. bei Wavre, einen grossen Theil der feindlichen Kräfte zu beschäftigen, und abzuziehen von dem Punkte der Entscheidung. In der Regel hat also der Vertheidiger das hinhaltende Gefecht zu führen; wir sehen daher solche Gefechte vorzugsweise bei den Arrieregarden. Dies schliesst jedoch nicht aus, dass auch der Angreifende in die Lage kommen kann, dem Gefecht diesen Charakter zu geben, um den Gegner mit geringen Kräften zu beschäftigen, bis das Gros heran ist; oder bis auf einem anderen Punkte ein entscheidender Schlag gelungen ist. In der Schlacht an der Katzbach hatte das Langeronsche Corps diese Aufgabe.

Betrachten wir die vorbezeichneten beiden Fälle näher.

1. Ist es beiden Theilen um Zeitgewinn zu thun, oder merkt der eine Theil diese Absicht des anderen nicht, oder kann, oder will er sie nicht hindern, so ist von Waffenentscheidung nicht die Rede. Es entstehen dann die erfolglosen und fast immer unnöthigen Kanonaden oder Plänkergefechte, die so häufig die Blätter der Kriegsgeschichte füllen. Der Angreifende hat es in seiner Hand, ob er darauf eingehen will oder nicht; der Vertheidiger ist dazu gezwungen, wenn er nicht das Terrain ohne Gefecht räumen will. Er kann

niemals wissen, ob es im Interesse des Gegners liegt, ihm den Zeitgewinn auf diesem Punkte ohne Gefecht zu überlassen; er muss vielmehr stets das Gegentheil voraussetzen, und demgemäss den Gegner zu täuschen suchen. Es ist daher nothwendig, dass er eine Gefechtsstellung nimmt, als ob er entschlossen sei, den hartnäckigsten Widerstand zu leisten und jeden Schritt Terrain streitig zu machen; während es eigentlich in seiner Absicht liegt, sich in kein entscheidendes Gefecht verwickeln zu lassen. Also es wird Kavallerie und reitende Artillerie vorgeschoben, soweit dies ohne besondere Gefahr zulässig ist; mit der Aufgabe, den Gegner zur Entwickelung seiner Kräfte zu verleiten, d. h. also Widerstand zu leisten, wo der Gegner defiliren muss; ohne sich aber in ein Gefecht mit überlegenen Kräften verwickeln zu lassen. Die Schnelligkeit der Bewegung erlaubt diesen Waffen, sich solchen nachtheiligen Gefechtslagen immer noch zeitig genug zu entziehen. Die Besetzung von Waldlisieren, Dörfern, Gehöften, Defileen u. s. w. durch Infanterie und Artillerie dient dann zur Aufnahme der Kavallerie, und erlaubt in einem gemischten Terrain, besonders in der ersten Periode der Gefechts-Einleitung, auf einem geeigneten Punkte eine kurze Offensive zu ergreifen.

Vorzugsweise ist es aber bei solchen Gefechten nothwendig, so wenig Truppen wie möglich in das Feuergefecht zu verwickeln; wodurch dann auf der anderen Seite die Reserve so stark als möglich wird. Detachirungen sind, wo es irgend zulässig ist, zu vermeiden. Behufs der nothwendigen Unterstützung solcher Detachements, oder weil man für sie Zeit gewinnen muss, wird man häufig wider Willen in das Gefecht mehr verwickelt, als gut ist.

Eine Division von zwölf Bataillonen, acht Eskadrons, eine reitende und drei Fuss-Batterien würde hiernach etwa so zu theilen sein:

Die Kavallerie und reitenden Batterien, wenn es das Terrain gestattet, ganz oder doch theilweise vorgeschoben. Zwei Füsilier-Bataillone in Compagnie-Kolonnen nach dem Terrain vertheilt; dahinter vier Musketier-Bataillone mit einer Batterie (also eine Brigade) in zwei Treffen, das erste vielleicht auch in Compagnie-Kolonne, zur Führung des Gefechts. Sechs Bataillone und zwei Batterien in Reserve.

Trifft der Gegner auf eine dergestalt zweckmässig aufgestellte Truppe, so wird er unter den gegebenen Voraussetzungen vielleicht auf diesem und jenem Punkt versuchen, uns die Terrain-Vortheile zu entreissen. Fühlt er hinreichenden

Widerstand, so bildet sich ein Feuergefecht, was keinen weiteren Zweck hat und erlischt, sobald der Angreifende zu der Ueberzeugung gelangt, dass seine Kräfte nicht ausreichen, oder dass es aus irgend einem anderen Grunde nicht in seinem Interesse liegt, die Sache zu forciren.

2. Anders ist es im zweiten Falle, wo möglichst schnelle und gründliche Entscheidung in seinem Interesse liegt, und er daher, sobald die Aufstellung des Gegners nur einigermaassen erkannt ist, zum kräftigen Angriff vorgeht. Hier ist es nun, dass von Seiten des Vertheidigers auf alle Weise jeder mögliche Vortheil aus dem Terrain gezogen und Alles angewendet werden muss, den Angreifenden aufzuhalten; seinen Angriffen also den hartnäckigsten Widerstand entgegenzusetzen. Es lässt sich hier ein zweifacher Weg einschlagen; entweder den Zweck zu erreichen durch mehr nachhaltigen passiven Widerstand, oder mehr durch eine aktive Vertheidigung. Gewährt das Terrain die Mittel, dem Gegner vielfache Schwierigkeiten nach einander in den Weg zu legen, und ist derselbe überlegen an Kräften oder kann er es jeden Augenblick werden, so wird man meistens die erste Art vorziehen. Dabei kommt es dann auf richtige Benutzung des Terrains, und darauf an, dass kein Gegenstand der Vertheidigung anders als gezwungen aufgegeben werde. Man schlägt sich Schritt vor Schritt; findet man häufig Gelegenheit, die fechtenden Truppen ablösen zu lassen, so ist dies rathsam. Auf einzelnen Punkten geht man zu einer kurzen Offensive über; z. B. mit der Kavallerie macht man dergleichen Ausfälle.

Ist das Terrain dagegen von der Art, dass die Vortheile desselben mehr neben als hinter einander liegen, Wiederholungen des Widerstandes, erhöht durch Terrain-Vortheile, mithin nicht wohl stattfinden können; sind die Kräfte sich gleich oder der Vertheidiger gar dem Angreifer überlegen: so wird man gewöhnlich eine mehr aktive Vertheidigung vorziehen. Besonders bei überlegenen Kräften lässt man den unbesonnenen Gegner erst auflaufen, und fällt dann mit ganzer Kraft über ihn her; man ist bemüht, ihn in möglichst kurzer Zeit so zuzurichten, dass er das Wiederkommen vergisst. Solche Fälle kommen indessen, wie die Erfahrung lehrt, nur selten vor; indem dazu ein seltenes Zusammentreffen mehrerer Umstände erforderlich ist.

Während man also bei dem mehr passiven Gefecht nun Zeit gewinnt, sich vorzüglich in die Tiefe der Stellung ausdehnt, mehrere Gefechts- und Vertheidigungs-Linien hinter einander aufstellt, die Reserve dabei zurückhält und für den

äussersten Fall aufspart: wird man bei dem mehr offensiven Gefecht die Truppen grossentheils unentwickelt zusammenhalten; sie erst, dem Feinde unbemerkbar in eine Gefechts-Formation übergehen lassen, sobald dieser seine Maassregeln und Kräfte entwickelt. Das Gefecht selbst muss dann rasch und energisch geführt werden; man muss bemüht sein, dem Gegner so viel Abbruch zu thun, wie möglich; man darf sich aber nicht zur Verfolgung verleiten lassen. Der absolut Stärkere befindet sich nie in der Defensive.

Hier ist also nun ein relatives Uebergewicht, was leicht in das Gegentheil umschlagen kann. Es ist nämlich solches Gefecht fast immer das einer starken Arrieregarde gegen eine schwächere und unvorsichtig vorgehende Avantgarde, der eben das Gros mit jeder Minute näher kommt und Unterstützung gewähren kann. Die Arrieregarde darf sich aber nur in Ausnahmefällen mit dem feindlichen Gros in ein Gefecht einlassen; indem sie fast unausbleiblich unterliegt und gewiss um so sicherer, je mehr trügerische Vortheile sie im Anfange des Gefechts errang. Kühnheit und Entschlossenheit, vereinigt mit Selbstbeherrschung, sind hier erforderlich; d. h. man bricht das Gefecht ab, indem man den Gegner ziehen lässt, und nimmt die frühere Stellung oder eine bessere wieder ein, um das Spiel zu wiederholen, wenn der Gegner dazu Lust hat. Dies wird er nicht eher thun, als bis er Verstärkungen an sich gezogen hat; darüber vergeht Zeit, und das ist es, was wir wollen.

Bei der ersten Art, der Vertheidigung des Terrains Schritt vor Schritt, sind es natürlich diejenigen Waffen, welche das defensive Element vorzugsweise in sich tragen, Infanterie und Artillerie, welche das Gefecht vorzugsweise zu führen haben. Es wird hier Abschnitt für Abschnitt besetzt und vertheidigt, und es muss daher, sobald die im Feuergefecht befindlichen Truppen zum Weichen genöthigt sind, wo möglich das zweite Treffen, jedenfalls aber die Reserve eine Aufstellung nehmen, um die weichenden Truppen aufzunehmen, durchzulassen und dem Gegner von Neuem Widerstand entgegenzusetzen.

Bei der zweiten Art, der mehr offensiven Vertheidigung, ist es dagegen vorzugsweise die Kavallerie und reitende Artillerie, welche in Thätigkeit kommt; sie ist es, die den Gegner, der sich auf ein Frontalgefecht mit den anderen Truppen einlässt, plötzlich in der Flanke oder auf einem Punkt seiner Front anfällt, und zu überwältigen suchen muss. Ein gleichzeitiges Vorbrechen der Infanterie ist dabei, wenn

entscheidende Erfolge errungen werden sollen, fast immer unerlässlich. Hierzu wird man in den meisten Fällen das zweite Treffen oder auch wohl die Reserve benutzen, da die eigentliche Gefechtsstellung stets besetzt bleiben muss, indem man den Ausgang eines solchen Ausfallsgefechts nie vorher wissen kann.

b) Das Ueberraschungsgefecht.

Die Ueberraschungsgefechte lassen sich in vier verschiedene Arten theilen:

1. das Rencontre, wo beide Theile durch die unvermuthete, unabsichtliche Begegnung überrascht werden,
2. der Ueberfall, das offensive Ueberraschungsgefecht,
3. der Hinterhalt, das defensive Ueberraschungsgefecht und endlich
4. die Allarmirung, den Scheinüberfall.

Das Charakteristische aller Ueberraschungsgefechte ist, dass ein Theil (bei der ersten Art sogar beide) sich nicht in der taktischen Gefechtsformation befindet, sondern entweder im Zustande der Ruhe oder in der Marschformation, und dass er so von dem zum Gefecht vorbereiteten Gegner plötzlich angegriffen wird. Dieser sucht die Zeit, welche die Truppen gebrauchen, um in die Gefechtsformation überzugehen, durch Ueberwältigung einzelner Abtheilungen oder des Ganzen auszubeuten. Man sieht sogleich, dass solche Gefechte, insofern sie beabsichtigt sind, vorzugsweise von dem Schwächeren gegen den Stärkeren angewendet werden. Jener kann die Ungleichheit der Kräfte durch das Hinzutreten ihm zu Gunsten wirkender Momente der Ueberraschung leicht ausgleichen, oder sogar in das Gegentheil verkehren.

1. Das Rencontre.

Dies ist also ein Gefecht, wo das Moment der Ueberraschung für beide Theile stattfindet. Beide Theile stossen plötzlich und unabsichtlich auf einander. Im offenen, freien und ebenen Terrain gehören solche Gefechte zu den grössten Seltenheiten; sie würden von beiden Seiten die allergrösste Sorglosigkeit und Unaufmerksamkeit voraussetzen. Je koupirter, wechselnder das Terrain wird, je leichter können sie eintreten.

Derjenige Theil, welcher dann in der zweckmässigsten, dem Terrain angemessensten Marschformation sich befindet, sich am schnellsten entwickeln, seine Vortruppen am zweck-

mässigsten und raschesten unterstützen kann, und am schnellsten zum Entschluss kommt, befindet sich hier, bei gleichen Terrain - Verhältnissen, im entschiedensten Vortheil. Auf augenblickliche Benutzung des Moments kommt hier Alles an; jede Zögerung gleicht die Verhältnisse mehr und mehr aus, und sind die kostbarsten Augenblicke ungenutzt verflossen, so kehren sie nicht wieder. Das Gefecht nimmt mit jeder Minute mehr die gewöhnliche Form an. Allerdings aber gehört dazu, dass Erkennen, Entschluss und Ausführung in Eins zusammenfallen; es gehört dazu ein gebildetes militairisches Auge, wahrhafte Charakterstärke und die Fähigkeit, die Truppen aller Waffen schnell und besonnen in die richtige Gefechtsform zu bringen.

Diese Eigenschaften finden sich natürlich überall nur selten vereinigt, und daher sehen wir denn auch, dass bei solchen Rencontre's die schnell verschwindenden Ueberraschungs-Momente in der Regel auf beiden Seiten unbenutzt verstreichen, und das Gefecht die gewöhnliche Form annimmt. Hierauf wirkt dann auch noch der Umstand, dass man in solchen Fällen gewöhnlich die Kräfte und Absichten des Gegners gar nicht, oder doch nicht hinlänglich, übersehen kann; dass man sich nicht in Gefahren stürzen will, und lieber vorzieht, abzuwarten, wie sich die Sache entwickelt, selbst wenn die Durchführung des ursprünglichen Zweckes später doppelt und dreifach so viel Blut kostet. Im Allgemeinen vermeidet man daher lieber dergleichen Gefechte, als dass man sie sucht; und das zweckmässigste Mittel dagegen ist dann die Formation der Truppen in Avantgarde, Gros und Reserve, die in zweckmässiger, von der Stärke der Abtheilungen und dem Terrain abhängender, Entfernung auf einander folgen.

2. Der Ueberfall.

Dies ist das Ueberraschungsgefecht der Offensive; indem man dem Gegner entgegengeht, ihn aufsucht und in Gemässheit eines ausdrücklichen Entwurfs plötzlich über ihn herfällt, während er taktisch und moralisch unvorbereitet ist. Einerseits sind die Bedingungen des Gelingens eines Ueberfalls: Geheimhaltung der Absicht, Vorsicht in den Vorbereitungen und Ungestüm in der Ausführung. Andererseits, nämlich bei dem Gegner, muss man voraussetzen Sorglosigkeit, Mängel in den Vorsichtsmaassregeln, Mangel an Entschluss und Besonnenheit. Von grossem Einfluss aber ist der Zufall, und daher muss man wagen um zu gewinnen, wie überall, wo der Zufall entscheidet.

Um jedoch das Feld des Zufalls möglichst zu beengen, ihm so wenig wie möglich zu überlassen (die letzte Entscheidung fällt ihm so schon gewöhnlich zu), muss man beim Ueberfall zunächst genaue Kenntniss von der Lage und Stärke des Feindes sich verschaffen. Man muss möglichst genau wissen, wo man den Gegner findet; wie man ihn findet; in welcher Truppenzahl und in welchen Waffenarten. Dann aber muss zweitens die Disposition bestimmt und so einfach, wie möglich, sein. Man darf dabei durchaus nicht auf das Zusammenwirken einzelner Kolonnen, auf ihr Zusammentreffen auf bestimmten Punkten, und dergleichen rechnen. Solche Bestimmungen sind selten genau inne zu halten, treffen daher nicht zu und bringen Stocken und Verwirrung in die ganze Unternehmung. Die Bestimmung über den Anmarsch muss also einfach sein; zweitens muss bestimmt werden, wie man sich beim Zusammentreffen mit dem Feinde zu verhalten hat, sei es, dass man das Ziel glücklich erreicht, sei es, dass man schon unterwegs auf ihn stösst. Endlich muss das Verhalten beim Rückzuge nach dem Ueberfall, sowohl wenn er gelang als wenn er misslang, vorher bestimmt werden. Das Gefecht selbst hat einen schnell rapiden Verlauf, wird ausserdem häufig bei Nacht geschlagen, so dass der persönliche Einfluss des Führers nach dem Beginn desselben ein nur sehr schwacher ist.

Man kann die Ueberfälle eintheilen in

α) Ueberfälle feindlicher Wachen und Detachements;

β) Ueberfälle feindlicher Quartiere, und

γ) Ueberfälle grösserer, lagernder oder bivouakirender Truppen-Abtheilungen.

Immer aber setzt derselbe voraus, dass die feindlichen Truppen, oder doch der grössere Theil derselben, sich im Zustande der Ruhe und also nicht in der Gefechtsformation befindet.

Ueberfälle sind in der neueren Kriegsgeschichte selten geworden, weil ihre Ausführung Schwierigkeiten findet, die ehemals nicht vorhanden waren. Wir haben jetzt in der Regel weit vorgeschobene, in sich zweckmässig organisirte Vorpostenlinien; der Krieg wird rasch getrieben; beide Theile bleiben selten längere Zeit auf einem Fleck: so dass also die erste Bedingung, die genaue Kenntniss der Stellung und Stärke des Feindes, sowie des Terrains, fast immer mangelt. Ausserdem bivouakiren die Truppen meistentheils, wodurch der Uebergang in die Gefechtsformation ungemein erleichtert wird. Endlich gestattet das zerstreute Gefecht dem Ueberfallenen,

das Gefecht besonders in der Nacht bald zum Stehen zu bringen. Alles dies hat dahin geführt, Ueberfälle gleichsam aus der Mode zu bringen, wozu noch kam, dass die Franzosen sie nicht lieben und nur zufällig anwendeten. Mit Unrecht haben die Verbündeten dieses Mittel zu bedeutenden Resultaten so selten angewendet. Ein nicht schwer auszuführender Ueberfall auf die Franzosen auf dem Landgrafenberge bei Jena, in der Nacht vom 13. zum 14. Oktober 1806, hätte die Verhältnisse wesentlich ändern können. Die Schlacht von Laon wurde durch einen nächtlichen Ueberfall glänzend entschieden, und bei Hagelsberg wurden die Franzosen am hellen lichten Tage überfallen. Die Sache geht also, trotz aller Schwierigkeiten, noch heute; denn der Krieg führt häufig Lagen herbei, wo wir ausser Stande sind, eine richtige, schützende Vorpostenkette auszustellen; wo die physischen und moralischen Kräfte der Truppen des einen Theils erlahmen, der Mechanismus daher stockt, und so Lücken und Missgriffe entstehen, welche der Gegner nur zu bemerken und zu benutzen braucht, um einen glücklichen Ueberfall ausführen zu können.

Stehen die Vorposten nahe zusammen, so darf man freilich selten hoffen, den Feind sorglos oder unaufmerksam zu finden; dagegen aber tritt der Vortheil ein, in seiner Nähe, dicht hinter unseren Vorposten, eine Uebermacht versammeln zu können, der seine nächsten Kräfte nicht gewachsen sind.

α) Die Ueberfälle einzelner Posten und Detachements können den Zweck haben, solche Posten aufzuheben, möglichst viel Gefangene zu machen, den Feind also einzuschüchtern und einzuschränken; ausserdem aber auch die sonst schwierige Eroberung einer uns wichtigen Lokalität, z. B. eines Ueberganges, herbeizuführen. Im ersten Falle folgt nach dem Ueberfalle das Zurückgehen; im zweiten muss man sich möglichst festsetzen, um dem fast immer erfolgenden Gegenstoss zu begegnen.

Will man einen feindlichen Posten überfallen, so muss man von seiner Stellung, der Art seines Dienstbetriebes, seiner Stärke genau unterrichtet sein, und in dieser Beziehung lieber das Unwahrscheinliche, Ungünstige, als das Wahrscheinliche, Günstige zum Anhalt nehmen. Mancher Ueberfall ist daran gescheitert, dass man glaubte, seiner Sache zu gewiss zu sein. Wollte man aber warten, bis man Alles, was zu wissen nützlich ist, erfahren hat, so würden die besten Gelegenheiten sicher aus den Händen gehen; man muss daher wagen und zugreifen.

Schleichpatrouillen, Spione, Kundschafter u. s. w. sind der

Weg, die nothwendigen Nachrichten einzuziehen. Rekognoszirungen, die gewöhnlichen Gefechtsvorbereitungen, würden hier sehr unzweckmässig sein, da sie den Feind aufmerksam machen und ihm die Augen öffnen. Ebensowenig darf der Anmarsch in der Form einer das Terrain in grösserer Breite durchsuchenden und die Truppen in grösserer Tiefe deckenden Avantgarde geschehen. Einmal würde man durch die unnöthige Ausdehnung in die Breite die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit der zu frühen Entdeckung verdoppeln; andererseits muss hier Zusammentreffen und kräftiger Anfall eines sein. Man darf daher seine Kräfte nicht in der Tiefe auseinanderziehen. Nur die allernothwendigsten Sicherheitsmaassregeln in grosser Nähe sind zu treffen. Die Hauptsicherung muss man in der Heimlichkeit des Marsches und in der Konzentration seiner Kräfte suchen.

Oertlichkeit, Stärke und Entfernung der feindlichen Posten, welche man zu überwältigen hat, und die Unterstützung, welche ihnen von anderen Punkten zueilen wird, geben den Maassstab ab für die Anzahl, die Waffenart und die Formation der Truppen. Ist das Maass unserer Streitkräfte ein gegebenes, so müssen wir uns demgemäss beschränken und nicht in Unternehmungen eingehen, für welche diese Kräfte nicht ausreichen. Bei Tage wird es vorzugsweise die Kavallerie sein, welche man zu Ueberfällen feindlicher Posten benutzt, insofern das Terrain dies irgend gestattet; wobei zu bemerken ist, dass man selbst in sehr durchschnittenem Terrain, welches die Verwendung grösserer Kavallerie-Abtheilungen gar nicht zulässt, doch kleinere, wie sie hier vorkommen, mit vielem Nutzen gebrauchen kann.

Kommt es aber darauf an, im plötzlichen Anlauf eine Lokalität zu nehmen und dann auch zu behaupten, so muss Infanterie, und unter Umständen selbst Artillerie, der Kavallerie so schnell als möglich folgen, da dieser das defensive Element, welches später nothwendig wird, ganz abgeht. Nächtliche Ueberfälle sind dagegen selten mit Kavallerie auszuführen, und etwa nur, wenn der Feind auch nur aus Kavallerie besteht, und sich auf einem offenen, zugänglichen Terrain aufgestellt hat. Aber auch selbst bei dem nächtlichen Ueberfall eines Kavallerie-Bivouaks oder Postens ist Kavallerie dazu weniger tauglich, als Infanterie. Der Feind kommt zwar in Unordnung, aber das zu Pferde kommen und die Flucht des grösseren Theiles kann blosse Kavallerie fast niemals hindern. Ausserdem ist zu berücksichtigen, dass der Vortheil der schnelleren und ungestümeren Bewegung bei Nacht fast

ganz verloren geht, indem die Kavallerie ausser den gebahnten Wegen nicht schnell reiten kann, und beim Anmarsch in der Nähe des Feindes nicht schnell reiten darf, wenn sie sich nicht verrathen will. Man wird daher nächtliche Ueberfälle fast immer mit Infanterie, und in Ermangelung derselben Ueberfälle durch Kavallerie lieber mit Tagesanbruch unternehmen.

Regelrechte, taktische Anordnungen sind beim Ueberfall unnütz, und bringen Zeitverluste herbei, da sie stets Aufmärsche und Entwickelungen nothwendig machen. Dagegen muss jede Abtheilung genau wissen, was sie zu thun hat. Dies ist vor allen Dingen bei der Reserve nothwendig, die sich nicht anders, als auf besonderen Befehl in das Gefecht fügen muss. Die Truppen nämlich, welche das eigentliche Gefecht machen sollen, kommen bei dem raschen Verlauf desselben jedesmal in Unordnung. Im Handgemenge tritt jedesmal Auflösung der Ordnung ein; der Feind prallt auseinander, und von den Angreifenden schlägt Jeder die Richtung ein, die der fliehende Gegner nimmt. Man kann daher, und besonders bei Nachtgefechten, von den zum Angriff gebrauchten Truppen nichts Weiteres erwarten. Hat man es daher nach einander mit mehreren feindlichen Abtheilungen zu thun, so muss man sich auch theilen, und diese Theile nach und nach loslassen. Eine Abtheilung aber muss sogleich in der Richtung, von wo dem Feinde Unterstützung zukommen kann, vorrücken. Die Reserve aber bleibt geschlossen für den Nothfall aufbewahrt, besetzt die Stellung, wenn es darauf ankommt, sie zu vertheidigen, nimmt die Gefangenen, Verwundeten, Beutepferde u. s. w. an sich.

Ein wirklich überfallener und durch den Gegner überraschter Feind wird nur wenig Widerstand leisten können. Er ist fast immer geschlagen und man kann, wenn man selbst keine Unentschlossenheit und Besorgniss zeigt, und ihm keine Zeit lässt, die Fassung wieder zu gewinnen, mit Sicherheit darauf rechnen, dass Bestürzung, Schrecken und Unordnung bei ihm allgemein und zum Siege mehr beitragen werden, als unsere Massen. Aber auch selbst, wenn die Ueberraschung keine vollständige ist, wenn er noch zum Gewehr und zu Pferde kommt, so ist ihm doch keine Zeit zu Dispositionen, Befehlen, Anordnungen gelassen; es wird jedenfalls, wenn wir nur rasch darauf losgehen, Unordnung und Unsicherheit einreissen, und wir werden auch so immer noch eine bedeutende Chance für uns haben, wenn wir nur kühn und muthvoll wagen.

War der gelungene Ueberfall nur auf Vernichtung feindlicher Streitkräfte gerichtet, so ist kein Grund vorhanden,

stehen zu bleiben, sobald dieser Zweck erreicht ist. Es ist dann Regel, so bald als möglich zurückzugehen; natürlich immer aber erst, nachdem die im Gefecht gewesenen Truppen gesammelt sind. Man hat hierzu mehr oder weniger Zeit, je nachdem die feindlichen Unterstützungstruppen entfernter oder näher stehen. Will man dagegen den Posten behaupten, um ihn zum Ausgangspunkt neuer Combinationen zu machen oder dem Feinde eine Jalousie zu erregen, so muss ein Festsetzen nach den über die Stellungen gegebenen Regeln erfolgen, und man muss sodann Patrouillen und Detachements möglichst weit vortreiben.

β) Ist der Ueberfall gegen grössere lagernde oder bivouakirende Truppen-Abtheilungen gerichtet, so wiederholt sich hierbei dasselbe, nur in einem grösseren Maassstabe. Solche Ueberfälle können natürlich nur mit einer entsprechenden Anzahl von Truppen unternommen werden. Damit aber tritt die Nothwendigkeit ein, sich zum Angriff breiter zu entfalten, durch Zeitverlust, Steigerung der Schwierigkeiten der Führung u. s. w. In der Regel können daher solche Ueberfälle nur dann stattfinden, wenn die Truppen sich ganz nahe gegenüberstehen, wie bei Hochkirch, am Abend eines unentschiedenen Gefechts, wie bei Gross-Görschen und Laon; oder wenn der Gegner sorglos und unaufmerksam alle Vorsichtsmaassregeln vernachlässigt und das Terrain den unbemerkten Anmarsch grösserer Abtheilungen erlaubt, wie z. B. bei Hagelsberg. Letzteres ist eins der lehrreichsten Ueberfallsgefechte, welches dann freilich durch eine Verkettung von Zufälligkeiten im weiteren Verlauf einen ganz anderen Charakter annahm. — Bei solchen Gefechten ist es durchaus nothwendig, dass die verschiedenen Waffen gleichzeitig wirken müssen. Kavallerie allein richtet selten etwas aus. Der Chok von neun Kürassier-Schwadronen am Abend der Schlacht von Gross-Görschen hatte nicht den mindesten Erfolg; bei Hagelsberg gelang der erste Kavallerie-Angriff, der Feind wurde dadurch aber aufgescheucht und konnte sich in einer neuen Front formiren, in der er hernach den hartnäckigsten Widerstand leistete. Wartete die Kavallerie den Aufmarsch der Infanterie ab, so wurde das Gefecht wahrscheinlich mit einem Stosse entschieden. Bei Laon wirkte die Infanterie in die Fronte, die Kavallerie gleichzeitig in die rechte Flanke des Feindes; das Gefecht war in einem Anlauf entschieden. Die feindliche Artillerie war sogleich genommen. Die grösste Einfachheit zeichnet die Disposition zu diesem nächtlichen Angriff aus. Dies Erforderniss ist aber gerade die Klippe, an welcher häufig die grossen Ueberfalls-

gefechte scheitern. Man muss sich in mehrere Kolonnen zerlegen, welche doch zusammenwirken, gleichzeitig auftreten wollen; auf dem einen Punkte muss man sich begnügen, nur zu drohen, zu beschäftigen; auf dem anderen umgehen, abschneiden; und endlich auf dem dritten durchbrechen. Das klappt dann nicht zusammen; es treten Störungen ein; auf einem Punkte vielleicht ein nicht erwarteter Widerstand; — so geht der Moment der Ueberraschung verloren und das Gefecht nimmt den gewöhnlichen Charakter an. Dies ist z. B. die Geschichte der Schlacht von Gross-Görschen. Also möglichste Einfachheit der Marschcombination, der Disposition und der ganzen Gefechtsanlage.

Was die rein taktischen Beziehungen anbetrifft, so unterscheiden sich diese nicht wesentlich von denen anderer Gefechte; es ist darüber nun Folgendes zu bemerken.

Schnelle Entscheidung, Ueberrennen des Gegners ist der Zweck; es müssen daher Massen auftreten und das Gefecht durchführen. Eine längere Gefechtseinleitung ist nachtheilig, und hebt das uns günstige Moment der Ueberraschung auf. Kann man Artillerie rasch vorbringen, und nahe an den Feind heran, so kann diese mit lebhaftem Feuer das Gefecht eröffnen; die Infanterie in Bataillonsmassen, wenig Tirailleurs vor sich habend, dringt zum Handgemenge vor; gleichzeitig wird die Kavallerie auf den Feind geworfen. Setzt sich der Gegner in Dörfern, Gehöften, Gebüschen u. s. w. fest, so darf man sich mit regelrechten Angriffen darauf nicht einlassen; schwache Abtheilungen bleiben davor stehen; mit der Masse umgeht man solche Hindernisse, isolirt sie und entscheidet das Gefecht im freien Felde.

Ueberhaupt muss das vorherrschende Bestreben sein, die Gunst des Augenblicks festzuhalten, die günstigen Folgen der Ueberraschung auszubeuten bis auf die Neige. Dies kann aber nur gelingen durch die Entwickelung der höchsten Energie. Mit jedem Zaudern, Zögern, mit Manövriren u. s. w. schwindet dieser Vortheil immer mehr und mehr. Einfaches, aber entschlossenes Darauflosgehen, Vordringen zum Handgemenge muss hier die Grundregel sein. Dies darf aber natürlich kein blindes und unsinniges sein, und wir müssen immer noch eine Reserve in der Hand behalten, zur letzten Entscheidung, zur Herstellung oder zur Vermittelung des Abbrechens des Gefechts, wenn es dennoch einen ungünstigen Umschwung nehmen sollte. Zu solchen Reserven gehört dann vorzugsweise die schwere Artillerie, die bei dem schnellen Gange des Gefechts selten vortheilhafter benutzt werden kann.

3. Ueberfälle feindlicher Quartiere.

Dies ist das Ueberraschungsgefecht im Dorfe, in einer Stadt; woraus dann folgt, dass dasselbe durch die Infanterie geführt werden muss. Ein Ueberfall eines Quartiers mit Kavallerie hat nur dann etwas zu sagen, wenn Infanterie nachfolgt, oder die Ueberfallenen den Kopf gänzlich verlieren. Es ist nämlich die allgemeine Vorschrift für die Truppen, beim Allarm sofort aus den Quartieren nach den Sammelplätzen zu eilen; dadurch aber fallen gerade beim gelungenen feindlichen Ueberfall die kleinen Abtheilungen und einzelne Soldaten dem eingedrungenen Gegner in die Hände. Es ist nun allerdings schwer zu beurtheilen, ob es in dem gegebenen Falle besser ist, die Truppen zu versammeln, oder in den Häusern zu lassen. Ein Auskunftsmittel dürfte es sein, sie anzuweisen, in dem Falle, dass im Dorfe Schüsse fallen, die Häuser nicht zu verlassen oder nur durch die Hinterthüren und Gärten sich zu vereinigen. Wenn die Franzosen so in den Quartieren überfallen wurden, so war es Prinzip, nicht mehr nach den Sammelplätzen zu eilen, sondern sich in den Häusern entweder ganz stille und verborgen zu halten; oder sich darin zu verbarrikadiren und aus den Fenstern zu schiessen; oder durch die Gärten, durch Hinterthüren, Seitengässchen u. s. w. aus dem Orte und nach dem allgemeinen Sammelplatze zu gelangen. Ein solches Verfahren ist häufig sehr zweckmässig; der eingedrungene Gegner kennt die Lokalität selten genau, verliert Zeit, und auf unserer Seite kommt Unterstützung heran.

Ueberfälle von Quartieren können mit einiger Aussicht auf Erfolg nur bei Nacht unternommen werden. Kann man die Zeit wählen, so ist es vorzuziehen, den Ueberfall in der ersten Hälfte der Nacht zu machen; man kann nie wissen, wie früh der Gegner etwa aufbricht, und ob man am frühesten Morgen nicht denselben schon formirt findet. Der Ueberfallende muss sich zunächst gegen die Wachen und Pikets richten und suchen diese zu überwältigen und zu entwaffnen. Dann erst dürfen die einzelnen Quartiere, welche sich vertheidigen, angegriffen werden. Ein Theil dringt rasch um das Dorf oder durch dasselbe vor, bis an den entgegengesetzten Ausgang. Ein anderer bemächtigt sich der Geschütze u. s. w., die in der Nähe aufgefahren sind; ein dritter besetzt den Sammelplatz; Andere durchziehen den Ort, um jede Vereinigung zu hindern, und eine Abtheilung bleibt als Reserve am Eingang halten, nach dem die Gefangenen und die erbeuteten Gegenstände gebracht werden.

Wie wichtig es übrigens gerade für den Erfolg eines Ueberfalls ist, von der Lage des Feindes, seiner Stärke u. s. w. genaue Kenntniss zu haben, zeigt sich besonders bei den zufälligen Ueberfällen, wo der Ueberfallende gar nicht diese Absicht und sich daher auch gar nicht darum bekümmert hatte, näher zu untersuchen, was er vom Feinde vor sich fände. Ein Beispiel ist das Gefecht von Westmallen bei Hogstraten am 11. Januar 1814, wo preussische Dragoner - Regimenter (Königin und zweites westpreussisches) und eine reitende Batterie im Dorfe überfallen wurden, ohne dadurch besondere Verluste zu erleiden. Wussten hier die Franzosen, wen sie vor sich hatten, so wurden beide Regimenter sicher aufgerieben. In der Kriegsgeschichte wird dieses Gefechts keine Erwähnung gethan.

Im Ganzen sind solche Ueberfälle von Quartieren selten geworden, da man in der Nähe des Feindes fast niemals oder nur theilweise kantonnirt, die Gelegenheit zu solchen Ueberfällen daher weithin und mit unverhältnissmässiger Gefahr und Anstrengung aufgesucht werden muss. Im Gegensatz hierzu gaben die Winterquartiere einer früheren Periode die lockendsten Gelegenheiten, welchem gemäss dann auch solche Ueberfälle, z. B. im siebenjährigen Kriege, sehr häufig sind.

4. Der Hinterhalt.

Wir haben dieses Gefecht als das defensive Ueberraschungsgefecht bezeichnet, indem das Charakteristische dabei ist, dass der eine Theil in völliger Gefechtsbereitschaft ist, oder doch so, dass er dieselbe augenblicklich annehmen kann, und eine verdeckte Aufstellung nimmt, aus welcher er den unvorsichtig sich vorbewegenden Gegner plötzlich anfällt.

Die Bedingungen dabei sind also eine Oertlichkeit, die eine versteckte Aufstellung zulässt und in der Weise begünstigt, dass dieselbe eigentlich nicht geahnt werden kann. Die Avantgarde einer sich vorbewegenden Truppe wird ein seitwärts der Strasse gelegenes Gehölz sicher nicht undurchsucht lassen. während sie eine so gelegene Schlucht, einen Hohlweg und dergleichen gar nicht bemerkt. Zweitens sorgloses und unaufmerksames Vorgehen des Feindes, und zwar mit verhältnissmässig kleinen Abtheilungen, die nicht völlig gefechtsbereit sind. Endlich ein für die zum Ueberfall bestimmten Truppen geeignetes Gefechtsfeld. Im Kleinen wird der Hinterhalt besonders beim Kriege der Vorposten angewendet, um den Gang feindlicher Patrouillen unsicher zu machen oder unsere Vorposten gegen die Unternehmungen des Feindes sicher zu stellen.

Im Grossen zeigt er sich besonders bei den Gefechten der Arrieregarden, um sich den hitzig verfolgenden Gegner für eine Zeitlang vom Halse zu halten, ihm eine Lektion zu geben, die ihn vorsichtig macht und daher zu langsameren Bewegungen zwingt. Lehrreiche Beispiele über Gefechte ersterer Art findet man in Blüchers Tagebuch. Eins der interessantesten Beispiele der zweiten Art ist das Gefecht von Haynau.

Das Hinterhaltsgefecht beruht also, wie man sieht, auf Täuschung. Entweder wird der Gegner über das Vorhandensein unserer Truppen in dem gegebenen Terrain ganz getäuscht, oder doch über ihre Stärke. Er glaubt nur schwache Posten oder eine wenig zahlreiche Arrieregarde vor sich zu haben, und wird plötzlich von überlegenen Kräften angefallen, die bei ihrem Erscheinen bereits so nahe sind, dass er nicht mehr die geeigneten Mittel, ihrem Angriff zu begegnen, in Anwendung bringen kann. Mit dieser Täuschung tritt nun zugleich das unerschöpfliche Gebiet der Kriegslist ein, und es lässt sich daher über die Anordnungen durchaus nichts allgemein Geltendes sagen. Was auf diesem Gebiete das eine Mal als die schlauste und erfolgreichste Maassregel erscheint, zeigt sich das andere Mal als durchaus unzweckmässig und plump.

Was die Wahl der Truppen anbetrifft, so ist dabei das Terrain maassgebend; ausserdem aber ist zu berücksichtigen, dass die in einen Hinterhalt gelegten Truppen, wenn sie zu früh entdeckt werden, häufig selbst in eine gefährliche Lage gerathen, und dass hier die Regel »Wer abschneidet, ist abgeschnitten« häufig ins Leben tritt. Hieraus folgt, dass ein Hinterhalt, wenn er nicht gegen blosse Patrouillen des Feindes gerichtet ist, eine gewisse Selbstständigkeit besitzen muss. Er muss verhältnissmässig zu der ihm gewordenen Aufgabe stark sein. Er muss ferner zu seiner Unterstützung und Aufnahme an einem geeigneten Punkt andere Truppen finden; und muss endlich so formirt sein, dass er sich nach schnell ausgeführtem Schlage, oder bei zu früher Entdeckung, rasch dem Gegner entziehen kann. Ein Hinterhalt von Infanterie kann dies nicht.

Nur im Gebirge oder in sehr waldigem Terrain würde man Infanterie so verwenden können; in allen anderen Fällen wird man Kavallerie dazu wählen müssen. Giebt man derselben Infanterie bei, so dient dieselbe am zweckmässigsten dazu, die Kavallerie an einem rückwärts gelegenen günstigen Punkt aufzunehmen. Ob man den Gegner ganz an dem Hinterhalt vorbeigehen lässt, ob man ihn angreift, wenn er in gleicher Höhe ist, oder endlich, ob man ihm sogar seitwärts entgegengeht, hängt von den jedesmaligen Umständen ab, von der Stärke

des Hinterhalts, der des Feindes u. s. w. Hat man es z. B. mit einer Avantgarde zu thun und lässt man dieselbe vorbeigehen, so muss man sehr überlegene Kräfte haben, da man so zwischen das Gros und die Avantgarde, und damit, wenn der Gegner die Besonnenheit nicht verliert, in eine sehr üble Gefechtslage kommen kann.

Die eigentlich taktischen Anordnungen betreffen die Aufstellung und die Gefechtsformation. Wir müssen uns verdeckt aufstellen; dies zwingt fast immer zur Formation in dichten Massen, die dann so formirt sein müssen, dass wir uns möglichst leicht und schnell zum Gefecht entwickeln können. Das Terrain gegen den Feind zu darf keine Hindernisse in den Weg legen; wir müssen ohne Verzug, ohne zu defiliren u. s. w. an ihn kommen können; ausserdem aber muss das Terrain auch die Möglichkeit gewähren, uns nach allen oder doch einigen Seiten bewegen zu können; jedenfalls in der Richtung der Rückzugslinie ohne Schwierigkeit. Das Gefecht selbst muss ein schnell entscheidendes sein; wir dürfen mit Einleitungen und Vorbereitungen der Angriffe keine Zeit verlieren, die nur dem Gegner zu Gunsten kommen würde. Demgemäss muss daher die Gefechtsformation sein; Kavallerie bleibt geschlossen ohne Plänker, mit Flügelkolonnen; ein zweites Treffen wirft sich ungestüm und entschlossen auf den Feind, den mitgegebene reitende Artillerie auf ganz nahe Distanz noch mehr zu erschüttern sucht; Infanterie in Bataillons-Kolonnen, denen Tirailleurschwärme dicht voraufgehen, giebt eine oder zwei Salven und macht dann den Angriff mit dem Bajonett.

Es kommt nun sehr auf die Umstände an, ob man ein solches Gefecht vollständig durchführen darf oder nicht.

Hat man mit einem völlig isolirten Gegner zu thun, wie z. B. der General Hirschfeld bei Hagelsberg mit der Division Girard, so kann man allerdings die Vortheile verfolgen, soweit Kräfte, Tageszeit und andere Umstände es erlauben; man kann dann auf die völlige Vernichtung und Zersprengung des Gegners ausgehen. Anders ist es, wenn wir nur mit einem Theile der Kräfte des Gegners zu thun haben; wenn ihm Reserven zu Gebote stehen; wenn ihm Unterstützungen zueilen. Beim Hinterhaltsgefecht sind wir gezwungen, Alles auf einen Wurf zu setzen; gerade um die Wahrscheinlichkeit des ersten Erfolges zu sichern, fallen wir den Gegner mit allen Kräften an. Frischen Truppen des Gegners haben wir daher in der Regel nichts, oder doch nur bereits im Gefecht befindliche Truppen entgegenzusetzen; damit wird unsere Lage kritischer; es ist daher gerathen, in solchen Fällen sich mit den ersten

Vortheilen zu begnügen, und sich nicht ohne Noth in ein Spiel einzulassen, bei dem wenig Wahrscheinlichkeit ist, weiter etwas zu gewinnen; aber grosse Wahrscheinlichkeit dagegen, das bereits Gewonnene wieder zu verlieren. Dasselbe gilt, wenn der erste Anfall misslang. Der Vortheil der Ueberraschung ist damit verloren; von weiterer Durchführung des Gefechts selten etwas zu hoffen. Man thut daher in beiden Fällen am besten, das Gefecht abzubrechen; wozu uns der Feind, den der plötzliche Anfall jedenfalls scheu und vorsichtig gemacht haben wird, gewiss Zeit lässt.

5. Allarmirung.

Wir haben sie als Scheinüberfall bezeichnet; es ist somit mehr eine Drohung, als ein wirklicher Angriff. Sie hat den Zweck, den Gegner aus dem Zustande der Ruhe aufzuscheuchen und ihn zu veranlassen, die Kräfte seiner Truppen durch unnützes Uebergehen in die Gefechtsform zu konsumiren. Werden die äussersten Vedetten angegriffen, so müssen die Feldwachen, Soutiens und Replis ins Gewehr gehen; werden die Vedetten und Feldwachen zurückgeworfen, so muss die Avantgarde schon eine Gefechtsstellung nehmen; und wird endlich selbst diese angegriffen, so gilt dasselbe von dem Gros. Dies giebt ungefähr den Maassstab ab, wie weit ein Allarmirungsgefecht zu treiben sei, wenn es diese oder jene Wirkung haben soll.

Es ist, wie bemerkt, nur eine Drohung, und somit beruht es wesentlich auf Täuschung. Wir täuschen den Gegner über unseren Zweck sowohl, als über die Mittel, die wir dazu verwenden. Denn wir müssen mit wenig Truppen viele der seinigen in Athem setzen. Brauchen wir dazu ebenso viel, so haben wir den Nachtheil, unsere Kräfte ebenso zu erschöpfen und noch mehr, da unsere Truppen in der Regel noch weiter marschiren müssen. Solche Täuschungen sind fast nur in der Nacht möglich; bei Tage stören wir auch nicht die Ruhe bei den feindlichen Truppen. Dies bedingt dann schon, dass das Gefecht selbst so einfach wie möglich eingeleitet und geführt werden muss. Es gelten in dieser Beziehung die Regeln des Ueberfalles, dessen Charakter die Allarmirung fast immer an sich tragen muss, wenigstens in den ersten Momenten. Damit gehen dann listige Täuschungen aller Art Hand in Hand, Lärm, Signale, Schiessen u. s. w.

Von dem Ueberfall selbst aber unterscheidet sich die Allarmirung in weiterem Verlauf, indem hier nicht die Absicht herrscht, zu besiegen, niederzuwerfen, sondern nur zu drohen.

Man poussirt daher ein solches Gefecht nicht weiter, sobald man auf ernstlichen Widerstand stösst; man bricht es aber auch ebenso wenig gleich ab, indem dadurch die Täuschung sofort verschwinden würde. Die Kunst dabei ist vielmehr, mit wenigen Truppen, einzelnen Leuten das Gefecht möglichst lange hinzuhalten, um den Gegner in der Täuschung zu erhalten.

6. Deckungsgefecht.

Eine der schwierigsten Aufgaben ist die Deckung eines Transportes, eines sich bewegenden Gegenstandes, der selbst keiner Vertheidigung fähig ist und auch nicht dazu dienen kann, die Vertheidigung zu erhöhen. Bei der jetzigen Art der Gefechtsführung ist ein angegriffener Transport jedesmal verloren, wenn die Bedeckung ihn direkt vertheidigen will; wenn sie daher nach den alten Regeln dabei vertheilt ist, ein Theil an der Tete, ein Theil an der Queue, der Rest daneben, und die Aufgabe wird um so schwieriger, als sie gewöhnlich an für ein Gefecht höchst ungenügende Kräfte gestellt wird. Ein sich bewegender Train nimmt jedesmal eine ganz unverhältnissmässige Länge ein; ist, angegriffen, nicht in Ordnung zu erhalten und bietet überall Blössen dar. In einer Wagenburg aufgefahren, verschwinden diese Uebelstände grösstentheils und sogar beinahe ganz, wenn wir ihn so placiren können, dass feindliche Artillerie nicht dagegen wirken kann. Es kommt also darauf an, ihn aus einer solchen Stellung in die andere zu bringen, ohne dass kleine feindliche Abtheilungen ihn anfallen können; gegen stärkere giebt es kein Mittel.

Es ist daher der einzige Weg der, uns mit einer Sicherheitssphäre zu umgeben und dem Gegner so weit entgegenzugehen, dass er die Bedeckung besiegen muss, um an den Transport zu kommen, bei welchem eine verhältnissmässige Reserve bleibt. Man muss also von Abschnitt zu Abschnitt vorgehen, und den ersten mit dem Transport nicht eher verlassen, als bis der zweite besetzt ist; das seitwärts liegende Terrain muss man mithin durchsuchen, sich rückwärts durch Abtheilung decken; und so kommen denn hier alle die Regeln über das Verhalten der Avantgarde, der Arrieregarde und der Seiten-Patrouillen zur Anwendung.

Der Angreifende dagegen wird, wenn er bedeutend schwächer ist, dem Gefecht den Charakter des Ueberfalls zu geben suchen; anderenfalls bemüht sein, direkt an den Transport heranzukommen, der jedesmal verloren sein wird, wenn dies einer einigermaassen verhältnissmässig starken Abtheilung des Angreifenden gelingt.

Der Vortrag, den wir hiermit schliessen, kann natürlich seinen Gegenstand nicht erschöpfen; er kann nicht auf jede Lage, jedes Verhältniss im Gefecht eingehen; er hat auch andererseits keine strenge, systematische Ausführung der Gefechtslehre zum Zweck. Wir konnten nur bemüht sein, auf die wichtigsten Punkte der Taktik aufmerksam zu machen und dazu anzuregen, dass durch weiteres Studium ein Jeder diesen wichtigen Theil der militairischen Bildung von seinem Standpunkte aus weiter verfolgen möge. Es bleibt dann nur zu wünschen, dass man sich hierbei nicht von der Praxis entfernen möge, denn

»Grau ist alle Theorie, nur grün des Lebens goldener Baum.«

Die Theorie malt grau in grau, die Praxis aber mit der natürlichen Farbe, wenn auch die Umrisse nicht immer ganz regelrecht sind. Dem Soldaten gelte vor allen Dingen hoch die Richtschnur, dass er das, was er weiss, auch könne, und dass er sich nicht sowohl im Rathe, als in der That bewähren muss.

ANMERKUNGEN UND BEISPIELE.

1) Seite 181.

Als in der Schlacht von Grossbeeren die Brigaden des Prinzen von Hessen-Homburg und von Thümen gegen die von 68 Geschützen vertheidigte Stellung der Franzosen vorgingen und in den Bereich derselben kamen, liess der General von Bülow in Linie aufmarschiren. Man war indessen kaum 300 bis 400 Schritt vorgerückt, als sich alle Bataillone nach und nach, und ohne Befehl, wieder nach der Mitte in Kolonne setzten.

Ein anderes Beispiel des Gebrauchs der Linie aber wollen wir anführen, um zu zeigen, wie es doch Umstände giebt, in denen sie geboten werden kann. In dem Gefecht bei Königswarthe hatten zwei Bataillone des Leibregiments, unter Oberst von Zepelin, den Auftrag, die Lisiere in der im Walde befindlichen Blösse zu nehmen. Man hatte sich Anfangs in Kolonne formirt; als die dadurch mehr konzentrirte Feuerwirkung der feindlichen Tirailleurs sich zu wirksam bewies, marschirten die Bataillone in Linie auf und nahmen die Lisiere.

2) Seite 183.

Bei Kollin liess der König, nachdem viel zu früh eingeschwenkt worden war, seine ganze Infanterie links ziehen, etwa 1500 Schritt weit; es waren 22 Bataillone, wovon 14 im ersten Treffen. Es entstanden Lücken und 4 Bataillone wurden ins erste Treffen gezogen. Im zweiten Treffen blieben nur 4 Bataillone, was offenbar späterhin mit ein Grund des verderblichen Ausganges, wenn auch nicht ihres Verlustes, war.

Bei Jägerndorf liess F. M. Lehwald (nachdem er erkannt hatte, dass die Richtung seines Angriffs nicht, wie er beabsichtigte, gegen den feindlichen linken Flügel, sondern gegen die Mitte der russischen Aufstellung ging) sein erstes Treffen, 12 Bataillone, rechts ziehen. Diese im Nebel und Pulverdampf ausgeführte Bewegung brachte die Bataillone so auseinander, dass das dritte Glied auf die Flügel gezogen wurde, um die Lücken zu stopfen. Das zweite Treffen ging dabei geradeaus, die ganze Infanterie kam in ein Treffen, welches zur Hälfte nur zwei Glieder stark und trotz der grössten Bravour der Truppen nicht im Stande war, den zähen Widerstand der Russen zu brechen. Das anfängliche Nichterkennen der feindlichen Stellung, so wie der unglückliche Diagonalmarsch sind die Hauptursachen des Verlustes der Schlacht.

Es ist interessant, zu vergleichen, wie funfzig Jahre später auf demselben Kriegsschauplatz ein ähnlicher Fehler vorkam und wirklich verbessert wurde durch die Taktik in diskreten Haufen und die Gliederung in die Tiefe. Der Marschall Augereau sollte bei Eylau den linken Flügel der Russen angreifen,

gerieth aber während des dichten Schneegestöbers am Anfange der Schlacht gerade vor die Mitte der russischen Aufstellung. Eine solche Verirrung hätte, in der Lineartaktik, grossen Zeitverlust und Verluste an Menschen zur Folge gehabt. Hier aber beschränkte sie sich allein auf dieses Corps, und erlaubte der Kolonne von Davoust auf dem rechten Flügel, sowie den Reserven des Centrums, ihre Maassregeln noch zeitig zur Verhinderung grösseren Unglücks zu treffen.

Anmerkung zu Seite 203.

Eine glänzende Anwendung der Kolonne in rechts um machte in Spanien 1811 General Krasinski mit einem polnischen Ulanenregiment, bei dem Angriff auf das Defilée der Sommasierra. Das Nähere hierüber findet man im Beiheft zum Militairwochenblatt von 1853.

3) Seite 216.

In der Schlacht bei Ligny rückte die 5. preussische Brigade neben und aus dem Dorfe Wagnelé vor, um den französischen Angriff auf St. Amand in die linke Flanke zu fassen. An der Tete befand sich das zweite Bataillon 25. Infanterie-Regiments; ihm folgten das erste und Füsilier-Bataillon desselben und zwei Bataillone des 5. westphälischen Landwehr-Regiments; Alles in Kolonne nach der Mitte; man zog sich nach Zurücklegung des Defilées auf den gehörigen Abstand auseinander. Auf dem Felde stand hohes Getreide. Tirailleurs der Franzosen waren darin verborgen und empfingen die beiden ersten preussischen Bataillone mit einem nahen und heftigen Feuer. Diese deployirten; da sie aber noch zu nahe an einander waren, und die Flügel der Bataillone keinen Platz zum Deployiren hatten, zog man sich im Flankenmarsch auseinander. Die Ordnung war aber schon gestört; man erhielt Salvenfeuer aus dem Korn, und, durch den bedeutenden Verlust verwirrt, liefen die Bataillone, trotz aller Bemühungen der Offiziere, davon.

Inzwischen hatte das Füsilierbataillon sich links gezogen, und ging demselben Schicksal entgegen. Es erhielt eine Salve; der Kommandeur fiel, ebenso die beiden ältesten Hauptleute; es war nicht zum Aufmarsch zu bringen und ging zurück. Ganz ebenso erging es den beiden Landwehrbataillons. Erst weit hinter Wagnelé konnte man die Fliehenden sammeln und von da aus später einzelne Abtheilungen ins Feuer führen.

Zum Glück war ein altpreussisches Regiment, das jetzige Königsregiment, in der Nähe, um sich dem Feinde entgegenzuwerfen und ihn durch ein heftiges Feuer in seinem Vorschreiten aufzuhalten, wobei es noch durch eine Batterie unterstützt wurde.

4) Seite 216.

Bei Maida (1806) griffen drei Bataillone des 1. leichten französischen Regiments die Engländer an, die hinter dem Amato standen und in Linie formirt waren. Die Franzosen gingen in Kolonne vor, und erhielten auf 100 Schritt eine so tüchtige Salve, dass 27 Offiziere und das halbe Regiment gefechtsunfähig gemacht wurden; sie flohen auf das Eiligste.

In der Schlacht von Albuera liess Marschall Soult den feindlichen rechten Flügel durch eine Infanteriemasse in Bataillonskolonnen angreifen. Die Engländer bildeten dagegen eine Flanke von in Linie entwickelter Infanterie, und empfingen die heranstürmenden Kolonnen mit dem heftigsten Feuer. Alle Generale und Stabsoffiziere der Franzosen fielen; die Bataillone rückten dennoch bis auf 50 Schritt heran, machten ohne Befehl Halt und wollten deployiren,

als sie von den Linien der Engländer umfasst wurden. Sie kamen nicht zum Aufmarsch und drehten demnächst um. Bald floh die ganze Masse in einem ungeordneten Haufen; das Gefecht hatte zwanzig Minuten gedauert; der Verlust war ungeheuer. Ein Regiment unter andern verlor 21 Offiziere und 500 Mann.

Aehnlich ging es den französischen Kolonnen bei Belle-Alliance.

5) Seite 219.

In der Schlacht bei Grochow (25. Februar 1831) griffen zwei in Linie entwickelte polnische Bataillone zwei russische Bataillone an, welche ebenfalls aufmarschirt waren. Die Russen sahen den Angriff kommen und empfingen die Polen mit Salven. Jedes Bataillon gab zwei Salven, wobei die Polen fast nichts verloren, indem das Terrain sie im Moment des Schusses deckte. Während die Russen luden, blieben die Polen im Avanciren, und gaben ihnen, ehe die russischen Bataillone wieder »fertig« machen konnten, auf 30 Schritt eine Salve, worauf sie mit dem Bajonett einbrachen. Die beiden russischen Bataillone wurden fast ganz vernichtet.

6) Seite 223.

Ein interessantes Beispiel, wie wesentlich das richtige Abpassen des Augenblicks zum Feuern ist, hat sich bei Chateau-Thierry am 12. Februar 1814 ereignet. Vor der Brücke waren zur Aufnahme der zurückeilenden Truppen drei Bataillone aufgestellt, nämlich zwei russische Bataillone links und das Leib-Füsilierbataillon rechts der Chaussee. Die französische Kavallerie hatte einige russische Kavallerie verjagt, und setzte nun gegen die beiden russischen Bataillone zunächst an. Der Boden war sehr aufgeweicht und erlaubte nur im Trabe anzureiten; sie blieben also gesammelt und geschlossen, als wenn sie galoppirt hätten. Die russischen Bataillone empfingen sie so ruhig, dass der Führer des preussischen Bataillons (der nachmalige General-Lieutenant von Holleben) seine Leute darauf aufmerksam machte. Nichtsdestoweniger hatte das Feuer der Russen keine Wirkung. Die französische Kavallerie blieb geschlossen und im nächsten Moment war sie in den Bataillonen und hieb sie zusammen, nahm auch eine halbe russische Batterie hierbei; die Bataillone hatten noch nicht zum zweiten Mal laden können. — Der hiernächst folgende Angriff gegen das Füsilierbataillon des Leibregiments hatte aber keinen Erfolg. Dasselbe empfing die Kavallerie auf 30 bis 40 Schritt mit einer Salve, die volle Wirkung hatte und dem Bataillon Luft machte. Es machte dann seinen Rückzug weiter, schlug aber noch mehrere Angriffe ab, und endete schliesslich damit, ganz einfach die französischen Kürassiere mit dem Bajonett anzugreifen und zurückzuschrecken.

7) Seite 226.

Bei Hagelsberg waren zwei französische Bataillone vollständig durch einen Angriff des ersten und vierten Bataillons 3. kurmärkischen Landwehr-Regiments (durchaus keine Pommern) völlig vernichtet worden. Hierbei war der Umstand entscheidend, dass die feindlichen Bataillone, zu einem partiellen Angriff vorgehend, von dem Bajonettangriff überrascht wurden und wieder in das Dorf Hagelsberg zurückzukommen suchten. Das eine Bataillon verfehlte den Eingang, wurde gegen die aus zusammengelegten Felssteinen gebildete Mauer eines Gehöfts gedrängt, hier von der Landwehr erreicht, mit dem Kolben todtgeschlagen. Das andere Bataillon brachte durch sein Feuer das vierte kurmärkische Bataillon zum Stutzen, wollte diesen Moment zum Abzug durch das Dorf benutzen, wurde aber ereilt und erlitt grossen Verlust.

Ein anderer bekannter Fall ist der Angriff des 12. Infanterie-Regiments in der Schlacht an der Katzbach; aber es ging hier kein Gewehr los.

8) Ebendaselbst.

Der letzte Angriff, den die Infanterie des York'schen Corps gegen die französische Aufstellung machte, ist allerdings in der Absicht unternommen, auf den Grund zu stossen; aber nicht alle Truppen kamen dazu. Zu einem wahren Kolbengefecht ist eigentlich nur die Brigade von Horn bei ihrem Angriff auf die Batterie des linken französischen Flügels gekommen. Alle übrigen Bataillone blieben, da während des Avancirens schon die Kommandeurs ausser Gefecht gesetzt wurden, auf kurze Distanz halten, da der Feind noch Stand hielt, und fielen so in ein Bataillenfeuer.

9) Seite 228.

Bei Pampeluna, am 28. Juli 1813, liess der Marschall Soult den äussersten rechten Flügel der Engländer durch acht Bataillone, etwa 5000 Mann, angreifen. Die englische Infanterie stand auf einer Anhöhe, deren Kamm vor sich habend, deployirt; sie hatte aber keine Tirailleurs. Die Franzosen rückten in Angriffskolonnen vor, und erstiegen die Höhe an den zugänglicheren Stellen. Sie sahen von den Engländern nichts als einige Offiziere, welche die Direktionslinien des Angriffs beobachteten. Erst als die Franzosen die Höhe erstiegen und sich auf 60 Schritt dem Kamm genähert hatten, erschien plötzlich die englische Linie, überschüttete sie mit einer Salve und stürmte im nächsten Moment mit dem Bajonett auf die Kolonnen los. Diese warteten das Einbrechen nicht ab, sondern eilten den Berg hinab. Unten sammelten sie sich; die Engländer aber nahmen während dessen ihre frühere Aufstellung wieder ein, und warteten den weiteren Angriff ab, den die Franzosen mehrmals, aber mit demselben Missgeschick, erneuerten.

Aehnlich erging es den Franzosen bei Belle-Alliance, in dem ersten Angriff auf die englische Mitte. Sie hatten grosse Kolonnen aus acht Bataillonen hinter einander formirt. Drei solcher Massen, das Corps von Erlon, griffen la Haye sainte und die Höhe zwischen Smouhon und der Chaussee an. Eine dieser Massen erstieg die Höhe, durchbrach eine niederländische Brigade und stiess nun im weiteren Vordringen auf das erste Bataillon des 32. englischen Regiments. Dies empfing sie feuernd; die links stehenden zwei Bataillone vom 42. und 92. Regiment schwenkten auf Befehl des General Picton in Front rechts, und griffen den Feind in seiner Flanke mit dem Bajonett an. Die feindliche Masse hielt; die englische Infanterie drang mit dem Bajonet ein, und die Franzosen gingen bis an den Rand der Anhöhe zurück. Da brach die zweite englische Kavallerie-Brigade, neun schwere Schwadronen, hervor, und sprengte die unbehülfliche Masse.

Eins der interessantesten Beispiele eines Bajonettangriffs in Linie ist der, den das zweite Bataillon des 12. Infanterie-Regiments in der Schlacht an der Katzbach ausführte. Dieses Bataillon stand auf dem rechten Flügel des ersten Treffens der 8. Brigade, welche sich, nachdem die Franzosen die Uebergänge der Katzbach genommen hatten und weiter auf der Hochebene vordrangen, in Linie entwickelten.

Die Brigade avancirte hierauf gegen den Feind, der sich auf der Höhe von Ober-Meinberg aufgestellt hatte. Das erste Treffen hatte Tirailleurs vorgezogen; da indessen kein Gewehr los ging, so waren die Schützenzüge geschlossen geblieben. Auf 400 bis 500 Schritt vom Feinde bemerkte der Kommandeur des zweiten Bataillons zwei feindliche Bataillonskolonnen mit sechs

Geschützen, welche seinen rechten Flügel überragten. Er wendete sich daher rechts gerade darauf los; heftiges Kartätschfeuer des Feindes konnte ihn nicht aufhalten. Als das Bataillon noch 150 Schritt vom Feinde war, machte ein Bataillon desselben kehrt, und wich mit der Batterie; das andere Bataillon formirte Karree und fällte das Gewehr, indem es das preussische Bataillon mit einem schwachen Feuer empfing. Im nächsten Moment schwenkten ohne Kommando die Flügel des preussischen Bataillons rechts und links ein; die sechste Compagnie richtete sich gegen die Front, die andere Compagnie gegen die Flanken und den Rücken. Man zögerte mit dem unmittelbaren Einbruch noch, als der Lieutenant Meja vom 12. Regiment sich auf das feindliche Karree mit heldenmüthiger Todesverachtung stürzte und durch sein Beispiel die ihm Nächststehenden und sodann auch das Bataillon mit fortriss. Kein Mann vom Feinde kam davon; das feindliche Bataillon wurde vernichtet, es wurden 7 Offiziere und 165 Mann gefangen; das preussische Bataillon verlor an Todten und Verwundeten 3 Offiziere, 188 Mann. Das Gefecht hatte von dem Augenblick an, wo das Gewehr zur Attake rechts genommen wurde, etwa zehn bis zwölf Minuten gedauert.

(Der Bajonettangriff von Ostrolenka ist zu lesen bei Smitt, Geschichte des russisch-polnischen Krieges, Theil 2.) Suwaroff pflegte zu sagen: »Die Kugel ist thöricht, das Bajonett aber ist weise.«

10) Seite 237.

Die Division Claparède gehörte zu den Truppen, die unter Ney und Oudinot der Armee Tschitschagoff's, welche auf dem rechten Ufer der Beresina vordrang, während des Rückzugs Napoleon's bei Stachow entgegengestellt wurden. Im Laufe der Rückzugsgefechte (28. November 1812) erhielt die Division den Befehl, die Russen aus dem Walde von Brilowa zu delogiren. Dies ist ein zusammenhängender meilenlanger Wald; es kam also nur darauf an, die Lisiere zu besetzen, um den Russen das Vordringen zu verwehren. — Die Lisiere wurde nach kurzem Gefecht genommen, und die Franzosen drangen nun in den Wald weiter vor, wo das Gefecht an einer Wildbahn zum Stehen kam, so dass die Russen die eine Seite, die Division Claparède (es waren Polen, aus der légion de la Vistule) die andere Seite hielten. Das Gefecht wurde, obschon nur tiraillirend gefochten wurde, so mörderisch, dass in Zeit von einer halben Stunde der Divisions-Kommandeur, die Brigade-Kommandeurs, alle Stabsoffiziere und fünf Sechstel der übrigen Offiziere und Soldaten ausser Gefecht gesetzt wurden. Bis dahin bildete die Division mit den Garden den substantiellen Kern der Armee; von da an zählte sie nicht einmal mehr.

11) Seite 253.

Bei dem Dorfe Zehdenick, unweit Leitzkau und Magdeburg, standen hinter einem Graben das 7. Lancier-, 8. Husaren- und 9. polnische Regiment, sowie Detachements anderer französischer Kavallerie; im Ganzen 1200 Pferde. General von Oppen griff sie mit vier Eskadrons (westpreussische und lithauische) Dragoner und drei Eskadrons Leib-Husaren an. Die preussischen Schwadronen waren ungefähr zusammen 400 Pferde stark. Sie übersprangen einen Graben, hinter dem sich die französische Kavallerie aufgestellt hatte; die rechten Flügelschwadronen der Dragoner warfen sich in die linke Flanke der Franzosen, deren Linie die Preussen mit Karabiner- und Pistolenfeuer empfing. Ehe sie aber zum Säbel greifen konnten, waren Husaren und Dragoner in ihrer Linie, durchbrachen sie und warfen sie vollständig mit einem Verlust von 150 Mann.

12) Seite 255.

Murat warf sich überraschend mit zwei Kavalleriecorps — im Ganzen etwa 14000 Pferde — auf die russische Infanterie unter dem Prinzen von Würtemberg, deren Angriff auf Wachau eben abgeschlagen war, und durchbrach so das Centrum der ganzen Schlachtlinie. Von einer Anhöhe bei Gossa, wo sich die Monarchen und Fürst Schwarzenberg befanden, konnte man den Angriff weit her sehen. Aller Augen waren dorthin gerichtet; der Fürst Schwarzenberg betrachtete die sich nähernden Massen aufmerksam durch das Fernrohr. Plötzlich gab er es seinem Begleiter, ausrufend: »Gott sei Dank, der Angriff misslingt, sie fallen in Galopp.«

Die Franzosen waren etwa noch 1200 Schritt entfernt, und hatten noch 600 bis 800 Schritt zurückzulegen, ehe sie die russische Infanterie des zweiten Corps und die preussische 9. Brigade erreichten. Sie erreichten die Vierecke; aber die eigentliche Kraft war gebrochen; nur einige russische sehr geschwächte Bataillone wurden niedergeritten. Die noch immer galoppirende französische Kavallerie ritt zwischen den andern durch, ebenso durch das zweite Treffen derselben; riss einige russische Regimenter leichter Garde-Kavallerie-Division mit sich fort, und verlief sich in ihrem Angriff bis gegen Gossa an jenen Hügel. Hier aber kamen ihnen die Garde-Kosacken (Orloff-Denisoff), die neumärkischen Dragoner und schlesischen Kürassiere entgegen, welche der langen Attake durch einen kurzen kräftigen Chok ein Ende machten, und die unförmliche Masse zum Umkehren zwangen, die noch eine Minute vorher alles wegzuspülen drohte.

13) Seite 263.

Das schnelle Sammeln der Kavallerie war eine Haupttugend der Kavallerie des siebenjährigen Krieges, obgleich auch hier bei der leichten Kavallerie, den Husaren, ein Fall namentlich vorgekommen ist, der zu Nachtheilen geführt hat; es ist dies das Verhalten der Kavallerie des linken Flügels in der Schlacht bei Prag; wo sie, nachdem sie unter Zieten die österreichische vollständig aus dem Felde geschlagen hatte, auf die Marketender und Brantweinvorräthe gerieth und mit denselben sich so tief einliess, dass es nicht mehr möglich war, während des weitern Verlaufs der Schlacht sie zu gebrauchen. Der Verfasser hat hierüber schon in einem der frühern Jahrgänge des Militair-Wochenblatts gehandelt, hauptsächlich noch umdie Schädlichkeit des Brantweins für den Soldaten zu zeigen.

Ein ganz besonders aber auf das im Text Gesagte passendes Beispiel ist das Gefecht von Hagelsberg, der Schlacht der kurmärkischen Landwehr (nicht der pommerschen) am 27. August 1813.

Hinter der Avantgarde des General von Hirschfeld befand sich die Kavallerie des Corps unter Oberst von Bismark, im Ganzen elf Eskadrons vom 3., 5. und 6. kurmärkischen Landwehr-Kavallerie-Regimente. Sobald die Avantgarde die Lisiere des Lübnitzer Waldes erreicht hatte, und es klar wurde, dass der Feind den Anmarsch gar nicht entdeckt hatte und völlig unvorbereitet war, wurde die Kavallerie vorgezogen. Oberst von Bismark setzte sich in Trab und wollte das vorderste Regiment aufmarschiren lassen, um die feindlichen Feldwachen zurückzuwerfen; die beiden andern Regimenter sollten zur Disposition bleiben. In dem Augenblick, wo er diesen Befehl ertheilte, blies ein Trompeter ohne Befehl zum Aufmarsch; alle Eskadrons folgten dem Beispiel der Tete, und waren nun auch nicht mehr zu halten. Sie marschirten alle auf, und stürzten sich im wildesten Rennen, da die Pferde durchgingen, auf den Feind. Er ward geworfen, sein Lager durchjagt und die Karriere

2000 Schritt bis hinter Lübnitz fortgesetzt, bis endlich feindliche Infanterie in diesem Dorfe Widerstand leistete. Die preussische Infanterie blieb noch weit zurück; alles hatte sich in einen Schwarm aufgelöst, der durch kein Blasen zu sammeln war. Der Feind fing an sich wieder zu formiren; eine zweite Attake würde aber dennoch seine Niederlage vollendet haben, wenn sie der preussischen Kavallerie in diesem Zustande möglich gewesen wäre. Sie musste hinter ihre Infanterie zurück, um sich zu sammeln, und nahm an dem spätern Verlauf des Gefechts nur einen passiven Antheil. Als endlich der Feind seinen fluchtartigen Rückzug antrat, drang man in den Oberst Bismark, die Kavallerie loszulassen, die inzwischen gesammelt war. Er hatte aber das Vertrauen zu derselben verloren, und erklärte fest, er werde nur auf höhern Befehl angreifen. »Loslassen kann ich sie, aber ob ich nachher einen Mann davon wiederzusehen bekomme, das ist eine andere Sache; das kann ich nicht verantworten.« Der General von Puttlitz, der die Infanterie kommandirte, war gestürzt, General von Hirschfeld hatte alle Hände voll mit der Infanterie zu thun. Oberst von Bismark war ein alter überaus tüchtiger Kavallerie-Offizier, und die beste Kavallerie hätte den ersten Angriff nicht tapferer machen können; den Mangel der Ordnung und des Appells aber empfand er so tief, dass er nicht weiter sich mit ihr auf etwas einlassen zu können glaubte.

14) Seite 264.

Als die Corps von York und Kleist nach der Schlacht von Laon an die Aisne vorgingen, war Major von Krafft mit einer Schwadron vom 2. Leib-Husaren-Regiment über den Fluss hinaus vorgeschoben. Der Feind drückte mit einer stärkeren Kavallerie-Abtheilung Plänkler und Soutiens zurück und rückte mit einer Lancier-Schwadron auf eine Anhöhe, die alle weitere Aussicht verhinderte: so dass man nicht wusste, was dahinter stand, und nicht ohne Weiteres gegen dieselbe vorgehen konnte. Major von Krafft beschloss, den Feind herunter zu locken. Er sagte seinen Leuten, dass er bis nahe an den Feind herangehen, dann umkehren und die Pferde laufen lassen wolle; dass sie sich aber auf sein erstes Wort zu railliren und Front zu machen hätten, wenn es Zeit sei, wieder anzugreifen. Wie gesagt so geschehen. Als er Kehrt gemacht hatte, stürzten die Lanciers wild hinterher, und bildeten bald so einen Keil, der seiner Pferde nicht mehr mächtig war. Nunmehr liess Major von Krafft wieder einschwenken, und die Lanciers, welche sich überlistet sahen, wollten sich durch das Geschrei »Pardon, camarades, nous sommes déserteurs« retten. Die Husaren aber schenkten ihnen nichts, und während der beinahe eine Viertelmeile weit dauernden Jagd wurden fast alle Lanciers herunter gehauen. Dies ist die berühmte lange Attake von Bery-au-Bac.

15) Seite 265.

Der König griff mit den Pikets der Armee und 300 Husaren die österreichischen Husaren an und warf sie nach Gödau hinein. General Lascy unterstützte seine Vortruppen mit Kavallerie, worauf der König zwei Grenadier-Bataillone von Bautzen (eine Meile) holen liess; jedoch ehe sie kommen konnten, wurde seine Kavallerie angegriffen und geworfen. Inmittelst trafen noch zehn Eskadrons Normann und Czettwitz Dragoner ein; erstere gingen dem Feinde in die Flanke und degagirten die Husaren; während dessen verstärkt sich der Feind; der König greift mit den zehn Eskadrons an und wirft den Feind durch Gödau zurück. Diesen Moment will er zu seinem eigenen Rückzuge benutzen; der Feind setzt aber sofort nach, die Dragoner müssen Front machen; und so

stehen beide Theile 30 Schritt von einander entfernt. Der König liess endlich Kehrt machen; in demselben Augenblick attakiren die Oesterreicher, brechen ein und jagen die Preussen zerstreut bis über Klein-Welke hinaus, wo diese von den Grenadiers aufgenommen werden. Die Preussen verloren 200 Mann und der König selbst war in der grössten Gefahr, durch zwei österreichische Ulanen vom Pferde gestochen zu werden; nur die Geistesgegenwart eines Pagen rettete ihn, der den Ulanen polnisch zurief »was sie hier wollten, sie sollten zu ihrer Schwadron«. Sie hielten den Pagen für einen österreichischen Offizier, entschuldigten sich mit dem Durchgehen ihrer Pferde und ritten zurück.

16) Seite 276.

Als im Gefecht von Landshut am 23. Juni 1760 General Fouquet sich mit seinem Corps auf dem Galgenberge zusammengedrängt und eingeschlossen sah, beschloss er, wenigstens die Kavallerie zu retten. General von Malachowski musste mit derselben über den Bober gehen, und sich durchschlagen. Es waren vierzehn Eskadrons, 1700 Pferde, welche nun durch Lippersdorf defilirten, in Eskadrons aufmarschirten und eine dichte Masse formirten, die gerade so auf die österreichische Kavallerie losging. General von Malachowski stürzte, indem sein Pferd erschossen wurde; Major von Owstien übernahm das Kommando und schlug sich glücklich, obwohl mit einem Verlust von 500 Mann, durch beide österreichische Kavallerielinien durch.

17) Seite 296.

a) Beispiel eines Gefechts von Infanterie in Linie gegen Kavallerie, aus der Schlacht von Minden.

In dieser Schlacht standen 6 Bataillone englischer und 2 Bataillone hannöverscher Infanterie im Centro der Aufstellung der alliirten Armee. Ihnen gegenüber befand sich die Hauptmasse der französischen Reiterei. Das Terrain war durchweg ebene Haide; beide Linien waren etwa 1500 Schritt weit von einander entfernt.

Die französische Kavallerie, 63 Schwadronen, stand in drei Treffen und hatte rechts und links Infanterie neben sich. Vor dieser stand auf beiden Flügeln je eine Batterie von 34 und 30 Geschützen, welche die Kavallerie-Angriffe durch ein konzentrirtes Feuer vorbereiten sollten.

Ohne Befehl des Herzogs von Braunschweig brach die englische Brigade, mit den beiden hannöverschen Bataillonen, gegen die französische Kavallerie vor; sie waren in zwei Treffen in Linie und in drei Gliedern formirt. Nachdem sie das Artilleriefeuer von 64 Geschützen eine Zeitlang ausgehalten, erfolgte die erste Charge von 11 Eskadrons des ersten Treffens; sie wurden in grosser Nähe mit einem heftigen Feuer empfangen und zurückgeworfen. Gleiches Schicksal hatte das zweite Treffen, einige 30 Schwadronen. Alle Angriffe scheiterten an der stets weiter vorrückenden heldenmüthigen Infanterie. Endlich ritt das dritte Treffen, 18 Eskadrons Gensdarmen und Karabiniers, gegen sie an. Es war dies die Elite der französischen Kavallerie und die Haustruppen des Königs, welche die Blüthe des französischen Adels enthielten. Diese 18 Eskadrons überflügelten die Infanterie-Linien auf beiden Seiten, so dass diese gleichzeitig in der Front, in beiden Flanken, ja theilweise auch im Rücken attakirt wurde. Die französische Kavallerie durchbrach in der That 2 Bataillone der ersten Linie; das zweite Treffen schoss aber die durchbrechenden Reiter nieder, die erste Linie war in wenigen Minuten wieder formirt und alles ging vorwärts.

Die ganze französische Kavallerie war so aus dem Felde geschlagen, das Centrum durchbrochen und die Schlacht durch dies höchst merkwürdige Gefecht entschieden. Die sechs Bataillone der Engländer verloren ein Drittel ihrer Stärke, 78 Offiziere, 1300 Mann; dagegen verloren die Gensdarmen und Karabiniers, 2200 Pferde stark, allein 89 Offiziere und über 1000 Mann.

Wir führen dies glänzende Beispiel an, um zu beweisen, dass es die Kavallerie jener Zeit nicht so leicht hatte, die schnell feuernden, höchst disziplinirten dünnen Infanterie-Linien zu durchbrechen, wie man wohl glaubte. Wo die Infanterie tüchtig war, hat sich überall Aehnliches ereignet. Der Seydlitz'schen Kavallerie ist es bei Zorndorf sehr schwer gemacht worden, die russische Infanterie, die sich, durchbrochen und übergeritten, noch wehrte, zusammenzuhauen. In dem Gefechte von Prenzlau hielt das Grenadier-Bataillon des Prinzen August, 400 Mann, sieben Angriffe der französischen Kavallerie aus, welche hier 2000 Pferde vereinigt hatte. Als das Bataillon endlich durch Kartätschfeuer auf 9 Offiziere und etwa 100 Mann zusammengeschmolzen war, wurde der Rest in einen Sumpf gedrängt und dort gefangen. Dies war kein volles Karree.

b) Beispiel eines eben solchen Gefechts aus dem Gefechte von Neustadt 1760.

Als im März 1760 Feldmarschall Laudon das kleine Corps des Generals von der Goltz in den Quartieren angriff, stand dieser mit zwei Bataillonen Manteuffel und einer Eskadron Bayreuth-Dragoner in Neustadt. Er hatte ein kleines Magazin und eine Bäckerei bei sich, die er nicht im Stich lassen wollte. Dies hielt ihn bis zum 15. März des Morgens auf; so dass ihn Laudon völlig von Neisse mit seiner Kavallerie abschnitt. Hundert Wagen marschirten auf der Strasse, die zwei Bataillone in einzelnen Peletons rechts und links daneben. Das Dragoner-Regiment Löwenstein, das schönste und bravste in der österreichischen Armee, griff die Avantgarde, das Regiment Palffy Kürassiers die Arrieregarde, und zwei Regimenter Husaren die Flanken an; Laudon selbst leitete sie. Aber alle Versuche einzubrechen, waren vergebens. Das Regiment Manteuffel setzte mit der grössten Ordnung und Standhaftigkeit seinen Marsch fort und empfing jede Attake mit einem ruhigen Pelotonfeuer. Es erreichte so, $1\frac{1}{2}$ Meile lang sich unaufhörlich schlagend und sich den Weg durch den Feind bahnend, Steinau, wo es in Sicherheit war. Es verlor gegen 140 Mann; die österreichische Kavallerie über 300 Mann.

18) Seite 297.

Das Gefecht von Garzia Hernandes am 12. Juli 1812. (Beamisch, Geschichte der englisch-deutschen Legion, Th. II. Seite 84 ff.)

Nachdem Wellington in der Schlacht bei den Arapilen (Salamanca) den M. Marmont geschlagen hatte, zog sich dieser nach Pennaranda zurück. Seine Arrieregarde, 3 Bataillons in sechsgliedrigen offenen Karrees, 6 Geschütze, und 6 Eskadrons, hatten rechts und links der Rückzugstrasse so eine Aufstellung genommen, dass die 6 Eskadrons links, die andern Truppen rechts des Weges standen

Bei den Engländern befanden sich an der Tete der Avantgarde die leichte Brigade englischer Kavallerie des Generals Anson, und hinter ihr die beiden schweren Dragoner-Regimenter der deutschen Legion, 6 Eskadrons. General Anson formirte sich gegen die französische Infanterie; die deutschen Regimenter dahinter zu dreien abmarschirt in Eskadrons; und zwar so, dass eine Attake in Echelons beabsichtigt war. — Gegen die Infanterie kamen nur 3 Es-

kadrons ins Gefecht; jede setzte auf ein Bataillon an und alle drei drangen nach dem heftigsten Widerstande ein und hieben die Bataillone zusammen. Zwei Schwadronen mussten kurz vor der Attake noch eine Schwenkung links machen, und hatten somit gar keinen eigentlichen Anlauf. — Die Franzosen wehrten sich verzweifelt; dennoch drangen die Dragoner ein.

Wunderbar erscheint der Umstand, dass die Trümmer der drei Bataillone, die an der Strasse nach Pennaranda zusammenliefen und dort einen unordentlichen Klumpen bildeten, von den siegreichen Schwadronen nicht niedergeritten werden konnten. Die drei Schwadronen verloren 4 Offiziere 48 Mann an Todten, 2 Offiziere 56 Mann an Verwundeten; die Franzosen dagegen allein 1400 Mann an Gefangenen.

Wellington sagt in seinem Bericht: »Ich habe nie einen kühneren Kavallerie-Angriff gesehen, als den, welchen die Kavallerie-Brigade der deutschen Legion unter dem Major von Bock gegen die feindliche Infanterie ausführte. Der Erfolg desselben war vollständig; die ganze, aus 3 Bataillonen der ersten Division des Feindes bestehende Infanterie desselben wurde zu Gefangenen gemacht.«

19) Seite 389.

Am 5. Februar 1831 überschritt F. M. Diebitsch die polnische Grenze, in der Richtung von Tykoczin auf Pultusk. Er hatte die Absicht, den harten Frost zu benutzen, und die fest gewordenen Gewässer der Narew, Bug und Weichsel zu überschreiten, gegen Warschau vorzudringen und so mit einem Schlage den Aufstand zu enden; indem er den Entscheidungskampf gegen den Heerd der Revolution führte. In der Nacht vom 8. zum 9. Februar trat plötzlich vollkommenes Thauwetter ein, welches anhielt. Die Wege wurden grundlos, 100 Geschütze der Reserve-Artillerie mussten bei Bijalystock stehen bleiben, um die Bespannung derselben zur Verstärkung der übrigen Artillerie zu benutzen. Im rechten Augenblick noch änderte Diebitsch seinen Operationsplan, marschirte links ab über Wysoko-Masowiecki, passirte den Bug noch auf dem Eise und gewann so die Chaussee von Brzesc-Litewski nach Warschau, was dann zur Schlacht von Grochow führte. Der ganze Feldzug erhielt dadurch eine andere Gestalt, denn der Brückenkopf von Praga deckte den Rückzug der Polen.

20) Seite 394.

Am 1. Mai standen die beiden preussischen Kolonnen des General York — 12¼ Bataillone, 12 Eskadrons, 6½ Batterieen — und Blüchers — 22 Bataillone, 43 Eskadrons, 10½ Batterieen — bei Rötha. Um auf das angewiesene Schlachtfeld zu kommen, mussten beide Kolonnen das Defilee der Elster, welches lang und beschwerlich war, bei Pegau und durch die Stadt passiren, auch theilweise das Defilee von Stockwitz benutzen. Die Disposition nahm auf das hieraus unvermeidlich entstehende Kreuzen keine Rücksicht, und so stiessen beide Kolonnen bei Audigast zusammen. Dies gab einen sehr unangenehmen Aufenthalt und war theilweise Schuld, dass der Angriff erst um Mittag begann. Denn da es unmöglich war, die Kolonnen durch einander hindurchzubringen, so wendete sich der grössere Theil des Blücherschen Corps auch nach Pegau, durch welches Defilee nun fast die ganze Armee (mit Ausnahme von 27 Bataillons, 9 Eskadrons, 7 Batterieen) debouchiren musste; es waren dies 71 Bataillone, 129 Eskadrons, 38 Batterieen, die denn auch von Tagesanbruch bis nach ½11 Uhr zu thun hatten.

21) Seite 400.

Beispiele von langen und starken Märschen.

1) Der stärkste Marsch aller Zeiten ist der des Konsul Claudius Nero, aus der Gegend von Canusium (Canusa am Ofanto) nach Sena gallica (Sinigaglia). Hannibal stand, 207 v. Chr., im südlichen Italien dem Claudius Nero gegenüber, und wartete den Anmarsch seines Bruders Hasdrubal ab, der aus Spanien durch Gallien über die Alpen in Ober-Italien eingedrungen war. Als Hasdrubal den Po passirt hatte, sandte er numidische Reiter mit einem Schreiben an Hannibal ab, sich mit ihm in der Romagna zu vereinigen. Diese fielen dem Nero in die Hände, der hierauf beschloss, dem Hannibal einen Theil seines Heeres gegenüberstehen zu lassen, mit dem Kern aber dem Hasdrubal entgegenzugehen, sich mit dem, diesem gegenüberstehenden Livius Salinator zu vereinigen, und so Hasdrubal zu schlagen. Es waren 6000 Mann Fussvolk und 1000 Reiter, mit welchen er diesen kühnen und genialen Entschluss ausführte. Die Ausführung entsprach der Anlage; Hannibal wurde über seinen Abmarsch völlig getäuscht. Nero hatte auf dem ganzen Wege durch Vorausgeschickte Verpflegung und Wagen für die Ermüdeten requiriren lassen. Er marschirte ohne Rasttag, und machte selbst mehrmals Nachtmärsche. So erreichte er am sechsten Tage Sena gallica, wo er sich unbemerkt mit Salinator vereinigte. Zwei Tage später wurde Hasdrubal in der Schlacht am Metaurus geschlagen.

In der Nacht nach der Schlacht brach Nero wieder auf, und marschirte denselben Weg in sechs Tagen wieder zurück. Die Entfernung beträgt 45 Meilen, so dass er also neunzig Meilen in 12 Marschtagen zurücklegte, täglich 7½ Meile machte und dazwischen eine entscheidende Schlacht lieferte.

2) Scipio Africanus Major stand im Frühjahr 210 bei Tarragona; er benutzte die zerstreute Aufstellung der karthagischen Heere, und setzte sich durch einen schnellen Marsch und überraschenden Angriff in Besitz von Karthagena, was damals der wichtigste Hafenplatz der Karthager in Spanien war, und die Hauptniederlage ihres Kriegsmaterials enthielt. (Siehe Livius XXVI Buch.) Er machte so mit 25,000 Mann Fussvolk und 2500 Pferden in 7 Tagen 38 Meilen.

3) Alexanders Marsch 335 aus Thrazien nach Theben war so schnell, dass er die Thermopylen hinter sich hatte, ehe die Thebaner nur seine Annäherung erfuhren. Es war 15- bis 20,000 Mann stark, und legte, nach Arrian, den Marsch in 14 Tagen zurück, täglich 3¼ Meile, aber in einem höchst schwierigen Terrain.

4) An die schnellsten Märsche des Alterthums reiht sich der Marsch der französischen Garden 1806. Sie verliessen am 24. September Paris, und waren am 6. Oktober bei Bamberg in Franken. Sie hatten so in 13 Tagen 90 Meilen, also täglich 7 Meilen, gemacht; die Infanterie war aber allerdings bis an den Rhein durch Vorspann geschafft worden. (Das Nähere bei von Höpfner, Geschichte des Krieges von 1806 und 1807 Th. I.)

5) Einer der schnellsten Märsche neuerer Zeit ist der des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig 1809 aus dem sächsischen Voigtlande nach Bremen. Sein Corps war 2000 Mann stark, wobei 700 Pferde und einige Geschütze. Er brach am 24. Juli 1809 von Zwickau auf, marschirte auf Leipzig, Halle, Quedlinburg, Halberstadt, Braunschweig, Hannover und Niemburg, wo die Weser passirt wurde; von hier weiter nach Elsfleth und Brake, wo sich das Corps nach England einschiffte. Er legte in 14 Tagen

65 Meilen zurück, täglich also über $4\frac{1}{2}$ Meilen, und hatte dabei zwölf Gefechte zu bestehen; das Hauptgefecht bei Leipzig mit den Sachsen; bei Halberstadt mit 3000 Westphalen und bei Oelper mit dem General Reubel und 6000 Franzosen. Wenn man bedenkt, wie bei dem berühmten Zuge des Grossen Kurfürsten 1675 aus Franken nach der Mark dieser mit 6000 Reitern, 1200 Musketiren und 13 Geschützen etwa 44 Meilen in 20 Tagen, täglich etwas über 2 Meilen machte, so springt das Grossartige obiger Märsche in die Augen.

Türenne machte in seinen längeren Märschen nie mehr als im Durchschnitt 2 Meilen täglich.

6) Die Märsche Friedrichs des Grossen.

Als er 1757 aus Sachsen nach Schlesien marschirte, ging er am 12. November von Leipzig über Grossenhayn, Bautzen nach Parchwitz, wo er am 28. November anlangte, nachdem er 17 Tage auf 42 Meilen zugebracht hatte; $2\frac{1}{2}$ Meile den Tag; er hatte nur 14,000 Mann.

Nach der Schlacht von Kollin war er nach Schlesien und der Lausitz gezogen und brach dann gegen die Reichs- und französische Armee auf. Mit 17,000 Mann Infanterie und 5000 Pferden ging er von Bernstädtl über Dresden, Grimma, Pegau, Naumburg, Weimar nach Erfurt, wo er am 13. September anlangte; er war am 25. August aufgebrochen und hatte 40 Meilen in 20 Tagen gemacht.

1758 geschah ein ähnlicher Marsch aus Schlesien zur Schlacht von Zorndorf. Mit 14,000 Mann brach er von Zorndorf über Liegnitz, Crossen, Frankfurt nach Küstrin auf, und hatte vom 11. bis 22. August 36 Meilen in 11 Tagen, also täglich $3\frac{1}{4}$ Meile gemacht.

1761 zog er aus Sachsen mit 19,000 Mann Infanterie und 6000 Pferden am 4. Mai nach Schlesien ab, und machte von Strehlen über Bautzen, Görlitz, nach Striegau, wo er am 13. Mai anlangte, in 10 Tagen 31 Meilen.

7) Erzherzog Karl stand 1796 in Bayern gegen die Franzosen unter Moreau und Jourdan, welche in zwei getrennten Armeen operirten. Er beschloss, sich, wie Claudius Nero, von Moreau auf Jourdan zu werfen; marschirte am 15. August von Nordheim ab, ging am 17. bei Ingolstadt über die Donau, war am 23. in Neumark und am 24. in Amberg, wo er Jourdan schlug. Er hatte 23 Meilen in 10 Tagen zurückgelegt, wobei grosse Terrainschwierigkeiten zu besiegen waren.

8) Der Marsch Napoleons im Mai 1800 über den St. Bernhard, mit 35,000 Mann, ist ein höchst merkwürdiges und geniales Werk. Vom Genfersee aus marschirte er bis an den Fuss des St. Bernhard. Dort, in St. Pierre, wurden Geschütze und Fuhrwerke auseinandergenommen, die Munition auf Maulthiere, Laffetten und Röhre auf Schlitten und ausgehölte Baumstämme geladen. Die sechs Meilen bis zum Hospiz wurden ohne längeren Anhalt zurückgelegt; die Soldaten zogen die Geschütze. Hinabgestiegen wurde auf einem Saumwege, auf dem nie ein Fuhrwerk gefahren war. Aosta wurde am 16. Mai mit Sturm genommen. Am 19. erreichte man das Fort Bard, welches das Thal der Dora baltea schliesst, und damals mit 400 Grenadieren und 22 Geschützen unter dem österreichischen Hauptmann Bernkopf, einem sehr entschlossenen Manne, besetzt war, der jede Aufforderung zur Uebergabe zurückwies. Die Franzosen stopften sich immer mehr und mehr oberhalb Bard. In der Nacht hieben sie einen Fussweg in die Felsen, und Menschen und Pferde umgingen das Fort. Das Geschütz wurde in der Nacht vom 23. Mai durch die Stadt gefahren, deren Strassen man mit Mist bedeckt hatte. Am 24. Mai stand die Avantgarde bereits bei Chivasso am Po. Von Villeneuve bis Jorea,

wo Lannes bereits am 21. Mai war, sind 22 Meilen; man hattè also in 7 Tagen täglich 3 Meilen gemacht, und zwar über ein Hochgebirge.

9) Bei der Versammlung des französischen Heeres im Jahre 1809 an der Donau war Oudinot mit 12.000 Mann und 2000 Pferden am 11. Februar von Hanau abmarschirt, und am 22. Februar in Ulm, am 26. in Augsburg eingetroffen; er hatte 40 Meilen in 16 Tagen zurückgelegt. — Davoust marschirte dagegen mit 44,000 Mann und 12,000 Pferden am 17. März von Erfurt nach Regensburg, wo er am 12. April eintraf; 48 Meilen in 27 Tagen. — Die Division Dupas marschirte von Homburg am 9. März ab und war am 10. April in Kassel, am 25. in Mühldorf am Inn; 90 Meilen in 48 Tagen. — Die Division Wrede stand am 5. Juli, mit 40 Geschützen, vor Wien, nachdem sie von Linz bis Wien in 4 Tagen 24 Meilen gemacht hatte. — Nach der Schlacht von Jena am 14. Oktober marschirte Davoust in 10 Tagen bis Berlin, wo er am 25. Oktober seinen Einzug hielt; also täglich 3 Meilen. Am 30. Oktober brach er wieder auf, erreichte in 2 Märschen Frankfurt, und war am 9. November in Posen; also 11 Märsche täglich 3 Meilen.

10) Der Marsch Napoleons nach der Landung 1814 wurde bis Grenoble in 6 Tagen, von da bis nach Paris in 14 Tagen, im Ganzen 150 Meilen in 20 Tagen gemacht; allerdings mit etwa nur 2000 Mann.

11) Der unaufhaltsame Marsch Blüchers nach der Schlacht von Belle-Alliance. Die preussische Armee hatte von der Schlacht bis zum 30., wo sie bereits vor Paris stand, 40 Meilen in 12 Tagen gemacht und dabei 6 Gefechte gehabt. Wie sich dabei die Entfernungen für die einzelnen Abtheilungen vergrössern, zeigt die 2. Brigade. Sie legte vom 15. Juni bis zum 3. Juli, also in 19 Tagen, 71 Meilen zurück, wovon auf die 11 letzten Tage 53 Meilen kommen; also in der Zeit der eigentlichen Verfolgung 5 Meilen täglich. In 19 Tagen hatte die Brigade
marschirt 208 Stunden,
geruht 27 Stunden, und
gelagert 221 Stunden; dabei aber 35 Stunden in 5 Gefechten gestanden. Sie hatte also auf 71 Meilen 235 wirkliche Marschstunden gebraucht, was für die Meile 3¼ Stunde macht; sie hatte theilweise schlechte Wege, viel Regen und zuletzt grosse Hitze.

12) Der Marsch der russischen Garden 1828 von Petersburg über Kiew nach Basardschick; es hatten 30,000 Mann 250 Meilen in 123 Tagen zurückgelegt. *)

22) Seite 409.

Das Hauptheer Napoleons — die Mitte, welche nachher den Zug bis Moskau fortsetzte — war am 24. Juni, als es über den Niemen ging, 238,800 Mann Infanterie, 62,400 Mann Kavallerie stark. Hiervon waren in der Schlacht bei Smolensk gegenwärtig 151,000 Mann Infanterie und 32,000 Mann Kavallerie, detachirt 6000 Mann Infanterie und 7500 Mann Kavallerie; der Verlust in 52 Tagen (die Schlacht war am 15. August), bei einem Marsch von 70 Meilen, war also 81,000 Mann Infanterie, 23,000 Mann Kavallerie. Hiervon kommen nur etwa 10,000 Mann auf Gefechtsverluste. Es war also ein Drittel des Heeres im Ganzen, und täglich ein Einhundertfunfzigstel abgegangen. Der Verlust an Pferden war, besonders in den Tagen vom 29. Juni ab, als nach warmem Wetter plötzlich anhaltender Regen eintrat, ungeheuer; die Mitte führte im Ganzen 117,000 Pferde mit sich und verlor

*) S. v. Gansauge: Kriegswissenschaftliche Analekten. Berlin 1826.

bei Wilna in drei Tagen über 10,000 Stück. — Zur Zeit der Schlacht von Borodino am 7. September war die Stärke in der Schlacht 103,000 Mann Infanterie und 31,000 Mann Kavallerie; es waren detachirt 22,000 Mann Infanterie, 5000 Mann Kavallerie; das Heer war also im Ganzen noch stark 125,000 Mann Infanterie, 36,000 Pferde, in Summa 161,000 Mann.

Es waren also 113,000 Mann Infanterie und 26,000 Mann Kavallerie abgegangen. Hiervon fallen nun auf die so blutige Schlacht von Smolensk und die folgenden Gefechte allerdings 20,000 Mann etwa; die 35 Meilen von Smolensk bis Borodino hatten dann, in 23 Tagen zurückgelegt, aber immer noch 15,000 Mann gekostet. Acht Tage später zog Napoleon mit 90,000 Mann in Moskau ein, und hatte 13,000 Mann detachirt. Die Schlacht hatte ungefähr 30,000 Mann gekostet; auf den 15 Meilen zwischen Borodino und Moskau waren also wiederum 18,000 Mann liegen geblieben.

Souwaroff hatte den Zug über den St. Gotthard am 21. September angetreten und war 25,000 Mann stark. Der Zug dauerte bis zum 3. Oktober, wo er ins Thal des Vorderrheins wieder hinabgestiegen war. Er hatte Gefechte bei Airolo, am St. Gotthardt, an der Teufelsbrücke, bei Am Steg, bei Mutten und im Linththale. Diese Gefechte haben ihm aber nicht viel gekostet. Nichtsdestoweniger hatte er nach dem märchenhaften Zuge, der seines Gleichen wohl nicht so bald finden wird, im Rheinthale nur noch etwa 12,000 Mann; es sind etwa 10,000 Mann auf 11 Tage verloren gegangen. Die näheren Umstände findet man in von Clausewitz »Der Feldzug von 1799 in Italien und der Schweiz« Th. II., eine der schönsten Darstellungen, vielleicht die schönste, die der verewigte General gegeben hat.

Das Yorksche Corps war beim Beginn der Feindseligkeiten 1813 am 16. August 40,000 Mann stark. Am 19. Oktober zählte es noch 12,000 Mann. Die Gefechte bei Goldberg, Löwenberg, an der Katzbach, bei Wartenburg und Möckern hatten etwa 12,000 Mann gekostet; 16,000 Mann also die Hin- und Hermärsche.

23) Seite 414.

Einige Beispiele von Kriegsmärschen.

1) Am 16. Juni 1815 marschirte von der braunschweigischen Artillerie eine reitende Batterie unter Major Moll, die 1¾ Meilen diesseits Brüssel in Asche kantonnirt hatte, bis Quatrebras, wo sie um ½7 Uhr Abends eintraf, nachdem sie 3 Meilen Trab gemacht hatte, und so gleich ins Gefecht kam. Die Kavallerie, 5 Eskadrons, stand in weitläuftigen Kantonnirungen in Maassen und hatte theilweise über 2¼ Meilen bis Brüssel zu marschiren; sie war um 4 Uhr auf dem Schlachtfelde.

Die schottischen Regimenter, das 42. und 92., marschirten am 16. früh um 2 Uhr aus Brüssel ab, nachdem um 12 Uhr Nachts der Befehl zum Aufbruch gegeben war; sie standen um ½4 Uhr Nachmittags 4 Meilen weiter bei Quatrebras im Feuer. Gleichzeitig mit ihnen hatte die braunschweigische Infanterie den Befehl zum Aufbruch erhalten; sie hatte 1 bis 2 Meilen weiter zu marschiren, und traf nach einem Marsch von 6 Meilen um ½5 Uhr auf dem Schlachtfelde ein, wo sie sogleich gegen feindliche Kavallerie Karrees formiren musste und die Angriffe abschlug.

2) Das vierte Armee-Corps (von Bülow) stand am 15. Abends noch in der Gegend von Lüttich, theilweise sogar noch auf dem rechten Maasufer; es hatte bis Ligny noch 9¼ Meile zu marschiren. Es setzte sich am 16. mit Tagesanbruch in Marsch, um sich bei Hannut zu konzentriren. Die meisten Truppen hatten bis dahin 4 bis 5 Meilen. Auf dem Marsch traf sie die neue

Ordre, eiligst nach Sombref heranzurücken. Bei Hannut wurde abgekocht, und dann weiter marschirt. Mit Einbruch der Nacht traf das Corps bei Bodecé auf der Römerstrasse ein, nachdem die meisten Theile 6 bis 7, einige sogar 8½ Meilen gemacht hatten.

Am 16. Juni 1815 brach das 3. Armee-Corps um 7 Uhr Morgens in einer Kolonne von Namür auf, und stand um 12 Uhr bei Sombref, hatte also 3 Meilen in 5 Stunden mit etwa 30,000 Mann zurückgelegt.

Am 27. Juni marschirte das 1. Armee-Corps (Zieten) von Chouny über Noyon nach Compiegne, 5½ Meile. Um ½7 Uhr marschirte es bis Noyon, 2 Meilen; um 12 Uhr nach Compiegne, sodann die 4. Brigade bis Gillicourt 2½ Meile, also letztere machte 8 Meilen.

Die 2. Brigade marschirte dann von Compiegne nach Longpré, 3½ Meile, wo sie um 1 Uhr Nachts ankam; sie hatte 9 Meilen in 20 Stunden gemacht. Gegen Morgen fand noch der Ueberfall bei Villers-Cotterets statt. Auf dem Marsche dahin traf der Capitain von Oppenkowski mit einer Füsilier-Compagnie im Walde auf 2 reitende Batterieen mit 14 Geschützen und 20 Munitionswagen; er nahm sie nach kurzer Gegenwehr. Villers-Cotterets wurde genommen und der Marschall Grouchy beinahe im Bett gefangen. Die Brigade war so mitten in der feindlichen Armee, die rings umher in der Nacht gelagert und kantonnirt hatte.

24) Seite 415.

General von Sacken (Corps beim schlesischen Heere) konnte sich am 9. Oktober 1813 einem Gefecht, welches sicher nachtheilig für ihn geworden wäre, nicht anders als durch einen Nachtmarsch entziehen. Er stand auf dem rechten Muldeufer gegen Eilenburg; seine Avantgarde war gegen Mockrehna zurückgedrückt, und ein Theil der französischen Hauptarmee marschirte gegen Düben, welches gegen ½4 Uhr Nachmittags von den Franzosen erreicht wurde. Sacken brach nunmehr auf, umging Düben in einem Bogen, indem er die ganze Nacht durch marschirte, und passirte am andern Morgen die Mulde bei Raguhn, nachdem er sechs Meilen gemacht hatte.

25) Seite 422.

Als Langeron am 9. Oktober 1813 von Düben nach Jesnitz marschirte, hatte er seine ganze Reserve-Artillerie an der Queue. Er glaubte das Sacken'sche Corps noch hinter sich zu haben; es waren aber die Franzosen, die um 3 Uhr Nachmittags in Düben einrückten. Folgten sie einigermassen lebhaft nur mit einigen Schwadronen, so konnte leicht die ganze Reserve-Artillerie, wenn nicht verloren gehen, so doch auf längere Zeit gefechtsunfähig gemacht werden.

Es ist überhaupt eine Hauptregel, nie die Artillerie an der Queue marschiren zu lassen, sondern unter allen Umständen hinter ihr noch eine Partikularbedeckung, welche nach Verhältniss der Länge der Kolonne stark gemacht werden muss.

26) Seite 423.

Beim Vorgehen gegen Dresden war die Bagage dem grossen böhmischen Heere zu nahe gefolgt. Als nun nach der Schlacht der Rückzug angetreten wurde, stiessen die Truppen bald auf die Bagage, welche sich in den Defiléen, von Dippoldiswalde und Altenburg namentlich, festgefahren hatte. Wäre die Verfolgung energischer gewesen, so würde die Lage mehrerer grösserer Abtheilungen sehr kritisch gewesen sein. Aehnlich ging es den Franzosen bei

Belle-Alliance, die ihre Bagage kaum eine Viertelmeile hinter der Schlachtlinie mit herangeschleppt hatten. Sie stopfte das Defilée von Gemappe und wurde so Ursache, dass die französische Armee nicht eines von den in der Schlacht gewesenen Geschützen rettete.

27) Seite 438.

(Plan der Umgegend von Berlin.)

Eine Avantgarde marschirt von Berlin auf Gross-Beeren.

Der Lilograben beginnt etwa 2000 Schritt hinter Heinersdorf, und läuft von da an ziemlich parallel mit der grossen Strasse 5000 Schritt bis Gross-Beeren. Anfangs ist er 1000 Schritt, dann später etwa 500, zuletzt 200 Schritt vom Wege entfernt. Auf dieser ganzen Strecke ist kein Uebergang über die von ihm durchflossenen sumpfigen Wiesenstrecken. Auf seiner linken Seite (d. h. auf der linken Flanke der marschirenden Kolonne) finden sich einzelne Waldungen und das Dorf Klein-Beeren, ein Terrain, welches vielfach Gelegenheit zu verdeckten Truppen-Aufstellungen gewährt.

Wollte man nun nach jener Regel den linken Seitentrupp führen und ihn jetzt an den Vortrupp heranziehen, so bliebe eine Terrainstrecke unaufgeklärt, die der Feind, das Defilee von Blankenfelde benutzend, ganz füglich zu einer Aufstellung gebraucht haben könnte. Entfernt sich dagegen der Seitentrupp nicht weiter als 2000 Schritt von der Kolonne, so ist er allerdings jeden Augenblick in Gefahr, gegen die sumpfigen Wiesen geworfen zu werden; und ist Gross-Beeren vom Feinde besetzt, so kann er gefangen werden.

Ganz anders wird dies, wenn er sich links ausbreitet, die Waldflecken durchsucht und mit der Infanterie nicht eher über Klein-Beeren hinausrückt, als bis er sich durch Kavallerie-Patrouillen in der Richtung auf Blankenfelde gesichert und erfahren hat, dass Gross-Beeren unbesetzt ist. — Hier hört dann allerdings seine Thätigkeit, des Dietersdorfer Bruchs wegen, auf, und er schliesst sich dem Vortrupp an.

28) Seite 442.

(Plan der Umgegend von Berlin.)

Eintheilung und Führung einer Avantgarde.

1 Bataillon, 2 Eskadrons, 2 Geschütze gehen als Avantgarde von Berlin über Pankow nach Rosenthal.

Eintheilung:

1 Zug Kavallerie.	½ Eskadron.	1 Zug Kavallerie.
50 Mann Infanterie.	150 Mann Infanterie.	50 Mann Infanterie.
	3 Compagnien.	
	2 Geschütze.	
	1 Eskadron.	

Das Gros marschirt auf der Chaussee. Rechts wird ein Zug Kavallerie auf die Chaussee nach der Löffelbrücke, eine Patrouille nach Heinersdorf entsendet. Die Infanterie bleibt beim Vortrupp, bis da, wo sich die Wege bei Pankow theilen. Von dort an dirigirt sich das Gros links und die Infanterie des rechten Seitentrupps rechts. Eine Kavallerie-Patrouille wird links nach der steinernen Brücke, eine andere nach der Fuhrt entsendet; die Infanterie durchsucht Pankow und stellt sich an beiden Brücken auf.

Seitenpatrouillen werden links nach dem Louisenbrunnen entsendet; eine Kavallerie-Patrouille nach dem weissen Berge; die Infanterie zieht sich durch

die Kolonie. Eine Kavallerie-Patrouille nach Reinickendorf. An der Fuhrt macht die Infanterie Halt; das Gros an der Lisiere von Pankow.

Das Seitendetachement rechts sendet die Kavallerie über die Löffelbrücke und Patrouillen nach Buchholz; von der Löffelbrücke gegen die Rollberge. Die Infanterie sucht den Park von Schönhausen in einer Tirailleurlinie ab; durch das Dorf Schönhausen gehen Patrouillen.

Der Vortrupp sendet seine Infanterie tiraillirend durch die Königsplantage. An der Spitze derselben wird die Infanterie des linken Seitentrupps zum Vortrupp herangezogen; die Infanterie macht Halt; die zwei Züge Kavallerie traben gegen Rosenthal vor, links und rechts die Verbindung suchend; die Eskadron vom Gros folgt als Soutien.

Die Kavallerie des linken Seitentrupps geht inzwischen von Reinickendorf auf der grossen Strasse rasch vor, um das Ende des Pachwisch zu erreichen und demnächst rechts die Verbindung wieder herzustellen.

29) Seite 444.

Beispiel für die Flankendetachements.

(Plan der Gegend von Berlin und Potsdam.)

Es marschire eine Division von Berlin nach Potsdam; der Feind befinde sich bei Potsdam und Saarmund, Spandau sei in seiner Hand. Die beiden Flanken, besonders aber die linke, sind daher unsicher.

Wir formiren

das rechte Seitendetachement aus 2 Compagnien 50 Pferden,
das linke » aus 4 » 2 Eskadrons, 2 Geschützen.

Das rechte Seitendetachement marschirt zunächst durch den Thiergarten, die Infanterie nur auf dem Kurfürstendamm. Es entsendet eine Kavallerie-Patrouille auf das Plateau hinter Charlottenburg, welche sich dort postirt.

Sodann wird eine Kavallerie-Patrouille nach der Hundequäle, ein Zug Infanterie nach der Weinmeisterbrücke, ein Zug nach Grunewald, ein Zug nach den Fischerhäusern, ein Zug nach der Unterförsterei am Schlachtensee entsendet; zwei Züge werden am Niclassee postirt. Einzelne Kavallerie-Patrouillen werden durch den Grunewald bis zur Charlottenburger Allee poussirt.

Das linke Seitendetachement entsendet zwei Eskadrons über Tempelhof, die Rauenberge, Lankwitz, Giesendorf, Teltow, Stahnsdorf, welche Patrouillen über den Mühlenberg bei Ruhlsdorf, Gütergotz, den Stern und Drewitz nach Nowawess zu entsenden haben. Die Infanterie mit den beiden Geschützen bleibt bis Steglitz bei der Avantgarde; zieht sich dann aber nach Lichterfelde links ab, und schickt einen Zug nach der Brücke zwischen Lichterfelde und Giesendorf, während das Gros sich mit 2 Compagnien, 2 Geschützen bei Schönau, mit 2 Compagnien bei Mechenow postirt. Ist bis Gütergotz nichts vom Feinde entdeckt, so wird 1 Compagnie von Schönow nach Machenow, und von dort 1 Compagnie nach Kohlhasenbrück entsendet; die anderen folgen, sobald die Queue der Kolonne auf der Höhe der Chaussee vorbei ist.

Von Kohlhasenbrück dirigirt sich das Ganze entweder auf Nowawess oder auf Drewitz.

30) Seite 451.

(Sektionen der General-Stabskarte, Gegend von Schweidnitz.)

Beispiel für die Führung der Arrieregarde einer Division.

Eine Arrieregarde aus 2 Bataillons, 6 Eskadrons, 2 Fuss- und 2 reitenden Geschützen zieht sich auf der Strasse von Klein-Leutmannsdorf über Mittel-Peterswalde nach Carlswalde zurück. Der Feind folgt in derselben Richtung.

Eintheilung:

1 Eskadron.

1 Compagnie. 10 Pferde.	4 Eskadrons. 2 reitende Geschütze.	1 Eskadron. 1 Compagnie.

2 Compagnien.

2 Fussgeschütze.
4 Compagnien.

Erste Aufstellung.

1 Eskadron an der Brücke von Klein-Leutmannsdorf.	1 Eskadron rechts vorgeschoben bis Mittel-Faulbrück.

Kavallerie-Patrouillen links bis an das Gebirge.	4 Eskadrons 2 Geschütze vor Klein-Leutmannsdorf.

1 Compagnie in Leutmannsdorf, da wo die Schlucht hineingeht.	2 Compagnien in der Gegend der Kirche.	1 Compagnie am andern Ende am Wolkteich.

Reserve hinter der Kirche von Leutmannsdorf.

In dieser Stellung wird der Abmarsch der Kolonne abgewartet, und der nöthige Abstand von derselben gewonnen. Drängt der Feind, so hindert die Kavallerie ihn, mit Plänkern an die eigentliche Stellung zu kommen und die Schwäche derselben zu erkennen. Entwickelt er stärkere Massen, so geht die Kavallerie langsam bis hinter Leutmannsdorf zurück. Ist er bis auf 1500 Schritt heran, so geht die Infanterie auch zurück, und zwar die links stehende Compagnie in den Grund, der nach der Brachenkuppe führt, dann an der Waldlisiere fort, bis zum Grenzfluss;

die Mitte zieht sich bis hinter die Brücke über den Grenzfluss, die Kavallerie dahinter, das Gros bis Peiskersdorff;

die rechts stehende Compagnie besetzt die letzten Häuser von Peiskersdorff, die Eskadron bleibt vor ihr und schickt Patrouillen bis zur Peile.

Dritte Aufstellung:

Links.	Mitte.	Rechts.
1 Compagnie in Seiffersdorf.	2 Compagnien im Schloss-Vorwerk und Lehmgruben.	(1 Compagnie geht durch Nieder-Peterswalde zum Gros.)
	2 Fuss-Geschütze rechts daneben.	1 Schwadron zw. Nied. Peterswalde und Ernsdorf.
	2 Compagnien im Schloss, Park, Kirche von M. Peterswalde.	
	3 Compagnien Reserve im Dorf; rechts und links Abschnitte bildend.	
	4 Eskadrons 2 reitende Geschütze links auf der Strasse nach Seiffersdorf vorgeschoben.	
	1 Eskadron nach Kolonie Dorotheenthal.	

In dieser Stellung kann das Gefecht schon eine ziemlich geraume Zeit hingehalten werden, und die Gefahr um so weniger eintreten, als von den links gelegenen Höhen jede Bewegung des Feindes zu übersehen ist.

Wir supponiren nun, dass die Kolonne sich an der Peile aus irgend einem Grunde stopfe, und der Arrieregarde in dem Augenblick des Eintreffens bei der ersten kleinen Brücke der Befehl zugehe, zu halten, wo sie sei, um der Kolonne Raum zu geben.

Wir werden hier den Marsch bis hinter den Klinkenbach fortsetzen. Dann wird
die Schwadron rechts näher herangezogen;
die Compagnie links geht bis hinter den Steingrund;
die Mitte lässt 2 Compagnien am Klinkenbach, und dahinter
5 Compagnien 2 Geschütze.

Die Kavallerie wird nach Mittel-Peterswalde vorgeschickt, wirft kleine Abtheilungen des Feindes zurück, und zieht sich vor stärkeren gegen die Ziegelei und so auf die Position zurück.

Der weitere Rückzug über die Peile wird sodann, wenn die Zeit für die Arrieregarde herankommt, fortgesetzt. Die Uebergänge bleiben besetzt, und werden zum Abbrechen vorbereitet; Tirailleurzüge werden an die jenseitige Lisiere des Dorfs postirt; eine Compagnie rechts vom Hauptberge; eine Compagnie links am Höckberge; eine Compagnie in Neu-Bielau; das Gros der Infanterie kommt nach der Ziegelei; die Kavallerie an den Eiskeller. —

Es ist hier angenommen, dass der Feind hauptsächlich auf der grossen Strasse drängt. Anders muss natürlich die Einrichtung sein, wenn er auch rechts auf der Strasse von Schweidnitz nach Reichenbach vorrückt, oder links im Gebirge. Letzteres ist unwahrscheinlich, da er dort keine parallelen Strassen findet, und es nur mit Infanterie geschehen könnte, welcher wir immer zuvorkommen können.

Im ersteren Falle müssen von dem rechten Seitendetachement die Uebergänge über die Peile und Neudorf, Ernsdorf und Reichenbach nach und nach besetzt und zerstört werden. Die Kavallerie muss dann auf das rechte Ufer übergehen. Das rechte Seitendetachement ist dann weit von dem Gros entfernt und muss verstärkt werden. Wir würden es, nach Umständen, zwei, auch drei Compagnien und zwei Eskadrons stark machen und die Kavallerie-Reserve bei allen Aufstellungen des Gros mehr rechts schieben, damit sie zur Aufnahme des Detachements bereit steht.

Dringt der Feind links im Gebirge vor, so wird das linke Seitendetachement um eine oder zwei Compagnien verstärkt; es bleiben für die Mitte dann doch noch vier oder fünf Compagnien übrig.

31) *Seite* 472.

Wie nachhaltig die *Vertheidigung örtlicher Gegenstände* selbst gegen grosse Uebermacht geführt werden kann, das zeigt sich recht in der *Schlacht von Belle-Alliance*.

In dem Schloss und Park von Hougoumont haben 3 Bataillone der englischen Garde (Coldstream G.) und 100 Mann der hannöverschen leichten Infanterie den Angriffen des aus 40 Bataillonen, 46 Kanonen bestehenden zweiten französischen Corps gegenüber von 12 Uhr Mittags an fortwährend sich gehalten. Das Wäldchen und den Park erzwangen die Franzosen erst gegen 6 Uhr; das Schloss brannte ab, aber in den Nebengebäuden und in den Trümmern hielten sich die Engländer.

In dem Pachthofe von la Haye sainte schlug sich das zweite leichte Bataillon der deutschen Legion von 1 Uhr bis ½6 Uhr, und gab das Gehöft erst auf, als es sich *ganz verschossen* hatte.

Auch die *Schlacht von Ligny* dreht sich lediglich um den Besitz der Dörfer St. Amand und Ligny. Sie dürfte unstreitig einen andern Ausgang genommen haben, wenn man von Anfang an alle die künstlichen Mittel angewendet hätte, die die Vertheidigung erhöhen. Nur das alte Schloss in Ligny, ein massives Gebäude, war einigermassen eingerichtet; was denn auch den Erfolg hatte, dass während des ganzen Dorfgefechts es nicht in die Hände der Franzosen fiel. Beide Dörfer sind fast ganz massiv, so dass ihnen wohl leicht hätte in kurzer Zeit eine grössere Widerstandsfähigkeit gegeben werden können. So aber nahmen die Franzosen St. Amand, welches noch dazu nur mit 3 Bataillonen besetzt war, im ersten Anlauf, und der ganze fruchtlose folgende Kampf drehte sich um die Wiedereroberung. Die Engländer haben unter ähnlichen Verhältnissen gefochten und offenbar mehr geleistet.

32) *Ebendaselbst.*

So gross aber auch einerseits die möglichen Vortheile sind, so gross können auch die Nachtheile werden, wenn solche Mittel der Vertheidigung übersehen werden, und dem Feinde das ohne Kampf überlassen wird, was festzuhalten in unserem Interesse liegt. Die Kriegsgeschichte giebt gerade hiervon unzählige Beispiele, wir wollen eins aus der Schlacht von Wavre nehmen.

Das Dorf Limale lag vor dem rechten Flügel der preussischen Stellung, hinter der Dyle, über welche eine Brücke führte. Der Ort war mit 3 Bataillonen des 19. Infanterie-Regiments und 3 Eskadrons besetzt. War die Brücke abgebrochen, oder auch nur gut gesperrt, so hätte der Uebergang lange vertheidigt werden können; die Franzosen hätten ihn vielleicht ebensowenig genommen, wie den bei Wavre. Es war aber *Nichts* geschehen. Das Dorf selbst war nur mit einigen Tirailleurs besetzt.

Gegen Abend griffen die Franzosen die Brücke plötzlich mit Kavallerie an, nahmen sie, drangen durch, liessen Infanterie folgen und behielten in ihren Händen den Uebergang. Später gingen 4 Divisionen, das ganze Corps von Grouchy, hier über und nur so wurde das nachtheilige Gefecht vom 19. Juni möglich.

In Wavre selbst hatte man die Brücke gesperrt und hier schlugen 4 Bataillone, bei einer eigentlich viel ungünstigeren Lokalität (da die Vorstadt von Wavre jenseits der Brücke liegt) 13 verschiedene Angriffe ab, welche von Vandamme mit 31 Bataillonen unternommen wurden.

Staatliche Bibliothek Passau

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. Decker).

Mg

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Griesheim, Gustav <<von>>,

Vorlesungen über die Taktik

Berlin 1860

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Mg (b) 142(2)
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11343919-4